Ingo Trüter

Gelehrte Lebensläufe

Habitus, Identität und Wissen um 1500



Elegia H. Bebelii.

Aſpice mortalis quam ſit fiducia mentis
Irrita pompoſe/ſpes tua vana nimis
Gloria vana hominum/ vani ſunt orbis honores
Pompa ſub hoc mundo vana/caduca cito
Rumpitur et tranſit/quicquid ſub ſydere lune
Spirat/et in cineres ſoluitur omnis homo
Spes ſoli ſeruire deo/ſunt cetera fraudes
Dilige virtutes/ iuſticiamq; cole
Hec tibi dant requiem veram/dant gaudia certa
Angelicos celi dant coluiſſe choros
Aſpice mortalis quam mors diſcrimine nullo
Imperitet iuueni cum vetuliſq; pigris

Lege ſub equali pauper vel Perſidis omnes
Diuicie ſubeunt fata tremenda necis
Nec genus aut quemquã virtus a morte redemit
Aut facies Paridis vel probitatis honos
Magnus Alexãder cecidit/fortiſſimus Hector
Nec lariſſeus tutus Achilles erat
Morte coactus abiis pede velociſſime lada
Orpheus et Socrates cumq; Platone cadũt/
Sic perit immundi clariſſima gloria mundi
Et tantum ſaluus qui bene vixit erit
Aſpice mortalis preſentia buſta iacentum
Quid valeat faſtus diuitieq; vide

Arida comperies exhauſtis oſſa medullis
Fidere quid poſſis ipſe videre potes
Pyramides regum/media et de plebe iacentum
Buſta lacerte habitant/oſſaq; et exta vorant
I nunc et tumida incedas ceruice ſuperbus
Faſtidi populum pauperiemq; grauem
Patricios atq; agricolas diſcrimine dic quo.
Cernis. nos choreã hanc cogimur iſſe ſimul.

Impreſſum per fratrem
Nicolaum Kölbs
Plebanum in Durlach.

Universitätsverlag Göttingen

Ingo Trüter

Gelehrte Lebensläufe



erschienen im Universitätsverlag Göttingen 2017

Ingo Trüter

Gelehrte Lebensläufe

Habitus, Identität und Wissen um 1500



Universitätsverlag Göttingen
2017

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Autorenkontakt
Ingo Trüter
E-Mail: ingo.trueter@gmx.de

Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (http://www.sub.uni-goettingen.de) erreichbar.

Satz und Layout: Ingo Trüter
Umschlaggestaltung: Petra Lepschy
Titelabbildung: Hans Schäufelein, Die Lebensalter des Menschen und der Tod, ca. 1517 (Wikimedia Commons)

https://univerlag.uni-goettingen.de
ISBN: 978-3-86395-311-9
DOI: https://doi.org/10.17875/gup2017-1023

Inhalt

Vorwort

Aber mir quamen min promotiones nit zu nutz, dieweil ich folgens weltlich wart und het min fatter das gelt, so er an disse promotiones in artibus an mich gelacht hat, wol mogen sparen, dan sei sint mir wenich profitlich gewest.
(Hermann von Weinsberg, 1537)

Die Zeiten ändern sich: Ich komme heute in einer hedonistischen und hochgradig individualisierten Welt zu einem anderen Ergebnis hinsichtlich meiner Dissertation, die im Sommersemester 2013 von der Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen angenommen und für die Drucklegung geringfügig überarbeitet wurde. Genau wie für Hermann von Weinsberg vor fast 500 Jahren wäre die Promotion für meinen aktuellen Beruf zwar nicht notwendig gewesen. Die vielfältigen Erfahrungen, die ich während der Arbeit an diesem Projekt sammeln, das vermeintlich nunmehr unnütze Wissen, das ich mir aneignen durfte, und der Spaß, den ich bei Vorträgen, Diskussionen mit anderen Wissenschaftler*innen und auf diversen Forschungsreisen hatte, wiegen den etwaigen monetären Verlust jedoch allemal auf.

An erster Stelle sei daher Herrn Prof. Dr. Frank Rexroth gedankt. Er wusste mich bereits in meinem zweiten Studiensemester für die spätmittelalterliche Geschichte zu begeistern und hat mich seither stets aufgeschlossen, hilfsbereit und intellektuell anregend auf meinem akademischen Weg geleitet. Auch Herrn Prof. Dr. Marian Füssel bin ich zu großem Dank verpflichtet. Er hat sich stets Zeit für

dieses Projekt genommen und es in einem Maße gefördert, wie ich es mir intensiver nicht hätte wünschen können.

Ich danke der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die meine Promotion im Rahmen des Graduiertenkollegs 1507 „Expertenkulturen des 12. bis 18. Jahrhunderts“ finanziell gefördert hat. Ich bin allen an diesem Kolleg beteiligten Professor*innen und Stipendiat*innen zu Dank verpflichtet, die durch zahlreiche gemeinsame Diskussionen, Vorträge und Lektüren zum Gelingen der vorliegenden Studie beigetragen haben. Des Weiteren habe ich dem „International Graduate Center for the Study of Culture“ (GCSC) in Gießen zu danken; nicht nur für die anfängliche Finanzierung meines Projekts, sondern auch für das offene Klima, in dem ich meinen wissenschaftlichen Horizont erheblich erweitern konnte. Insbesondere Frau Prof. Dr. Christine Reinle und Herrn Prof. Dr. Horst Carl bin ich für die freundliche Aufnahme in ihre Kolloquien zu Dank verpflichtet.

Jan-Hendryk de Boer und Maximilian Schuh haben den Redaktionsprozess des Manuskripts im Herbst und Winter des Jahres 2012 – Jan-Hendryk de Boer zuletzt auch während der Drucklegung – besonders intensiv begleitet. Ihnen danke ich von Herzen; insbesondere dafür, dass sie – im Gegensatz zu mir – niemals die Ruhe verloren und ein ums andere Mal zu konstruktiven Lösungen beitrugen. Frerk Schenker hat das Manuskript in Gänze gelesen und dabei dank seiner profunden journalistischen Ausbildung manche stilistische Untiefe zu umschiffen geholfen. Hierfür und nicht zuletzt für die stete freundschaftliche Unterstützung sei ihm an dieser Stelle ein ganz besonders herzlicher Dank ausgesprochen. Etwaige Unaufmerksamkeiten in Orthographie und Interpunktion sind ausschließlich dem Autor, keineswegs den zuvor benannten Personen anzulasten.

Ich danke den Mitarbeiter*innen der Bibliotheken und Archive, die mir so bereitwillig und unproblematisch Einblick in die spätmittelalterlichen Bestände und zuletzt auch unbürokratisch den Abdruck einzelner Quellen daraus in diesem Buch gewährten. Beim Universitätsverlag danke ich Frau Pabst und Frau Lepschy für die tatkräftige und freundliche Unterstützung bei der Vorbereitung des Manuskripts für die Drucklegung.

Unzählige Personen haben in Gesprächen mit ihren Denkanstößen dazu beigetragen, dass die Studie in der heutigen Fassung zu lesen ist. Einigen sei an dieser Stelle namentlich gedankt: Hanne Hohmeister, Nicolas Büchse, Sabrina Denault, Sebastian Dümling, Katharina Behrens, Jana Madlen Schütte, Damaris Grimmsmann, Piotr Wittmann, Jaime Cárdenas Isasi, Philipp Grace, Mona Knorr, Kerstin Seidel, Annika Goldenbaum, Matthias Roick, Björn Reich, Esmeray Sarah Ergel, Roberto Zaugg, Richard Kirwan und Robert Gramsch-Stehfest.

Ich danke meinen Eltern, Wilfried und Otti Trüter, und meinem Bruder, Heiko, die mich stets bei der Arbeit an diesem Buch unterstützten und auch in allen anderen Lebenslagen für mich da waren und sind. Meine Mutter und meine Schwiegermutter, Marion Farwick, haben mir in vielen Stunden die Arbeit an diesem Projekt ermöglicht, indem sie liebevoll unsere Kinder betreuten. Dafür gebührt

ihnen herzlicher Dank. Ich bedaure, dass mein Vater den Abschluss des Projekts mit der fröhlichen Prozession zum Göttinger Gänseliesel nicht mehr miterleben konnte.

Von ganzem Herzen danke ich meiner eigenen Familie, allen voran meiner Freundin Verena Kleymann. Sie hat in beeindruckender Weise dafür Sorge getragen, dass dieses Projekt schließlich in einem gedruckten Buch mündet und nicht zwischen den alltäglichen Herausforderungen in Vergessenheit geriet. Auf die Frage, was ihr Papa denn arbeite, mussten unsere Kinder, Elisa und Ole, jahrelang wenig überzeugt antworten, er schreibe ein Buch. Endlich halten sie dieses in Händen. Ihnen sei es gewidmet.

Göttingen, im April 2017

Ingo Trüter

1. Einleitung

1.1 Neue Biographik statt Heldenbiographie

Da ich weder durch meine eigenen Anstrengungen noch durch die Unterstützung meines Vaters genug Geld verdienen konnte, um zum Doktorgrad aufzusteigen, mir der Sinn aber ebenso wenig danach stand, Priester zu werden, heiratete ich eine ehrliche und durch gute Sitten ausgezeichnete Jungfrau, die durch Reichtümer so ausgestattet war, dass ich mit Hilfe dieser die Doktorinsignien auf ehrenvolle Weise empfangen konnte.[1] So arglos vergegenwärtigte Johannes Kingsattler 1531 in seinen Familien-Notizen die wohl folgenreichste Entscheidung seines Lebens aus dem Jahr 1514. Einige Jahre zuvor, wahrscheinlich im Jahr 1527, hatte Willibald Pirckheimer sich der Umstände, unter denen der Plan für sein Leben geschmiedet worden war, in seiner Vita wie folgt erinnert: *Nach seiner Rückkehr* [aus Italien] […] *überlegte Willibald mit seinem Vater, wie er sein Leben einrichten solle. Er strebte danach, den sogenannten Doktorgrad zu erwerben und an den Hof des Kaisers zu gehen. Als aber der Vater ihm die Nachteile des Hoflebens und die ungeheuren Mühen, die er einst ertragen hatte, vor Augen führte, da ließ er von seinem Vorhaben ab* […]. *Da er eine Frau nehmen musste, wählte er ein Mädchen aus patrizischem Geschlecht, das nicht weniger ehrenhaft als begütert war.*

---

[1] Kingsattlers Autobiographie ist abgedruckt bei Haller, *Anfänge II* (1927), S. 211*–224*, hier 213* und wird im Folgenden zitiert als King, AB: *Tandem, quum nec laboribus meis necque paternis subsidiis acquirere possem tantum pecunie, ut ad doctoratus gradum ascenderem, necque animus esset, ut prespiter fierem, uxorem duxi virginem bonis moribus honeste et diviciis sic dotatam, ut cum hiis honorifice doctoralia nactus sim insignia; de quibus infra.* Alle Übersetzungen stammen grundsätzlich von mir, es sei denn, es wird anders vermerkt. Die lateinischen Zitate werden dem Lautwert nach modernisiert.

Bald darauf wurde er in den Nürnberger Rat gewählt […].[2] Etwas über ein Jahrzehnt später, am 2. Februar 1538, nannte Johannes Eck in seiner autobiographischen *Epistola* an Moritz von Hutten ganz andere Motive für sein Verbleiben an der Universität Ingolstadt: *Ich erhielt einmal ein Kanonikat in Augsburg, ebenso ein solches in Lüttich angeboten durch die Munifizenz des Kardinals Erhard von der Mark; ich hätte auch das Suffraganbistum zu Trient und andere sehr gute Benefizien haben und mit den Faulen müßiggehen können. Aber durch die Liebe zu den Wissenschaften entflammt, konnte ich von der Universität nicht gehen und vom Schweiß des Schulmeisters nicht lassen.*[3]

Unterschiedlicher könnten die rückblickenden Beschreibungen von wesentlichen Entscheidungen dreier gelehrter Zeitgenossen wohl kaum ausfallen. Und tatsächlich gestalteten sich nicht nur die Entwürfe und die Art, sie im Nachhinein in autobiographischen Texten darzustellen, unterschiedlich – auch die Lebenswege von Johannes Eck (1486–1543), Johannes Kingsattler (1486–1534) und Willibald Pirckheimer (1470–1530) hätten sich kaum gegenläufiger entwickeln können. Die Protagonisten entstammten verschiedenen sozialen Zusammenhängen und verfolgten unterschiedliche Strategien, ihren Status zu halten und zu verbessern. Am Ende ihres Lebens besaßen sie schließlich ein ausgeprägtes Selbstverständnis.

So unterschiedlich die drei Akteure dieser Untersuchung und ihre Bedeutung für die Nachwelt waren, sie verfügten auch über einige Gemeinsamkeiten. Offensichtlich waren sie die meiste Zeit ihres Lebens Teil eines im weitesten Sinne gelehrten Milieus, das sich noch dazu in dem kulturell besonders interessanten weil prosperierenden Raum Süddeutschlands bewegte. Aber auch aufgrund der zeitlichen Nähe ihrer Geburt (1470–1486) erlebten und erfuhren Eck, Kingsattler und Pirckheimer während der, mit Abstrichen, gleichen biographischen Phase dieselben Ereignisse. Sie gehörten zu der Generation, für die schon Erika Rummel einen besonders prekären Status ausmachte, da sie im Vergleich zu den vorher und nachher Geborenen in den entscheidenden Jahren von 1517 bis 1521 unter den schwierigsten Umständen Stellung beziehen mussten. Die zwischen 1450 und 1470 Geborenen waren zu alt, um sich für die Reformation zu entscheiden, und die Kohorte der nach 1490 Geborenen hatte klare Alternativen vor Augen, so Rummel. Die zwischen 1470 und 1490 Geborenen hingegen hatten viel zu verlieren, denn sie

---

[2] Pirckheimers *Vita* wurde der Edition seines „Schweizerkrieges" beigeben, vgl. Pirckheimer, »Vita« (1895) und wird im Folgenden zitiert als WP, Vita: *Reversus igitur Bilibaldus avo iam mortuo cum patre deliberabat, quodam deinde vitae genus institueret, siquidem doctoratus (ut vocant) gradum suscipere et Caesaris aulam sequi intendebat. Ceterum cum pater illi aulae incommoda nec non immensos labores, quos ipse aliquando exantlaverat, ad memoriam reduceret et ob oculos poneret, a proposito eum avertit, praecipue cum ob patris opulentiam nulla premeretur inopia hereditatemque expectaret amplam.* Deutsche Übersetzungen finden sich z. B. bei Trillitzsch, *Renaissancehumanismus* (1981), S. 338–351; Eckert/Imhoff (Hrsg.), *Pirckheimer* (1971), S. 124–137 und Pirckheimer, *Schweizerkrieg* (1998), S. 139–155.

[3] Eck, »Epistola« (1921), wird im Folgenden zitiert als Eck, Epistola: *Adeptus sum aliquando canonicatum Augustensem, canonicatum item Leodinensem cardinalis Erhardi de Marcka munificentia; suffraganeatum item Tridentinum et alia optima beneficia potui habere et cum pigris otiari. Verum amore literarum fascinatus a gymnasio non potui avelli et a scholasticis sudoribus.*

befanden sich auf dem Höhepunkt ihrer Karrieren, während dem Protestantismus noch kein „official standing" zuerkannt worden war.[4] Diese Generation wuchs in einer Zeit auf, die zunehmend als krisenhaft empfunden wurde: angefangen mit weitgehend auf das gelehrte Milieu beschränkten Auseinandersetzungen, die zum Teil nur von lokaler Reichweite blieben, bis hin zu Ereignissen, die die gesamte Gesellschaft betrafen und in Reformation und Bauernkrieg gipfelten. Die Zeitgenossen erlebten in besonderem Maße eine „zunehmende Verdichtung und Verflechtung tiefgreifender Veränderungen in verschiedenen Teilbereichen der Gesellschaft" und nahmen diese Veränderungen als beschleunigten Wandel wahr, so dass es nicht wundernimmt, dass diese Dekaden auch heute als Zeitenwende oder Epochenschwelle bezeichnet werden.[5] Diese Ereignisse hinterließen tiefen Eindruck im Selbstverständnis der Protagonisten und hatten großen Einfluss auf ihre Lebensläufe. Doch wie gestalteten sich diese? Wie kamen die Protagonisten zu ihrem Selbstverständnis?

Diese Fragen scheinen einfach zu beantworten, wenn solch deutliche Selbstaussagen vorliegen wie bei Eck, Kingsattler und Pirckheimer. So sah es offenbar auch Theodor Wiedemann in seiner 1865 erschienenen Biographie zu Johannes Eck, in der er im Wesentlichen dessen Selbstzeugnisse zitierte:[6] „Aus dem Zusammengetragenen ein hübsches Bild zu pinseln, dürfte nun leicht sein." Wiedemanns Biographie ist mit einem so eindeutigen Ziel geschrieben, dass die mangelnde Reflexion von Ecks apologetischen Selbstaussagen nicht verwundern kann: „Die katholischen Theologen der Reformationszeit wurden bis dato von den Protestanten mit Unrath beworfen und dieser Unrath wurde katholischerseits sorgsam gehegt, gepflegt und verbreitet." Die Protestanten hätten ihre Helden Luther, Melanchthon, Bucer und andere mehr „in Biographien gefeiert". Doch was „haben die Katholiken gethan, um das Andenken an Eck, Cochläus, Emser, Dungersheim, Wimpina u. s. f. zu ehren? Nichts. Soll es so bleiben? Ich habe es versucht, das Materiale über Johann Eck, den verkanntesten, gehaßtesten der katholischen Theologen, zusammenzutragen. [...] Ich beanspruche nur das Verdienst, einen Beitrag zur Reinigung des bis zur Unkenntlichkeit entstellten Antlitzes Eck's geliefert zu haben."

---

[4] Rummel, *Debate* (1995), S. 131. Vgl. auch Kaufmann, *Geschichte* (2009), S. 114–118, noch deutlicher Kaufmann, *Reformatoren* (1998). Vgl. grundsätzlich zu Lebenslauf und Generationalität Corsten, »Biographie« (2001).

[5] Schreiner, »Diversitas« (1987), S. 384. Vgl. zum „Jetztzeitbewußtsein" um 1500 Müller, »Epochenerfahrung« (1991), S. 122 und grundsätzlich Moraw, *Verdichtung* (1989). Der Begriff der Zeitenwende findet sich als grundsätzliche Kategorie z. B. in Kinder/Hilgemann/Hergt, et al., *Atlas* (2006), S. 212–230. Aber auch in Bezug auf die Universität in Europa spricht Walter Rüegg von der „Zeitwende zwischen 1450 und 1550", Rüegg, »Themen« (1996), S. 25–30. Vgl. im Gegensatz dazu Moraw, »Aspekte« (1982), S. 8, der für die Zeit zwischen der Mitte des 14. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts nur eine „vorklassische" Epoche annimmt und damit den „äußeren und inneren, besonders institutionellen, aber auch den wissenschaftlichen und sozialen Zusammenhang über die Schwelle der Reformation hinweg" betont.

[6] Vgl. zum Folgenden Wiedemann, *Eck* (1865), Vorwort, o. P.

Gut zwanzig Jahre später steht für Paul Drews und den Leser seiner Biographie zu Willibald Pirckheimer schon nach dem ersten Satz des Haupttextes fest, wohin die Biographie führen wird: zu dem Nürnberger Senator, „in dem die italienisch-humanistische Weltanschauung, der Geist der Renaissance, sich recht vollkommen verkörpert hat.“[7] Emil Reicke, der beste Kenner der Überlieferung, verfasste keine Apologie Pirckheimers, sondern nutzte im Gegenteil jede sich ihm in den Quellen bietende Möglichkeit, seinen Protagonisten als zechenden Antihelden zu zeichnen. Es bleibt die Biographie eines (Anti-)Helden, die vom Ende her gedacht ist. Nicht zufällig schmückt Dürers berühmter Kupferstich das Titelblatt, der den „Charakterkopf“ des 54-jährigen Pirckheimer „von wallenden, aber wohlgeordneten Locken“ umrahmt zeigt.[8] Immerhin fanden Eck und Pirckheimer überhaupt Biographen und diese schon unter ihren Zeitgenossen.[9] Auch im 20. Jahrhundert wurden ihnen in ihren Heimatstädten Denkmäler gesetzt in Form von Schulen, Straßennamen, Häuserplaketten oder Wegweisern zu ihren Grab- und Gedächtnismalen.[10]

Dem dritten Protagonisten dieser Untersuchung wurde dies nicht zuteil. Kein Biograph, der ihn im 19. Jahrhundert der Vergessenheit entrissen hätte, keine Straße, die seinen Namen trüge, nicht einmal eine Plakette an dem Haus, in dem er jahrelang lebte. Am Ende seines Lebens stand über keinem gedruckten Werk der Name Johannes Kingsattler, er war kein Protagonist eines Medienereignisses, kein hervorragender Humanist und kein Senator; er wurde weder angefeindet noch verehrt. Sein Gedächtnismal hängt noch heute in der Tübinger Stiftskirche, seine Autobiographie wurde im 20. Jahrhundert anlässlich des 450-jährigen Tübinger Universitäts-Jubiläums gedruckt und mittlerweile gibt es auch zu ihm einen Eintrag bei Wikipedia. Johannes Kingsattler ist demnach kein nach dem Zufallsprinzip aus einer Matrikel ausgewählter Gelehrter, kein Louis-François Pinagot wie in Alain Corbins Studie, im Vergleich zu Eck und Pirckheimer heute jedoch ein nahezu Unbekannter.[11]

Es wäre leichter, jeweils ein Bild von Eck, Kingsattler und Pirckheimer zu pinseln und sie als individuelle Helden der Gelehrsamkeit in ihrer Zeit zu ehren. Wollte man ein extrem umfangreiches Buch verfassen, könnten ihre Karrieren in einem Schlusskapitel in einen Vergleich münden. Mit dieser Studie soll jedoch ein Beitrag

---

[7] Drews, *Wilibald* (1887), S. 1.

[8] Reicke, *Willibald* (1930), S. 3.

[9] Vgl. Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 69f. (Pirckheimer) und S. 124–131 (Eck) oder Pirckheimers *Vita* bei Im Hof, *Theatrvm* (1606), S. 1–100 oder die zum Druck gebrachten Leichenreden für Eck, ediert bei Metzler, *Orationes* (1930), S. xliii–lxvii.

[10] So existiert ein Dr.-Eck-Platz in Egg an der Günz, eine Eckiusstraße in Ingolstadt, eine Pirckheimerstraße und ein Pirckheimer-Gymnasium in Nürnberg. Willibald Pirckheimers Grab auf dem Johannisfriedhof findet sich sogar bei Wikipedia ausgewiesen und fotografiert.

[11] Corbin, *Pinagot* (2008), S. 11: „J'ai ouvert les tables décennales de l'état civil datées de l'extrême fin du XVIII[e] siècle et j'ai laissé faire […] le hasard.“

zur neuen Biographik geleistet werden, die in der Forschung der neueren Geschichte seit etwa einem Jahrzehnt programmatisch eingefordert und umgesetzt wird und der eine solche Herangehensweise widerspräche. Dank neuer, interdisziplinärer und kulturwissenschaftlicher Ansätze nehme der Autor einer Biographie auch in der Geschichts- und Literaturwissenschaft nicht mehr den „sicheren Karrieretod" in Kauf, so der Kulturwissenschaftler Ulrich Raulff.[12] Lange Zeit sei die Biographie in der Geschichtswissenschaft ein „Opfer ihres Publikumserfolges" gewesen. Raulff begann seinen programmatischen Aufsatz gar mit der polemischen Phrase, der Himmel habe Zwietracht zwischen Historikern und Biographen gesät. Doch nicht der Himmel, sondern die theorieorientierte Sozial- und Strukturgeschichte diskreditierte die Biographik als überholt und erst seit den 1990er Jahren werden die beiden Typen langsam versöhnt.[13] Zuletzt stimmten auch die Neuzeithistoriker Thomas Etzemüller und Wolfram Pyta optimistischere Töne an. Die von ihnen angeführten Biographien, die vielversprechende kulturhistorische Fragestellungen verfolgten, betreffen jedoch ihren Forschungsschwerpunkten entsprechend ausschließlich die neuere und neueste Geschichte.[14] Pyta führt kollektivbiographische und psychohistorische Ansätze ins Feld und prädestiniert die Biographie dafür, die Frage nach dem Zeitbewusstsein und Epochenverständnis zu stellen, da sich diese am besten beim Individuum ablesen ließen. Hans-Erich Bödeker stellte fest, dass die „neuen reflektierten Formen des biographischen Schreibens" für die Zukunft hoffen ließen.[15] Vor diesem Hintergrund leuchtet auch die Aussage von Golo-Mann-Biograph Tilmann Lahme ein, dass die Biographie als Qualifikationsschrift nicht tauge, weil sie „Mut zu unkonventionellen Erzählformen und wissenschaftlicher Innovation brauche".[16]

In der geschichtswissenschaftlichen Mediävistik trafen diese Vorbehalte gegen Biographien nicht zu. Ebenso wenig sind die neueren Ansätze bisher bis zu ihr durchgedrungen, denn über gelehrte Räte im 15. Jahrhundert entstanden und entstehen unentwegt nahezu identische Biographien – vor allem als Qualifikationsarbeiten.[17] Seit den 1960er Jahren scheint die Biographie in der deutschen Mediävistik, ausgerechnet beeinflusst von der Sozialgeschichte, geradezu die Dissertation *par excellence* darzustellen. Hartmut Boockmann war mit seiner noch

[12] Vgl. Raulff, »Leben« (2002), S. 67 und Klein, »Einleitung« (2002).

[13] Vgl. Bödeker, »Biographie« (2003), S. 12 und Raulff, »Leben« (2002), S. 55.

[14] Pyta, »Biographisches« (2009); Etzemüller, *Biographien* (2012). Etzemüller thematisiert zwar Mediävisten, z. B. die Kantorowicz-Biographie von Alain Boureau (42–45) oder die Autobiographie von Arno Borst (92), die von Mediävisten verfassten Biographien spielen aber keine Rolle.

[15] Bödeker, »Biographie« (2003), S. 12.

[16] Für Lahmes Aussage vgl. den Tagungsbericht von Rous, *Biographie* (2012).

[17] Vgl. aber den weitsichtigen und wieder aktuellen Aufsatz von Röckelein, »Biographie« (1993). Bezeichnenderweise veröffentlichte Röckelein selbst nichts mehr zu diesem Thema und die Reihe Forum Psychohistorie wurde nach nur sieben Titeln eingestellt. Zuletzt legte Daniela Rando mit ihrer Biographie zu Johannes Hinderbach eine neue Wege beschreitende Studie vor, die sie durch ihre kulturwissenschaftlichen Fragen nach Emotionen und einem Selbst auch für andere Epochen und Disziplinen anknüpfungsfähig macht: Rando, *Hinderbach* (2008).

immer lesenswerten Studie zu Laurentius Blumenau, die er 1961 als Dissertation in Göttingen verteidigte, gewissermaßen der Gründungsvater dieser Tradition.[18] Viele Autoren der in der jüngeren Vergangenheit entstandenen Rats-Biographien schreiben sich mit dem Titel und ihren Einleitungen in diese Tradition ein.[19] Am Beispiel Thomas Pirckheimers, Willibalds Großonkel, kann Georg Strack nicht nur unter Beweis stellen, das geschichtswissenschaftliche Handwerkszeug zu beherrschen, sondern gleichzeitig einen Beitrag zur Sozialgeschichte des gelehrten Rates sowie zur Humanismusforschung leisten. Dabei liegt ein besonderes Augenmerk dieser Studien, so kündigen es Vorworte, Einleitungen und Rezensionen an, auf der Erhebung neuer Quellen und der Rekonstruktion der jeweiligen Karriere.[20] Darüber hinaus sei die einzelne Biographie dafür geeignet, „den Kenntnisstand über diese gelehrte Elite des ausgehenden Mittelalters zu ergänzen und zu vertiefen".[21] Selbst wenn Strack in seiner Einleitung versucht, seine Dissertation über die Nennung von Erich Bödekers programmatischem Aufsatz in die neuere Biographik einzuschreiben, holt er dessen programmatisches Plädoyer für eine theoriegeleitete und reflektierte Biographie an keiner Stelle ein. Dennoch: Selbst die x-te Biographie über einen zwischen 1400 und 1420 geborenen gelehrten Rat mit mehr oder weniger starker Kontextualisierung, besonderem Fokus auf der Jurisprudenz oder der inneren Biographie leistet mit ihrer profunden Quellenrecherche unentbehrliche Grundlagenarbeit für den Historiker des ausgehenden Mittelalters.[22]

In der vorliegenden Studie werden jedoch andere Ziele verfolgt. Es wird nicht primär um die Erhebung neuen Quellenmaterials gehen, denn sowohl Eck als auch Pirckheimer sind ausgiebig beforscht und die relevanten Quellen liegen zu großen Teilen im Druck und kritischen Editionen vor.[23] Für Kingsattler sieht dies zwar anders aus, aber auch bei ihm geht es letztlich weniger darum, einen Lebenslauf zu rekonstruieren, als vielmehr danach zu fragen, wie er zu dem Menschen wurde, als der er uns in den diversen Quellen entgegentritt, wie er an sich arbeitete und sich bildete, warum er sich als Gelehrter verstand und als solcher verstanden wurde und darüber hinaus zu einem Experten gemacht wurde. Um diese Fragen beantworten

---

[18] Boockmann, *Blumenau* (1965).

[19] „Laurentius Blumenau. Fürstlicher Rat, Jurist, Humanist (ca. 1415–1484)" lautet der Titel von Hartmut Boockmanns, „Thomas Pirckheimer (1418–1473). Gelehrter Rat und Frühhumanist" der Titel von Georg Stracks Dissertation – die Ähnlichkeit ist frappierend. Konsequenterweise ist Boockmann Stracks prominentester Gewährsmann, denn er verweist auf der ersten Seite der Einleitung auf die „wegweisende Arbeit Hartmut Boockmanns"; vgl. Strack, *Pirckheimer* (2010), S. 12.

[20] Vgl. ebd., S. 13; Reinle, *Riederer* (1993), S. 9–86 und die Habilitationsschrift von Claudia Märtl, die in der Reihe „Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters" erschien: Märtl, *Jouffroy* (1996).

[21] Strack, *Pirckheimer* (2010), S. 13. Es handelt sich um sogenannte „exemplarische" oder „kontextuelle Biographien"; vgl. Prietzel, *Fillastre* (2001), S. 14.

[22] Vgl. zuletzt Wejwoda, *Jurisprudenz* oder die über 900 Seiten starke Biographie zu Lodovico Pontano, der gerade einmal 30 Jahre alt wurde: Woelki, *Pontano* (2011).

[23] S. u. Kapitel 1.2.

zu können, muss anders vorgegangen werden als in den zuvor benannten Biographien. Der Historiker bedarf zusätzlich zu den üblichen noch anderer Werkzeuge.

Wie oben erwähnt, handelt es sich bei keinem der Protagonisten um einen gänzlich Unbekannten: Eck, Kingsattler und Pirckheimer verfassten in fortgeschrittenem Alter in einem gelehrten Milieu Autobiographien. Dass diese überhaupt überliefert sind, macht sie bereits zu außergewöhnlichen Personen. Um nicht Gefahr zu laufen, der „nachträglichen Illusion einer rekonstruierten Kohärenz zum Opfer zu fallen," werden ihre Lebensläufe nicht teleologisch rekonstruiert, nicht in „Etappen einer notwendigen Entwicklung" hin zu dem, als der sie schließlich starben.[24] Vielmehr wird die Perspektive umgekehrt und beschrieben, welche Voraussetzungen es ihnen ermöglichten, bestimmte Positionen einzunehmen, und warum ihnen andere verwehrt blieben. Es wird zwar nicht kontrafaktisch danach gefragt, was gewesen wäre, wenn zum Beispiel Kingsattler unverheiratet geblieben wäre. Aber es wird immer von der grundsätzlichen Möglichkeit ausgegangen, dass das Leben einen anderen Lauf hätte nehmen können. Aus diesem Grund wird im Folgenden nicht der Begriff Karriere verwendet, sondern der des Lebenslaufs, da er weniger zielgerichtet und nicht im Sinne einer kontinuierlichen Steigerung zu verstehen ist. Pierre Bourdieu selbst prägte den Begriff der *trajectoire*, was als Flugbahn übersetzt werden kann.[25] Es ist bekannt, dass er sich gern Begrifflichkeiten aus der Physik bediente, doch scheint dieser, dem schiefen Wurf und der Ballistik entstammende Begriff problematisch. Die soziale Herkunft eines Protagonisten wird bei dieser Perspektive zur bedeutendsten Größe für seine Flugbahn durch den sozialen Raum, ähnlich wie im physischen Raum der erste Impuls, die ursprüngliche Energie, die einem Gegenstand gegeben wird: „Hieraus folgt, daß Position und individueller Lebenslauf statistisch keineswegs voneinander unabhängig sind, nicht alle Startpositionen mit derselben Wahrscheinlichkeit zu allen Endpositionen führen."[26] Diese Setzung nimmt sich so aus, als seien die Lebensläufe prädeterminiert – ein Vorwurf, der Bourdieus Theorie häufig gemacht wurde. Nicht wie beim schiefen Wurf in der Physik kann die Flugbahn von Anfang an unter bestimmten Variablen berechnet werden. Allerdings, und hierin kann Bourdieu gefolgt werden, entspricht einem „bestimmten Umfang ererbten Kapitals [...] ein Bündel ungefähr gleich wahrscheinlicher, zu ungefähr gleichwertigen Positionen führender Lebensläufe – das einem bestimmten Individuum objektiv gegebene Möglichkeitsfeld

---

[24] Bourdieu, *Regeln* (2008), S. 341.

[25] Vgl. zur *trajectoire* Bourdieu, »Illusion« (1991), S. 114 und Bourdieu, *Unterschiede* (2003), S. 187–193. Bourdieu selbst verwendet physikalische Metaphern: Schon der „Neigungswinkel der künftigen Laufbahn" impliziert die Berechenbarkeit des Lebensweges wie beim schiefen Wurf in der Physik, vgl. Bourdieu, *Staatsadel* (2004), S. 120. Vgl. auch Staab/Vogel, »Laufbahn« (2009). In Bourdieu, *Selbstversuch* (2002) führt der Soziologe die Analyse seiner eigenen Laufbahn durch und beweist, dass er selbst trotz des geringen ererbten Kapitals, das ihm als dem Sohn eines Postzustellers aus dem ländlichen Béarn zur Verfügung gestanden hatte, bis in die höchsten intellektuellen Kreise – die Académie Française – aufsteigen konnte.

[26] Bourdieu, *Unterschiede* (2003), S. 188.

[...]".[27] Bei der Wahrscheinlichkeitsrechnung werden hier jedoch ebenso wenig Anleihen genommen. Bourdieu wird insofern gefolgt, als auch für einen Akteur der Zeitenwende die Startposition von großer Bedeutung für seinen Lebenslauf war und dieser daher besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Den ersten Impulsen aus Elternhaus und familiärem Umfeld ist für die Zeit um 1500 in einer ständischen Gesellschaft noch größerer Einfluss auf den weiteren Lebenslauf zuzuschreiben als in der Postmoderne.[28] Für diese Untersuchung bedeutet dies kurz gesagt: Die Lebensläufe der Protagonisten werden nicht vom Ziel, sondern vom Start her in den Blick genommen, was sich nicht von selbst versteht. Die Fragen werden nicht erst für den Zeitpunkt gestellt, zu dem die Protagonisten jemand waren, sondern setzen früher an.

Für die Beantwortung grundsätzlicher sozialgeschichtlicher Fragen nach Existenzverläufen kann auf wegweisende Studien der 1980er und 90er Jahre aufgebaut werden. Das *Repertorium Academicum Germanicum* (RAG) ist heute umfangreichstes und lebendigstes Produkt dieser Forschungstradition, die sich mit der Sozialgeschichte der Universitätsbesucher im Mittelalter befasst.[29] Seine Initiatoren, Peter Moraw und Rainer Christoph Schwinges, sind mit ihren und den in ihrem Umfeld entstandenen Arbeiten ihre maßgeblichen Vertreter.[30] Schwinges' Habilitationsschrift aus dem Jahr 1986 stellt die wegweisende Monographie und das 1996 von Schwinges herausgegebene Beiheft zur Zeitschrift für Historische Forschung mit dem Titel *Gelehrte im Reich* den wohl einschlägigsten Sammelband dar, der Ergebnisse zu einzelnen Disziplinen und Funktionseliten in verdichteter Form präsentierte.[31] In diesem Band wurden die verschiedenen „Karrieremuster"[32] von Gelehrten im späten Mittelalter und an der Grenze zur Neuzeit nachgezeichnet und auf profunder empirischer Basis dargestellt. Im Jahr 2002 erschien der vorerst letzte programmatische Sammelband aus dieser Forschungstradition, bezeichnenderweise

[27] Ebd.

[28] Vgl. für die gelehrten Räte des Mittelalters jedoch ohne psychohistorische Reflexion Reinle, *Riederer* (1993), S. 89 und 97 und zuletzt Wejwoda, *Jurisprudenz* (2012), S. 21f.

[29] Vgl. grundlegend zum RAG Schwinges/Moraw, »Repertorium« (2004) und zuletzt Kändler/Wagner, »Repertorium« (2008). Auf Grundlage des RAG wurde z. B. die Berner Habilitationsschrift von Hesse, *Amtsträger* (2005), verfasst. Der prosopographische Ansatz spiegelt sich vor allem im Anhang (S. 483–859) wider, in dem Hesse Kurzbiographien zu 5921 Personen zusammenträgt. Vgl. auch die durch Rainer C. Schwinges betreute Dissertation von Immenhauser, *Bildungswege* (2007), der mit Hilfe des RAG 14812 Studenten aus der Konstanzer Diözese für die Zeit zwischen 1430 und 1550 nachweisen kann, oder die Kollektivbiographie von Gramsch, *Juristen* (2003). Im Folgenden wird beim Nachweis einzelner Gelehrter nur in Kurzform auf das RAG verwiesen, nicht mit vollständigem Link.

[30] Vgl. Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986) oder Moraw, »Aspekte« (1982) und zuletzt die Sammlungen ihrer Aufsätze in der Reihe *Education and Society in the Middle Ages and Renaissance*: Moraw, *Universitätsgeschichte* (2008); Schwinges, *Studenten* (2008). Sie trugen auch wesentliche Abschnitte bei zu Rüegg (Hrsg.), *Geschichte* (1993).

[31] Vgl. Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986) und Schwinges (Hrsg.), *Gelehrte* (1996).

[32] Schwinges, »Karrieremuster« (1996).

unter dem Titel: „Sozialer Aufstieg“, der allerdings auch nicht studierte Eliten integrierte.[33] So grundlegend das Repertorium auch ist, es bietet letztlich einen trügerischen, weil eingeschränkten Blick auf die mittelalterliche Universität und ihre Besucher: Zum einen werden lediglich Personen verzeichnet, die einen Grad der höheren Fakultäten oder wenigstens den des Artistenmagister erlangten.[34] Diese Personen bildeten allerdings nur eine Minderheit der Universitätsbesucher, wie Schwinges selbst feststellt. Denn der sogenannte „*scholaris simplex*“, der nur knapp zwei Jahre an der Universität verweilte ohne das Ziel, einen Grad zu erwerben, stellte den „studentischen Hauptakteur der mittelalterlichen Universität“ dar.[35] Zum anderen werden im RAG keine Studenten verzeichnet, die außerhalb des nordalpinen Reichsgebiets studierten und promovierten – ein Moment, das insbesondere für das Studium der Rechte und der Medizin bei den von Schwinges sogenannten „Standesstudenten“ zu Verzerrungen führt.[36] Willibald Pirckheimer zum Beispiel fand daher im Repertorium keine Aufnahme, obgleich er ohne jeden Zweifel als Gelehrter bezeichnet werden muss.

Dieser Untersuchung liegt folglich ein breiteres Verständnis davon zugrunde, was ein Gelehrter ist. Weder ist – wie für die Aufnahme in das RAG – eine Graduierung ausschlaggebend noch die Produktion von wissenschaftlicher Literatur. Ähnlich wie bei Jacques Verger wird auch hier eine weite Definition zugrunde gelegt. Dabei kann in Anschluss an Verger wie folgt argumentiert werden: Der Begriff des Gelehrten hat sich, obgleich verhältnismäßig ungenau, durchgesetzt, weil er „der neutralste“ ist und somit den Ergebnissen der historischen Studie am wenigsten vorzugreifen droht.[37] Verger schreibt weiter, dass Übersetzungen in andere Sprachen den „gens de savoir“ kaum gerecht würden. Andere Begriffe entsprächen ihm ebenso wenig: weder der des Intellektuellen, eingedenk der vielbeachteten Studie Jacques LeGoffs, noch der des Akademikers oder Graduierten.[38] „Seul l’allemand *die Gelehrten* y correspondrait sans doute à peu près.“[39] Verger konkretisiert: Voraussetzungen seien eine irgendwie geartete schulische Ausbildung, die

[33] Schulz (Hrsg.), *Aufstieg* (2002).

[34] Der Untertitel des Projekts lautet zwar: „Die graduierten Gelehrten des Alten Reiches zwischen 1250 und 1550.“ Tatsächlich werden aber auch „ungraduierte adlige Universitätsbesucher“ berücksichtigt und nachweislich an einer höheren Fakultät Immatrikulierte.

[35] Schwinges, »Student« (1993), S. 182.

[36] Schwinges, »Student« (1993), S. 183f.: Überragendes Prestige seiner Person und Familie sowie materieller Besitz zeichnen den Standesstudenten aus, der schon jemand ist, bevor er überhaupt zur Universität kommt.

[37] Verger, *Gens* (1998), S. 3: „‚Gens de savoir‘ s’est donc imposé, malgré sa relative imprécision, comme la formule la plus neutre, celle qui préjugeait le moins des résultats de l’enquête historique.“

[38] Vgl. Le Goff, *Intellektuellen* (1993). Dieser verwendet den Begriff des Intellektuellen als reflektierten Anachronismus. Vgl. zu Le Goff Rexroth, »Wissenschaft« (2013). Vgl. zum Intellektuellen in der Frühen Neuzeit Schirrmeister, *Triumph* (2003), S. 271f. und Held (Hrsg.), *Intellektuelle* (2002) sowie die Sammelrezension von Füssel, »Wissensgesellschaft« (2007), S. 278–282.

[39] Verger, *Gens* (1998), S. 3, Hervorhebung im Original.

Beherrschung eines bestimmten Niveaus und Typus von Wissen und der Anspruch, anerkannt durch ihre Zeitgenossen, über auf ebendiesem Wissen beruhende praktische Kompetenzen zu verfügen.[40] Gelehrte verfügten also über Wissensbestände, die institutionell stabilisiert und legitimiert waren und als höheres Wissen bezeichnet werden können – anders gesagt, über wissenschaftliches, zum Beispiel an Universitäten erworbenes Wissen. Sie beschäftigten sich intensiv mit diesem Wissen und trugen zu seiner weiteren Elaboration bei. Als flüssigeres Kriterium für einen Gelehrten tritt – Robert Blacks Definition eines Humanisten folgend – hinzu, dass er sich wie andere Gelehrte verhielt und gerierte und von seinen Zeitgenossen schließlich auch als solcher anerkannt wurde.[41] Das heißt aber nicht zwangsläufig, dass er aufgrund seines an Schulen (Universitäten eingeschlossen) erworbenen Wissens notwendigerweise über praktische Kompetenzen verfügte und um diese angefragt wurde. Dieses letzte Kriterium machte den Gelehrten zu einem Experten, der in der verdichteten und immer komplizierter werdenden Welt Orientierung geben sollte und dem dadurch bestimmte Rollen angeboten oder gar aufgedrängt wurden.[42] Ein weiteres Kriterium für den Gelehrten, auf das Verger ausdrücklich nicht zurückgreifen kann, ist nicht unbedingt schärfer, dafür aber zeitgenössisch:[43] der semantische Befund. Die drei Protagonisten werden in den *salutationes* der an sie gerichteten Briefe zwar nicht durchgängig, aber häufig als *hochgelehrte Herren* adressiert, so dass die Bezeichnung als Gelehrte auch vor diesem Hintergrund gerechtfertigt ist. In den zeitgenössischen deutschsprachigen Formularsammlungen, wie sie zum Beispiel von Alexander Huge zusammengestellt wurden (1528), bedingt die Graduierung das *gelert*. Der Student wurde als *leerweise* adressiert, während bereits beim Bakkalar der freien Künste das Adjektiv *gelert* in der Adresse zu stehen hatte. Die Formulierungen gipfelten in der Anrede des Doktors beider Rechte oder der Medizin, die als *wirdig hochgelert* tituliert werden mussten.[44]

---

[40] Ebd.: „Cette formule recouvre dans notre esprit deux éléments: d'abord, la maîtrise d'un certain type et d'un certain niveau de connaissances; ensuite, la revendication, généralement admise par la société environnante, de certaines compétences pratiques fondées précisément sur les savoirs préalablement acquis."

[41] Rexroth, »Kodifizieren« (2009), S. 395f. Vgl. Black, »Humanism« (1998), S. 252: „A humanist is thus someone who acts like other humanists; this is how contemporaries would have identified humanism, and such a definition, stripped of historicist paraphernalia, will work equally well for us."

[42] Zum Begriff und der Rolle des Experten s. u. Kapitel 6 und grundlegend historisiert jetzt bei Reich/Rexroth/Roick (Hrsg.), *Wissen* (2012) und dem Themenheft der Zeitschrift *Das Mittelalter*, 17 (2012): *Experten der Vormoderne zwischen Wissen und Erfahrung*, darin vor allem Röckelein, »Einleitung« (2012); programmatisch für die modernen Experten Pfadenhauer, »Experte« (2010) und Korom, »Aufstieg« (2012).

[43] Verger, *Gens* (1998), S. 2: „L'expression ‚gens de savoir' n'appartient pas à la langue médiévale."

[44] Vgl. Huge, *Rethorica* (1528), Bl. xxvr. Die Regeln bzgl. der richtigen Adresse, die freilich auch im Lateinischen beachtet werden mussten, wurden von den Humanisten z. B. in den Dunkelmännerbriefen aufs Korn genommen; vgl. hierzu z. B. Kivistö, *Anti-Eloquence* (2002), insbesondere Kapitel 7: Flattery and Other Vices of Letter-Writing sowie Ludwig, »Humanist« (2002), S. 142f.

Schon diese Kriterien für die Auswahl der Protagonisten zeugen von der Herangehensweise, die in dieser Untersuchung verfolgt wird. Der Unterschied zu den Arbeiten aus dem Umkreis des RAG besteht konkret darin, dass als methodischer Ansatz ein mikrohistorischer gewählt wurde, mit anderen Worten: ein qualitativer, kein quantitativer. Im Gegensatz zu den oben genannten sozialhistorisch arbeitenden Studien wird hier die einzelne Person in ihren verschiedenen Kontexten in den Mittelpunkt gestellt. Ganz im Sinne der *Microstoria* hat der jeweilige Einzelfall dabei einen Aussagewert, der über sich selbst hinausweist;[45] in diesem Fall nicht nur für die naheliegende Mesoebene des gelehrten Feldes, sondern dadurch, dass die Akteure durch ihre Praktiken die Felder konturierten und von anderen distinguierten, auch für die Makroebene, den sozialen Raum – die Gesamtgesellschaft.[46] Stellt die neue Biographie eine „Spielart der Mikro-Historie"[47] dar, so wird durch das vergleichende Moment immer unmittelbar eine Zwischenebene in die Untersuchung eingezogen. Nicht nur ein Gelehrter wird in seinem Milieu und seiner Epoche im Sinne einer kontextuellen Biographie untersucht, sondern die Lebensläufe von drei Protagonisten durch den sozialen Raum werden systematisch-integrierend verglichen. Mit Johannes Kingsattler wurde ein heute nahezu unbekannter promovierter Jurist gewählt, der weder zu den literarisch und wissenschaftlich Produktivsten seiner Zeit noch zur Gruppe der ausgewiesenen Humanisten gehörte. Auch Johannes Eck sei, so Johann Peter Wurm, „im engeren Sinn kein Humanist" gewesen – was noch zu prüfen sein wird.[48] Allerdings wurde er als Kontroverstheologe zu einem der bekanntesten Gelehrten seiner Zeit und war dabei in jeder Hinsicht ausgesprochen umtriebig.[49] Willibald Pirckheimer hingegen ist unbestritten einer der bedeutenderen Humanisten nördlich der Alpen.[50] Im Gegensatz zu Kingsattler und Eck verlief sein Leben seit seiner Rückkehr aus Italien in Nürnberg scheinbar fernab aller Universitäten. Vor diesem Hintergrund ist die Auswahl zwar nicht repräsentativ, die einzelnen Gelehrten erscheinen vielmehr als „normale Ausnahmefälle", weisen dabei aber sehr wohl über sich selbst hinaus.[51] Es werden nicht ausschließlich an der Universität tätige Professoren untersucht, ebenso wenig wird eine

[45] Vgl. grundsätzlich zur Mikrogeschichte Ginzburg, »Mikro-Historie« (1993) und Medick, »Mikro-Historie« (1994) sowie Lüdtke, »Alltagsgeschichte« (2007); in ihrem Verhältnis zur Alltagsgeschichte vgl. Lüdtke, »Einleitung« (2010).

[46] Vgl. zur Felddiskussion Füssel/Trüter, »Feld« (2012).

[47] Bödeker, »Biographie« (2003), S. 17.

[48] Wurm, »Eck« (2008), S. 577; vgl. zuletzt auch Walter, »Eck« (2014).

[49] Vgl. das umfangreiche Schriftenverzeichnis bei Metzler, *Orationes* (1930).

[50] Vgl. nach langer Verkennung von Pirckheimers literarischen Leistungen Holzberg, *Willibald* (1981).

[51] Hans Medick knüpft mit der Wendung des „normalen Ausnahmefalls" an Edoardo Grendi an, der 1977 feststellt, dass sich das außergewöhnliche Dokument („documento eccezionale") als außergewöhnlich normal („eccezionalemente ›normale‹") erweisen könne, vgl. Medick, »Mikro-Historie« (1994), S. 46f. Medick selbst übersetzt die Wendung unterschiedlich, ohne dies zu reflektieren. Dies bleibt jedoch nicht ohne Bedeutungsunterschied, denn das „außergewöhnlich Normale" (ebd.) ist etwas besonders Normales und somit kein Oxymoron im Gegensatz zum

Fokussierung auf Humanisten vorgenommen, sondern eine möglichst breite Streuung innerhalb des gelehrten Feldes angestrebt.[52] Die Positionen und Positionierungen von Eck, Kingsattler und Pirckheimer könnten, je nach Perspektive und Zeitpunkt, unterschiedlicher und ähnlicher kaum sein. Wo immer möglich, wird der Blick geweitet und auf gelehrte Zeitgenossen gelenkt, über die Ähnliches oder Gegensätzliches zu berichten ist.

Anhand der drei zu untersuchenden und zu vergleichenden Protagonisten werden die konkreten Praktiken und Möglichkeiten aufgezeigt, die um 1500 den sozialen Aufstieg befördern und die soziale Stellung bewahren konnten. Für die Analyse dieser Möglichkeiten wird der Begriff der Kapitalsorten verwendet, denn je nach Verfügbarkeit der verschiedenen Kapitalien gestalteten sich die Chancen auf deren Vermehrung.[53] Die Bourdieu'schen Kapitalsorten sind aufs Engste mit dem Feldbegriff verbunden, da den einzelnen Kapitalien in verschiedenen Feldern unterschiedliche Wertigkeiten zukommen.[54]

Wichtig ist dabei Bourdieus Postulat, dass die verschiedenen Kapitalien grundsätzlich gleichwertig sind und gegeneinander getauscht werden können. Es sei nur dann möglich, „der Struktur und dem Funktionieren der gesellschaftlichen Welt gerecht zu werden, wenn man den Begriff des *Kapitals in allen seinen Erscheinungsformen* einführt, nicht nur in der aus der Wirtschaftstheorie".[55] Allerdings könne eine gewisse Dominanz des ökonomischen Kapitals – das heißt alle Formen des materiellen Besitzes – nicht von der Hand gewiesen werden. Bereits in den Anfangszitaten wird dies offensichtlich, denn sowohl Kingsattler als auch Pirckheimer maßen dem ökonomischen Kapital bezüglich ihrer Aufstiegsmöglichkeiten besonders große Bedeutung bei (Mitgift und väterliches Erbe) und auch Eck betonte, dass er mit all den Kanonikaten ein erheblich reichhaltigeres Auskommen gehabt hätte. Jedoch wird aufgezeigt werden, dass im gelehrten Feld des Spätmittelalters in bestimmten Situationen anderen Kapitalien wesentlich höherer Wert zukommen

„außergewöhnlichen Normalen", das so normal ist, dass es außergewöhnlich ist – ebenso wie der normale Ausnahmefall: Medick, »Geschichte« (1992), S. 173f. mit Anm. 17.

[52] Diese Streuung unterscheidet die vorliegende Studie von vielen aktuellen Studien, die sich in der Zeit um 1500 fast ausschließlich auf Humanisten oder „Reformatoren" konzentrieren. Vgl. z. B. Algazi, »Habitus« (2010), S. 197, der die „sich entwickelnde Lebensform der verheirateten Humanisten" in den Blick nimmt; oder Müller, »Specimen« (2010) und Müller, *Habit* (2006), dem es ausschließlich um die „Renaissance-Humanisten" geht. Auch Treml, *Gemeinschaftsbildung* (1989), deren Studie bisher zu wenig beachtet wurde, fragt im ersten Kapitel, ob die Humanisten soziologisch einen neuen Stand ausmachten.

[53] Vgl. grundsätzlich zu den Kapitalsorten Bourdieu, »Kapital« (2005) und Bongaerts, *Verdrängungen* (2008), S. 56–61.

[54] Vgl. auch Flaig, »Habitus« (2004), S. 361, der den Sachverhalt sehr anschaulich wie folgt zusammenfasst: „Will man sich auf einem Feld erfolgreich bewegen, dann braucht man die entsprechende Kapitalsorte: Körperkapital nützt nichts auf dem akademischen Feld – wenn man von den Basketball-Mannschaften amerikanischer Colleges absieht. Kulturelles Kapital wie z. B. das Abitur oder der Doktortitel nützen nichts auf dem Fußballplatz."

[55] Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 50, Hervorhebung im Original.

konnte als dem ökonomischen. So zeigt schon Ecks Aussage, aus Liebe zur Wissenschaft die Universität nicht verlassen zu können, dass das ökonomische Kapital im gelehrten Feld nicht unbedingt das alleinige „Interessenobjekt" darstellte.[56] Diesem Feld scheinen eigene Wertigkeiten und konsequenterweise auch eigene Logiken und Praktiken inhärent gewesen zu sein. Wenn diese auch noch nicht dieselbe Ausprägung erfahren haben mögen, wie Pierre Bourdieu sie für das wissenschaftliche Feld des 20. Jahrhunderts beschreibt, so kann doch ab dem 12. Jahrhundert von Autonomisierungstendenzen des gelehrten Feldes gesprochen werden, spätestens ab der „Generation 1500" von einem hinreichend differenzierten gelehrten Feld.[57]

Das kulturelle Kapital scheint in diesem Feld von besonderer Bedeutung und kann Bourdieu zufolge in drei verschiedenen Formen vorkommen: als inkorporiertes, objektiviertes und institutionalisiertes.[58] Inkorporiertes Kulturkapital ist grundsätzlich körpergebunden und setzt einen Verkörperlichungsprozess voraus, der Zeit kostet.[59] Zeit muss der Besitzer persönlich investieren, er kann diese Kapitalsorte demnach nicht kurzfristig und direkt (ver)kaufen, (ver)erben oder tauschen. „Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der ‚Person', zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben' ist ‚Sein' geworden."[60] Dass die Akkumulation von kulturellem Kapital in modernen Gesellschaften und insbesondere in Deutschland schon in frühester Kindheit beginnt und somit in erheblichem Maße von der sozialen Herkunft abhängt, haben in jüngster Vergangenheit die PISA-Studien gezeigt.[61] Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron stellten diese Zusammenhänge für Frankreich bereits dreißig Jahre zuvor fest.[62] Es erstaunt zum einen, in welchem Maße auch moderne Bildungssysteme (auch nach der Bildungsexpansion der 1960er und der Reformschulbewegung der 1970er Jahre) auf die Reproduktion der Verhältnisse ausgerichtet sind, und zum anderen, dass Politiker, insbesondere in Deutschland, von dem ersten PISA-Ergebnis dermaßen überrascht und schockiert waren.[63]

---

[56] Bourdieu, »Eigenschaften« (1993), S. 108.

[57] Vgl. zum gelehrten Feld um 1500 grundsätzlich Füssel/Trüter, »Feld« (2012) sowie Schirrmeister, *Triumph* (2003), der allerdings vom literarischen Feld spricht. Vgl. zum wissenschaftlichen Feld des 20. Jhs. Bourdieu, *Gebrauch* (1998) und zuletzt Shapin, *Life* (2008).

[58] Vgl. Bourdieu, *Unterschiede* (2003), S. 194; zur Spielmetapher und der „Wertigkeit der Chips" vgl. Bourdieu, »Unterschiede« (2005), S. 37f.

[59] Vgl. Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 55. Fuchs-Heinritz und König kritisieren die Übersetzung von „incorporation" in „Verinnerlichung"; sinnvoller wäre dies als Einverleibung oder Inkorporierung zu übersetzen, um die körperliche Dimension des Prozesses zu betonen; vgl. Fuchs-Heinritz/König, *Bourdieu* (2005), S. 134.

[60] Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 56.

[61] Vgl. zuletzt Klieme/Artelt/Hartig et al. (Hrsg.), *PISA* (2010), dort besonders die Beiträge Ehmke/Jude, »Herkunft« (2010) und Jude/Hertel/Naumann, »Leseförderung« (2010).

[62] Vgl. Bourdieu/Passeron, *Chancengleichheit* (1971). Bezeichnenderweise wurde die Studie 2007 unter dem Titel „Die Erben" neu herausgegeben Bourdieu/Passeron, *Erben* (2007).

[63] Demmer, »PISA-Schock« (2007).

Für die Vormoderne ist folglich nicht nur nach der schulischen und universitären (Aus-)Bildung zu fragen, sondern zunächst einmal nach der familiären Herkunft sowie der frühkindlichen und somit primären Sozialisation. Denn kulturelles Kapital umfasst auch jenen *common sense* und die Habitusformen, die durch die sogenannte stille Pädagogik vor allem in der Familie vermittelt wurden und werden.[64] Auf diese Weise ist inkorporiertes kulturelles Kapital also doch vererbbar, allerdings nicht unmittelbar wie ökonomisches. Seine Übertragung findet stetig statt und ist somit für Bourdieu die am „besten verschleierte Form erblicher Übertragung von Kapital".[65] In Hinblick auf die Gegenwartsgesellschaft kommt der Familie nicht zuletzt insofern große Bedeutung für das Ansammeln inkorporierten Kulturkapitals zu, als in erster Linie sie dafür verantwortlich ist, ob den Kindern eine von ökonomischen Zwängen befreite Zeit garantiert und ein mehrjähriges Studium ermöglicht werden kann oder nicht – ökonomisches Kapital ermöglicht den Erwerb von kulturellem.[66] Ob diese Phänomene auch auf die drei hier untersuchten Protagonisten zutreffen und somit schon vor 500 Jahren zumindest bedingt Gültigkeit besaßen, wird zu prüfen sein.

Kulturelles Kapital kann objektiviert werden, und zwar in Form von Büchern, Schriften, Gemälden, Bildern, Denkmälern, Instrumenten und anderem mehr. Gemälde und Bücher sind grundsätzlich käuflich und somit übertragbar. Die eigentliche Aneignung hingegen, zum Beispiel der Genuss eines Gemäldes oder die Lektüre eines Buches, kann allerdings nur durch die kulturellen Fähigkeiten, das inkorporierte Kulturkapital, geschehen.[67] Dieses Unterschieds waren sich bereits die Menschen im späten Mittelalter bewusst. So spielte bei der Gelehrtenkritik der *Büchernarr* eine wichtige Rolle. Dieser nannte zwar viele Bücher sein eigen, verstand sie jedoch nicht oder las sie gar nicht erst. Sebastian Brant, selbst Doktor des Kirchenrechts, ließ diesem Narren in seinem Narrenschiff sogar den *vordantz*.[68] Auf der anderen Seite sind es die umfangreichen Privatbibliotheken solcher Gelehrter wie Willibald Pirckheimer oder Conrad Peutinger, die andere Gelehrte anzogen und auf diese Weise symbolisches Kapital produzierten.[69]

---

[64] Vgl. Raphael, »Habitus« (2004), S. 269f.

[65] Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 58. Vgl. zur sogenannten stummen Weitergabe zuletzt Schmidt, *Soziologie* (2012), S. 204–225.

[66] Vgl. Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 59.

[67] Vgl. ebd., S. 59–61.

[68] Vgl. Brant, *Narrenschiff* (1968), S. 7; vgl. zum Büchernarr im Narrenschiff jüngst Knape, »Medien-Narr« (2010). Grundsätzlich zu Sebastian Brant Knape, *Dichtung* (1992).

[69] Christoph Scheurl schrieb Willibald im Frühjahr 1511, wie sehr Georg Spalatin dessen Bibliothek gerühmt habe; sie sei prachtvoll, geradezu übervoll an lateinischen und griechischen Büchern; Pirckheimer, *Briefwechsel* (1940–2009) wird im Folgenden zitiert als WP, BW, Bd. II, Nr. 189, S. 71: *Quam de bibliotheca tua et latiis et graecis libris refertissima ingenue sentit et magnifice loquitur*! Vgl. grundsätzlich zu Pirckheimers Bibliothek Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 197–230, und Paisey, »Books« (2008); vgl. zur Bibliothek Peutingers und seinem handschriftlichen Nachlass Brüning (Hrsg.), *Bibliothek* (2003/2005).

Institutionalisiertes Kulturkapital hingegen tritt in Form von schulischen und universitären Titeln auf: „Der schulische Titel ist ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt.“[70] Die Grade des *magister artium* oder *theologiae*, des *doctor iuris* oder *medicinae* und die mit ihnen verbundene *licentia ubique docendi* hatten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in ganz Europa Geltung und Gültigkeit, waren dadurch noch stärker als heute sanktioniert und garantierten die kulturelle Kompetenz ihrer Träger.[71] Promotionen waren allerdings ungleich seltener als in der heutigen Gesellschaft. Wie oben beschrieben, erwarb nur ein Bruchteil der Universitätsbesucher überhaupt einen Grad, noch weniger den einer höheren Fakultät (Medizin, Jura oder Theologie).[72] Selbst wenn Felix Fabri am Ende des 15. Jahrhunderts feststellte, dass nunmehr jedes Dorf im Reich mindestens einen Magister und Bakkalar habe, darf der zeitliche und finanzielle Aufwand, der für eine Promotion betrieben werden musste, nicht verkannt, geschweige denn an heutigen Verhältnissen gemessen werden.[73] Folgt man Bourdieu, ist der Erwerb eines akademischen Titels letztlich die Transformation von ökonomischem in institutionalisiertes kulturelles Kapital. Die Bildungsinvestition hat ihm zufolge nur dann Sinn, „wenn die Umkehrbarkeit der ursprünglichen Umwandlung von ökonomischem in kulturelles Kapital zumindest teilweise objektiv garantiert ist“.[74] Im Mittelalter dürfte diese Überlegung noch wichtiger gewesen sein, da die Promotionen eine enorme finanzielle Belastung darstellten und deshalb für die meisten unerreichbar waren, wie es das Zitat aus Kingsattlers Lebensbeschreibung oben andeutet. Es wird von größtem Interesse sein, wie Eck, Kingsattler und Pirckheimer an ihr institutionalisiertes kulturelles Kapital gelangten, welche anderen Kapitalsorten dabei eine Rolle spielten und wie sie es letztlich mit welchem Gewinn oder Verlust in andere Kapitalsorten umwandeln konnten.

Das soziale Kapital ist die „Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger

[70] Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 61.

[71] Vgl. Kintzinger, »Licentia« (2007), S. 66: „Mit der Lizenz war der erste universitäre Grad entstanden, der nicht mehr nur eine Eigenschaft bezeichnete oder eine Titulatur darstellte, sondern eine überprüfte Wissensqualifikation bescheinigte und eine geregelte Lehrkompetenz verlieh.“

[72] Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 161: Promotionen waren „bis in die Neuzeit hinein selbst auf der untersten Stufe des baccalarius (baccalaureus) artium – jede Form des Examens also – nur eine Sache von Minderheiten […].“ Vgl. des Weiteren Schwinges, »Student« (1993), S. 182–185.

[73] Vgl. Rexroth, *Expertenweisheit* (2008). Tatsächlich wird in manchen Beiträgen von einem „Bildungsaufbruch“ gesprochen, der dem des 19. Jhs. gleichgekommen sei. Durch diesen wurden nun Universitätsbesuch und Graduierung auch für Positionen notwendig, die vorher auf institutionalisiertes Kulturkapital verzichtet hatten. So sei es in den 80er Jahren des 15. Jhs. zu einer ersten „Überfüllungskrise“ in der deutschen Universitätsgeschichte gekommen. Vgl. Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986), S. 33 und Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 175; allgemeiner Immenhauser, »Universitätsbesuch« (2003).

[74] Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 62–63.

institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens“ verbunden sind.[75] Der Umfang des Sozialkapitals hängt dabei sowohl von der Ausdehnung des Beziehungsnetzes als auch von dem Umfang des Sozialkapitals derjenigen ab, mit denen das einzelne Individuum in Beziehung steht.[76] Franz Mauelshagen hat überzeugend dargestellt, wie Gelehrte der Frühen Neuzeit sich solche Netze aufbauten. Er stellt fest, dass Vertrauen dabei eine große Rolle spielte und symbolische Arbeit geleistet werden musste, um die Beziehungen zu erhalten und vernachlässigte Beziehungsnetze wiederherzustellen.[77] Persönliche Bekanntschaft und das mit ihr verbundene Vertrauen konnten, zum Beispiel durch Empfehlungen initiiert, gleichsam übertragen werden. Bei diesen Beziehungsnetzen handelt es sich laut Bourdieu um ein „Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewußt oder unbewußt auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“.[78] Welche Strategien wählten die hier zu besprechenden Gelehrten, um ihr Beziehungsgeflecht zu verdichten, und welchen Nutzen zogen sie daraus?

Das symbolische Kapital stellt streng genommen keine gesonderte Kapitalsorte dar: „Jede Art Kapital (ökonomisches, kulturelles, soziales) tendiert (in unterschiedlichem Grad) dazu, als symbolisches Kapital zu funktionieren (so daß man vielleicht genauer von symbolischen Effekten des Kapitals sprechen sollte), wenn es explizite oder praktische Anerkennung erlangt […].“[79] So können beispielsweise Bildungstitel, also institutionalisiertes Kulturkapital, als universell anerkanntes und garantiertes symbolisches Kapital betrachtet werden, da die Titel von der Gesellschaft akzeptiert und geachtet werden.[80] Das soziale Kapital fungiert als symbolisches, indem zum Beispiel in vorkapitalistischen Kulturen Ehre und Reputation der Freunde und Verwandten auf dem Markt statt Geld in die Waagschale

---

[75] Ebd., S. 63.

[76] Insbesondere bei der Briefkultur der Humanisten ist dies erforscht, da diese mit Hilfe ihrer Briefwechsel auch über weite Entfernungen hinweg kommunizieren und ihre Netzwerke pflegen konnten. Vgl. Mauelshagen, »Netzwerke« (2003) und Burke, »Humanism« (1999) sowie Bernstein, »Identity« (2003) und zuletzt Seidel, *Freunde* (2009). S. u. Kapitel 1.2.

[77] Mauelshagen, »Netzwerke« (2003), S. 148. Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 67 formuliert es wie folgt: „Für die Reproduktion von Sozialkapital ist eine unaufhörliche Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten erforderlich, durch die sich die gegenseitige Anerkennung immer wieder neu bestätigt. Bei der Beziehungsarbeit wird Zeit und Geld und damit, direkt oder indirekt, auch ökonomisches Kapital verausgabt.“

[78] Ebd., S. 65.

[79] Bourdieu, *Meditationen* (2001), S. 311.

[80] Akzeptanz und Achtung können freilich auch ins Gegenteil umschlagen. Wenn, wie im Frühjahr 2011 in Deutschland geschehen, diversen Personen öffentlichen Interesses nachgewiesen werden kann, ihren Doktorgrad auf unsaubere Art erlangt zu haben, nimmt das für die Achtung und Akzeptanz so wichtige Vertrauen in die Grade ab und schlägt unter Umständen in Kritik und Missachtung um. Kritik an Graden kann bereits für den Untersuchungszeitraum dieser Arbeit ausgemacht werden: Bekanntestes Beispiel ist sicher, wenngleich aus anderen Motiven, Karlstadts vehemente Ablehnung und ostentative Ablegung des theologischen Doktorgrades. Vgl. dazu Stollberg-Rilinger, »Magie« (2003), S. 286–291.

geworfen wurden.[81] Der eigene gute Ruf und die eigene Ehre werden ebenfalls als symbolisches Kapital betrachtet, da diese Werte einem Individuum bei anderen Vertrauen und Kredit verschaffen.

Ein Moment, das in diesem Komplex besonders viel Aufmerksamkeit verdient, stellt die Umwandlung einer bestimmten Kapitalsorte in eine andere dar.[82] Welche Kapitalsorte tauschten die Protagonisten zu welchem Zeitpunkt in welche andere? Auch wenn Bourdieu prinzipiell von der „Erhaltung der sozialen Energie“[83] ausgeht, muss geprüft werden, ob dies in jedem Fall zutrifft.[84] Werner Fuchs-Heinritz und Alexandra König stellen die Frage, „ob der Grad der Konvertibilität nicht nach sozialen Kontexten, Epochen und Gesellschaftsformen unterschiedlich ist, und sei es auch nur deshalb, weil ein abstrakter Arbeitsbegriff, wie ihn Marx dargelegt hat, erst mit dem Aufkommen des Kapitalismus entsteht“.[85] Da Bourdieu die analytische Kategorie der Kapitalsorten aber anhand der vorkapitalistischen Gesellschaft der Kabylen in Nordafrika entwickelte, scheint ihre Übersetzung und Operationalisierung für die Vormoderne in besonderer Weise angezeigt. Es sind vergleichsweise weniger Übersetzungsfehler zu erwarten als bei einer Theorie, die für die westeuropäische Gesellschaft des 21. Jahrhunderts entworfen wurde. Mit Kapitalumwandlungen ist vor allem in solchen Momenten zu rechnen, in denen die Protagonisten bedeutsame *rites de passages*, wie den Auszug aus dem Elternhaus, oder *rites d'institution*, wie Immatrikulation, Promotion oder Hochzeit vollzogen.[86] Sie dienen der Untersuchung als Gliederungs- und Strukturelemente, da auf diese Weise ein systematischer Zugriff nach Lebensstufen ermöglicht wird und diese Momente in den Fokus der Untersuchung gerückt werden.[87]

Diese Aspekte knüpfen gleichzeitig den Knoten zum zweiten Strang dieses Buches, das einer neuen Kulturgeschichte verpflichtet ist, wie schon der methodische Ansatz einer vergleichenden Mikrogeschichte zeigt.[88] In die Universitätsgeschichte

---

[81] Vgl. Bourdieu, *Entwurf* (2009), S. 360.

[82] Vgl. zur Umwandlung und Übertragung der verschiedenen Kapitalien Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 70–75.

[83] Ebd., S. 71.

[84] Schon bei Bourdieu wird dieser Aspekt permanent problematisiert, nämlich wenn es um das „Auseinanderklaffen zwischen vom Bildungssystem genährten Hoffnungen und Erwartungen auf der einen und den Chancen, die es in Wirklichkeit anbietet, auf der anderen Seite“ geht. Bourdieu, *Unterschiede* (2003), S. 241f.

[85] Fuchs-Heinritz/König, *Bourdieu* (2005), S. 160.

[86] Das besondere Augenmerk der Bourdieu'schen *rites d'institution* liegt im Unterschied zu den *rites de passages* von van Gennep weniger in ihrem vorher-nachher-Charakter als vielmehr darin, wer von den Instituierungsriten generell ausgeschlossen bleibt, wer mit ihrer Hilfe an besonderen Gruppen partizipieren darf und wer nicht; vgl. van Gennep, *Übergangsriten* (1986) und Bourdieu, *Sprechen* (2005). Zur Historisierung der Konzepte vgl. Füssel, *Gelehrtenkultur* (2006) und Füssel, »Ritus« (2007).

[87] Vgl. zu den verschiedenen Lebensstufenmodellen im Mittelalter Burrow, *Ages* (1986); und sehr anschaulich für die Frühe Neuzeit zuletzt Greyerz, *Passagen* (2010).

[88] Vgl. grundsätzlich zur neuen Kulturgeschichte Burke, *Kulturgeschichte* (2005); Daniel, *Kompendium* (2006); Chartier, »Kulturgeschichte« (1989) und Wehler (Hrsg.), *Herausforderung* (1998).

oder allgemeiner in die Geschichte des Wissens und der Gelehrten in der Vormoderne hat die Kulturgeschichte bereits seit einiger Zeit Einzug gehalten. Zuletzt versammelten die *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter* viele maßgebliche Forscher.[89] Die in diesem Band enthaltenen Beiträge von Gadi Algazi, Marian Füssel und Harald Müller zeigen, dass Bourdieus Theorie der Praxis auch in diesem Zweig der Geschichtswissenschaft mittlerweile fest etabliert ist.[90] Algazi hatte zuvor schon einige Aufsätze vorgelegt, in denen er sich mit gelehrten Praktiken im 16. Jahrhundert auseinandersetzte. Seine bevorzugten Untersuchungsgegenstände stellen gelehrte Zerstreutheit und gelernte Vergesslichkeit dar. Diese korreliert er wiederum mit dem Essverhalten, da gewöhnliche Dinge wie Essen in einem dem *amor sciendi* geweihten Leben vernachlässigt worden seien.[91] Es geht Algazi jedoch nicht nur um die Darstellung und Analyse von gelehrter Alltagspraxis, sondern er meint, aus diesen Praktiken, die er vornehmlich Selbstzeugnissen entnimmt, einen distinkten Habitus der Gruppe der Gelehrten destillieren zu können.[92]

Hierin besteht ein grundlegender Unterschied zu meiner Arbeit, denn ich frage in erster Linie danach, wie der Habitus in den einzelnen gelehrten sozialen Akteur gelangte, wie bestimmte Dispositionen inkorporiert, also verkörperlicht wurden und darüber hinaus, welche Auswirkungen dies auf die Formierung eines feldspezifischen Habitus hatte. Die Genese des Habitus im Akteur stellt einen noch immer ungeklärten Aspekt in Bourdieus Theorie der Praxis dar, da er keine eigene Sozialisations- oder Habitualisierungstheorie entwickelte.[93] Um diese Problematik nachzuvollziehen, muss zunächst die Besonderheit des Habitus nach Bourdieu'schem Verständnis in Abgrenzung zu anderen Konzepten geklärt werden, die

[89] Rexroth (Hrsg.), *Kulturgeschichte* (2010). Auch in Bezug auf die Universität wurden die sozial- und institutionengeschichtlichen Ansätze durch alltags- und kulturgeschichtliche Fragestellungen erweitert. Vgl. z. B. das Jahrbuch für Universitätsgeschichte, dessen 10. Band 2007 unter dem Titel „Alltagswelt Universität" erschien oder den von Barbara Krug-Richter und Ruth-Elisabeth Mohrmann herausgegebenen Sammelband zu Frühneuzeitlichen Universitätskulturen, der eine „erste Zusammenschau kultur- und alltagsgeschichtlich ausgerichteter Einzelstudien zu den frühneuzeitlichen Universitäten in Europa" bietet: Krug-Richter, »Perspektiven« (2009), S. 8. Dort zur Alltagsgeschichte vor allem Matschinegg, »Alltagsorganisation« (2009) und Baster, »Students« (2009); im weitesten Sinne zur symbolischen Kommunikation Füssel, »Talar« (2009) und Braun, »Musik« (2009). Auch die Zeitschrift *History of Universities* hat sich mit den letzten zwei Heften wohl endgültig der Kulturgeschichte geöffnet; vgl. z. B. Kirwan, »Reputations« (2011).

[90] Algazi, »Habitus« (2010); Müller, »Specimen« (2010); Füssel, »Rang« (2010). Vgl. auch Müller, *Habit* (2006). Allgemein zur Integration von Bourdieus Theorie der Praxis in die Geschichtswissenschaft vgl. z. B. Christin, »Geschichtswissenschaften« (2005).

[91] Vgl. Algazi, »Geistesabwesenheit« (2005) und Algazi, »Zerstreutheit« (2001). Vgl. zur „Kultivierung der Unkultiviertheit" und der demonstrativen Vernachlässigung des professoralen Äußeren im 17. Jh. Füssel, »Körper« (2009), S. 225–229.

[92] Algazi, »Food« (2002), S. 21: „It is not the actual habitus of any particular person that I am looking for, but that considered distinctive of a whole group."

[93] Vgl. zuletzt Rehbein/Saalmann, »Habitus« (2009), S. 116 und Wagner, »Kultur« (2003) sowie Fuchs-Heinritz/König, *Bourdieu* (2005), S. 136–138 und Raphael, »Habitus« (2004), S. 275; zuvor vor allem Liebau, *Subjekt* (1987), S. 79–101.

die Dichotomie zwischen Subjektivismus und Objektivismus – zwischen Individuum und Gesellschaft – überwinden.[94] Der sozialisierte Körper, das Individuum oder die Person, steht Bourdieu zufolge nicht im Gegensatz zur Gesellschaft; er ist vielmehr eine ihrer Existenzformen. Der Habitus, das sind die sich im Körper niederschlagenden Dispositionen, fungiert als „Vermittlungsglied zwischen der Position oder Stellung innerhalb des sozialen Raumes und spezifischen Praktiken, Vorlieben usw."[95] und ermöglicht es dem Akteur, „seine soziale Umwelt in sich aufzunehmen und gleichzeitig verändernd in ihr zu wirken".[96] Habitus ist somit kein passiv zu denkendes Konzept, sondern ein System „dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken" und ihrerseits Praxisformen und Repräsentationen zu produzieren.[97] Bourdieu bezeichnet diesen dialektischen Prozess als „Interiorisierung der Exteriorität" und „Exteriorisierung der Interiorität".[98] Das routinisierte Handeln erlaubt es den sozialen Akteuren, im Rahmen ihrer Dispositionen kreativ und innovativ auf konkrete Situationen spontan zu reagieren. Die Denk- und Handlungsschemata, über die der soziale Akteur verfügt, sind zuletzt „inkorporierte Kultur, Körper gewordene Klasse".[99] Anders formuliert ist Habitus „einverleibte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte".[100] Bourdieu beschreibt den Habitus in seiner beliebten Spielmetapher als „Sinn für das Spiel". Dieser wird praktisch niemals explizit artikuliert und ebenso wenig vorgeschrieben. Selbst „radikale Umwandlungen des ursprünglichen Habitus" vollziehen sich „unmerklich" – sie schleichen sich in den Körper ein.[101] Diesem Moment des Vorbewussten in Bourdieus Habituskonzept widerspricht das Verständnis Gadi Algazis, wenn er behauptet, dass der gelehrte Habitus im 16. Jahrhundert durch kulturelle Praktiken entworfen, in sozialen Prozessen ausgehandelt und in eifrigen persönlichen Versuchen angeeignet wurde.[102] Konsequenterweise firmiert im Untertitel einer englischsprachigen Veröffentlichung Algazis ein Verb mit aktiv gestaltender Bedeutung: „Hieronymus

[94] Vgl. grundsätzlich zum Habitus Bourdieu, »Habitus« (1970) und Bourdieu, *Entwurf* (2009), S. 139–202 sowie Kapitel 3: Strukturen, Habitusformen, Praktiken in Bourdieu, *Sinn* (1987), S. 97–121. Vgl. einführend zum Habitus im Verständnis Bourdieus Fuchs-Heinritz/König, *Bourdieu* (2005), S. 113–139; Krais/Gebauer, *Habitus* (2002); Rehbein/Saalmann, »Habitus« (2009) und Kauppi, *Politics* (2000). Zur historischen Dimension des Begriffs vgl. Nickl, *Ordnung* (2001).

[95] Bourdieu, »Unterschiede« (2005), S. 31.

[96] Raphael, »Habitus« (2004), S. 266.

[97] Vgl. Bourdieu, *Entwurf* (2009), S. 164f.

[98] Vgl. den ähnlich gedachten, aber auf die Makroebene fokussierenden dialektischen Dreischritt von Externalisierung, Objektivation und Internalisierung bei Berger/Luckmann, *Konstruktion* (2009), S. 139.

[99] Bourdieu, *Unterschiede* (2003), S. 307.

[100] Bourdieu, *Sinn* (1987), S. 105.

[101] Bourdieu, *Meditationen* (2001), S. 20.

[102] Algazi, »Food« (2002), S. 38f.

Wolf grapples with the scholarly habitus".[103] Er versteht unter der Ausbildung eines gelehrten Habitus demnach aktives und reflektiertes Handeln.

Es dürfte aber selbst Akteuren im sozialen Raum der (Post)Moderne unmöglich sein, den eigenen Habitus bewusst zu formen.[104] Algazi ist zwar zuzustimmen, dass die Gelehrten zu Beginn des 16. Jahrhunderts zusätzlich zu den bereits existierenden Praktiken und dem vorhandenen Zeichenvorrat neue Eigentümlichkeiten ausbildeten. Sofern sie diese gezielt in die Welt setzten, um sich von anderen Akteuren abzugrenzen oder sich ihnen anzunähern, sollte jedoch nicht von Habitus gesprochen werden, sondern von Rollen, die rational berechneten Strategien folgten.[105] Dieser vorreflexive und somit habituelle Modus, Strukturen hervorzubringen, ist um „Modi reflexiven Handelns" zu ergänzen.[106] Der Lebensstil stellt bei Bourdieu zwar eine mögliche Kategorie dar, mit deren Hilfe auch bewusste Distinktion beschrieben werden kann,[107] für die Beschreibung der Modi reflexiven Handelns ist jedoch das Konzept der Identität vorzuziehen.[108] Sowohl persönliche oder Ich-Identität als auch soziale Identität stellen Größen dar, die in der Moderne auf unterschiedlichste Art aktiv und bewusst reflektiert, bearbeitet und inszeniert werden.[109] Peter von Moos betonte zuletzt, dass es statthaft sei, dieses Verständnis auch auf mittelalterliche Akteure anzuwenden.[110] Auf der persönlichen Ebene wird

---

[103] Ebd.; Hervorhebungen durch IT.

[104] Selbst der Soziologe Pierre Bourdieu kann erst aus der rückwärtsgewandten Perspektive in seinem soziologischen Selbstversuch (einer „Anti-Autobiographie", vgl. das Nachwort von Schultheis, S. 136f.) die konfliktträchtigen Momente seines Habitus identifizieren und reflektieren; Bourdieu, *Selbstversuch* (2002).

[105] Diese Annahmen deuten eher auf ein Rollenkonzept nach Goffman hin als auf Bourdieus Konzept eines vorbewussten Habitus. Vgl. Goffman, *Theater* (2007).

[106] Vgl. Raphael, »Habitus« (2004), S. 275.

[107] In Bezug auf den Begriff der Lebensstile, den Bourdieu z. B. in den Feinen Unterschieden sehr dicht an den des Habitus rückt, formuliert Wagner deutliche Kritik. Wagner, »Kultur« (2003), S. 224: „Habitusformationen müssen also von Lebensstilen unterschieden werden. Beide stehen sich dichotomisch getrennt gegenüber. In Bourdieus Kultursoziologie finden wir jedoch partiell eine Verwechselung von Habitusformationen mit Lebensstilen." Und weiter: „Lebensstile [stellen] Muster der Selbstdarstellung und Lebensführung dar, die man sich kauft und unter die man sich in gleichsam kulturindustrieller Manier subsumiert."

[108] Vgl. hierzu Marian Füssel, der ebenfalls zwischen Identität und Habitus unterscheidet: Füssel, »Körper« (2009), S. 229f. und Füssel, »Lebenswelt« (2007), S. 44: „Die soziale und wissenschaftliche Identität des Universitätsgelehrten war nicht einfach gegeben, sondern wurde aktiv durch das Handeln der jeweiligen Akteure hergestellt."

[109] Da die wissenschaftliche Diskussion um den kulturwissenschaftlichen Schlüsselbegriff Identität nicht ansatzweise eingeholt werden kann, sei an dieser Stelle grundsätzlich verwiesen auf Straub, »Identität« (2004); Assmann/Friese (Hrsg.), *Erinnerung* (1998) und Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität* (1996). Vgl. zum Begriff der kollektiven Identität kritisch Niethammer, *Identität* (2000) und Stachel, »Identität« (2005). Vgl. zu Niethammers Kritik den Rezensionsessay von Rost, »Geisterbahn« (2003) und das Plädoyer von Straub, »Identität« (2004), den Begriff der kollektiven Identität wieder zu verwenden.

[110] Vgl. zur Kategorie der Identität und des Individuums im Mittelalter grundsätzlich Moos, »Einleitung« (2004) und schon Aertsen/Speer (Hrsg.), *Individuum* (1996).

von Individuen eine „*ipse*-Identität“ (Selbstheit) angestrebt, das heißt die Kontinuität einer Person in der Zeit: „Die Identitätsfrage im Sinne der *ipse-Identität* ist eine ‚persönliche‘, von der praktischen Selbstsorge eines Menschen getragene *Wer-Frage* […].“[111] Wer bin ich und wer möchte ich sein? Persönliche Identität sei aber nichts weiter als eine „Aspiration“, etwas Erstrebtes, denn sie bleibe „*prinzipiell* unvollständig und unvollendet“, sie sei ein „notorisches Projekt“[112]; ein Projekt, das dabei als ein soziales Phänomen immer „soziogen“ bleibe. Der Begriff der Identität wird folglich nicht essentialistisch, sondern ebenso relational wie der des Habitus verwendet.[113]

Auf dieses Projekt und diesen Prozess hin werden die Quellen befragt. Es wird mitnichten davon ausgegangen, dass der europaweit bekannte apostolische Protonotar Johannes Eck am Ende seines Lebens mit dem 1486 in ein wenig wohlhabendes Elternhaus geborenen Johannes Mayer im engsten Sinne des Wortes identisch gewesen, dass er genau *das* Gleiche geblieben sei – allein die Namensänderung führt diese Annahme ad absurdum. In Frage steht vielmehr, wie er die „Kontinuierungsleistung“ in Aushandlung mit seinem Umfeld als „um sich selbst sorgendes Subjekt“ vollbrachte.[114] Es ist erklärungsbedürftig, warum das Subjekt Johannes Eck sich im Februar 1538 in seinem autobiographischen Brief an Moritz von Hutten als nämliches verstand, zu verstehen gab und praktisch präsentierte.[115] Aufgrund seiner veränderten Position im sozialen Raum, seiner *rites d'institution* (zum Beispiel die verschiedenen Weihen oder Graduierungen), seines neuen Namens und folglich seiner neuen Identität hätte er sich auch als ein anderer inszenieren können.

Vor diesem Hintergrund ist es angezeigt, Autobiographien im weitesten Sinne als Leitüberlieferung für die Analyse von Identitäten heranzuziehen, denn statt Kontinuität bloß abzubilden, erzeugen sie diese. Sie verlieren ihre deskriptive Funktion und werden dadurch für die „Identitätsforschung und Identitätstheorie besonders interessant“.[116] Auf dieser Ebene wird daher ein sozialkonstruktivistischer Ansatz verfolgt: Ganz im Sinne des Greenblattschen *self-fashioning* schafft sich der Autor innerhalb des einzelnen autobiographischen Textes eine kohärente Identität.[117] Kohärent bedeutet allerdings nicht bruchlos und konsistent, da gerade die

[111] Straub, »Identität« (2004), S. 283. Somit steht sie der von Ricoeur so genannten *idem*-Identität gegenüber, die von der Beständigkeit eines Substrats oder einer Substanz ausgeht; vgl. Ricoeur, *Selbst* (2005), S. 144 und passim.

[112] Straub, »Identität« (2004), S. 280.

[113] Vgl. Assmann, *Gedächtnis* (2000), S. 131–144, hier 132: „Identität, auch Ich-Identität, ist immer ein gesellschaftliches Konstrukt und als solches immer kulturelle Identität.“

[114] Straub, »Identität« (2004), S. 285; vgl. zur Sorge um sich auch die antiken Beispiele bei Foucault, *Sexualität* (1989), z. B. über Marc Aurels Selbstbetrachtungen, IV, 3.

[115] Vgl. Straub, »Identität« (2004), S. 285.

[116] Ebd., S. 286. Zu den einzelnen in dieser Arbeit untersuchten Autobiographien und Selbstzeugnissen und der Diskussion um die Begrifflichkeiten vgl. unten Kapitel 1.2.

[117] Vgl. Greenblatt, *Self-Fashioning* (2005).

Brüche im autobiographischen Narrativ für besondere Gewichtung sorgen.[118] Sie lenken den Leser und die Repräsentation des eigenen Identitätsbildungsprozesses.[119] Das Verfassen von Autobiographien dient somit auch einer „praktischen und psychosozialen Funktion".[120] Es stellt für spätmittelalterliche Gelehrte aber bereits an sich eine Identitätspraxis dar, die nicht nur die Ausbildung einer persönlichen, sondern auch die einer sozialen Identität befördert, so Gabriele Jancke.[121] Die den einzelnen Akteur umgebenden Strukturen bewirkten ihrerseits, dass er überhaupt eine Autobiographie verfasste, so dass diese Quelle auch die strukturelle Ebene unmittelbar einholt. Es wird deutlich, dass weder die Praxis, eine Autobiographie zu verfassen, noch die Identitätsbildung losgelöst von der Gesellschaft verlief, die die Protagonisten umgab. Die Frageperspektive des Forschers, ob strukturalistisch oder sozialkonstruktivistisch inspiriert, macht den Unterschied der Ergebnisse aus.

Doch wie wurde dieser dynamische und soziogene Prozess der Identitätsbildung im einzelnen Akteur angestoßen? Wie kam die Identität in den Akteur? Damit zum Beispiel das Subjekt Willibald Pirckheimer sich am Ende seines Lebens noch als das nämliche wahrnehmen konnte, als das es geboren wurde, musste es zuvor überhaupt subjektiviert worden sein. Die doppelte Bedeutung des Begriffs, die sich im Französischen (*assujettir*) und Englischen (*to subject*) noch heute widerspiegelt, muss dabei in Erinnerung gerufen werden, da das deutsche Wort Subjektivierung das Unterwerfungsmoment nicht unmittelbar abbildet.[122] „‚Subjektivation' bezeichnet den Prozeß des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozeß der Subjektwerdung."[123] Louis Althussers Konzept der Subjektivation und die Erweiterungen, die es durch Michel Foucault und Judith Butler erfuhr, ergänzen die Konzepte des Habitus und der persönlichen Identität genau um dieses Moment, das sich im Modus des reflexiven Handelns bewegt.[124] Die schiere „Interpellation" auf der Straße durch einen Polizisten und das Umwenden des angerufenen Individuums sorgen, so Althusser in seinem Aufsatz *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, für die Subjektivierung desselben. Doch diese setze schon ein, bevor ein Akteur sich überhaupt auf der Straße umwenden könne: „Daß ein Individium immer-schon, selbst vor seiner Geburt, ein Subjekt ist, ist nichts weiter als die einfache, für jedermann überprüfbare Wirklichkeit und keineswegs paradox."[125] Es werde von seinen Eltern erwartet und sei durch die „spezifische familiale ideologische Konfiguration

---

[118] Vgl. zuletzt zur humanistischen Autobiographie und der Möglichkeit, verschiedene Identitäten in verschiedenen Texten zu konstruieren Enenkel, *Erfindung* (2008).

[119] Vgl. zu Kohärenz und Konsistenz von Identität Straub, »Identität« (2004), S. 287.

[120] Ebd., S. 286.

[121] Vgl. Jancke, *Autobiographie* (2002).

[122] Vgl. grundlegend zum Subjektbegriff in den Kulturwissenschaften Reckwitz, *Subjekt* (2008).

[123] Butler, *Psyche* (2001), S. 8 und weiter unten (81): „Der Ausdruck »Subjektivation« birgt bereits das Paradox in sich: assujettissement bezeichnet sowohl das Werden des Subjekts wie den Prozeß der Unterwerfung [...]." Vgl. auch Reckwitz, *Subjekt* (2008), S. 14.

[124] Vgl. Butler, *Psyche* (2001) und Althusser, *Ideologie* (1977).

[125] Althusser, *Ideologie* (1977), S. 144.

[…] zum Subjekt bestimmt".[126] Vorherbestimmt, den Namen seines Vaters zu tragen, besitze das Kind bereits eine Identität.

Der Polizist in dem von Althusser angeführten Beispiel verkörpert einen ideologischen Staatsapparat, der die Fähigkeit besitzt zu subjektivieren. Er wird von Althusser als SUBJEKT (in Majuskeln) bezeichnet und subjektiviert das Individuum durch Anrufung in zweifacher Weise. Das Individuum wird gleichzeitig unterworfen und durch Anerkennung zum freien Subjekt (in Minuskeln) gemacht. Im Fall der kindlichen Subjektivierung stellt die Familie für Althusser einen wichtigen ideologischen Staatsapparat dar.[127] Dieser Aspekt steht in Einklang mit dem Konzept des Habitus bei Bourdieu, da er den „Primärerfahrungen" im Kreis der Familie in Bezug auf die Habitualisierung fundamentale Bedeutung beimisst.[128] Althusser veranschlagt die Bedeutung dieses ideologischen Staatsapparates für das Mittelalter noch höher als für moderne kapitalistische Gesellschaften.[129] Ist solchen Aussagen prinzipiell mit Skepsis zu begegnen, darf sie hier mit Ergänzungen wohl angenommen werden. Da am Konzept des „ganzen Hauses" (Otto Brunner) und der allgegenwärtigen patriarchalischen Familienstruktur berechtigterweise seit langem nicht mehr unangefochten festgehalten wird, ist an dieser Stelle ausdrücklich nicht vom Hausvater oder der Hausmutter die Rede, sondern von Familienoberhäuptern.[130] Diese agierten als SUBJEKTE und subjektivierten ihre Familienmitglieder im

---

[126] Vgl. ebd.

[127] Neben dem familialen gab es im Mittelalter, so Althusser, noch weitere ideologische Staatsapparate; z. B. den der Kirche, der in dieser Arbeit, wie nicht anders zu erwarten, eine wesentliche Rolle spielt. Ebd., S. 124f.: „Wir stellen zum Beispiel fest, daß im Mittelalter die Kirche (der religiöse ideologische Staatsapparat) eine Reihe von Funktionen anhäufte, die heute mehreren voneinander unterschiedenen ideologischen Staatsapparaten zufallen und die neu sind gegenüber der hier erwähnten Vergangenheit. Dies betrifft vor allem die schulischen und kulturellen Funktionen."

[128] Vgl. Bourdieu, *Entwurf* (2009), S. 168. Vgl. auch Liebau, *Subjekt* (1987), S. 89: „Der in primärer und sekundärer Sozialisation erworbene Habitus bildet die Grundlage, auf der alle folgenden Erfahrungen und Praktiken aufbauen, wie Bourdieu immer wieder betont hat. Aber er stellt kein Verhängnis dar; mit dem Anfang ist nicht alles weitere festgelegt."

[129] Vgl. Althusser, *Ideologie* (1977), S. 124f.: „Neben der Kirche existierte der familiale Ideologische (sic) Staatsapparat, der eine bedeutende Rolle spielte, die nicht derjenigen vergleichbar ist, die er in den kapitalistischen Gesellschaftsformationen spielt." Die prinzipielle Skepsis gegenüber solchen Wertungen kann im Fall der mittelalterlichen Familie sicher zerstreut werden. „Die Familie des Mittelalters war in allen Schichten patriarchalisch strukturiert: Der Mann übte die Munt über alle Hausbewohner aus, während die staatlichen Eingriffsmöglichkeiten in die Familie beschränkt waren." Goetz, »Familienstruktur« (1989).

[130] Opitz, »Sozialgeschichte« (1994); vgl. schon Goetz, »Familienstruktur« (1989). Karl-Heinz Spieß kommt mittlerweile ganz ohne den Verweis auf Brunners „ganzes Haus" aus: Spieß, »Einführung« (2009). Er spricht sich in Bezug auf die Einheit von Eheleuten und Kindern für den Begriff der „Kernfamilie" aus (S. 12) und stützt sich dabei auf die Aussage von Kerstin Seidel, die die Bedeutung dieser Einheit für die spätmittelalterliche Stadtgesellschaft betont: Seidel, *Freunde* (2009), S. 219f.

doppelten Sinne. Sie bestimmten zum Beispiel die Töchter für das Kloster, entschieden, wen die Kinder ehelichen durften und welche Ausbildung sie erhielten – sie zeichneten grundsätzlich ihren Weg vor.

Der fundamentale Unterschied zu Bourdieus Konzept des Habitus besteht darin, dass die sozialen Akteure sich mit Subjektivierungen auseinandersetzen können. Dass sie im Fall der drei untersuchten Protagonisten nicht unproblematisch verliefen und diese in besonderem Maße an ihren Identitäten arbeiteten, wurde schon in den Eröffnungszitaten deutlich. Gleichzeitig stellt sich die Frage, warum ein sozialer Akteur überhaupt ein Interesse daran haben kann, sich von einem SUBJEKT anrufen und unterwerfen zu lassen.

Dieser Frage kann sich mit Hilfe von Judith Butlers Beiträgen genähert werden, die die philosophischen und soziologischen Ansätze durch psychologische ergänzt (namentlich die Mladen Dolars): Das leidenschaftliche Verhaftetsein des Subjekts gegenüber seiner spezifischen Subjektivierung sorgt dafür, dass diese funktioniert. Sein Gewissen zwingt den Passanten, um wieder zu Althussers Beispiel zurückzukehren, sich auf die Anrufung durch den Polizisten hin umzuwenden. In den autobiographischen Texten aller Protagonisten dieser Studie lassen sich diese Prozesse erkennen – bei allen waren SUBJEKTE und Subjektivationen allerdings unterschiedlich geartet. Butler schlägt mit Hilfe der Performativität den Bogen zum Körperlichen, denn ihr zufolge wird ein Subjekt bestimmter Form erst in der „Wiederholung spezifischer körperlicher Akte“ geschaffen.[131] So wie Butler vom „doing gender“ spricht, ließe sich hier vom „doing scholarly identity“ sprechen: Durch die Wiederholung von innerhalb einer diskursiven Ordnung als gelehrt zurechenbaren körperlichen Akten – der Bewegungen, der Kleidung, der Sprache etc. – entsteht ein gelehrtes Subjekt.[132] Es ist dieses routinisierte körperliche Verhalten, in dem Subjekte „ihr eigenes spezifisches Subjektsein ‚darstellen‘ und ‚in die Welt setzen‘ (‚to perform‘)“.[133] So trägt schließlich habituelles Handeln zur Identitätsbildung bei, die allerdings nicht mehr reflektiert wird.

Am konkreten Beispiel der gelehrten Kleidung im späten Mittelalter können die verschiedenen Handlungsmodi verdeutlicht werden.[134] Zum Beispiel schrieben die ersten Statuten der Universität Tübingen aus dem Jahr 1477 eindeutig fest, dass ihre Mitglieder *ehrenhafte klerikale und gelehrte Habite* tragen sollten.[135] Auf diese Weise distinguierten sich ihre Mitglieder bewusst von anderen Bevölkerungsgruppen und stifteten einen Bestandteil ihrer sozialen Identität. Nicht nur nach außen, sondern ebenso nach innen unternahmen die Universitätsangehörigen Unterscheidungen – feinere. So wurde unter anderem verordnet, dass es bei Strafe niemandem außer

[131] Vgl. Reckwitz, *Subjekt* (2008), S. 88.
[132] Vgl. ebd.
[133] Reckwitz, *Subjekt* (2008), S. 86; vgl. auch Butler, *Unbehagen* (2007), S. 49.
[134] Vgl. grundsätzlich zu Kleidung und kultureller Identität in der Renaissance Rublack, *Dressing* (2010) und mit besonderem Fokus auf der Universität zuletzt Schwinges, »Gown« (2010).
[135] Roth, *Urkunden* (1877), S. 54: *honestos clericales et scolasticos habitus*.

den Magistern der *artes liberales* und den Doktoren der höheren Fakultäten erlaubt sei, ein rundes Birett zu tragen.[136] Diese Ordnungen repräsentierten den Status der Gelehrten nicht bloß, sondern schufen diesen überhaupt erst, wie Andrea von Hülsen-Esch aufgezeigt hat.[137] Das von Judith Butler beschriebene performative Moment spielt eine besondere Rolle, denn nur im alltäglichen Vollzug konnten diese Ordnungen in die Welt gesetzt und somit wirksam werden. Dieser Prozess stellt unbestreitbar einen reflektierten Modus des Handelns dar, mit dem soziale Identität geschaffen wurde. Daneben bildeten auch modische Erscheinungen, wie die geschlitzten Hosen oder besonders reich verzierte Hauben, Momente der Distinktion, allerdings keine, die statutarisch positiv normiert worden wären, sondern in Auseinandersetzung mit den Verboten angeeignet wurden. Auf diese Weise identifizierten sich Akteure wiederum mit anderen, sich modisch kleidenden Akteuren – sie partizipierten an einer anderen sozialen Identität. Auch dies kann ein reflektierter Prozess sein, der sich somit in der Kategorie des Lebensstils zwischen bewusster Identitätsbildung und habitualisierter Praxis bewegt. Schließlich konnte das Tragen bestimmter Kleidung Auswirkungen auf den Körper, auf den Habitus zeitigen, denn bestimmte Kleidung ließ nur bestimmte Bewegungsabläufe zu.[138]

Diese letzten Beispiele sollen keineswegs implizieren, dass die neuere Kulturgeschichte grundsätzlich der Sozialgeschichte vorzuziehen wäre oder sie diese vollständig abgelöst hätte.[139] Meine Fragen zielen auf einen von der Universitäts- und Gelehrtengeschichte bisher wenig erforschten Gegenstand, bei dem die verschiedenen Ansätze integriert werden. Dabei setzt die Untersuchung nicht erst bei der Graduierung an, sondern beleuchtet die Lebensläufe dreier Akteure so früh und so genau wie möglich. Mit Hilfe von Bourdieus soziologischer Theorie der Praxis, erweitert um Sozialisations- und Subjektivierungstheorien und übersetzt für die Ständegesellschaft, wird die Frage beantwortet werden, welchen Einfluss familiäre Strukturen und soziale Herkunft auf den Lebenslauf dieser spätmittelalterlichen Akteure hatten. Für ihren weiteren Lebensweg, spätestens ab ihrer Graduierung, kann auf der profunden sozialgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte aufgebaut werden, um die Protagonisten besser in ihren Kontexten, ihrem Feld und dem sozialen Raum zu verorten. Auch hier wird kulturgeschichtlich nach Identifizierungs-, Inszenierungs- und Positionierungsstrategien innerhalb eines gelehrten Feldes und nach deren Bedeutung für dessen Konturierung nach außen gefragt, so dass der einzelne Akteur weiterhin im Fokus der Betrachtung steht. Die sich scheinbar diametral gegenüberstehenden Ansätze ergänzen sich somit und ohne den jeweils anderen wäre dieses Buch nicht zu schreiben. Sie sollen jedoch auch insofern

136 Ebd.

137 Hülsen-Esch, »Kleider« (1998), S. 240, 257 und Füssel, *Gelehrtenkultur* (2006), S. 101–108.

138 Vgl. Hülsen-Esch, »Kleider« (1998), S. 241 und Rublack, *Dressing* (2010), S. 16–20.

139 Vgl. zu einem ähnlich gelagerten vermeintlichen Paradigmenwechsel Lüdtke, »Alltagsgeschichte« (2007).

integriert werden, als die Quellen der sozialgeschichtlich orientierten Gelehrtengeschichte nicht außer Acht gelassen, sondern zum Beispiel Universitätsmatrikeln unter veränderter Fragestellung betrachtet werden.

Wie die Beispiele andeuten, ist eine Vielzahl von Quellen zu untersuchen und daher folgt an dieser Stelle zunächst deren Diskussion. Anschließend setzt die Untersuchung mit der Geburt der einzelnen Protagonisten in ein bestimmtes Milieu ein und begleitet sie auf ihrem Lebensweg bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie durch Zuschreibung von besonderen Kompetenzen, Wissensbeständen und Aufgaben zu Experten gemacht wurden. In den letzten beiden Kapiteln wird danach gefragt, wie die drei Protagonisten in den ihnen zugewiesenen Rollen agierten, und ob sie sich mit ihnen identifizierten. Da ihre sozialen Identitäten, ihre sozialen Körper auch nach ihrem physischen Tod weiterlebten, wird der Blick auch auf ihr Andenken, ihre *Memoria* ausgeweitet und danach gefragt, was heute bleibt von Johannes Eck, Johannes Kingsattler und Willibald Pirckheimer.

1.2 Aus alten und neuen Selbstzeugnissen

Als Leitüberlieferung dienen der Untersuchung die Selbstzeugnisse von Johannes Eck, Johannes Kingsattler und Willibald Pirckheimer. Diese Auswahl entspringt nicht der Annahme, dass mit der Renaissance plötzlich autonome Individuen auf die Bildfläche getreten seien.[140] Die Meistererzählung der Autobiographie im Stile Georg Mischs soll nicht weitergeführt werden, der zufolge sich in dieser Zeit eine „Entfesselung der Subjektivität" angekündigt habe.[141] Vielmehr stellen die Protagonisten in verschiedenen Kontexten zu verortende soziale Akteure dar. Daher ist es müßig, die Diskussion über die Verbindung von Selbstbiographie und Individualisierung einzuholen.[142] Außerdem wurden Mischs und Burckhardts Thesen

140 Burckhardt, *Kultur* (1997), S. 137 stellte fest, dass der Mensch im Italien der Renaissance ein „geistiges *Individuum*" wurde und sich als solches erkannte. Vgl. in dieser Tradition noch immer van Dülmen, *Entdeckung* (1997) und van Dülmen (Hrsg.), *Entdeckung* (2001); zu letzterem vgl. die Rezension von Jancke, »van Dülmen« (2002).

141 Misch, *Geschichte* (1969), S. 591. Besonders pointiert wird der „Leitgedanke" von Mischs unvollendetem Werk von Gerhard Schulte-Bulmke, dem Herausgeber, im Vorwort artikuliert: „Durch die Vielzahl der Autobiographien, deren Lebensschicksale den Leser fesseln, wird der eigentliche Leitgedanke, der sich wie ein roter Faden durch das Werk zieht, oft verdeckt: sichtbar werden sollte der Prozess der Individuation." Vgl. zuletzt Schmolinsky, *Welt* (2012). Zum Konzept der Meistererzählungen vgl. zuletzt Rexroth (Hrsg.), *Meistererzählungen* (2007), insbesondere die Einleitung von Rexroth, »Meistererzählungen« (2007). Der Beitrag von Grubmüller, »Jahreszeiten« (2007) problematisiert die Jahreszeiten- und Blütenmetaphern in der Literaturgeschichtsschreibung. Mischs Rede vom „Blütenfrühling von Renaissance und Reformation" (S. 581) treibt die Metaphern in ihrer Verbindung auf die Spitze.

142 Vgl. zur Bedeutung der „Selbstbiographien" für die „Entwicklung des Individuums" Burckhardt, *Kultur* (1997), S. 330–339 und sehr prägnant im selben Sinn Mahrholz, »Wert« (1998), S. 74: „So

hinreichend problematisiert.[143] Autobiographische Texte stellen auch nur einen Typ von Quellen dar, die in der Kategorie der Selbstzeugnisse zusammengefasst werden können. Ich folge zunächst der integrierenden Definition, wie sie von Winfried Schulze vorgeschlagen wurde:[144] Ego-Dokumente stellen die umfassendste Kategorie dar, die auch erzwungene Aussagen über ein Selbst beinhalten. Selbstzeugnisse begreifen hingegen nur solche Quellen ein, die freiwillig über ein Selbst Auskunft geben, und bei Autobiographien werden insbesondere von der Literaturwissenschaft nochmals schärfere Kriterien zugrunde gelegt.[145] Die Kontroverse um Vor- und Nachteile der Begriffe wird hier nicht wiederholt.[146] Stattdessen werde ich auf die Besonderheit von Autobiographien im Vergleich zum Selbstzeugnis eingehen und einen Vorschlag einbringen, wie die Kategorien geschärft und sinnvoll erweitert werden können, um einen heuristischen Mehrwert zu erbringen.[147]

Autobiographien „beinhalten eine rückblickende Schreibsituation, einen markierten Standort, von welchem aus der Autor sein Leben narrativ organisiert und interpretiert."[148] Üblicherweise werden sie also am Ende eines Lebens verfasst und ihr Autor ordnet die Erlebnisse so, dass sie mit seinem Selbstverständnis im Moment der Niederschrift übereinstimmen – sie werden „nachrationalisiert".[149]

---

ist die eigene Lebensbeschreibung nur möglich auf dem Boden der individualistisch-bürgerlichen Gesinnung, ist deutlicher Ausdruck dieser Lebensstimmung, ist Form dieses Individualismus."

[143] Vgl. zuletzt Jancke/Ulbrich, »Individuum« (2005) oder zuvor Burke, »Representations« (1997). Vgl. auch schon die Einleitung bei Greenblatt, *Self-Fashioning* (2005), S. 1–9. James Amelang stellt trotz allem fest, dass in Burckhardts Werk „relatively little about autobiography" enthalten sei: Amelang, »Saving« (2007), S. 134.

[144] Egodokumente umfassen Selbstzeugnisse umfassen Autobiographien; vgl. Schulze, »Ego-Dokumente« (1996), S. 21 und Krusenstjern, »Selbstzeugnisse« (1994).

[145] Vgl. für die literaturwissenschaftlichen Kriterien grundsätzlich Lejeune, *Pakt* (1994).

[146] Der Begriff der Ego-Dokumente wird hier nicht in die Diskussion aufgenommen, weil er eine Ausweitung auf Quellen bedeutet, die in diese Studie nicht mit einbezogen werden, da sie für die fraglichen Gelehrten nicht existieren. Schulze denkt an „Befragungen oder Willensäußerungen im Rahmen administrativer, jurisdiktioneller oder wirtschaftlicher Vorgänge", das sind vor allem Verhörprotokolle u.ä.; vgl. Schulze, »Ego-Dokumente« (1996), S. 21.

[147] Die Vor- und Nachteile der verschiedenen Begrifflichkeiten sind nach wie vor umstritten. Zielführend sind die Diskussionen dabei m. E. nicht (mehr), da sie aneinander vorbeigehen. GeschichtswissenschaftlerInnen suchen vor allem nach Kategorien, in die sie ihre Quellen einteilen können, ohne Gattungsdiskussionen mit einkaufen zu müssen. Selbst wenn die LiteraturwissenschaftlerInnen die Gattungsgrenzen aufweichen und betonen, wie offen Philippe Lejeunes „autobiographischer Pakt" doch (schließlich) sei, suchen sie nach klaren Gattungsdefinitionen. Am programmatischsten zuletzt die Aufsätze vom Frühneuzeit-Historiker Greyerz, »Ego-Documents« (2010) und dem Literaturwissenschaftler Velten, »Konstruktion« (2010). Vgl. zuletzt Schmolinsky, *Welt* (2012); und bereits Arnold/Schmolinsky/Zahnd (Hrsg.), *Ich* (1999), darin insbesondere die Beiträge von Schmolinsky, »Selbstzeugnisse« und Arnold, »gestalt«; ferner Greyerz/Medick/Veit (Hrsg.), *Person* (2001); und vermittelnd Amelang, »Saving« (2007).

[148] Velten, *Leben* (1995), S. 21. Vgl. als grundsätzlichen Überblick zur Autobiographie Wagner-Egelhaaf, *Autobiographie* (2005).

[149] Füssel, »Selbstzeugnisse« (2011), S. 411; zum Aspekt der Sinngebung vgl. auch Bourdieu, »Illusion« (1991), S. 110. Enenkel, *Erfindung* (2008), S. 31 betont zuletzt, einem diskursanalytischen

Verschiedene Einflüsse leiten dabei das Selbstverständnis und somit die Selbstrepräsentation des Autors: Diese beruht, so Kaspar von Greyerz, sowohl auf „diskursiver wie auf sozialer Konstruktion".[150] Aus diesen Gründen weisen Autobiographien häufig eine teleologische Ausrichtung auf, sie sind „kausaldeterminiert".[151] Bestimmte Aspekte und Geschehnisse werden stärker, manche weniger stark betont, manchen Aspekten wird mehr, manchen weniger Platz eingeräumt, manche werden gar verschwiegen oder durch bestimmte Platzierungen innerhalb der Autobiographie in den Vorder- oder Hintergrund gerückt. So wird der Leser auf eine bestimmte Art und Weise durch das „selbst geschriebene Leben" des Autors geführt.[152] Der Verfasser stilisiert sich und sein Leben, um sich in seinem Feld zu positionieren; er gibt zugleich implizit Anhaltspunkte dafür, welche Dinge sagbar waren und welche nicht sagbar.[153]

Das Verfassen von Autobiographien ist nicht nur retrospektiv, sondern auch prospektiv, denn die Autoren verfolgen beim Schreiben ein Ziel.[154] Es ist ihrem Schreib- und Erinnerungskontext geschuldet, dass bestimmte Aspekte erinnert, andere vergessen und wieder andere bewusst ausgelassen werden. In den verschiedenen Autobiographien ist daher mit Ungenauigkeiten zu rechnen. In Bezug auf die „Wahrheit der Tatsachen" kommt Autobiographien somit ein zweifelhafter Quellenwert zu.[155] Doch „gerade solche vermeintlichen ‚Lügen' entsprechen oft dem, was der Schreibende für wahr hält und dem er sich verpflichtet fühlt".[156] In den Lügen, Stilisierungen und „Fiktionalisierungen"[157] ist vielfach das Bild zu erkennen, dem der Verfasser gerecht werden will. Insofern reicht die Autobiographie weit über den Vermittlungswert einer herkömmlichen historischen Quelle hinaus.[158] Anhand der retrospektiven Erzählung von Schlüsselerinnerungen

Ansatz folgend, für die Humanisten, dass sie sich Autobiographien aus antiken Versatzstücken „bastelten" und diese anprobierten wie literarische Kleider. Sie bildeten folglich keine realen Persönlichkeiten ab, sondern schufen sie kreativ im Schreibprozess. Auf diese Weise habe Johannes Fabricius Montanus auch zwei völlig verschiedene Persönlichkeiten in seinen zwei Autobiographien entwerfen können (ebd. 575–618). Diesem Ansatz wird hier nicht gefolgt, da die vorliegenden autobiographischen Texte „literarisch" bei weitem nicht so anspruchsvoll sind wie zum Beispiel die von Petrarca, Erasmus oder Fabricius. Als Korrektiv, nicht völlig dem „Authentizitätsanspruch" aufzusitzen, soll die monumentale Studie aber präsent bleiben.

[150] Greyerz, »Erfahrung« (2003), S. 128.

[151] Vgl. Henning, »Selbstzeugnisse« (2004), S. 121.

[152] Velten, *Leben* (1995).

[153] Vgl. Sarasin, »Ver-Sprecher« (1994), S. 35.

[154] Vgl. Velten, »Konstruktion« (2010), S. 52.

[155] Dies betonte schon 1919 Mahrholz, »Wert« (1998), S. 72 und wurde seither auch nicht in Abrede gestellt. Vgl. Henning, »Selbstzeugnisse« (2004), S. 125 und zuletzt auch Greyerz, *Passagen* (2010), S. 44.

[156] Henning, »Selbstzeugnisse« (2004), S. 126. Es sei an dieser Stelle nur auf die *false memory debate* verwiesen, vgl. Welzer, *Gedächtnis* (2011), S. 32–35.

[157] Greyerz, »Erfahrung« (2003), S. 230: „Fiktionalisierung kann allein schon durch das Rearrangement einer biographischen Ereignissequenz entstehen."

[158] Vgl. Velten, »Selbstbildung« (2001), S. 150.

gewährt sie Einblick in den „so subjektiv gelagerten Prozeß" der Herausbildung und des Wandels von persönlicher Identität.[159] Diese Prozesse der Identitätsbildung aufzudecken, stellt ein zentrales Anliegen dieser Arbeit dar. Welche „unsichtbaren Subtexte"[160] erzeugten Eck, Kingsattler und Pirckheimer in ihren Schriften, um sich selbst in ein besonderes Licht zu rücken? Es ist zu vermuten, dass die Analyse derjenigen Stellen in den Autobiographien besonders ergiebig ist, an denen wichtige Entscheidungen und Passagen im Lebenslauf erinnert wurden: bei der Überwindung von Hindernissen, aber auch dann, wenn es um die Hervorhebung einer Charaktereigenschaft oder die Verteidigung gegen bestimmte Anschuldigungen geht.

Es ist aber nicht nur die persönliche Identität, geschweige denn eine besondere Individualität, die von den Autoren konstruiert und in dieser Arbeit analysiert wird. Es wird genauso nach den Momenten gefragt, die durch das Verfassen von Selbstzeugnissen soziale Identität stifteten. Ähnlich hat Gabriele Jancke in ihrer Dissertation argumentiert.[161] Anhand von 234 Texten des 15. und 16. Jahrhunderts konnte sie anschaulich herausarbeiten, dass das Verfassen von Autobiographien an sich als identitätsstiftende soziale Praxis zu verstehen ist. In den gelehrten Autobiographien, die einen großen Teil ihrer Quellengrundlage ausmachen, gehe es den Autoren vor allem um das Positionieren in Beziehungsgeflechten, das Anhäufen sozialen Kapitals. „Beziehungen zu knüpfen, zu pflegen, zu gestalten und ihnen Dauerhaftigkeit zu verleihen", sei der soziale Sinn autobiographischen Schreibens unter Gelehrten im 16. Jahrhundert gewesen.[162] Ein wesentlicher Aspekt bleibt bei der Untersuchung so zahlreicher Texte allerdings unberücksichtigt: der individuelle Zeitpunkt des Erinnerns und des Schreibens. Die meisten Autoren verfassten ihre Autobiographien am Lebensende und starben kurz nach der Niederschrift. Sie erlebten die Drucklegung häufig nicht mehr und konnten zu ihren Lebzeiten von den darin geknüpften Beziehungsnetzen nicht mehr oder nur sehr bedingt profitieren. Das soziale Kapital, das die Verfasser sich, ihren Lehrern und Patronen zuschrieben, dürfte als symbolisches Kapital aber sehr wohl den Familien, den Nachkommen und nicht zuletzt der *Memoria* gedient haben – sowohl ihrer eigenen als auch der ihrer Lehrer und Patrone.[163] Dass das Verfassen von Autobiographien als soziale Praxis zu bezeichnen ist, wird nicht in Abrede gestellt. Um die Motive sowie die Möglichkeiten und Grenzen dieser Praxis genauer zu beschreiben, ist es aber angezeigt, „im Kleinen" zu suchen und gerade die nicht passungsfähigen Beispiele unter dem Mikroskop zu betrachten.[164] Die Autobiographien von Kingsattler, Eck und Pirckheimer unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht und lassen sich

[159] Vgl. ebd. am Beispiel Thomas Platters.
[160] Greyerz, »Erfahrung« (2003), S. 229.
[161] Jancke, *Autobiographie* (2002), S. 165.
[162] Ebd.
[163] Vgl. dazu auch die Rezension von Velten, »Jancke« (2003) und zuletzt Velten, »Konstruktion« (2010), S. 50.
[164] Giovanni Levi zitiert nach Medick, »Mikro-Historie« (1994), S. 40.

schwerlich in eine enge Gattungsdefinition der Autobiographie pressen. Vielmehr stehen sie in verschiedenen Traditionen.

Familiennotizen und Tagebuch (JK)

Johannes Kingsattlers Autobiographie behandelt den Zeitraum von seiner Geburt bis ins Jahr 1534. Sie liegt heute in der Tübinger Universitätsbibliothek in einem Konzept vor, das ausschließlich von Kingsattlers Hand, jedoch zu mindestens zwei verschiedenen Zeitpunkten verfasst wurde.[165] Anlässe zur Niederschrift könnten zunächst der Tod seiner Frau im August 1530 und später, nachdem King mit seinen Kindern vor der Pest nach Ofterdingen geflohen war, die gesunde Rückkehr der Familie nach Tübingen im Mai 1531 dargestellt haben. Der letzte Eintrag wurde am oder nach dem 12. März 1534 vorgenommen, denn für diesen Tag notierte Kingsattler, seinen Sohn Heinrich auf eine Tübinger Schule geschickt zu haben. Dieter Mertens stellt fest, dass der Text im „Stil des bürgerlichen Familienbuches aufgebaut“[166] ist, denn er ist nicht chronologisch, sondern systematisch in verschiedene thematische Teile gegliedert.[167] Zunächst schilderte Kingsattler seinen persönlichen Werdegang bis hin zu den Anstellungen nach seiner Promotion zum Doktor beider Rechte. Anschließend berichtete er von seiner Familie: Er begann mit der Hochzeit, reservierte dann je eine Seite für seine 15 Kinder und beschrieb auf zwei Seiten die Erkrankung und den Tod seiner Frau sowie die Inschriften des Grabsteins und der Gedächtnismale, die er in der Tübinger Stiftskirche errichten ließ. Schließlich ergänzte er eine Seite, auf der er seine Rektorate an der Universität benannte. Neben der Gliederung sind die Mehrfachdatierungen mit zum Teil genauer Angabe der Tageszeit besonders auffällig, so dass die Vermutung naheliegt, dass Kingsattler die Aufzeichnungen auf Grundlage eines Tagebuches anfertigte.[168] Die Schrift als Familienbuch zu bezeichnen, griffe aber zu kurz, da zu viele Elemente fehlen, die ein solches auszeichnen. Kingsattler ging so gut wie gar nicht auf seine Ahnen ein, es ist keine Absicht einer Fortführung durch die Kinder erkennbar und von didaktischer Belehrung fehlt ebenso jede Spur.[169] Aus den Notizen wird nicht ersichtlich,

---

[165] Es handelte sich ursprünglich um eine lose Blattsammlung aus Papier, die erst im 20. Jahrhundert zusammengebunden wurde; das moderne Vorsatz ist wie folgt beschrieben: „Autobiographisches und Familien-Notizen von Johannes Kingsattler, genannt King.“ Die Handschrift befindet sich in der Tübinger Universitätsbibliothek unter der Signatur Mh 819; vgl. zum Überlieferungszusammenhang Brinkhus/Mentzel-Reuters/Röckelein, et al., *Handschriften* (2001), S. 289f.

[166] Mertens, »Alltag« (2001), S. 476.

[167] Es sind Parallelen zur Autobiographie von Matthäus Hummel zu erkennen; vgl. Rexroth, »Karriere« (1993).

[168] S. zu Kings Tagebuch u. Kapitel 2.2 und 4.3.

[169] Vgl. zuletzt prägnant zu Haus- und Familienbüchern Studt (Hrsg.), *Familienbücher* (2007); insbesondere mit den Beiträgen von Studt, »Erinnerung« (2007) und Rohmann, »Muhe« (2007). Bereits 1919 wurden viele Familienbücher erwähnt in Rein, »Entwicklung« (1998), der ganz im Sinne der Burckhardtschen Individualisierungs-Meistererzählung nicht nur teleologisch, sondern auch national argumentierte.

was Kingsattler mit ihnen vorhatte, denn es ist keinerlei Paratext, keine Adresse oder ähnliches überliefert. Es ist möglich, dass der Jurist seine Aufzeichnungen weiter bearbeiten und in eine Reinschrift bringen wollte; diese hätte Grundlage eines neuen Familienbuches sein können, das dann an die nächste Generation weitergegeben worden wäre. All dies passierte jedoch nicht.[170] Ob Kingsattlers autobiographische Notizen dem Zweck dienten, „familiäre wie Gruppenidentitäten herzustellen, die Besitzer und Benutzer auf gemeinsame Werte zu verpflichten und vor allem ein elitäres Standesbewusstsein zu demonstrieren", wie es Birgit Studt für die Familienbücher des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit postuliert, wird die vorliegende Untersuchung ergeben.[171]

Humanistische Briefvita und Verteidigungsschrift (JE)

Johannes Eck verfasste hingegen mehrere autobiographische Texte, von denen allerdings nur einer als selbständige Autobiographie bezeichnet werden kann: die 1538 an Moritz von Hutten adressierte *Epistola de ratione studiorum suorum*. Mit der Beschreibung seines eigenen Studiums „nach Humanistenart"[172] wollte Eck Hutten davon überzeugen, die Jurisprudenz aufzugeben und sich ganz dem Studium der Theologie zu widmen, und lieferte Hutten somit ein Beispiel dafür, wie er sein Theologiestudium ausrichten sollte.[173] Eck bemühte sich schon 1539 um die Drucklegung seiner *Epistola* gemeinsam mit seinem heute verschollenen Malachias-Kommentar, konnte sie zu Lebzeiten jedoch nicht erreichen. Erst posthum, im Jahr 1543, brachte sein Stiefbruder Simon Thaddaeus Eck sie zusammen mit Erasmus Wolphs Brief über Johannes Ecks Tod bei Alexander Weissenhorn in Ingolstadt zum Druck.[174]

Die Funktion von Ecks *Replica adversus scripta secunda Buceri apostatae super actis Ratisponae* ist durch ihren Titel eindeutig ausgewiesen.[175] Es handelt sich um eine 56 Blatt umfassende Erwiderung auf die Anschuldigungen Martin Bucers aus dem Jahr 1542.[176] Da diese auch persönlicher Art waren, verteidigte Eck seinen vorbildlichen Lebensweg auf sechs zusammenhängenden Seiten am Ende der Schrift (52v–55v).[177] Die *Replica* war als Rechtfertigungsschrift von Anfang an zur Veröffentlichung bestimmt und schon vor der Lektüre dürfte der Leser einzuschätzen gewusst

170 In dem 1536 angelegten Nachlassinventar des Johannes Kingsattler sind diverse Dokumente verzeichnet, die in ein Familienbuch hätten aufgenommen werden können; s. u. Kapitel 6.2.

171 Studt, »Erinnerung« (2007), S. 2–3. Vgl. auch Teuscher, »Familienerinnerungen« (2002).

172 Metzler, »Einleitung« (1921).

173 Vgl. zu diesem Schreibanlass, der Autobiographie als Modell, auch Algazi, »Food« (2002), S. 24f.

174 Vgl. Metzler, »Einleitung« (1921).

175 Eck, *Replica* (1543) wird im Folgenden zitiert als Eck, Replica, Bl. XYZ.

176 Bucer, *Doctrina* (1542).

177 Ein Originaldruck der *Replica* befindet sich z. B. in der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek in einem zeitgenössisch gebundenen Konvolut aus dem Besitz des Humanisten Johann Hess (1490–1547) – Namenseintrag und Hess' Rollstempel (*Arma Hessica*) auf dem Ledereinband weisen es aus; vgl. Haebler, »Rollstempel« (1924), S. 47. Der kleinformatige (8°) Band ist

haben, was er von der Schrift zu erwarten hatte.[178] Die verschiedenen Anschuldigungen gegen Eck kursierten bereits seit längerem, spätestens seit dem *Eckius dedolatus* (1520) waren sie im gelehrten Diskurs etabliert, und somit sind in beiden Schriften Rechtfertigungsstrategien zu erkennen, die auch in anderen Werken Ecks ihren Niederschlag fanden. Trotzdem darf Ecks Motiv zur Abfassung autobiographischer Texte nicht ausschließlich in seiner Rechtfertigung gesucht werden; insbesondere mit dem Brief über seinen Studiengang versuchte Eck, sich über einen gelehrten Diskurs in ein gelehrtes Feld einzuschreiben und dort zu positionieren. Darüber hinaus dürfte das Reflektieren über seinen Werdegang auch nicht folgenlos für sein Selbstverständnis und seine persönliche Identität geblieben sein.

Vita oder Familienbuch? (WP)

Willibald Pirckheimer, so die Einordnung durch Georg Misch, habe seine Autobiographie wie andere Humanisten seiner Zeit im Stile humanistischer *Viten* nach dem Vorbild antiker Biographien des Plutarch oder Cornelius Nepos verfasst:[179] „Mit gehaltener Würde in der Positur eines Senators der römischen Republik bekundet er das Selbstgefühl eines Patriziers durch bündige Darstellungen seiner Studien und seiner politisch-militärischen Betätigung und des aus ihnen sprechenden Charakters und der ihnen zugrunde liegenden Gesinnung."[180] Seine Autobiographie enthalte viel Selbstlob und stelle subjektiv und schönfärberisch eine „Apologie seines Wirkens dar";[181] er habe sein Leben mit „bewußter Objektivität" dargestellt.[182] Mag er seiner *Vita* in formaler Hinsicht durch das Schreiben in der Er-Form und die Schilderung der Ereignisse durch die Vermeidung von Namensnennung einen objektiven Anschein gegeben haben, so lieferte er doch ein stark überzeichnetes

aus buch- und geschichtswissenschaftlicher Sicht hochinteressant, denn er gibt deutliche Anhaltspunkte über das zeitgenössische Zusammenbinden von Texten und durch die zahlreichen Kommentierungen Aufschluss über das Leseverhalten eines konfessionell engagierten Humanisten der dritten Humanistengeneration. Der Band enthält insgesamt fünf Schriften aus der Kontroverse zwischen Martin Bucer und Johannes Eck (1542–1544), darunter sowohl Ecks *Replica* als auch seine *Epistola*. Aus einem anderen, in Paris 1543 gedruckten Exemplar geht aus dem Titelblatt hervor, dass Ecks *Replica* auch eine Generation später noch nicht vergessen war. 1560 schenkte Johann Georg von Werdenstein (1542–1608), der Augsburger Domherr und Besitzer einer umfangreichen Bibliothek, seinem Freund, dem Kontroverstheologen, Philipp Dobereiner (1535–1577) ein Exemplar, das außer der Widmung auf dem Titel jedoch keine weiteren Bearbeitungsspuren aufweist (heute BSB, *Polem 818*).

[178] Vgl. zum Schreibanlass auch die Widmung Ecks an Johann Ludwig, Erzbischof von Trier (10.01.1543): Eck, BW, Nr. 407.

[179] Willibald Pirckheimer hatte seinem Konzept, dessen Original heute in der British Library aufbewahrt wird (Arundel 175, beginnt Bl. 21r), keinen Titel gegeben. Erst eine spätere Hand schrieb auf den oberen Rand der ersten Seite: *Vita C.V. Bilibald*[i] *Pirckeymeri ipsiusmet stylo descripta*. Es dürfte sich um dieselbe Hand handeln, die eine Abschrift der *Vita* in demselben Manuskript erstellte (beginnt Bl. 6r).

[180] Misch, *Geschichte* (1969), S. 669; vgl. auch Velten, *Leben* (1995), S. 52–56.

[181] Eckert/Imhoff (Hrsg.), *Pirckheimer* (1971), S. 124.

[182] Beyer-Fröhlich (Hrsg.), *Zeitalter* (1931), S. 44.

Bild seiner selbst.[183] Die Autobiographie soll Pirckheimer 1527 verfasst haben, zur Veröffentlichung sei sie aber nicht vorgesehen gewesen und wurde erst posthum und in überarbeiteter Form veröffentlicht.[184] Eckert und Imhoff bieten folgende Begründung an: Pirckheimer habe gewusst, dass „das Nürnberger Patriziat die Verherrlichung eines seiner Mitglieder nicht gern sah. Er wollte sich nicht noch weitere Gegner schaffen."[185] War es tatsächlich die Selbstverherrlichung eines ihrer Angehörigen, die dem Nürnberger Patriziat missfallen hätte – eine Gruppe, die sich über die Maßen vornehm und adelsgleich inszenierte?

Warum aber schrieb Pirckheimer dann seine *Vita* überhaupt nieder? Um seinen Nachkommen Rechenschaft über sich und seine Taten abzulegen? Diese Deutung scheint plausibel. Insofern würde es sich um eine Mischung aus Apologie, antikisierender *Vita* und Familienbuch handeln.[186] Niklas Holzberg spricht sich in seiner Monographie über Willibald Pirckheimer für eine auf diese Weise integrierende Lösung aus, hebt aber zuletzt hervor, dass die „geistigen Wurzeln" in den spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern zu suchen seien, da gerade in Nürnberg in der Zeit vor Pirckheimer „mehrere solche stadtbürgerliche Selbstdarstellungen" zu finden seien.[187] Holzberg folgt überraschenderweise ausdrücklich den Ausführungen von Adolf Rein, obwohl der ausgerechnet Pirckheimers *Vita* in seinem umfassenden Aufsatz über Familien- und Hausbücher nicht erwähnt.[188] Dies nimmt nicht wunder, denn Pirckheimers Autobiographie fehlen viele der von Rein benannten Elemente, die für ein Familienbuch notwendig erscheinen. So kommen die Kinder und Geschwister Pirckheimers in der *Vita* zu kurz; genauso fehlt jegliches didaktische Moment. Nur weil Pirckheimer sich tagein tagaus mit Nürnberger Patriziern umgab, muss er sich nicht zwangsläufig auch deren *self-fashioning* bedient und sich auf diese Art eine gemeinsame soziale Identität erschrieben haben.

Briefe

Die Grenze zwischen den Quellentypen der autobiographischen Texte und den Briefen ist fließend und am Beispiel von Ecks *Epistola*, eines autobiographischen Briefes, überdeutlich.[189] Während bei Autobiographien häufig von einem erheblichen zeitlichen Abstand zwischen tatsächlichem Geschehen und seiner Verschriftung ausgegangen werden muss und somit viel Zeit für bewusste Stilisierung und falsches Erinnern bleibt, sind Briefe verhältnismäßig unmittelbarer. Somit

[183] Vgl. ebd.
[184] Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 37 mit Anm. 2.
[185] Eckert/Imhoff (Hrsg.), *Pirckheimer* (1971), S. 124.
[186] Warum Holzberg meint, die *Vita* werde im zweiten Teil zu einer „an das Nürnberger Patriziat gerichteten Apologie", erschließt sich mir nicht und steht in krassem Gegensatz zur zuvor genannten These. Vgl. Holzberg, *Willibald* (1981), S. 275f.
[187] Ebd., S. 276.
[188] Rein, »Entwicklung« (1998).
[189] Auch Ulrich von Hutten schickte seine Autobiographie als Brief an Willibald Pirckheimer.

scheint ihnen ein höherer Authentizitätsgehalt attestiert werden zu können.[190] Viele Briefe sind eher als „Dokumente der Selbststilisierung" zu lesen:[191] Sie waren „aufs feinste durchstilisiert" und von vornherein dahin gehend angelegt, gesammelt und gedruckt zu werden.[192]Als weiteres Argument für die größere Unmittelbarkeit von Briefen tritt hinzu, dass sie häufig einen persönlichen Charakter vermuten lassen. In den Korrespondenzen von Eck, Pirckheimer und ihren Zeitgenossen wurden Inhalte übermittelt, die eindeutig das moderne Attribut persönlich verdienen. Aber nur selten wiesen die Verfasser selbst daraufhin, dass ein Brief *privatim* oder *geheim* übermittelt worden sei oder behandelt werden solle. Daher muss der moderne Leser von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Briefen – nicht nur von ausgewiesenen Humanistenbriefen – Vorsicht bei der Beurteilung des Grades von Privatheit walten lassen. Johannes Klaus Kipf plädierte jüngst, in ausdrücklicher Abgrenzung von Helene Harth, für die sinnvolle Unterscheidung zwischen *litterae publicae* und *litterae privatae*, wobei letzteres Adjektiv besser mit dem deutschen persönlich oder geheim zu übersetzen ist.[193] Welch dramatische Folgen es zeitigte, wenn geheime Briefe an ein größeres Publikum gelangten, das noch dazu der gegnerischen Fraktion angehörte, wird am Beispiel Johannes Ecks gezeigt werden.[194]

Die jüngst geforderte Unterscheidung von Briefen zeigt, dass genau wie beim Verfassen von Autobiographien der jeweilige Kontext stärker zu berücksichtigen ist und jede Pauschalisierung zu kurz greift. Eine solche wurde in der Forschung aber häufig vorgenommen, was in ihrem Gegenstand begründet liegt. Für die Zeit um 1500 wurden fast ausschließlich die Briefwechsel ausgewiesener Humanisten aufwändig ediert, was nicht daran liegt, dass andere Gelehrte der Zeit keine Briefe verfasst hätten.[195] Meist ging es den darauf fußenden Untersuchungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts um die Gruppenbildung der Humanisten, so dass innerhalb dieser Humanistenbriefwechsel überwiegend diejenigen Briefe untersucht wurden, in denen Humanisten mit anderen Humanisten korrespondierten. Dass die gelehrten, meist auf Latein verfassten Briefe nicht nur für den Austausch von Inhalten, sondern auch für die Konstitution einer Gemeinschaft, einer kollektiven

[190] Vgl. Füssel, »Selbstzeugnisse« (2011), S. 410f.
[191] Kipf, »Freundschaft« (2009), S. 496.
[192] Trunz, »Späthumanismus« (1995).
[193] Vgl. Harth, »Überlegungen« (1998) und Kipf, »Freundschaft« (2009), S. 496. Kipfs Übersetzung der *litterae privatae* als „Privatbriefe" ist m. E. unglücklich, weil missverständlich und nicht als „kontrollierter Anachronismus" verwendet: Kipf versteht hierunter nicht das humanistische „Stilideal des Privatbriefes" (im Sinne Ciceros' *ad familiares*); dieser konnte auch zur Verbreitung bestimmt gewesen sein; das Pendant wäre der „amtliche" Brief, vgl. z. B. Smolak, »Einleitung« (1980). Kipf beruft sich stattdessen auf die Definition von Ijsewijn/Sacré, *Companion* (1998), S. 219, die aber keine Übersetzung des Lateinischen *privatae* anbieten. Vgl. grundsätzlich zur Problematik von „Öffentlichkeit" im Mittelalter Moos, »Öffentliche« (1998).
[194] Siehe unten Kapitel 6.1.
[195] Vgl. zuletzt Kipf, »Freundschaft« (2009), S. 492. Die Briefe katholischer Theologen, so z. B. von Johannes Eck wurden auch um 1900 zugänglich gemacht, allerdings nicht in dem selben Ausmaß; vgl. z. B. Friedensburg, »Briefwechsel« (2, 1899) und Schlecht, »Korrespondenz« (1912).

Identität, von besonderer Bedeutung waren, ist hinreichend diskutiert worden.[196] Für die Belange dieser Arbeit stellt sich jedoch die Frage, inwiefern die gelehrten Korrespondenzen über diese Ebene der humanistischen Identität hinaus zur Konstituierung eines sozialen Feldes von Gelehrten beitrugen. Es wird demnach nicht nur nach den unterschiedlichen Positionen der Akteure innerhalb des gelehrten Feldes gefragt, sondern auch nach der Positionierung der sozialen Felder zueinander.

Willibald Pirckheimers Briefwechsel liegt seit 2009 in einer siebenbändigen Edition vor und wird in Zukunft weitere Forschungen zu seiner Person und der Stadt Nürnberg in den ersten drei Dezennien des 16. Jahrhunderts anregen.[197] Die Sammlung umfasst circa 1500 Schriftstücke, deren große Mehrzahl aus Briefen an Willibald besteht.[198] Die jüngsten wurden kurz vor seinem Tod an ihn adressiert, die ältesten stammen aus der Zeit seines Italienaufenthaltes. Einige der Briefe erschienen schon zu Willibalds Lebzeiten als Widmung zu seinen Werken und in Sammlungen im Druck.[199] Melchior Goldast besorgte 1610 eine Sammlung von Willibalds Werken, in der auch zahlreiche Briefe abgedruckt wurden.[200] Der Briefwechsel zeigt Willibald nicht nur als Humanisten, Nürnberger Ratsherren und Freund Dürers, sondern in vielen weiteren Rollen. So zum Beispiel als praktizierenden Juristen, wie Helga Scheible, die Herausgeberin der Bände drei bis sieben, zuletzt anschaulich zeigte.[201] Auf die Vielfalt der Inhalte deutete schon Emil Reicke in seiner Einleitung zum ersten Band der Korrespondenz „im Kriegsmai 1940" hin: Sie reichten vom „Studium der Alten" über den „Kampf wider das rückständig gebliebene Mönchstum" und den „Gegensatz zwischen Protestanten und Altgläubigen" bis hin zu „Alchemie und Astrologie".[202] Hinzutraten die Schreiben

---

[196] Die Zeiten, in denen Briefwechsel ausschließlich „new biographical and historical evidence" erbrachten oder als „precious (or not so precious) pearls of artistic prose and composition" betrachtet wurden, sind seit längerem vorbei – spätestens seit Van Houd und Papy programmatisch die Frage nach der Funktion der Briefkorrespondenz als „social practice" stellten: van Houdt/Papy, »Introduction« (2002), S. 3. Bereits zuvor hatte es solche Studien gegeben, die allerdings nicht das durch die verschiedenen *turns* geprägte Vokabular benutzten. Vgl. vor allem Treml, *Gemeinschaftsbildung* (1989), die erst in den letzten Jahren Aufmerksamkeit erlangte, z. B. bei Müller, *Habit* (2006), S. 60 oder Schirrmeister, *Triumph* (2003), S. 8 und passim.

[197] Pirckheimer, *Briefwechsel I–VII* (1940–2009) wird im Folgenden zitiert als WP, BW, Bd. 1–7, Nr. 1–1334, S. XYZ; vgl. zuletzt die Rezension von Schuh, »Briefwechsel« (2010).

[198] Vgl. grundsätzlich das Vorwort und den Editorischen Bericht von Dieter Wuttke in WP, BW, Bd. III, S. VII–XXIV.

[199] Vgl. z. B. Pirckheimers Brief in der Briefsammlung zugunsten Reuchlins in Reuchlin, *Epistolae* (1514), Bl. hi r/v, oder seine Widmungsepistel an Hieronymus Emser von Anfang Dezember 1519, die 1520 im Druck erschien: Lucianus, *Rhetor* (1520), Bl. Aiv–Aivr.

[200] Pirckheimer, *Opera* (1610), S. 230–338.

[201] Scheible, »Jurist« (2010). Scheible verstarb im Januar 2011, ohne die von ihr angekündigten Aufsätze veröffentlichen zu können, vgl. den Nachruf von Fuchs, »Nachruf« (2011). Zu Pirckheimers verschiedenen Rollen vgl. unten Kapitel 6.3.

[202] WP, BW, Bd. I, S. VI.

politischer und familiärer Art. Die hervorragende Edition des Briefwechsels ermöglicht es, Willibalds Identität, seinem Selbstverständnis und den Erwartungen, die andere an ihn stellten, auf den Grund zu gehen und mit seiner *Vita* zu vergleichen.

Johannes Ecks Briefwechsel lag schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts in Teilen kritisch ediert vor, dies allerdings nur zerstreut in kleineren Beiträgen sowie in den Editionen der mit ihm korrespondierenden Personen.[203] So ist das Projekt von Vinzenz Pfnür und Peter Fabisch zukunftsweisend, die Briefe von und an Johannes Eck online zugänglich zu machen und zu kommentieren.[204] Ähnlich wie in Willibalds Briefwechsel offenbart auch der von Johannes mehr Facetten als seine auf möglichst positive Selbstinszenierung ausgelegten autobiographischen Texte. Ähnlich intime Begebenheiten wie Willibald offenbart Johannes jedoch nicht oder nur sehr bedingt. Der wesentliche Grund dafür liegt wohl in der Tatsache, dass ein Großteil von Ecks in moderner Edition vorliegenden Briefen von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt waren: Entweder wurden sie als Widmungsbriefe seinen zahlreichen Werken vorgeschaltet (zum Teil mehrere gleichzeitig) oder sie hatten amtlichen Charakter, insbesondere seit der Bulle *Exsurge Domine* (1520). So finden sich in Ecks Korrespondenz verhältnismäßig wenige Briefe, die sowohl in stilistischer Hinsicht als auch im Sinne von geheim und persönlich unter die *litterae privatae* zu rechnen sind.

Trotzdem: Über den Alltag der Protagonisten erfährt der Leser ungleich mehr aus ihren Briefen als aus ihren autobiographischen Texten. Auf ihrer Grundlage können Hinweise auf immer wiederkehrende, sich wiederholende Handlungen, Ereignisse und Situationen gewonnen werden, die sich in der zweiten Natur, dem Habitus der Protagonisten niederschlugen und ihn gleichzeitig hervorbrachten. Sogar die Materialität der Briefe verspricht Erkenntnis in Bezug auf die Praxis des Briefeschreibens an sich, somit auch Hinweise auf Willibald Pirckheimers und Johannes Ecks persönliche und soziale Identität. Es macht inhaltlich und stilistisch einen Unterschied, ob ein Brief vom Autor für den Druck vorgesehen war oder nicht. Darüber hinaus lassen die in Manuskripten überlieferten Briefe Aussagen über das Schreiben an sich zu und somit auch über den Habitus, denn die persönliche Handschrift gibt beredt Auskunft über die Beziehung von mentalen und körperlichen Dispositionen.

---

[203] Vgl. Schlecht, »Korrespondenz« (1912) und Schlecht, »Briefe« (1922) sowie Friedensburg, »Briefwechsel« (2, 1899) und beispielhaft Ellenbog, *Briefwechsel* (1938), da allein dieser Korrespondenz 37 Briefe entstammen.

[204] Johannes Eck, Briefwechsel. Internet-Edition in vorläufigem Bearbeitungsstand (25. Januar 2011). http://ivv7srv15.uni-muenster.de/mnkg/pfnuer/Eck-Briefe.html (zuletzt eingesehen 03.02.2013) wird im Folgenden zitiert als Eck, BW, Nr. XYZ. 408 Briefe haben Pfnür und seine MitarbeiterInnen identifiziert und aufgelistet, wobei nicht von allen die lateinischen Texte eingestellt (380) und noch weniger kommentiert wurden (bisher lediglich 141).

Werke

War die Grenze zwischen den Quellenkategorien der Briefe und autobiographischen Schriften fließend, ist dies ebenso für die Grenze zu den Werken der Protagonisten festzustellen. Zum Beispiel ist Ecks autobiographischer Abschnitt in der *Replica* Teil eines größeren Werks, in dem es nicht ausschließlich um seinen Lebensweg geht; und nicht nur die Briefe des Johannes Eck, sondern auch die Willibald Pirckheimers stellten häufig Paratexte, Widmungen oder Begleitbriefe, zu ihren Werken dar. Die Werke selbst geben Auskunft über ihre Autoren und die Kontexte, in denen sie verfasst wurden. Hier findet Identitätsbildung statt, nicht nur persönliche. Stephen Greenblatt betonte, dass man nicht durch Texte hindurch auf die ihnen zugrundeliegenden historischen Prinzipien blicken könne. Die Bedeutung der Texte liegt vielmehr darin, dass das Wechselspiel zwischen ihren symbolischen Strukturen und denen, die in den Lebensläufen ihrer Autoren und der Gesellschaft wahrnehmbar sind, als Konstituierung eines einzigen, komplexen *self-fashioning* analysiert werden könne. Über eine solche Interpretation komme man einem Verständnis davon näher, wie literarische und gesellschaftliche Identitäten in dieser Kultur geformt wurden.[205] Die Frage danach, wo Selbst-Bildung im Greenblattschen Sinne aufhöre, ob nicht alles *self-fashioning* sei, ist berechtigt. Es scheint, als könne man sich nicht nicht selbst-bilden, schon gar nicht, wenn man Texte produziert und zum Druck bringt. Dieses Diktum bildet eine Parallele zu Bourdieus Axiom, man könne sich nicht nicht unterscheiden – eine Annahme, die deutlich hervorhebt, dass letztlich alle Aussagen und alle Quellen von Interesse sind, wenn die Frage nach Identitäten von Gelehrten in der Vormoderne und ihren Positionen im sozialen Raum gestellt wird.[206] Daher werden einige Werke von Eck und Pirckheimer genauer betrachtet, wobei das Hauptaugenmerk auf Passagen gelegt wird, in denen die Identität von Autor und Selbst im Text hervortritt.

Johannes Eck flocht seine Person immer wieder in seine Werke ein, auch in Schriften, in denen er nicht direkt auf Anfeindungen reagierte, wie zuletzt noch in der *Schutzred kindlicher Unschuld*.[207] Vor allem in den Kommentaren, die er in Zusammenhang mit der Reform der Ingolstädter Hochschule herausgab, brachte er sich selbst und seine Lebenswelt ein.[208] Doch bereits in seinem 1514 gedruckten *Chrysopassus praedestinationis* wurde Eck nicht müde, Stationen aus seinem Leben aufzuführen, wenn es der Zusammenhang nur zuließ. Zwei Beispiele sollen an dieser Stelle genügen: Als Eck die Frage der Engelslehre thematisierte, schrieb er, dass man Paulus Scriptoris' Prolog zu Duns Scotus nicht übergehen dürfe. Dessen Auslegungen zu Ockhams Sentenzen habe er im Jahr 1499 als kleiner Junge in

[205] Greenblatt, *Self-Fashioning* (2005), S. 5f. Die Paraphrase folgt weitgehend der Übersetzung durch Moritz Baßler: Greenblatt, »Selbstbildung« (1995), S. 41.
[206] Bourdieu, *Vernunft* (1998), S. 66.
[207] Eck, *Schutzred* (1540) .
[208] Vgl. Seifert, *Logik* (1978), S. 38; und zuletzt Walter, »Eck« (2014.

Tübingen gehört, so die Parenthese.[209] Als ein andermal die Ansichten des Thomas von Aquin thematisiert wurden, flocht Eck ein, dass er 1502 in Köln die Auslegungen des Dietrich von Süstern über diesen gehört habe.[210]

Willibald Pirckheimers im Druck erschienene Schriften stellen zum größten Teil Übersetzungen antiker griechischer Texte ins Lateinische dar. In diesen blieb ihm verhältnismäßig wenig Raum, seine Person explizit zu inszenieren; er beschränkte sich weitgehend auf die Vorreden, Widmungen und Begleitbriefe.[211] Ausdrücklich und eindeutig als identisch mit dem Autor kann Pirckheimer nur in seinem posthum gedruckten *Bellum Suitense* identifiziert werden.[212] Nicht einmal in seiner *Vita* verwendete er ein *ego*. Doch wie viel von Pirckheimers Selbst steckt zum Beispiel in seiner *Apologia seu podagrae laus* oder dem *Eckius Dedolatus*?[213] Auch im zweiten Teil der Dunkelmännerbriefe, an deren erstem Teil er als Autor maßgeblich beteiligt gewesen sein soll, wird Pirckheimer im Brief von Philipp Schlauraff beim Namen genannt.[214] „Wer schreibt, der bleibt," könnte man festhalten. Inwiefern dieses Motto auf die Protagonisten dieser Studie und ihre Zeitgenossen zutraf und ob sie sich dessen bewusst waren, wird zu zeigen sein.

Matrikeln

Dabei verewigten Eck und Kingsattler sich nicht nur in ihren zum Druck gebrachten Werken, sondern auch an zunächst unerwarteter Stelle: in den Universitätsmatrikeln. Johannes Eck aktualisierte und kommentierte mindestens elf

---

[209] Eck, *Chrysopassus* (1514), Bl. Aviv: *Hoc tamen non est praetereundum quod frater Paulus scriptoris Minorita (quem Tibingae olim adhuc puellus audivi sententias Occham interpretantem) in prologo Ioannis Scoti adnotavit.* [...]. [In Marg.] *Thomas Vorrilon/P. Scriptoris/XXXXI/Anno millesi/mo quadrin/gentesimo no/nagesimo nono.*" Weitere Beispiele und Deutungsangebote werden im Laufe der Arbeit angeführt, vgl. grundsätzlich zu Ecks *Chrysopassus* Greving, *Eck* (1906).

[210] Eck, *Chrysopassus* (1514), Bl. Ciir: *Hoc ostendit esse de mente Augustini & Dionysii celebris memoriae vir Theodericus de Sustern praeceptor noster, dum in florenti studio Agrippinensi doctoris sancti placita in prima parte me auditore interpretaretur.* [In Marg.] *T. Sustern/Anno millesi/mo quingen/tesimo secundo.*

[211] Vgl. grundsätzlich zur Widmungsvorrede im 16. Jh. Schottenloher, *Widmungsvorrede* (1953).

[212] Pirckheimer, *Schweizerkrieg* (1895).

[213] Vgl. Holzberg, »Intertextualität« (2006) und Pirckheimer, *Apologia* (1522) sowie Pirckheimer, *Apologia - Kommentar* (2002).

[214] Bömer, *Epistolae II* (1924), S. 104–109, hier 105, Z. 36 = Teil 2, Brief Nr. 9: *Magister Philippus Schlauraff magistro Ortvino Gratio.* Mit der Nennung der letzten drei Werke ist angedeutet, dass auch satirische Texte in die Untersuchung einbezogen werden. Sie dürfen freilich nicht für bare Münze genommen, sondern müssen immer besonders vorsichtig gegen den Strich gelesen werden, um den verschiedenen Brechungen Rechnung zu tragen. Sie werden aber ebenso wenig nur als Angriffe auf bestimmte Personen gelesen. In ihnen werden Praktiken des gelehrten Feldes übertrieben dargestellt, satirisch gebrochen und gleichzeitig sind sie selbst gelehrte Praxis. Sie bieten daher zwar keinen direkten Zugriff auf die Wirklichkeit des Gelehrten, sehr wohl geben sie aber Hinweise auf ihr Selbstverständnis sowie ihre Inszenierungen. Vgl. grundsätzlich zur Satire im 16. Jh. Könneker, *Satire* (1991) und mit besonderem Fokus auf den Gelehrten der Frühen Neuzeit Košenina, *Narr* (2004) sowie Grimm, *Letternkultur* (1998) und Füssel, »Experten« (2012).

Mal Immatrikulationseinträge in der Ingolstädter Rektoratsmatrikel, einige davon unterzeichnete er sogar mit seinem eigenen Namen und gab somit auch Informationen über sich selbst preis und auch Johannes Kingsattler legte eigens Hand an der Tübinger Matrikel an.[215] Götz Freiherr von Pölnitz betonte bereits im Jahr 1939 die kulturgeschichtliche Bedeutung der Matrikel und nannte sie das „eigentliche Lebensbuch" der Universität.[216] Abgesehen von den prachtvollen Illuminationen in manchen Matrikeln wurden sie bisher vor allem von der Sozial- und Personengeschichte bearbeitet.[217] Dabei wurde diese Quelle jedoch nicht an und für sich befragt, sondern lediglich verwendet, um andere Fragen zu beantworten: zum Beispiel die nach Besucherfrequenzen oder regionalen Verteilungen der Immatrikulierten.[218] Die Unterschiede in Materialität und Führung sind jedoch bei einem Blick in die Manuskripte augenfällig. Während zum Beispiel die ersten Bände der Rektoratsmatrikeln der Universitäten Basel, Ingolstadt oder Erfurt sauber redigiert und zum Teil aufwändig illuminiert wurden, nehmen sich die Tübinger Bände dagegen in großen Teilen wie eine flüchtig hingeworfene Namensliste aus.[219] Die unterschiedliche Qualität der Matrikeln lässt jedoch nicht automatisch Rückschlüsse auf die unterschiedliche Bedeutung für oder das Selbstverständnis der Immatrikulierten zu, wie unten zu zeigen sein wird.

Bildliche und materielle Kultur

Johannes Kingsattler schrieb zwar erheblich mehr, als heute überliefert ist, doch bescherte ihm dies weder Ruhm bei seinen Zeitgenossen noch bei der Nachwelt.[220] Während die Schriften Ecks und Pirckheimers in Druck gingen und sie als Personen öffentlichen Interesses von so großer Bedeutung für ihre Zeitgenossen und die Nachwelt waren, dass sie von einer breiteren Öffentlichkeit noch erinnert werden, trifft dies für Johannes Kingsattler nicht zu.[221] Abgesehen von seinem autobiographischen Konzept ist kaum Schriftliches aus seiner Hand überliefert und um an

[215] S. u. Kapitel 6.2.

[216] Vgl. Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), S. V–VIII.

[217] Vgl. Bernstein, »Humanistenkreis« (1997).

[218] Vgl. schon Eulenburg, *Frequenz* (1904) und zuletzt Asche, *Bürgeruniversität* (2010).

[219] Vgl. UBB, *AN II 3: Rektoratsmatrikel der Universität Basel I* 1460–1567; UAM, *D/V/2: Universitätsmatrikel Ingolstadt* 1472–1547; SAE, *1-1/10 B 13–46: Matricula universitatis,* 1392–1497; UAT, *5/24: Matricula Universitatis, Bd. I, 1477–1519* und UAT, *5/25: Matricula Universitatis, Bd. II, 1520–1545.*

[220] In seinem Nachlassinventar von 1536 sind *Lecturen unnd Ratschlaigenn, Doctor Hanns seelign durch sich selbst* […] *gemacht* sowie *Collectaneen, so durch Doctor Hanns selign selbst geschribenn* aufgeführt; UAT, *285/3: Inventar King* (1536), Bl. 17v, 18r.

[221] Für Eck und Pirckheimer gilt, was Dieter Stievermann für Martin Luther festhielt, wenn auch nicht so ausgeprägt: Luther habe nicht nur pausenlos geschrieben, sondern die Tatsache, dass wir so viel über ihn wissen, habe „sehr viel mit der schon früh einsetzenden Verehrung für seine Person zu tun: Diese machte einerseits seine Bücher und Handschriften, selbst seine nachträglich fixierten mündlichen Äußerungen sowie andere ihn betreffende Dokumente oder Gegenstände für viele aufbewahrenswert [...]." Stievermann, »Aufstieg« (2000), S. 44.

andere Informationen zu gelangen, kostet es, nicht zuletzt aufgrund von Überlieferungszufall und Überlieferungschance, ungleich mehr Mühe als bei den beiden anderen *dramatis personae*.[222]

Über Kingsattlers Alltag kann jedoch erheblich mehr ausgesagt werden als über den von Eck oder Pirckheimer. Seine minderjährigen Kinder überlebten ihn und seine Frau. Da die Tübinger Universität seit einer Verordnung des Jahres 1518 für die Witwen und Waisen ihrer Professoren sorgte und Pfleger für diese bestellte, sind im Tübinger Universitätsarchiv noch heute Pflegschaftsrechnungen und ein Inventar überliefert, die Einblick in Kingsattlers Haus, sogar in seine und seiner Frau Kleidertruhen gewähren.[223] Hinzutritt die allgemein günstige Überlieferungslage von württembergischen Nachlassinventaren, und für die Angehörigen der Universität Tübingen im Speziellen.[224] Allein im Universitätsarchiv Tübingen befinden sich unter den Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit sieben weitere Inventare von Professoren aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.[225] Nicht in allen werden die einzelnen Gegenstände so penibel verzeichnet wie in Kingsattlers Fall. So finden sich unter seinen „Überlieferungstrümmern" sogar wert- und scheinbar bedeutungslose Dinge wie eine rostige Schere oder ein Brettspiel ohne Steine.[226] Für den Kulturhistoriker sind diese Gegenstände jedoch von großer Bedeutung: Mit ihrer Hilfe sind Rückschlüsse auf die materielle Kultur von gelehrten Haushalten zu gewinnen, die aufgrund der archäologischen Funde allein, insbesondere was die vergängliche Kleidung betrifft, nur sehr selten möglich sind. Für Willibald Pirckheimer ist zwar ein Nachlassinventar überliefert, es listet allerdings nur die besonders wertvollen Gegenstände auf, da der Notar und Willibalds Erben *allerlay clain geringschetzig Ding durchainander* nicht des Aufschreibens *Stucken für Stucken* für wert erachteten.[227] Einer der ersten Historiker, der auch „gegenständliche Zeugnisse" im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Universität programmatisch zum Gegenstand seiner

[222] Vgl. grundsätzlich zum Problem der häufig unverhältnismäßigen Überlieferung Esch, »Überlieferungschance« (1985).

[223] Vgl. die *Ordinatio de viduis et orphanis et pupillis qui sunt a personis universitatis per mortem relicti* in Roth, *Urkunden* (1877), S. 123f. Nachdem Inventare für die Culturgeschichte um 1900 schon von Interesse waren, z. B. Zingerle, *Inventare* (1909), haben Historiker, Anthropologen und Archäologen sie in den 1980er Jahren mit Hilfe von EDV als serielle Quellen ausgewertet, z. B. Roth, »Auswertung« (1980). Seit einigen Jahren werden sie von der neuen Kulturgeschichte in Hinblick auf Lebensstil und Identität befragt. Vgl. grundlegend Baulant, »Typologie« (1980) sowie Simon-Muscheid, *Dinge* (2004) und zuletzt für die spätere Frühe Neuzeit Pöttler, »Konfigurationen« (2011) und schon Holbach, »Inventar« (1979).

[224] Vgl. Borscheid, »Inventaires« (1979).

[225] Vgl. UAT, *285/5: Inventar Heinrich* Ebinger (1536); UAT, *285/7: Inventar Konrad Ebinger* (1540); UAT, *285/10: Inventar Wachtler* (1526); UAT, *285/13: Inventar Hornung* (1544); UAT, *285/14: Inventar Esslinger* (1545). Daneben z. B. das nach Räumen geordnete Inventar von Doktor Peter Braun: HSTA, *A 275, Bü. 20* (1553).

[226] Vgl. UAT, *285/3: Inventar King* (1536), Bl. 28r/v.

[227] Pohl, *Willibald* (1992), S. 25: Pirckheimers Inventar gibt zum Teil Schätzwerte für die jeweiligen Gegenstände an.

Untersuchung machte, war Hartmut Boockmann.[228] Er bezeichnete sein Thema im Jahr 1986 als „De antiquitatibus studiorum medii aevi posterioris“, da ihm der Begriff der Kulturgeschichte „nicht mehr recht brauchbar“ erschien, derjenige der „Universitäts-Alterthümer“ zwar noch weniger zeitgemäß, dafür aber treffend sei.[229] Boockmann nahm gleich zwei der *cultural turns* vorweg, denn neben der materiellen Kultur (*material turn*) bezog er bildliche Zeugnisse als genuinen Untersuchungsgegenstand, nicht bloß zur Illustration, in seine Überlegungen mit ein.[230] Seit dem *visual turn* wurden bildliche Darstellungen, ihre Bedeutung und ihr Erklärungspotential verstärkt von Forschern der Universitäts- und Gelehrtengeschichte für sich entdeckt. Einige Beiträge des von Rainer A. Müller herausgegebenen Bandes *Bilder – Daten – Promotionen* lesen sich wie ein Plädoyer für eine Bild-Anthropologie der Universitätsgeschichte.[231] Über Kingsattlers Selbstverständnis und seine soziale Identität gibt neben seiner Autobiographie kaum eine andere Quelle so beredt Auskunft wie sein Gedächtnismal in der Tübinger Stiftskirche.[232]

Es wird im Folgenden als Selbstzeugnis deklariert, da Kingsattler an dessen Entwurf beteiligt war. In seiner Autobiographie hielt er die Inschriften fest, die über und unter der zentralen bildlichen Darstellung des jüngsten Gerichts und seiner Familie angebracht werden sollten.[233] Auf diese Weise wird die Kategorie der Selbstzeugnisse erweitert, denn Veltens Argument gegen diese Kategorie wird nun zu einem Argument dafür. Die im Vergleich zu Selbstzeugnissen enge Definition der Autobiographie, wie sie Velten beruhend auf Lejeunes Kriterienkatalog zuletzt vorgeschlagen hat, stellt den „Akt des Schreibens ins Zentrum“.[234] Am Konzept des Selbstzeugnisses kritisiert der Literaturwissenschaftler sowohl den Bestandteil „Selbst“ (genau wie das Ego in Ego-Dokumenten) als auch den des Zeugnisses (oder Dokuments). Sie versprächen direkten Zugriff auf Realitäten, Selbste oder Egos (offenbar gemeint im Sinne einer *idem*-Identität), den sie nicht erbringen. Ein direkter Mehrwert der Kategorie Selbstzeugnis ergibt sich dann, wenn nicht mehr

---

[228] Boockmann, »Ikonographie« (1986). Vgl. grundsätzlich zur materiellen Kultur die Einführung des Ethnologen Hahn, *Kultur* (2005), zur materiellen Kultur in der mediävistischen Geschichtswissenschaft zuletzt Hamling/Richardson (Hrsg.), *Objects* (2010) und Cowan/Henderson/Whatley et al. (Hrsg.), *History* (2011). Zur Bedeutung der materiellen Kultur in Bezug auf den Habitus vgl. jüngst Pfrommer, »Identifikation« (2009).

[229] Boockmann, »Ikonographie« (1986), S. 565.

[230] Vgl. grundsätzlich zu den kulturwissenschaftlichen *turns* Bachmann-Medick, *Turns* (2007).

[231] Vgl. Müller (Hrsg.), *Bilder* (2007); darin die Beiträge von Weber, »Bilder« (2007) und Maaser, »Studium« (2007). Vgl. allgemein zur Bild-Anthropologie Belting, *Bild-Anthropologie* (2001); zur Ikonologie Kopp-Schmidt, *Ikonographie* (2004) und Panofsky, *Iconology* (1962).

[232] Vgl. Knöll, *Grabmonumente* (2007), S. 85–87. Vgl. grundsätzlich zu Gedächtnismalen und der sozialen Identität von Gelehrten Knöll, »Ruhm« (2009) und Hülsen-Esch, *Gelehrte* (2006).

[233] Sie sind im Laufe der Zeit abgebrochen, doch Johann F. Baumhauwer zeichnete sie im Jahr 1624 auf. S. u. Kapitel 7.2. Vgl. Knöll, *Grabmonumente* (2007), S. 84–87 und Baumhauwer, *Inscriptiones* (1624), S. 33.

[234] Velten, »Konstruktion« (2010), S. 47.

nur schriftliche Quellen untersucht, sondern auch bildliche Darstellungen und materielle Kulturgüter hinzugezogen werden.[235] Spätestens hier verfängt das Veltensche Argument nicht mehr. An der Entscheidung, auf Dürers Kupferstich von 1524 ausgerechnet eine mit Pelz verbrämte Schaube zu tragen, war Pirckheimer ebenso beteiligt wie Kingsattler an der Motivwahl für das Gedächtnismal seiner Familie.[236] Die Devisen und Beischriften ihrer Exlibris zeugen von der Identität der Protagonisten und deren Aktualisierungen.[237] Insbesondere die Gestaltung ihrer Wappen, überhaupt das Führen eines solchen ist in Bezug auf ihre soziale Identität in der Ständegesellschaft von größtem Interesse.[238] An materielle und bildliche Quellen können bei der vorliegenden Problemstellung dieselben Fragen gestellt werden wie an die Selbstzeugnisse im engeren, schriftlichen Sinne. Auch sie geben Hinweise auf gelehrte Praxis, Inszenierung und Alltag.

Zeitgenössische Biographien

Je wichtiger und berühmter die Protagonisten, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie schon von Zeitgenossen biographisch porträtiert wurden. Sowohl Eck als auch Pirckheimer fanden in Heinrich Pantaleons *Heldenbuch* Aufnahme. Aber auch hier ist Vorsicht angezeigt, denn in doppelter Hinsicht liefert Pantaleon nur einen sehr bedingten Blick von außen auf die Gelehrten. Zunächst war er als promovierter Mediziner und Humanist selbst Teil des gelehrten Feldes; darüber hinaus beruht Johannes Ecks Porträt wesentlich auf dessen *Epistola*, die gemeinsam mit Leichenpredigten und Gedichten anlässlich seines Todes im Jahr 1543 von seinem Halbbruder zum Druck gebracht worden war: *damalen wurden auch drey Leypredig mit sampt der Begengnuß gehalten und viel Grabgeschrifft gesteller so härnach durch sein Bruder D. Simon in Truck kommen.*[239] Willibald Pirckheimers erste größere Biographie – Pantaleon widmete ihm nur wenige Zeilen[240] – erschien 1606 in den von seinem Urenkel Johann Im Hoff zusammengetragenen Werken unter dem Titel *Theatrum Virtutis & Honoris*. Im Hoff griff auf das autobiographische Material seines Urgroßvaters zurück, so dass auch in diesem Fall die Grenzen zwischen den Gattungen verlaufen.

---

[235] Vgl. in Ansätzen bereits Arnold, »gestalt« (1999).

[236] Für Pirckheimers Kupferstich vgl. Satzinger, »Bildnisse« (2007), S. 240–244; für Kingsattlers Gedächtnismal: Knöll, Grabmonumente (2007), S. 84–87. Vgl. grundsätzlich zur Kleidung im Spätmittelalter Moos, »Kleid« (2004) und zuletzt Keupp, *Wahl* (2010).

[237] Vgl. grundsätzlich zu Exlibris Warnecke, *Bücherzeichen* (1890) und Geldner, »Wappen-Exlibris« (1966). Speziell zu Eck und seinen drei verschiedenen Exlibris vgl. Ankwicz-Kleehoven, »Bücherzeichen« (1947/48) und s. u. Kapitel 6.1.

[238] Vgl. den ausgesprochen anschaulichen Aufsatz von Paravicini, »Gruppe« (1998). Vgl. grundsätzlich Pastoureau, *Traité* (1993). Vgl. zuletzt programmatisch Scheibelreiter (Hrsg.), *Wappenbild* (2009), darin insbesondere Scheibelreiter, »Heraldik« (2009).

[239] Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 130; vgl. grundsätzlich zu Pantaleons Heldenbuch Buscher, *Pantaleon* (1946).

[240] Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 69f.

Fast ein halbes Jahrtausend nach ihren letzten Zusammentreffen bei Promotion, Hochzeit und Disputation oder allein in der fiktionalen Gesellschaft der Dunkelmänner werden Eck, King und Willibald wieder zusammengeführt. Ihre Lebensläufe werden auf der geschilderten Quellengrundlage untersucht, verglichen und es wird immer wieder nach ihrer Positionierung im sich konturierenden gelehrten Feld und im sozialen Raum gefragt. Dabei beginnt die Untersuchung mit der Geburt in ihre jeweilige Familie.

2. Geburt

Für das erste Lebensalter, die *infantia*, spätmittelalterlicher Menschen sind meist nur spärlich Informationen überliefert. So verhält es sich auch bei den drei Protagonisten dieser Arbeit, wobei über ihre Abstammung und Geburt im Vergleich zu den meisten ihrer Zeitgenossen erheblich mehr in Erfahrung zu bringen ist.[1]

2.1 Dieses Vaters Sohn (WP)

Von Nürnberger Geschlechtern und Familien

Die Pirckheimer waren ein Patriziergeschlecht und wurden stets unter diejenigen Familien gezählt, durch die die Republik Nürnberg regiert wurde. Von allen deutschen Städten steht nämlich sie allein unter der Herrschaft der Optimaten, während die anderen vom Rat des Volkes regiert werden.[2] Willibald begann seine *Vita* mit diesen Zeilen, die sowohl von seinem Interesse für die Antike als auch von Nürnberger Lokalkolorit zeugen und zugleich auf seinen

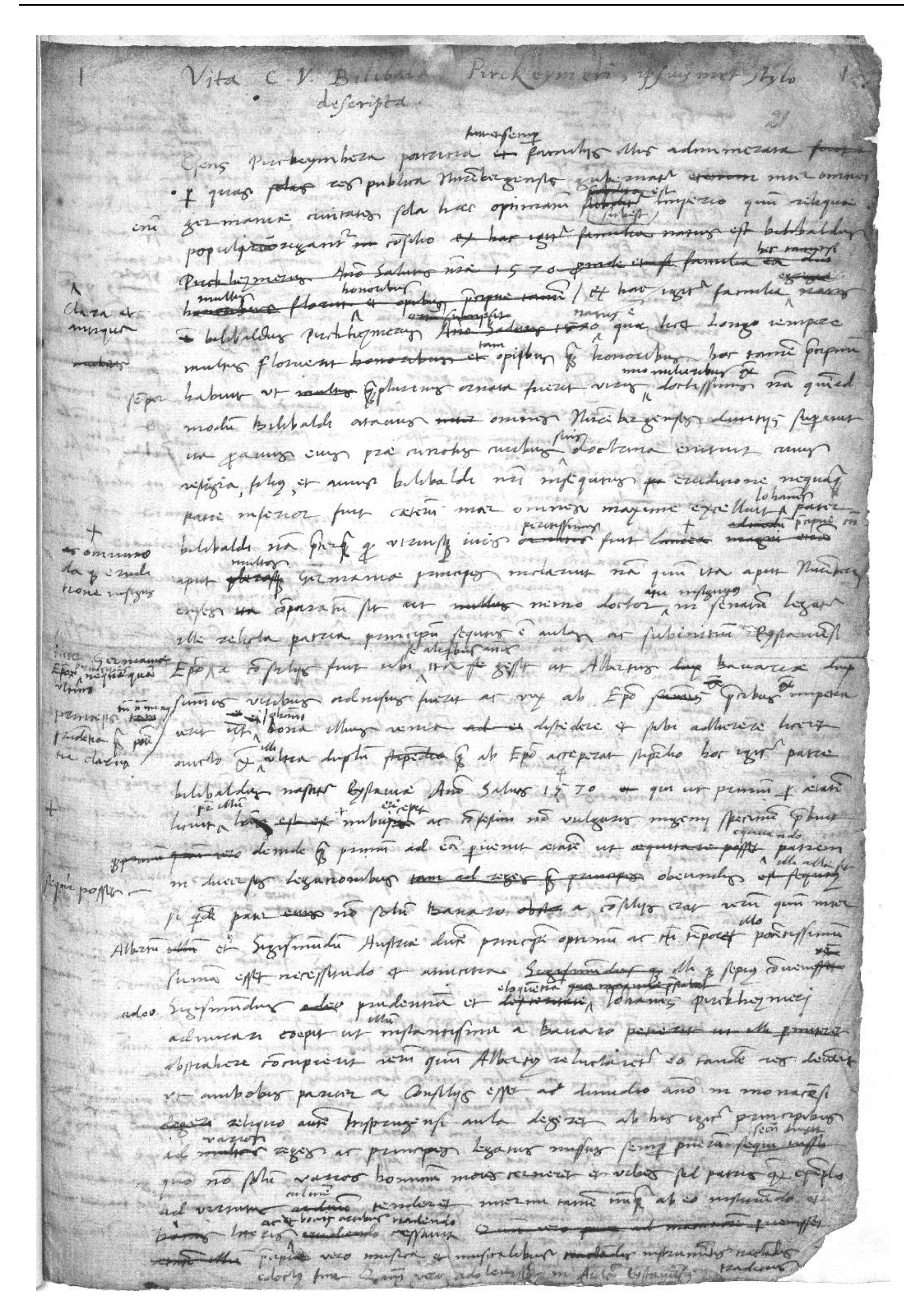
[1] Vgl. zur Kindheit in deutschsprachigen Autobiographien in der Vormoderne die zweibändige Studie von Frenken, *Kindheit* (1999), die für den Historiker jedoch wenig gewinnbringend ist, da sie zu stark psychologisiert; vgl. auch die Rezension von Apel, »Frenken« (2003). Frenken brachte seine Ergebnisse erneut zum Druck: Frenken, *Eltern-Kind-Beziehungen* (2003).

[2] WP, Vita, 139: *Gens Pirckheymhera patricia fuit et semper familiis illis adnumerata, per quas res publica Nurenbergensis gubernatur. Inter omnes enim Germaniae civitates sola haec optimatum subest imperio, cum reliquae populi regantur consilio.*

weiteren Lebensweg und dessen Beschreibung vorausweisen. Die Bezeichnung Nürnbergs als *res publica* und der ratsfähigen Familien als Optimaten bemüht unmittelbar die späte römische Republik. Indem Pirckheimer den Begriff der Optimaten verwendete und sich mit dieser *factio* identifizierte, zählte er sich und seine Familie aber nicht nur zu den Besten Nürnbergs und artikulierte seinen Anspruch auf Herrschaft. Er verwies zugleich auf Cicero, insbesondere dessen Rede auf Publius Sestius, in der dieser den Begriff der Optimaten gebrauchte und erklärte:[3] Die Scheidelinie zwischen Optimaten und den übrigen Bürgern war für ihn „hauptsächlich moralisch-politisch, weniger aber sozial bestimmt."[4]

So klar und eindeutig erscheint Willibalds Einschreibung in diese Tradition jedoch nur dem Leser der Transkription von Karl Rück, vielmehr lassen die Streichungen und Verbesserungen in Willibalds Autograph einen intensiven Redaktionsprozess erkennen. Zum Beispiel hatte Willibald statt an das antike römische Staatswesen zunächst an das griechische gedacht und *polis* geschrieben. Er strich es jedoch unmittelbar wieder und führte den Satz direkt mit *res publica* fort.[5] Rück stellte keine kritische Edition der *Vita* zur Verfügung, sondern lediglich die Abschrift durch Francis B. Bickley.[6] Dieser hatte die *Vita* aber nicht etwa von Willibalds Autograph, sondern von einer in demselben Arundel-Manuskript enthaltenen Abschrift erstellt.[7] Bickley habe Rück die Verschiedenheiten der beiden Handschriften mitgeteilt; „ob durchaus vollständig," vermochte Rück nicht zu beurteilen. Die Verschiedenheiten sind bei Rücks Veröffentlichung alles andere als vollständig angegeben. Mit Hilfe der Konzeptschrift ist Willibald förmlich dabei zuzusehen, wie er sich seines Lebens erinnerte, es re-konstruierte und narrativierte – es trägt einen echten Werkstattcharakter und ist somit aus kulturgeschichtlicher Perspektive von größtem Interesse [Abb. 1].[8]

[3] Cicero, *Sestius* (1856), S. 92–94 (= Kap. 96–98).
[4] Burckhardt, *Optimaten* (1988), S. 130.
[5] BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 21r.
[6] Vgl. WP, Vita, S. 138.
[7] *Cl. Viri, D. Bilibaldi Pirckheymheri, Senatoris quondam Nurenbergensis, VITA, ipsiusmet stylo scripta, et nunc primum ex autographo autoris descripta*. Vgl. Pirckheimer, *Schweizerkrieg* (1895), S. 3 und Holzberg, *Willibald* (1981), S. 32 mit Anm. 3 (S. 391).
[8] Holzberg forderte bereits vor 30 Jahren eine „neue Ausgabe anhand des Originalmanuskripts mit Angabe der wichtigsten Korrekturabweichungen"; vgl. ebd. Sinnvoll ist aufgrund der unzähligen Streichungen und Veränderungen m. E. nur eine digitale und interaktive Edition.



Vita C. V. Bilibaldi Pirckeymeri, ipsiusmet Stylo descripta.

Abb. 1.: Vita Willibald Pirckheimers, erste Seite, BL, Arundel 175: Vita ipsiusmet (1527), Bl. 21r.

Die Passage strotzt vor antiken Referenzen und Willibald konnte sich zwischen griechischen und römischen offensichtlich nur schwer entscheiden. Er verband diese geschickt mit der Wertschätzung für die Stadt Nürnberg, die schon zuvor von prominenten Humanisten artikuliert wurde.[9] Conrad Celtis rückte 1495 und dann 1502 Nürnberg ins Zentrum Europas und ließ es im Stile seiner Generation mit dem antiken Rom als „Weltmittelpunkt" konkurrieren.[10] Er hatte in diesem erfolgreichen Werk den römisch-republikanischen Begriff der *patres* öffentlichkeitswirksam auf das Gemeinwesen der Reichsstadt angewendet: *Die Stadt ist dreifach geteilt in Plebejer, Kaufleute und Väter, die durch den alten Glanz ihrer Abstammung gekennzeichnet sind.*[11] Johannes Cochläus schloss zehn Jahre später in seiner *Brevis Germaniae Descriptio* im Kapitel über Nürnberg daran an, benutzte nun aber ausdrücklich den Begriff *patricios* für den herrschenden Stand und überhöhte die Verfassung zum Ideal: *So groß ist die Menge der Bevölkerung, die in der Tat in drei Klassen zerfällt, in die Patrizier, Kaufleute und das gemeine Volk. Aber allein die Patrizier leiten das Gemeinwesen wahrlich zu solcher allgemeinen Zufriedenheit, daß in achtzig Jahren kein Aufstand ausbrach. Sie sind auch nicht untereinander in Parteien zerfallen, wodurch diese unsere Stadt allen Städten, selbst Italiens überlegen zu sein scheint.*[12] Nürnbergs Konkurrenz zum antiken und zeitgenössischen Rom ist hier mit Händen zu greifen.[13] Selbst in Roms idealem Gemeinwesen, an dem sich in Celtis' Generation alles messen lassen musste, stritten die Faktionen letztlich nicht um das *bonum publicum*, sondern jeder um *sua potentia*, wie es für die späte Römische Republik bei Sallust nachzulesen war.[14] Dass die Nürnberger Patrizier immer nur nach dem *bonum publicum* strebten, hätte Pirckheimer – mit der Ausnahme seiner eigenen Person natürlich – so wahrscheinlich nicht bestätigt.[15]

Celtis war in seiner Beschreibung der Nürnberger Stände noch weitergegangen und hatte aus den *patres*, die er wie Cochläus der *plebs*, nicht dem *populus* gegenüberstellte, nochmals eine Gruppe hervorgehoben: *Unter diesen gibt es rund achtundzwanzig alte, besonders angesehene Familien. Sie üben die gesamte Macht aus – die Griechen sprechen von*

---

[9] Vgl. zur Nürnberger Verfassung und den Geschlechtern zuletzt in vier Teilbänden Fleischmann, *Patriziat* (2008).

[10] Vgl. Robert, »Art. Celtis« (2008), Sp. 395–397 und das Titelblatt in Celtis, »Origine«, Bl. 80v: *In medio Europae mediaque in teutonis ora.*

[11] Werminghoff, *Celtis* (1921), S. 181 (= Kap. 13): *Urbs trifariam, in plebem, mercatores et patres, qui antiqua generis claritudine insignes divisa est* [...]. So die Ausgabe von 1502; in der Ausgabe von 1495 hatte Celtis die Bevölkerung lediglich *in plebem et patres* unterteilt. Vgl. zur ersten nachweislichen Bezeichnung der Ratsherren als *patres conscripti* im Jahr 1488 Fleischmann, *Rat* (2008), S. 227.

[12] Lateinischer und deutscher Text nach Cochläus, *Descriptio* (1960), Kap. IV, Abschnitt 20: *Tres ordines populi. Tanta est multitudo populi, qui sane in tres ordines divisus est, in patricios quidem mercatoresque ac plebem. Atvero soli patricii rem publicam administrant tanto certe animorum consensu, quod in 80 annis nulla fuerit orta seditio. Sed nec factionibus inter se dissident, qua re cunctis vel ipsius Italie urbibus hec nostra prestare videtur.*

[13] Vgl. Robert, »Art. Celtis« (2008), S. 398.

[14] Vgl. Sallustius Crispus, *Catilina* (1991) Kapitel 38.

[15] S. u. Kapitel 6.3.

‚aristokrateian'. Sie allein können öffentliche Ehrenämter bekleiden, von denen das einfache Volk und die Kaufleute ausgeschlossen sind.[16] Im Gegensatz zu Pirckheimer sprach Celtis von den griechischen Aristokraten, die nach Aristoteles und Polybios wie Ciceros Optimaten als die Besten definiert wurden. Pirckheimer schrieb nicht einfach nur bei Celtis oder Cochläus ab, sondern nahm nach sichtbarer Überlegung auf das römische Staatswesen Bezug. Ein weiterer Unterschied in den verwendeten Begriffen fällt auf: Was Celtis lateinisch in seiner *Norimberga* mit *familiae* bezeichnete, hätte er streng genommen mit dem Begriff *gentes* benennen müssen. So tat es Pirckheimer später in seiner *Vita*, die er mit diesem Wort begann – *gens*. Die begriffliche Differenzierung zwischen Geschlechtern, Familien und Patriziern wurde zwar auch andernorts nicht streng durchgehalten, spiegelt aber die feine und entscheidende Distinktion in der Nürnberger Oberschicht wider. Christoph Scheurl sprach in der lateinischen, nicht im Original erhaltenen Fassung seiner Epistel aus dem Jahr 1516 über die Verfassung Nürnbergs von *patricii* und *familiae*, niemals aber von *gentes* und bezog sich in seinen antiken begrifflichen Gleichsetzungen immer auf die Römische Republik.[17] Die zeitgenössische deutsche Übersetzung hingegen brachte den Begriff der Geschlechter ins Spiel: *Alles Regiment unserer Stat und gemainen Nutzes steet in Handen der so man Geschlechter nennet, das sein nun soliche Leut, dero Anen und Uranen vor langer Zeit her auch im Regiment gewest und uber uns geherscht haben. Frembdling so allda eingewurtzelt und das gemain Völklein hat kainen Gewalt.*[18] Während Scheurl später von *plurimae familiae* sprach, die zu den Senatoren (!), das heißt den Ratsherren, gezählt würden, verwendete der anonym gebliebene Übersetzer für diesen Begriff ebenso wie für Scheurls *patricii* das deutsche Wort Geschlechter. Er trug den Nürnberger Besonderheiten und den feinen Unterschieden, die später im so genannten Tanzstatut festgeschrieben wurden, stärker Rechnung als Scheurl, der seine zehnstündige Arbeit eigenen Aussagen zufolge weder überarbeitet noch überhaupt erneut gelesen hatte.[19]

Willibald dürfte sich dieser feinen Unterschiede bewusst gewesen sein, als er seine *Vita* niederschrieb und mit der sozialen Positionierung seines Geschlechts begann, denn er hatte als einer der drei vordersten alten Genannten im Jahr 1521 das Tanzstatut mit erarbeitet.[20] In diesem wurde festgehalten, wer auf dem Rathaus Feste veranstalten durfte, was in Bezug auf die städtische Hierarchie, die Positionierungen der einzelnen Nürnberger in ihrem sozialen Raum, von größter Bedeutung

---

[16] Die Übersetzung folgt weitgehend Celtis, *Norimberga* (2000), S. 64. Vgl. Werminghoff, *Celtis* (1921), S. 181f.: *Inter quos* [generis] *octo et viginti fere honestiores et veteres familiae sunt. Apud quos summa rerum et imperii est, quod Graeci ἀρίστοκρατειαν vocant, publiosque honores illi soli et magistratus a plebe et mercatoribus separati obeunt, in quorum manibus ratae leges et summum ius, quod nusquam in aliis Germaniae urbibus invenies, repositum est.*

[17] Werminghoff, *Celtis* (1921), S. 217f.: *Omnis nostra res publica versatur in manibus patriciorum, quorum scilicet proavi et atavi nobis quoque praefuere; advenae et plebeii nihil possunt.*

[18] Scheurl, »Epistel« (1874), S. 791.

[19] Werminghoff, *Celtis* (1921), S. 226.

[20] Vgl. Aign, *Ketzel* (1961), S. 104.

war. Gleichzeitig wurde durch die Klassifizierung innerhalb der ersten Gruppe festgeschrieben, wer zu den 42 ratsfähigen Geschlechtern in Nürnberg gehörte. Erschließt sich die Einteilung in drei nach dem Alter ihrer Ratszugehörigkeit geordnete Klassen bei isolierter Betrachtung des Tanzstatuts nicht (schließlich durften vier weitere Klassen auf dem Rathaus tanzen), so wird im Kontext der Zugänglichkeit zu den höheren Ämtern diese Klassifizierung verständlich: Nur die *alten Geschlecht* konnten bis zu diesem Zeitpunkt die sieben *Älteren Herren* stellen, bei denen alle Gewalt des Nürnbergischen Regiments zusammenlief, und die somit die Spitzenpositionen in der Nürnberger Politik besetzten.[21] Die *neuen Geschlecht*, zu denen auch die Pirckheimers zählten, konnten in der Hierarchie höchstens bis zum *Jüngeren Bürgermeister* aufsteigen – ein Amt, das zwar „erheblich weniger einflussreich und verantwortungsvoll, aber dennoch sehr zeitintensiv" war.[22] Das Statut führte insgesamt 27 alte und neue Geschlechter auf, die den *rund 28* alten und besonders angesehenen Familien entsprechen, denen Konrad Celtis zwanzig Jahre zuvor *summa rerum et imperii* zugeschrieben hatte.[23]

Willibalds Behauptung, dass das Geschlecht der Pirckheimer von jeher und ununterbrochen (*semper*) zu den regierenden Familien der Stadt Nürnberg gehört habe, stellt vor dem Hintergrund des Tanzstatuts eine bemerkenswerte Stilisierung dar. Selbst wenn die Unterteilung jener ersten im Tanzstatut beschriebenen Gruppe mit den daraus resultierenden Partizipations(un)möglichkeiten am Regiment niemals im Sinne einer Stadtverfassung festgeschrieben wurde, handelte es sich um die übliche Praxis.[24] *Wiewol von den Dingen allain kain austrucklichs Gesetz gemacht ist, würt es doch gemaingclich, so vil mir bewust, also gehalten,* heißt es in Scheurls Epistel.[25] Das Tanzstatut zeigt eindeutig, dass die Pirckheimer zu den neuen Geschlechtern gehörten und Willibald somit der Zugang zu den höchsten Ämtern verwehrt bleiben musste. Seine Wahrnehmung war jedoch eine andere. Schon sein Ururgroßvater war über 100 Jahre zuvor als erster Pirckheimer in den Nürnberger Rat gewählt worden – eine lange Zeit, so dass das *semper* in der persönlichen Erinnerung, in Willibalds Konstruktion der Vergangenheit, wenn nicht wahr, so zumindest wahrhaftig erschien – es war seine „subjektive Wahrheit".[26]

Pirckheimers Entscheidung für die Begriffe *res publica* und *optimates* war eine sehr bewusste und weitreichende. Im Ciceronianischen Sinne der Optimaten gehörten Willibald und seine Ahnen wenigstens in seiner Wahrnehmung zu den Besten Nürnbergs. Zusätzlich zu seiner Ahnenprobe unterstrich Willibald in seiner *Vita* immer wieder seine Ergebenheit gegenüber der Stadt und dem *bonum publicum*, seine großen Leistungen und Erfolge für Nürnberg sowie seine intellektuelle Befähigung

[21] Vgl. Fleischmann, *Rat* (2008), S. 62f.
[22] Ebd., S. 110.
[23] Vgl. Aign, *Ketzel* (1961), S. 106f. und Werminghoff, *Celtis* (1921), S. 181f mit Anm. 4.
[24] Vgl. Aign, *Ketzel* (1961), S. 107.
[25] Scheurl, »Epistel« (1874), S. 792.
[26] Vgl. zum Unterschied von Wahrheit und Wahrhaftigkeit in humanistischen Autobiographien Enenkel, *Erfindung* (2008), S. 27, 148.

für die höchsten Ämter und begründete auch auf diese Art seinen Anspruch auf eine Führungsposition in der Stadt.

Willibalds männliche Ahnen

Diese Ahnenprobe fällt hinreichend beeindruckend aus. Fünf Generationen bevor Willibald das Licht der Welt erblickte, hatte der aus Lauingen stammende Hans Pirckheimer im Jahr 1359 das Bürgerrecht in Nürnberg erworben.[27] Seine Handelsgesellschaft vertrieb kostbare Textilien und so gelangte das Geschlecht zu ökonomischem und sozialem Kapital, denn seine Aufnahme als *Genannter* in den *Größeren Rat* (1369) unterstreicht seine herausgehobene gesellschaftliche Position. Da der *Größere Rat* keine konkreten Entscheidungen traf, nahm Hans zwar nicht am eigentlichen Entscheidungsprozess teil, das symbolische Kapital, das er und seine Familie durch die Aufnahme erhielten, war jedoch enorm.[28]

Um 1374 heiratete sein Sohn Hans II. Katharina Graser, die Tochter des väterlichen Kompagnon, womit die Geschäfte auch auf eine verwandtschaftliche Grundlage gestellt wurden.[29] Hans II. gelangte zu großem Reichtum, der sich unter anderem im Erwerb besonders teurer und prestigeträchtiger Häuser spiegelt: 1382 kaufte er ein Haus am Hauptmarkt, das der sogenannten Hansischen Linie der Pirckheimer zum Stammsitz wurde.[30] 1442 wurde dort Herzog Ludwig von Bayern mitsamt seinem Gefolge einquartiert, was nicht nur von der physischen Größe des Objekts, sondern ebenso vom symbolischen Kapital der Familie Pirckheimer zeugt.[31] Die Positionierung im physischen Raum im Zentrum von St. Lorenz, im südlich der Pegnitz gelegenen Teil der Stadt, direkt neben dem Rathaus, mit Blick auf die Kirche, in der die Totenschilde der Familie angebracht wurden, spiegelt die Positionierung Hans II. Pirckheimers und seiner Nachkommen im sozialen Raum der Stadt Nürnberg. Als Hans im Jahr 1400 starb, hinterließ er ein Vermögen von sage und schreibe 7680 Gulden.[32]

Vom ökonomischen Kapital allein konnte sich Hans II. zwar ein Haus, aber keine machtvolle Position im Nürnberger Rat kaufen – Neuankömmlinge vermochten Scheurl zufolge ja nichts in Nürnberg. Das ökonomische Kapital wird aber maßgeblich dazu beigetragen haben, Hans auch in diese Elite zu befördern. Noch wichtiger dürfte allerdings die Ehe mit Katharina Graser gewesen sein, denn es wurde stillschweigend vorausgesetzt, dass Nürnberger Patrizier verheiratet waren,

[27] Vgl. zum Folgenden Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 819 und Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 30 sowie Stolz, *Lorenz* (1998), S. 18 mit Abb. 14.
[28] Vgl. Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 819.
[29] Vgl. ebd.
[30] Vgl. SAN, *Datenbank GSI 175* (Häuserbuch).
[31] Vgl. Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 54 mit Verweis auf *Chroniken, Nürnberg 4* (1872).
[32] Vgl. Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 819 und zu Hans' II. Testament Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 36 mit Anm. 3.

wenn sie als *Genannte* in den *Größeren Rat* oder zu *Jüngeren Bürgermeistern* ernannt wurden – sie sollten Verantwortung für einen eigenen Haushalt und eine eigene Familie übernommen haben.[33] Nur vier Jahre nach der Hochzeit erwähnte Anton Tucher Hans bereits als Bürgermeister und 1386 wurde er als erster Pirckheimer in den eigentlich regierenden *Kleineren Rat* gewählt.[34] Vor dem Hintergrund der Beschreibungen von Scheurl, denen zufolge *frembdling* oder, wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt, *Neuankömmlinge* (*advenae*) nichts in der Republik Nürnbergs vermochten, verwundert und beeindruckt der schnelle Einzug der Pirckheimer in eine herrschende Position im städtisch-politischen Feld Nürnbergs.[35] In der zweiten Generation nach dem Zuzug war diese Familie ratsfähig geworden und gehörte laut ihrem letzten namentlichen Vertreter zu den Optimaten der Republik Nürnberg.

Aus dieser Familie, alteingesessen in Nürnberg und zu den besten Deutschlands gehörend, ist Willibald Pirckheimer im Jahr 1470 entsprossen.[36] Willibald strich den Satz jedoch umgehend aus seinem Konzept, um ihn wenig später leicht verändert erneut aufzuschreiben – auch diesmal nicht ohne Streichungen und Ergänzungen über der Zeile und am Seitenrand: *Aus dieser ruhmvollen und alteingesessenen Familie ist Willibald Pirckheimer entsprossen.*[37] Der erste, obgleich so dichte und voraussetzungsvolle Satz reichte dem Ruhm der Familie offenbar noch nicht zur Genüge, um mit Willibalds Geburtsjahr und folglich mit seiner eigenen Lebensgeschichte zu beginnen. Zweimal wollte er auf seine eigene Person zu sprechen kommen und benannte sein Geburtsjahr – ein wesentliches Merkmal aber fehlte noch: die außerordentliche Gelehrsamkeit der Familie.

Wenn diese Familie auch lange Zeit durch genauso großen Reichtum wie Ehre blühte, zeichnete sie sich doch immer durch eine Besonderheit aus: Sie war geschmückt durch gelehrteste Männer und Frauen.[38] Willibald dachte zunächst lediglich an seine gelehrten männlichen Ahnen, denn im lateinischen Konzept wurde *immo mulieribus etiam* nachträglich über die Zeile gedrängt.[39] Der Nachtrag lässt jedoch erahnen, in welchem Verhältnis er zu seinen Schwestern und Töchtern stand und welche Achtung er vor ihrer Bildung hatte.[40] Inkorporiertes kulturelles Kapital zeichnete die Pirckheimer stärker aus als

[33] Vgl. Fleischmann, *Rat* (2008), S. 110.

[34] Vgl. Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 34.

[35] Die Aufnahme von *advenae* in den *Größeren Rat* war im 14. Jahrhundert offensichtlich noch schneller möglich. Für einige der jungen Geschlechter ist dies nachzuweisen, z. B. die Rieters: 1361 wurde Heinz zum ersten Mal in Nürnberg als Bürger nachgewiesen, 1368 wurde er bereits *Genannter*; vgl. Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 855.

[36] BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 21r: **Ex hac igitur familia clara et antiqua Bilibaldus Pirckheymerus natus est Anno Salutis Christi 1470** [...]. *…* im Original gestrichen.

[37] Ebd.: *Ex hac igitur familia *natus est* clara et antiqua Bilibaldus Pirckheymerus *ortum sumpsit Anno Salutis 1470* natus est.* *…* jeweils gestrichen, *clara et antiqua* am Rand nachgetragen.

[38] WP, Vita, S. 139: *Quae licet longo tempore multis floruerit tam opibus tam honoribus, hoc tamen praecipium semper habuit, ut quam plurimis ornata fuerit viris, immo mulieribus etiam doctissimis.*

[39] Vgl. BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 21r.

[40] Vgl. Scheible, »Willibald« (2006).

der ökonomische Erfolg oder das symbolische Kapital. *So wie der Vater seines Urgroßvaters alle Nürnberger an Reichtum übertraf, ragte der Urgroßvater vor allen seinen Mitbürgern aufgrund seiner Gelehrsamkeit hervor.*[41] Der Urgroßvater war Franz der Ältere (1387/88–1449), der in Krakau Medizin studiert hatte.[42]

In der nächsten Generation war es Willibalds Großvater Hans († 1492), der Sohn von Franz dem Älteren, *der in die Fußstapfen des Vaters trat und ihm an Bildung keineswegs nachstand.*[43] Willibald verschwieg an dieser Stelle nicht nur, dass Hans mit Katharina eine außerordentlich gelehrte Schwester, sondern mit Franz dem Jüngeren († 1462) und Thomas († 1473) auch zwei überaus gelehrte Brüder hatte. Im Jahr 1430 ließen sich Hans und Franz an der Kölner Universität gemeinsam mit zwei weiteren Nürnbergern immatrikulieren und erwarben das Bakkalaureat in den *artes liberales*.[44] Köln war vom Vater nicht willkürlich gewählt worden. Wenn auch nicht direkt an der Universität, so verfügten die jugendlichen Pirckheimer in der Stadt über soziales Kapital, denn ihr Cousin Lorenz Pirckheimer hatte sich dort als Kaufmann niedergelassen.[45] Thomas hatte an den Universitäten in Leipzig, Erfurt, Padua, Perugia und Pavia studiert und sich in Perugia nicht nur zum Doktor beider Rechte promovieren lassen, sondern war dort auch zum Rektor gewählt worden.[46] Beides unterstreicht die finanziellen Möglichkeiten sowie das symbolische Kapital der Familie. Anschließend wurde er als Rat an den Hof Herzog Albrechts III. von Bayern-München gerufen, von wo aus er mit schwierigen und gleichzeitig prestigeträchtigen Aufgaben häufig als Gesandter an die Kurie nach Italien reiste.[47]

Zurück zu Hans, den Willibald in seiner *Vita* aus dieser Generation als einzigen anführt, allerdings ohne seinen Namen zu nennen. Dieser hatte die Kölner Universität bald wieder verlassen, um Kaufmann zu werden. 1436 heiratete er Barbara Holzschuher und wurde kurz darauf als *Genannter* in den *Größeren Rat* gewählt. Seine Ehefrau starb 1447, woraufhin er sich entschloss, das Studium in Italien wieder aufzunehmen. Franz Fuchs konstatiert, dass Hans keinen akademischen Grad angestrebt habe, denn das hätte ihm die Rückkehr in den Nürnberger Rat unmöglich gemacht.[48] Er habe sich vielmehr aus Liebe zur Wissenschaft, abgesichert durch

---

[41] WP, Vita, S. 139: *Nam quemadmodum Bilibaldi atavus omnes Nurenbergenses divitiis superavit, ita proavus eius prae cunctis civibus suis doctrina enituit* [...].

[42] Im Arundel-Manuscript 164 der British Library befindet sich neben Schriften von Albertus Magnus und einigen Rezepten eine Abschrift der Statuten der Medizinischen Fakultät von Krakau, laut Reimann durch Franz Pirckheimers Hand: Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 52. Im RAG ist er nicht aufgeführt, weil er offenbar nicht promoviert wurde.

[43] WP, Vita, S. 139: *Cuius vestigia filius et avus Bilibaldi nostri insecutus eruditione nequaquam patri inferior fuit.*

[44] Franz und Thomas wurden vom Rektor ausdrücklich als *fratres* immatrikuliert, Keussen, *Matrikel I* (1928), S. 249, Nr. 32, 33: *Franc. et Joh. Pirckheymerz, fratres, de Norenberga; solverunt./Nyc. Karpp* (34) und *Sifr. Roet* (35), wobei Roet als *pauper* von der Immatrikulationsgebühr befreit wurde. Vgl. zu diesen Kleingruppen Schwinges, »Kleingruppen« (1982).

[45] Vgl. Fuchs, »Pirckheimer« (2006), S. 13.

[46] Vgl. zu Thomas Pirckheimer grundsätzlich die Biographie von Strack, *Pirckheimer* (2010).

[47] Vgl. ebd.

[48] S. u. bei Anm. 57 und Folgende.

das Vermögen der Familie, dem „modernen humanistischen Bildungsgut" gewidmet.[49] Nach Stationen in Perugia und Bologna ist er bis 1451 in Padua bezeugt, als „der Tod seines Vaters [...] seine Rückkehr in die Heimat erforderlich machte."[50] Dass das kostspielige Studium in Italien lediglich durch den *amor scientiae* motiviert gewesen sei, scheint zu idealistisch. Fleischmann stellt hingegen fest, dass Hans „der erste juristisch gebildete Ratsherr" war und Fuchs betont schließlich selbst, dass Hans nach seiner Rückkehr die in Italien erworbenen Rechtskenntnisse in den Dienst seiner Stadt stellte. 1453 wurde er nicht grundlos zum *Jüngeren Bürgermeister* bestellt und für außergewöhnlich wichtige Gesandtschaftsreisen herangezogen. Als gut ausgebildeter Jurist und durch die humanistischen Studien geschulter Redner hatte er sich in Italien gezielt Alleinstellungsmerkmale angeeignet, die sich im Nürnberger Rat bewähren und durchsetzen sollten. Dass er im fortgeschrittenen Alter nach Italien ging, um sich erneut den Studien zu widmen, ist bemerkenswert. Dieser Schritt lässt meines Erachtens aber weniger auf seine Liebe zur Wissenschaft als auf den Druck schließen, der in jener Zeit im Nürnberger Rat entstand: Der Besuch einer Universität und fundierte Kenntnis des weltlichen Rechts wurden für das adelsgleiche Patriziat immer wichtiger. Hans Pirckheimers Strategie, seine Söhne auf Universitäten zu schicken statt in die Ausbildung zum Kaufmann, wirkte vorbildhaft für die nächste Generation von Ratsherren.[51]

Aber unter allen ragte Johannes, Willibalds Vater, am meisten heraus.[52] Sein Vater vollendet in Willibalds Erzählung die über Generationen verfolgte Steigerung der Gelehrsamkeit. Denn, so Willibald weiter, *Johannes war der Gebildetste in beiden Rechten und zeichnete sich darüber hinaus in allen Bereichen der Gelehrsamkeit aus. Aber vor allem stand er bei vielen deutschen Fürsten in hohem Ansehen.*[53] Johannes hatte sich in Padua zum Doktor beider Rechte promovieren lassen und stieg mit dieser Graduierung in den Rang eines niederen Adligen auf.[54] Auf diese Weise entschied er sich gegen ein Amt im Nürnberger Staatswesen – eine Entscheidung, die in vielerlei Hinsicht für Willibalds Lebenslauf prägend sein sollte. Warum sein Vater kein Amt in Nürnberg mehr bekleiden durfte, erläuterte Willibald im anschließenden Satz seiner *Vita*. Er verschwieg jedoch, weshalb sich Johannes gegen diesen Weg entschieden hatte.[55] *Da es*

[49] Fuchs, »Pirckheimer« (2006), S. 22f.
[50] Ebd., S. 20; dort auch zu Hans' weiterem Lebensweg.
[51] Vgl. Fleischmann, *Rat* (2008), S. 116.
[52] WP, Vita, S. 139: *Ceterum inter omnes maxime excelluit Johannes, pater Bilibaldi*. Auch hier fällt im Manuskript auf, dass Willibald in seiner *Vita* grundsätzlich ohne Namen auskommen wollte, denn *Johannes* ist wiederum zwischen *excelluit* und *patri* über die Zeile geschrieben; BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 21r.
[53] WP, Vita, S. 139: *Nam praeterquam quod iuris utriusque peritissimus fuit omnimodaque eruditione insignis, praecipue tamen apud multos Germaniae principes inclaruit.*
[54] Vgl. grundsätzlich zum Adel des Doktors im späten Mittelalter Lange, »Adel« (1980) und Verger, *Gens* (1998), S. 213.
[55] Zu den Hintergründen vgl. Fuchs, »Pirckheimer« (2006), S. 34: „Dass Johann am 2. August 1465 in Padua zum Doktor beider Rechte promoviert wurde, hängt sicher mit dem Konflikt seines

bei den Nürnbergern so eingerichtet ist, dass kein zum Doktor Promovierter in den Rat gewählt wird, verließ Johannes die Heimatstadt und ging an die Höfe der Fürsten.[56] Wiederum schrieb Christoph Scheurl diese Verhältnisse in der oben zitierten Epistel an Staupitz nieder. Er könne noch ergänzen, dass *kain Doctor, er sei vom Geschlecht wie edel er imer woll, in Rat gesetzt würt.*[57] Warum dies so war, erklärte Scheurl allerdings ebenso wenig wie Willibald.

Eberhard Isenmann argumentiert, dass „der Rat hinsichtlich des Stadtregiments ein reines geburtsständisches Prinzip wahren" wollte.[58] So sei zu begründen, dass die Doktoren trotz ihres hohen Sozialprestiges und trotz ihrer Gleichstellung mit dem niederen Adel vom Rat ausgeschlossen waren.[59] Ähnlich argumentiert Peter Fleischmann: „Selbst als promovierte Gelehrte, Ratskonsulenten und Syndici im 16. Jahrhundert die Gleichstellung mit dem niederen Adel erlangten, erkannte das Nürnberger Patriziat diese Standeserhebung nicht als ebenbürtig an. Die strikte Beharrung auf dem geburtsständischen Prinzip hatte deshalb zur Folge, daß sich Söhne aus ratsfähigen Familien mit dem Abschluß eines Jurastudiums für eine spätere Ratskarriere disqualifizierten."[60] Dieser Fall war bei Willibalds Vater eingetreten. Die Argumentation von Isenmann und Fleischmann leuchtet letztgültig allerdings nicht ein, denn aufgrund der Promotion verlor Johann Pirckheimer nicht seinen patrizischen Geburtsstand. Das Argument muss vielmehr umgedreht werden, wobei es sich dem Sachverhalt nach weiterhin um einen Statuskonflikt handelte. Nicht trotz der adelsgleichen Stellung der promovierten Juristen, sondern gerade weil Johannes durch die Promotion in den Stand eines Adligen gelangte, wurde er aus der herrschenden Klasse ausgeschlossen. Erst durch die Promotion und die daraus resultierende vermeintliche Standeserhebung kam es überhaupt zu konfligierenden Status, denn die Nürnberger Patrizier betrachteten sich dem niederen Adel als mindestens gleichwertig. Das von Helmuth G. Walther vorgebrachte und zuletzt von Hartmut Frommer wieder aufgenommene Argument überzeugt nur bedingt:[61] Der Nürnberger Rat habe sein „Rechtsanwendungsmonopol" absichern und die traditionellen Mechanismen seiner politischen Entscheidungsfindung nicht durch das Spezialwissen graduierter Juristen verändern lassen wollen. Vor diesem Hintergrund hätten alle Patrizier vom Rat ausgeschlossen werden müssen, die an einer juristischen Fakultät studiert hatten, was bekanntermaßen nicht der Fall war.

Vaters mit dem Nürnberger Stadtregiment zusammen. Denn durch diese Promotion verbaute sich der junge Pirckheimer eine Kooptation in das Führungsgremium seiner Vaterstadt."

[56] WP, Vita, S. 139: *Nam cum ita apud Nurenbergenses comparatum sit, ut nemo doctoratu insignitus in senatum legatur, ille relicta patria principum secutus est aulas.*

[57] Scheurl, »Epistel« (1874), S. 792. Im vermeintlichen lateinischen Original: *Unum praeterire nequeo, quod doctoratus quantumcunque patricius togae incapax censetur.*

[58] Isenmann, »Reichsrecht« (1986), S. 561.

[59] Vgl. ebd.

[60] Fleischmann, »Professionalisierung« (2002), S. 69.

[61] Vgl. Frommer, »Recht« (2010), S. 206 und Walther, »Recht« (1998), S. 221.

Die Exklusion von Promovierten – nirgends wird beschrieben, es handele sich ausschließlich um solche der Rechtswissenschaften, wie Frommer behauptet – hätte somit zwei Motive gehabt:

1. konkurrierende Status und Rechtszugehörigkeiten zu unterbinden sowie
2. das zertifizierte Sonderwissen der promovierten Juristen innerhalb des Rates nicht zum Konflikt werden zu lassen.

Willibalds Vater verließ Nürnberg und wurde zunächst Rat des Bischofs von Eichstätt, der *unter den deutschen Fürsten keineswegs der geringste* gewesen sei. Einige Jahre später bemühte sich Albert, der Herzog von Bayern, mit aller Kraft um Johann Pirckheimers Dienste und konnte ihn schließlich bei doppeltem Gehalt für sich gewinnen.[62] Das Bild, das Willibald von seinem Vater zeichnete, ist ideal: ein hochgebildeter Mann, mit einem prestigeträchtigen Doktorgrad aus Padua ausgestattet, um dessen Wissen und Dienste die Fürsten Deutschlands konkurrierten. *Diesem Vater wurde 1470 in Eichstätt der Sohn Willibald geboren.*[63]

Was Willibald verschwieg

Willibalds *Vita* wird natürlich weiter verfolgt und es wird geklärt, was es für einen Säugling bedeutete, ausgerechnet diesem Vater als Sohn geboren zu werden. Zunächst wird aber danach gefragt, was Willibald nicht niederschrieb, welche Elemente er für die Konstruktion seiner Identität im Moment der rückblickenden Niederschrift an dieser Stelle nicht benötigte oder schlicht nicht erinnerte. Die humanistischen Studien, die seine männlichen Ahnen betrieben, erwähnte Willibald nicht mit einem Wort. Dabei waren es sein Großvater und sein Vater, die die atemberaubende Bibliothek zusammenstellten und den Humanismus von ihren Studien in Italien mit nach Nürnberg brachten. Die Literatur betont die überragende Rolle der Pirckheimer für die Rezeption des Humanismus in Deutschland.[64]

Die humanistischen Studien sind aber nicht das Einzige, was Willibald in seiner Autobiographie verschwieg. Weder im Briefwechsel noch in seiner *Vita* spielte das Handelsunternehmen der Pirckheimer je eine Rolle. Kein Wort davon, dass es einst florierte und die Pirckheimer sich um ihre finanzielle Situation niemals Sorgen zu machen brauchten. Auch der Niedergang des Unternehmens blieb völlig unerwähnt. Es war zu diesem Zeitpunkt zwar nicht Willibalds Vater, der das

[62] WP, Vita, S. 139: *Ac sub initium Eystaviensi episcopo, *inter Germaniae principes nequaquam ultimo*, a consiliis fuit. Ubi se aliquibus annis ita gessit, ut Albertus, Bavariae dux,*princeps tum non minus prudentia quam potentia clarus*, summis viribus adnisus fuerit, ac vix ab episcopo precibus etiam impetraverit, ut Johanni bona illius venia discedere et sibi adhaerere liceret aucto etiam illi ultra duplum, quam ab episcopo acceperat, stipendio.* *…* im Konzept am Rand nachgetragen. Willibald schrieb auch in seinem Schweizerkrieg von *Albertus*, gemeint ist freilich Albrecht IV., der Weise (1447–1508).

[63] WP, Vita, S. 140: *Hoc igitur patre Bilibaldus nascitur Eystaviae anno salutis 1470.*

[64] Vgl. Rupprich, *Mittelalter* (1994), S. 483. Vgl. des Weiteren zu Johann Pirckheimers Buchbesitz vor allem Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 141–148; zu Thomas' humanistischen Studien vgl. Strack, *Pirckheimer* (2010).

Unternehmen leitete, ihm wurde jedoch vorgeworfen, dass er durch seine „wissenschaftlichen und politischen Neigungen der Firma selbst geschadet“ habe – ein wiederkehrender Vorwurf im Kaufmannsmilieu des 16. Jahrhunderts.[65]

Abgesehen von drei über die Zeile geschriebenen Wörtern, erwähnte Willibald seine weiblichen Vorfahren mit keinem Wort, seine Ahnenprobe war rein patrilinear. Dabei geben Willibalds weibliche Ahnen ein nicht weniger beeindruckendes Bild der Nürnberger Ratsgeschlechter ab. Franz I. hatte mit Klara Pfinzing in eines der ältesten Geschlechter Nürnbergs eingeheiratet und für seinen Sohn Hans arrangierte er eine ebenso standesgemäße Hochzeit:[66] 1436 heiratete er Barbara Holzschuher.[67] Nicht einmal für seine Mutter, Barbara Löffelholz, fand Willibald in seiner *Vita* einen Ort, obgleich sie zu den *erst zugelaßenen* Familien gehörte und somit ebenfalls die Voraussetzungen für eine standesgemäße Ehe erfüllte.[68]

Arnold Reimann stellt pathetisch fest, dass eine heikle Angelegenheit einen „bedenklichen Schatten“ auf die jugendliche Mutter von Charitas und Willibald geworfen habe.[69] Es wird hier nicht das Ziel verfolgt, Barbara in dieser Angelegenheit zu entschuldigen, wie es sich bei Reimann gelegentlich ausnimmt, vielmehr gibt die Auseinandersetzung um die zwei Eheversprechen der Barbara Löffelholz einen Hinweis darauf, weshalb Willibald seine Mutter aus seiner *Vita* ausklammerte.[70] Barbara hatte sich wohl schon mit Johann Pirckheimer verlobt, bevor dieser 1458/1459 zum Studium nach Italien aufgebrochen war. Ein anderer Nürnberger Patriziersohn, Sigmund Stromer, warb während Johanns Abwesenheit ebenfalls um Barbaras Gunst. Diese ließ sich auf die Liaison ein und im Sommer 1465, noch bevor Johann aus Padua zurückgekehrt war, strengte Stromer einen Rechtsstreit vor dem Offizialat in Bamberg gegen seine vermeintliche Braut an. Barbara hatte auch ihm die Ehe versprochen, wollte das Versprechen aber nicht einlösen. Von beiden Seiten wurde erhebliches soziales und ökonomisches Kapital aufgewendet, um den Prozess für sich zu entscheiden. Für die Seite der Stromer gutachteten Konrad Schütz und der Eichstätter Domherr Albrecht von Eyb, beide in Italien promovierte Juristen.[71] Trotzdem verlor Stromer den Prozess und die versprochene Frau.

---

[65] Vgl. Eckert/Imhoff (Hrsg.), *Pirckheimer* (1971), S. 22. Der eigentliche „Bankrotteur“, Sebald Pirckheimer, entstammte einem anderen Zweig der Pirckheimer; vgl. auch Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 823.

[66] Die Pfinzings firmieren im Tanzstatut von 1521 an erster Position; vgl. Aign, *Ketzel* (1961), S. 106.

[67] Die Holzschuhers stellen hinsichtlich der überlieferten Quellen die älteste ratsfähige Familie Nürnbergs; vgl. Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 569.

[68] Die Löffelholz waren 1440 ratsfähig geworden; vgl. Aign, *Ketzel* (1961), S. 106.

[69] Vgl. Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 125.

[70] Eine ausgewogene Studie zu diesem Ehestreit, die die Gutachten beider Seiten zu gleichen Teilen, das zuletzt von Franz Fuchs entdeckte Vernehmungsprotokoll der Barbara sowie ähnlich gelagerte Fälle vergleichend einbezöge, wäre wünschenswert. Sie kann hier freilich nicht geleistet werden, daher vgl. zum Folgenden grundsätzlich Reicke, »Ehehandel« (1908); Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 124–126 und zuletzt Fuchs, »Pirckheimer« (2006), S. 34–35.

[71] Vgl. Sottili, »Ehemalige« (1996), S. 68 mit Anm. 148.

Die Gutachter, nicht unbedingt die Gutachten, der Gegenpartei waren überzeugender, denn Hans Pirckheimer hatte die „berühmtesten Juristen der Universität Padua" engagiert:[72] Antonius Rosellis, Angelus de Castro, Nicolaus de Spilimbergo, Ezechias de Leone und Johann Baptista de Rosellis fanden sich unter den Verfassern und Siegelnden der Gutachten.[73] Das Gericht urteilte zu Gunsten der Löffelholz, denn am 19. April 1466 heirateten Willibalds Eltern.

Der Prozess hinterließ verbrannte Erde in Nürnberg. Nicht nur die Stromer, auch die zu ihren Gunsten aussagenden Zeugen und schließlich auch Konrad Schütz und Albrecht von Eyb wurden von den teuer bezahlten italienischen Juristen düpiert, die weder Zeugen gehört hatten noch mit dem Umfeld vertraut waren.[74] Der Verbleib der jungen Eheleute in Nürnberg stand unter keinem guten Stern. Wie wollte Johann als Gehörnter seine Ehre in Nürnberg wiederherstellen? Sein Ruf und der seiner Frau hatten erheblichen Schaden genommen. Reicke mutmaßt, dramatisiert und beschwichtigt zugleich bei der Antwort auf die Frage, warum Johann trotz des gewonnenen Prozesses Nürnberg verlassen habe: „Die böse Welt" wollte von seiner Frau nichts mehr wissen und Barbara sei „in ehrbarer Gesellschaft überhaupt nicht geduldet" worden.[75] Auf der anderen Seite sei es nicht nötig, von diesem Sachverhalt auszugehen, eingedenk der „vielfach freieren Sitten der damaligen Zeit".[76] Reicke ist zu widersprechen, denn Ehre war ein sehr konkretes und justiziables Moment in der spätmittelalterlichen Gesellschaft.[77] Barbaras Fall war insofern besonders heikel, als nach Römischem Recht die Doppelverlobung den Ehrverlust (*infamia*) nach sich ziehen konnte.[78] Zwar wurde Barbara nicht verurteilt, ihr Vergehen stellte aber sicher keine Belanglosigkeit dar. Der enorme Aufwand von sozialem und ökonomischem Kapital, den die Pirckheimer hatten betreiben müssen, um die Streitsache für die Löffelholz und somit für sich zu entscheiden, bezeugt dies.

Es liegt nahe, in Barbara den Grund für Johanns Entscheidung zu vermuten, Nürnberg zu verlassen.[79] Er begab sich unmittelbar nach der Hochzeit in die Dienste des Bischofs von Eichstätt und siedelte mit seiner Gattin dorthin über.[80]

---

[72] Fuchs, »Pirckheimer« (2006), S. 35.

[73] Die Gutachten, die alle aus dem Jahr 1465 stammen, hatte der in Italien weilende Johann seinem Vater Hans nach Nürnberg geschickt; vgl. Kurras, »Gutachten« (1982).

[74] Vgl. Reicke, »Ehehandel« (1908).

[75] Ebd., S. 156.

[76] Ebd.

[77] Vgl. aus rechtshistorischer Perspektive Deutsch, »Ehre« (2010) und Lieberwirth, »Beleidigung« (2012). Vgl. zuletzt den Überblick von Weber, »Ehre« (2006) und grundsätzlich Backmann/Künast/Tlusty et al. (Hrsg.), *Ehrkonzepte* (1998); Schreiner/Schwerhoff (Hrsg.), *Ehre* (1995) und Lentz, *Konflikt* (2004).

[78] Vgl. Becker, »Infamie« (2010), S. 1212.

[79] In der Forschung zu diesem Prozess wurde m. E. die Möglichkeit noch nicht hinreichend widerlegt, dass Johann sich gerade wegen dieser Angelegenheit zum Doktor promovieren ließ und nicht in den Nürnberger Rat strebte – die Gutachten sandte er selbst noch aus Padua an seinen Vater, so dass er vor seiner Promotion von der Angelegenheit gewusst haben musste.

[80] Vgl. Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 129.

Sofort nach ihrem Tod (21. März 1488) kehrte er nach Nürnberg zurück. Vor diesem Hintergrund ist es bezeichnend, dass Willibald seine Mutter an keiner Stelle in seinen Schriften erwähnte. Allein in der Grabinschrift auf dem Epitaph seines Vaters führte er sie als keusche Gattin an, die ihrem Ehemann Johannes zwölf Kinder geboren hatte.[81]

Willibalds Pate

Willibalds Vater hatte die Geburten seiner zwölf Kinder genau vermerkt. Auf dem ersten Blatt seiner Novellen des Justinian hielt er fest: *Am 5. Dezember 1470, zwischen der ersten und zweiten Stunde des anbrechenden Tages, wurde der Sohn mit Namen Willibald in Eichstätt geboren und Wilhelm von Reichenau, Bischof zu Eichstätt, hob in aus der Taufe.*[82] Johann hielt in dieser Notiz ein auf den ersten Blick unscheinbares Detail fest, das Willibald in seiner *Vita* nicht des Niederschreibens für wert betrachtete, das jedoch Rückschlüsse auf das soziale Kapital der Pirckheimers in Eichstätt zulässt. Johanns Arbeitgeber, der Bischof von Eichstätt, wurde Willibalds Pate.[83] Es war keine Seltenheit, dass Fürsten als Taufpaten für die Kinder der ständisch unter ihnen stehenden Bediensteten bestellt wurden, Wilhelms Patenschaft hatte im Gegensatz zu den meisten anderen prominenten Paten jedoch sehr konkrete Auswirkungen. Darüber hinaus ergibt sich ein weit über diesen Einzelfall hinausweisender Aussagewert, denn auch in Kings Familie sollte das Patenamt nicht ohne Folgen bleiben.[84]

Bernhard Jussen zufolge war die Patenschaft im Mittelalter eine Verbindung, in der „der Pate nicht nur mit dem Täufling in Liebe […], sondern (sozial viel interessanter) auch mit dessen Eltern" verbunden war.[85] Aus diesem Grund hätten die Eltern auch Paten ausgesucht, „mit denen sie weniger den Täufling als eher sich selbst verbinden wollten" – Eltern und Paten wurden zu Gevattern.[86] Die Gevatter- und Patenschaft stellt eine „lebenslänglich definierte Bindung" dar, was hinsichtlich des sozialen Kapitals von großer Bedeutung ist.[87] Bourdieu zufolge muss, um soziales Kapital in Form von Freundschaften und Beziehungsnetzwerken

[81] Vgl. Reicke, »Ehehandel« (1908), S. 158 und WP, BW, Bd. I, Nr. 5 (Exkurs), S. 72: *Coniugio felix bis seno et pignore natum,/Quos peperit consors Barbara casta sibi.*

[82] Übersetzt nach dem lateinischen Transkript von Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 240: *Anno domini 1470, die quinta Decembris, quae fuit dies Mercurii, hora inter primam et secundam diei venientis natus est filius nomine Willibaldus, quem de sacro fonte suscepit dominus Wilhelmus de Reichenaw, episcopus Eystettensis.* Vgl. ebd., S. 121. Zur Bedeutung der Geburtsstunde s. u. in diesem Kapitel bei Anm. 97. Vgl. zu Willibalds Geburtshaus Flachenecker, »Pirckheimer« (1987).

[83] Vgl. zu Wilhelm von Reichenau Blum, »Wilhelm« (2010) und zuletzt Schuh, »Erfurt« (2015).

[84] S. u. Kapitel 5.1.

[85] Jussen, »Patenschaft« (1993), Sp. 1779.

[86] Ebd. Vgl. außerdem grundsätzlich zur Paten- und Gevatterschaft Teuscher, *Bekannte* (1998), S. 116, nochmals Jussen, »Verwandtschaft« (2001) und zuletzt Seidel, *Freunde* (2009).

[87] Jussen, »Patenschaft« (1993).

aufrechtzuerhalten, permanente Arbeit geleistet werden. Die Paten- und Gevatterschaft stellt das soziale Kapital hingegen auf Dauer, institutionalisiert es. Das soziale Kapital ist in dieser Beziehung nicht mehr demselben Prinzip von Gabe und Gegengabe, von notwendigen beiderseitigen Investitionen unterworfen wie zum Beispiel humanistische Freundschaften oder Klient-Patron-Verhältnisse. Insofern stellte die Patenschaft einerseits eine hochattraktive Möglichkeit dar, Höhergestellte an sich zu binden, andererseits sich Untergebene zu verpflichten. Auf beiden Seiten dürfte eine vertrauensvolle Erwartung die Übernahme und -gabe der Patenschaft motiviert haben. Den beteiligten Akteuren wurden auf Dauer Verhaltenspflichten auferlegt, auf die sie in der Zukunft vertrauen konnten.[88] Es sieht so aus, als könnten auch in Willibalds Fall beide Parteien, die Pirckheimer wie der Bischof von Eichstätt, von der Verbindung profitieren. Johann Pirckheimer wusste um die lebenslange Unterstützung eines Kirchenfürsten, in dessen Diensten er seit vier Jahren stand und der ihm nun auch aufgrund der Gevatterschaft verpflichtet war. Wilhelm wusste im Gegenzug um die Treue seiner rechten Hand, die Johann ihm aufgrund der persönlich, familialen Verpflichtung zeit seines Lebens entgegenbringen würde.

Es muss sich bei der Praxis der Paten- und Gevatterschaft jedoch nicht zwangsläufig um eine völlig rationale Strategie des einzelnen Akteurs gehandelt haben. Sie stellte eine gängige und in der spätmittelalterlichen Gesellschaft etablierte Möglichkeit dar, soziales Kapital zu akkumulieren und zu institutionalisieren. Sie muss folglich nicht zwangsläufig als rationales Entscheidungsverhalten auf der Grundlage mathematischer Optimierung gedeutet werden.[89]

Hinter der Verbindung zwischen Johann Pirckheimer und Wilhelm von Reichenau steckte mehr – wenigstens eine gemeinsame Geschichte. Wilhelm und Johann waren in Padua Studienkollegen. Johann muss gerade in Padua angelangt gewesen sein, als er den Adligen kennenlernte, denn schon 1459 wurde Wilhelm zum Generalvikar in Eichstätt gewählt und dürfte danach kaum zum Studium nach Italien zurückgekehrt sein.[90] Selbst wenn Johann Pirckheimer in den Promotionsakten der Universität Padua nicht vor 1461, Wilhelm von Reichenau allerdings nicht nach 1459 nachzuweisen ist, dürften sie unzweifelhaft zur selben Zeit am selben Ort gewesen sein. Als Ulrich von Gossembrot als Pädagoge seinem Schüler Wilhelm von Reichenau in Padua Valerius Maximus näherbrachte, wohnte auch Johann

[88] Teuscher, *Bekannte* (1998), S. 118 unterstreicht, dass zwischen den Gevattern, die er in seiner Studie untersucht, „fast durchwegs Vertrauensverhältnisse und entsprechende gegenseitige Erwartungen bestanden.“ Vgl. zum Vertrauen als komplexitätsreduzierender Mechanismus grundsätzlich Luhmann, *Vertrauen* (1973); für die Vormoderne Frevert (Hrsg.), *Vertrauen* (2003), dort insbesondere den Beitrag von Mauelshagen, »Netzwerke« (2003).

[89] Vgl. grundsätzlich zum Konzept der *rational choice* Coleman, »Choice« (2005) und Esser, »Sinn« (2004).

[90] Vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 1 (Exkurs), S. 3f.

dessen Ausführungen bei.[91] Ein weiteres Indiz liefert ein Brief aus dem Frühjahr 1464, in dem Johann Wilhelm zu seiner Wahl zum Bischof von Eichstätt gratulierte und ihn seinen *conscolarem*, seinen Kommilitonen nannte: *Ich setze meiner Absicht voraus, dass ich dich als Herrn halten werde, der du mir einst als Kommilitone so freundlich gesonnen warst.*[92] Johann rief eine gemeinsame Geschichte und eine Verbundenheit auf, die nun durch die Gevatterschaft institutionalisiert wurde.[93]

Über die Patenschaft des Bischofs und Willibalds Geburtsort lässt sich erklären, warum Willibald nicht auf den Namen seines Vaters, Johann(es), getauft wurde. Den Namen des heiligen Willibald (700–787/8), des ersten Eichstätter Bischofs, auszuwählen, trug symbolische Bedeutung und so muss die Namenswahl als Verpflichtung auf den Taufpaten und das Bistum verstanden werden, umso mehr da auch Johann Pirckheimers zweite Tochter, Walburg (1468–1541), namentlich auf die heilige Walburga (um 710–779/790), die Schwester des heiligen Willibald, verpflichtet worden war. Die Patenschaft des gelehrten Wilhelm zu Willibald sollte aber nicht nur Willibalds Vater Johann zum Vorteil gereichen und lebenslang währen. Obgleich dieser – 1475 war er von Albrecht IV. von Bayern abgeworben worden – schon lange in Diensten eines anderen Fürsten stand, ging Willibald später bei seinem Paten in die höfische und militärische Ausbildung (1488/89).[94] Das soziale Kapital, das der Vater in Italien erworben hatte, übertrug er mit der Patenschaft auf seinen Sohn.

2.2 Der einzige Sohn (JK)

Geburt ins Tal der Tränen

Kings Zeilen über seine Herkunft und Geburt nehmen sich spärlich aus im Vergleich zu Willibalds ausführlicher Ahnentafel. Trotzdem hielt er andere für die Zeitgenossen besonders wesentliche Aspekte fest: *Im Jahre nach Christi Geburt 1486 am Mittwoch vor Maria Lichtmess* [1. Februar] *ungefähr zur dritten Stunde am Nachmittag wurde Ich, Johannes Kingsattler, genannt King, in der Stadt Oettingen von Anna Zückmantel,*

---

[91] Vgl. Sottili, »Ehemalige« (1996), S. 55: „Beiläufig sei hier erwähnt, daß von jener Vorlesung über Valerius Maximus ein Zeugnis überliefert ist, nämlich eine Handschrift, die damals von Johannes Pirckheimer benutzt wurde." Vgl. auch Sottili, »Codici« (1971), S. 276. Vgl. zu den Promotionsurkunden aus Padua Ghezzo, *Acta I* (1990); Ghezzo, *Acta II* (1990) und Martellozzo Forin, *Acta* (1990).

[92] Bertalot, *Studienheft* (1910), S. 90: *Animo meo preposui, quam facilem te dominum habiturus essem, qui me aliquando tam humaniter conscolarem habuisti.*

[93] Wendehorst, *Bistum* (2006), S. 237 sieht die Besetzung der Position durch Johannes in der Person dessen Onkel, Thomas Pirckheimer, begründet: Sie „dürfte auf den Einfluss seines Onkels Thomas Pirckheimer (gest. 1473) zurückgehen, der 1454 in Eichstätt Dompropst wurde." Vgl. zuletzt auch Strack, *Pirckheimer* (2010), S. 178 mit Anm. 965.

[94] S. u. Kapitel 3.3.

der rechtmäßigen Ehefrau meines Vaters Leonhard Kingsattler, als einziger Sohn in dieses Jammertal geboren.[95] Nicht nur den genauen Tag seiner Geburt wusste King anzugeben, sondern dazu noch die exakte Stunde: drei Uhr Nachmittags. Scheint modernen Menschen die Geburtsstunde häufig unerheblich, war sie für den vormodernen Menschen von immenser Bedeutung.[96] Für die Berechnung eines Horoskops machte sie den entscheidenden Unterschied und so ist es nur folgerichtig, dass King seine und die Geburtsstunden seiner Kinder festhielt.[97] Dass er seine eigene Geburtsstunde wusste, ist dabei erstaunlicher als das Wissen um die seiner Kinder. Jemand musste sie ihm mitgeteilt haben – viele kommen dafür nicht in Frage. Am wahrscheinlichsten ist, dass sein Vater, Leonhard Kingsattler, ihn darüber in Kenntnis gesetzt hatte.

Leonhard stammte aus dem Nachbardorf Munningen, wo er als Sohn des landsässigen Jacob Kunig (Küneg) zur Welt gekommen war.[98] Seinen Großvater nannte Johannes selbst in seinen autobiographischen Notizen, denn nach diesem wurde sein dritter Sohn benannt: *Dies war der Name meines Großvaters väterlicherseits, Jacob King aus Munningen, einem Dorf nicht weit von Oettingen entfernt.*[99] Leonhard war wahrscheinlich ein nachgeborener Sohn Jacobs und siedelte in die knapp vier Kilometer entfernte Residenzstadt Oettingen über, um als Handwerker seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Dort fügte Leonhard seinem Nachnamen seine Berufsbezeichnung hinzu, so dass er in der Stadtrechnung von 1516 als *King Satler* aufscheint.[100] Die von Leonhard entrichteten Steuerbeträge und seine Wachsgültstiftung deuten daraufhin, dass Johannes' Vater nicht am Hungertuch nagte und sich der Umzug nach Oettingen gelohnt hatte.[101] Offenbar wirtschaftete Leonhard nicht im Überfluss, jedenfalls wenn den späteren Ausführungen seines Sohnes Glauben zu schenken ist. Dieser schrieb, dass er in ein *lachrimarum vallis* geboren

---

[95] King, AB, S. 211*: *Anno post Christum Jhesum natum M.CCCCLxxxvi die Mercurii ante festum Purificationis immaculatae virginis mariae circiter horam terciam pomeridianam Ego Joannes Kingsattler dictus King in opido Oetting natus sum in hanc lachrimarum vallem ex Anna Zuckmantlin, uxore legitima patris mei Leonhardi Kingsattler, quae me unicum filium genuit.* Unterstreichungen in Kingsattlers Manuskript. Da Haller nicht konsequent die verschiedenen Redaktionsstufen benennt, sei im Folgenden wenn nötig auf Kings Manuskript in der Tübinger Universitätsbibliothek verwiesen, in diesem Fall UBT, *Mh 819: Autobiographisches und Familien-Notizen von Johannes Kingsattler, genannt King* 1530–1534, Bl. 1r.

[96] Vgl. grundsätzlich zu Zeit und Stunde im Mittelalter Dohrn-van Rossum, *Stunde* (1992).

[97] King befand er sich in guter Gesellschaft, denn auch andere zeitgenössische Autoren von autobiographischen Texten – insbesondere in den sogenannten Familienbüchern – verzeichneten die Geburtsstunden ihrer Kinder. Vgl. z. B. für die Rohrbach aus Frankfurt Monnet, *Rohrbach* (1997), S. 175f. und für Heinrich Bullinger Engammare, »Zeit« (2007), S. 63f. Vgl. grundsätzlich zur Astrologie und Horoskopen in Spätmittelalter und Früher Neuzeit Brosseder, »Astrologie« (2005) mit weiterführender Literatur.

[98] Vgl. zum Folgenden Gruber, *Kleinstadtbuben* (1990), S. 8.

[99] King, AB, S. 219*: *Jacobus, quod fuit nomen avi mei paterni Jacobi King de Münning, pago non longe ab Oetting distante.*

[100] Vgl. Gruber, *Kleinstadtbuben* (1990), S. 8.

[101] Vgl. ebd., S. 7–9.

wurde. Mit dem Bild des biblischen Tals der Tränen, dem Ort, an dem Dürre und Ödnis herrschten und der von den Pilgern zu durchschreiten war, bevor Gott ihnen Gnade und Herrlichkeit schenkte, stellte Johannes in Aussicht, dass er nach Durchschreiten einer Durststrecke von Gott belohnt würde.[102] Zu dem Zeitpunkt, als King diese Zeilen niederschrieb (1530), wusste er, dass es ein langer Weg werden sollte.

In der ersten Redaktionsstufe seiner Familiennotizen berichtete er lediglich, dass er der einzige Sohn seines Vaters war und von Anna Zückmantel – dessen rechtmäßiger Ehefrau – zur Welt gebracht wurde. Über Johannes' Mutter ist verhältnismäßig wenig zu berichten, allein, dass sie den Oettinger Steuerbüchern zufolge einem „alten und verbreiteten Geschlecht" entstammte.[103]

In der zweiten Redaktion ergänzte King Aspekte, die er am oberen Rand und zwischen diesem und dem nächsten Absatz einfügte. Mit Hilfe dieser Nachträge lassen sich, ähnlich wie bei Willibald, Rückschlüsse auf Kings Erinnern und seine Vorgehensweise bei der Re-Konstruktion seines Lebens gewinnen. King hielt es erst später für nötig, den Ort seiner Heimat genauer zu bestimmen, denn im Manuskript fügte er am oberen Rand der Seite Folgendes hinzu: *Die Stadt Oettingen befindet sich in Schwaben in der römischen Provinz Retia in einer Entfernung von zwei Meilen zu Nördlingen, und trägt den Familiennamen der Grafen von Oettingen – das ist meine Heimat.*[104] An anderer Stelle in seinen Notizen verortete King Munnigen in kurzer Entfernung zu Oettingen und auch hier war es ihm wichtig, mit Nördlingen die nächst gelegene Stadt anzugeben. Warum er Orte und Entfernungen gesondert angab, kann letztgültig nicht geklärt werden. Es liegt allerdings nahe, dass die potentiellen Leser seiner Autobiographie mit den Dorfnamen allein nichts hätten in Verbindung bringen können. Aus diesem Satz spricht in großem Maße Kings Anspruch, sich mit Oettingen zu identifizieren, denn er baute dem Leser eine weitere Brücke. Wenn die Stadt an sich schon nicht bekannt war, so wenigstens die Grafen von Oettingen, deren Namen sie noch heute trägt.[105] Ebenso wichtig ist, und das wird auch bei Johannes Eck zu zeigen sein, dass King sich mit dem Land Schwaben identifizierte.[106]

---

[102] Vulgata, Psalmen 83, 7–12 (84, 7–12). Vgl. grundsätzlich zu diesem Vers und dem *lacrimarum vallis* Hossfeld/Zenger, *Psalmen* (2000), S. 507–523. Es ist unwahrscheinlich, dass King mit dem Bild des *lacrimarum vallis* nicht seinen steinigen Lebensweg antizipierte. Zu bewusst scheint es gewählt, als dass es allgemein auf das menschliche Leben als Tal der Dürre abheben könnte.

[103] Gruber, *Kleinstadtbuben* (1990), S. 8. Nach Kings Mutter wurde eine seiner Töchter benannt, die erstgeborene (21. September 1515).

[104] King, AB, S. 211*: *Oetting opidum Suevie in Retia situm distans duo miliaria a Nörling nomen familiae comitum ab Oetting hec est patria mea.* UBT, *Mh 819: Familien-Notizen Kingsattler*, Bl. 1r.

[105] Vgl. grundsätzlich *Kudorfer,* »Oettingen« (2012) mit weiterführender Literatur.

[106] Vgl. zur Bedeutung Schwabens im gelehrten Feld, insbesondere bei den Humanisten Mertens, »Bebelius« (1983) und grundsätzlich Graf, »Land« (1992).

Bevor King mit seiner Schulbildung einen neuen Gedanken begann, musste er in der ersten Redaktionsstufe seiner Autobiographie den Tod seiner Mutter beklagen, die am 2. November 1495 gestorben war.[107] Es scheint, als wollte er bei der Verschriftung seines Lebenslaufes in den einzelnen Kategorien streng chronologisch vorgehen; er stieß mit dieser Erzählstrategie jedoch nach nur zehn Zeilen an Grenzen und musste mit ihr brechen.[108] Er hatte zu notieren vergessen, dass er – wie zu dieser Zeit üblich – am Tag seiner Geburt getauft worden war, und so schaltete er gleich im Anschluss an den Tod seiner Mutter eine Analepse ein, zurück zu seiner Geburt. Statt nochmals seinen Geburtstag mit Hilfe des Kirchenkalenders zu beschreiben, begnügte er sich mit dem Verweis auf den Mittwoch, den er in der zweiten Zeile benannt hatte: *An jenem zuvor genannten Mittwoch im Jahr 1486 wurde ich in der Pfarrkirche in Oettingen getauft; aus der Taufe hob mich der adlige Johannes von Seckendorff.*[109] Wie bei Willibald fungierte ein sozial höher Gestellter als Taufpate und in diesem Fall wurde King auch nach ihm benannt. Es handelt sich um Johannes von Seckendorff († 1490), der aus einem alten fränkischen Ministerialengeschlecht stammte.[110] Er hatte eine klerikale Karriere eingeschlagen und war zunächst Kanoniker in Augsburg (1463), 1469 Scholastikus in Eichstätt und anschließend ebendort Domdekan. Die letzte Pfründe resignierte er kurz vor seinem Tod im Jahr 1489 und am 7. November 1490 starb er der Inschrift in seiner Fensterstiftung im Eichstätter Dom zufolge.[111] Die Patenschaft deutet darauf hin, dass Familie Kingsattler über ein gewisses soziales Kapital verfügte. Wie oben beschrieben, war es zwar üblich, dass Fürsten die Kinder ihrer Bediensteten aus der Taufe hoben, doch dort bestand bereits eine Beziehung, die in Kings Fall nicht zu erkennen ist. Während Wilhelm von Reichenau für sein Patenkind Willibald noch von Bedeutung sein sollte, war Johannes von Seckendorff dies nicht vergönnt. Er starb, als King vier Jahre alt war.

Innerhalb der ersten 15 Zeilen von Kings Notizen lässt sich eine dritte Redaktionsstufe erkennen: *Am 10. Oktober 1521 aber verstarb mein Vater.*[112] Will man sich ein Bild davon machen, wie King sein Leben narrativierte und in Form brachte, so eignen sich dazu besonders diese ersten Zeilen seiner Autobiographie. Man muss sich King wohl zwei Pulten gegenübersitzend vorstellen: Auf einem lag aufgeschlagen das Kalendarium, auf dem zweiten ein leeres Blatt Papier, auf das er mit einer

---

[107] King, AB, S. 211*: *Et postea secundo die Novembris obiit illa mater mea dilectissima anno salutis restaurate M.CCCCLxxxxv.* Es stimmt nicht, dass Kingsattler alle Lebensdaten nach dem kirchlichen Festkalender ausrichtete, wie Gruber, *Kleinstadtbuben* (1990), S. 8 mit Anm. 7 (38) behauptet. Vielmehr bediente er sich verschiedener, redundanter Datierungssysteme.

[108] Die erste Seite ist in drei Absätze eingeteilt, die jeweils mit dem lateinischen *Anno* beginnen, wobei die Majuskel-‚A' initialenartig über die Zeile ragen.

[109] King, AB, S. 211*: *Levavit me de sacro fonte nobilis Joannes a Seggendorf.*

[110] Vgl. grundsätzlich zu dem Geschlecht der Seckendorff Rechter, *Seckendorff* (1987/1990), bei dem Kings Pate allerdings nicht aufscheint.

[111] Vgl. Scholz, *Corpus* (2002), S. 145: *Anno salutis 1490 Septima novembris/obiit venerandus ac nobilis dominus/Johannes de Seckendorff canonicus/Eystatensis Cuius anima in pace requiescat.*

[112] King, AB, S. 211*: *Genitor vero X die Octobris anno 1521* [obiit].

frischen Feder das erste *Anno* notierte. Er schrieb entlang seiner Erinnerung, alter Dokumente und, sobald es ihm seine Aufzeichnungen ermöglichten, entlang seines Tagebuches. Er hatte wahrscheinlich von vornherein geplant, seine Autobiographie zu gliedern: zunächst seinen Bildungsgang, dann seine familiären Verhältnisse mit Schwerpunkt auf seinen Kindern. Nachdem er einige Seiten gefüllt hatte, auf denen er für jedes Kind eine Seite reservierte und bei seinem zweiten Sohn Johannes angelangt war (* 17. Juli 1521), stieß er im Tagebuch auf den Tod seines Vaters (10. Oktober 1521). Selbst wenn er chronologisch in unmittelbare Nähe zur Geburt des Sohnes Johannes gehörte, ließ er sich kategorial dort nicht sinnvoll notieren. Der Tod des Vaters musste vor diesem Hintergrund beim Tod der Mutter stehen und so blätterte King zurück zur ersten Seite und trug ihn dort nach. Mit dieser Prolepse von fast 26 Jahren in die Zukunft seines Lebens verband er zugleich eine Analepse zum Tod seiner Mutter. Nicht nur sein Vater, sondern auch seine Mutter war an der Pest gestorben.[113]

2.3 Eines redlichen Bauern Sohn (JM)

Johannes Eck begann seine Lebensbeschreibung in der *Replica* nicht mit seiner Geburt. Zunächst wandte er sich an den Leser und erklärte, warum er sich genötigt fühle, über Kindheit und Jugend Auskunft zu geben und diese von den abfälligen Bemerkungen Bucers zu reinigen: *Ich bitte alle guten und die Ehre schätzenden Männer, diesem Narren nicht zu glauben, der meinen guten Ruf derart grausam und lügnerisch beschädigt.*[114] Dann fuhr er fort mit einer Anspielung auf eine Satire Juvenals, bevor er zur eigentlichen Lebensbeschreibung überging: *Zunächst habe ich stets ein arbeitsames Leben geführt; das können alle dem Satyrico entnehmen, denn nicht leicht steigen diejenigen empor, deren Tüchtigkeit die Enge der Familie entgegensteht.* [RV 1486] *Am 13. November (welcher auch der Geburtstag des heiligen Augustinus ist, wie er sich in seinem Werk De ordine erinnerte) wurde ich im Dorf Eck von Eltern zur Welt gebracht, die ihren Lebensunterhalt mit der Bewirtschaftung des Bodens verdienten.*[115] Dass Eck auf die ersten Zeilen aus der Rede des Umbricius anspielte, zeugt auf der einen Seite von der Bedeutung ökonomischen Kapitals auch

[113] King, AB, S. 211*, UBT, *Mh 819: Familien-Notizen Kingsattler*, Bl. 1r.

[114] Eck, Replica, Bl. 52r/v: *Vide candide Lector* […]. *Rogo tamen omnes viros bonos & honestatis amantes, ne credant huic Morioni famam meam tam crudeliter & mendaciter proscidenti: unde à pueris & adulescentia expurgare me debeo*; und weiter unten, [52v] *Ita humiliter oro: qui à multis viciis & periculis me praeservavit multo maioribus iuxta S. Augustini confessionem. Et ne quis a verbis Buceri scandalisetur, rationem puericiae meae reddere non gravabor.*

[115] Eck, Replica, Bl. 52v: *Primo enim laboriosam fuisse vitam mihi per omnem aetatem, ex Satyrico facile cognoscitur. Haud facile emergunt: quorum uirtutibus obstat, res angusta domi.* [In Marg. *1486 Natalis Eckii*] *Natus enim in pago Eck ex parentibus cultura terrae victum quaerentibus, die XIII. Novembris (qui dies etiam S. Augustino natalis fuit, ut libro de ordine meminit).* Augustinus erinnert sich zu Beginn des dritten Gespräches von *De Ordine* seines Geburtstags, an dem er den Dialog vom seligen Leben gehalten habe, der tatsächlich auf den 13. November datiert werden kann. Vgl. Augustinus, *Opera* (1970), S. 102.

im gelehrten Feld und dass er darum wusste, wie schwierig es werden sollte, sich ohne die notwendige finanzielle Unterstützung emporzuarbeiten. Auf der anderen Seite bringt der Verweis deutlich zum Ausdruck, dass Johannes und seine Eltern in ihrem Heimatdorf keine Zukunft für den Jungen sahen und er sein Glück andernorts versuchen musste. Umbricius berichtet davon, wie er aus Rom nach Cumae fliehen muss, weil er in Rom seinen Lebensunterhalt nicht länger bestreiten kann; es gibt in Rom für ihn keine Zukunft, da die Fremden, namentlich die Griechen, ihm und seinen wenig wohlhabenden Landsleuten keine Möglichkeit des Aufstiegs lassen.[116] Johannes wusste aus eigener Erfahrung, dass sozialer Aufstieg trotz ökonomischer Armut, sozial minderer Stellung und geringer Bildung im Elternhaus in der mittelalterlichen Gesellschaft möglich war; es bedurfte nicht unbedingt der finanziellen, sozialen und kulturellen Ressourcen eines Willibald Pirckheimer. Eck sollte den Aufstieg auf andere Weise vollziehen. Der Erwerb kulturellen Kapitals bildete nicht nur einen seiner Schreibanlässe, sondern auch den anderer spätmittelalterlicher Autobiographen, so zum Beispiel bei Thomas Platter.[117]

Die Informationen, die Johannes Eck dem Leser in seinen autobiographischen Texten zu seiner Abstammung mitteilte, fielen dabei erheblich spärlicher aus als bei Pirckheimer und auch aus der Parallelüberlieferung können kaum mehr Informationen gewonnen werden. In seiner *Epistola* sprach Eck erst gar nicht von seiner Geburt oder seiner Herkunft. Allein in seiner *Schutzred* kommentierte er seine Abstammung: *Michael Maier von Eck, ein redlicher Bauer, ist mein Vater gewesen und über 30 Jahre Amtmann zu Eck. Wird mich weder er* [Osiander, IT] *noch kein Verständiger darum desto geringer schätzen.*[118] Osiander hatte sich über Johannes Herkunft mokiert und Johannes spielte den Ball offensiv zurück. Selbst wenn sein Vater Michael und seine Mutter Anna in seinen Autobiographien keine Rolle spielten, er nicht einmal ihr Todesjahr angab, sah er keinen Grund, sich ihrer zu schämen.[119] Aus diesen Aussagen spricht allerdings nicht derselbe Stolz auf die Abstammung wie bei Willibald, der sein Geschlecht lange beschrieb und überhöhte. Obgleich nur wenige Zeilen lang, deuten Ecks Worte deutlich voraus, was den Leser auf den nächsten Seiten seiner Lebensbeschreibung erwartet. Eck betonte, dass seine Aussichten auf eine erfolgreiche Karriere alles andere als rosig gewesen waren, dass er vielmehr mit großen Entbehrungen und Anstrengungen zu rechnen gehabt hatte. Diese Worte transportieren erheblich mehr, denn Eck versuchte Bucers Beschuldigungen offensiv zu entkräften. Wer so viel arbeiten müsse, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, der könne nicht den Todsünden der Völlerei und Unzucht verfallen. Natürlich wusste auch der zeitgenössische Leser, dass Eck zu einem der prominentesten Kämpfer gegen Luther und dessen Anhänger geworden war, dass

116 Vgl. Juvenal, *Satiren* (1993), Satire 3, Vers 164.
117 Vgl. Velten, »Selbstbildung« (2001).
118 Eck, *Schutzred* (1540), Bl. Siir/v. Vgl. auch Osiander, »Verantwortung« (1988).
119 Der Name seiner Mutter ist in der Jahrtagsstiftung an der Kirche Unserer Lieben Frau in Ingolstadt überliefert; vgl. Greving, *Pfarrbuch* (1908), S. 234.

er zum Protonotar ernannt und nicht in Armut gelebt hatte. Gegen Bucers Vorwürfe, schon in Kindertagen ein unzüchtiges Leben geführt zu haben, dürfte dieser Einstieg in seine Lebensbeschreibung gewirkt haben.

2.4 Synthese

Die Gemeinsamkeiten der drei beschriebenen Personen scheinen minimal bei derart unterschiedlichen Voraussetzungen, mit denen sie in ihre Leben starteten: Willibald, ein reicher Patriziersohn, der in seiner *Vita* erst seine hochgelehrten Vorfahren und die herausragende Position der Familie im Machtgefüge der Reichsstadt Nürnberg und des Herzogtums Bayern beschreibt, bevor er endlich zu seiner eigenen Geburt übergeht; King, der einzige Sohn der später an der Pest sterbenden Leonhard und Anna; und schließlich der weitsichtige Johannes Mayer, eines redlichen Bauern Sohn, der über seine Eltern praktisch nichts mitteilt, jedoch weiß, dass die Enge des Elternhauses seine Chancen nicht gerade vergrößert.

Allein der ungleiche Raum, den Herkunft und Geburt in den autobiographischen Texten der Protagonisten einnehmen, gibt Auskunft über ihr Selbstverständnis und ihre Identität. Gemeinsam ist allen drei Darstellungsstrategien, sich zunächst im physischen wie sozialen Raum und in der Zeit zu verorten. Erstaunlicherweise gibt es noch mehr Gemeinsamkeiten; zum Beispiel zwischen King und Willibald, obwohl ihre Eltern im sozialen Raum denkbar weit von einander entfernt positioniert waren. Beide hatten außergewöhnliche Taufpaten. Während King den Namen seines prominenten Paten erhielt, wurde Willibald nach dem ersten Bischof des Bistums Eichstätt benannt.[120] Bei Eck alias Mayer ist unklar, warum er nicht nach seinem Vater benannt wurde, was eine naheliegende Alternative zum Namen des Taufpaten dargestellt hätte. Er selbst teilte es nicht mit und so steht zu vermuten, dass es kein Prominenter war, ebenso wenig jemand, der ihm auf seinem weiteren Lebensweg von Bedeutung erschien. Durch seinen Paten rückte King ausgesprochen dicht an den sozial weit entfernten Willibald heran. Denn Kings Pate, Johannes von Seckendorff, stand als Domdekan in Eichstätt in unmittelbarer Beziehung zu Willibalds Paten, dem Bischof von Eichstätt. Beide werden von dieser Nähe nichts gewusst haben. Dass auch der dritte Protagonist dieser Arbeit eine Verbindung zum Eichstätter Domkapitel eingehen würde, stand zum Zeitpunkt von Kings Taufe noch nicht einmal in den Sternen, denn Eck wurde erst neun Monate später geboren.

[120] Vgl. zur Praxis, den Täuflingen den Namen der gleichgeschlechtlichen Paten zu geben, Orme, *Children* (2001), S. 35–43. Welch gelehrte Namen zu dieser Zeit möglich gewesen wären, zeigen die der Kinder von Johannes Cuspinian: *Sebastianus Felix, Nicolaus Chrysostomus, Leopoldus Anastasius, Anonymus, Anna Theodora, Ioanna Agatha, Helena Alexandra, Barbara Sophia*. Hans Ankwicz-Kleehoven hält diese Namensgebung für „etwas ganz Ungewöhnliches"; vgl. Ankwicz-Kleehoven, *Cuspinian* (1959), S. 45, 258. Cuspinians Kinder wurden von besonders prominenten Paten aus der Taufe gehoben: Johanna Agatha 1506 z. B. von König Maximilian (ebd., S. 36).

Die beiden Knaben mit Namen Johannes verband über die zeitliche Nähe ihrer Geburt hinaus auch die Tatsache, dass sie in wenig privilegierte Verhältnisse geboren wurden, wobei zu hinterfragen sein wird, wie wenig privilegiert sie tatsächlich waren. Obwohl beide einen beeindruckenden sozialen Aufstieg vollzogen, klang Ecks Perspektive zu Beginn seiner Lebensbeschreibung ausgesprochen pessimistisch. Nur schwerlich stiegen jene empor, denen die beschränkenden Umstände der Familie im Weg standen. Dass dies im ständisch stratifizierten und angeblich statischen Mittelalter so gewesen ist, erklärt sich dabei vermeintlich von selbst. Obgleich Johannes Eck mit diesem Satz einen Zustand beschrieb, der heute über 500 Jahre in der Vergangenheit liegt, erinnert er an die Ergebnisse, die Pierre Bourdieus Studien aus den 1960er und 70er Jahren zeitigten.[121] Während Willibald an die Spitze der Gesellschaft geboren wurde, schaukelten King und Eck an weitaus weniger vielversprechenden Positionen im sozialen Raum in ihren Wiegen. Mit dem ererbten Kapitalvolumen seines Geschlechts hätte Willibald außerordentlich tief fallen müssen, um sich nicht langfristig an den herrschenden Polen des gelehrten und städtisch-politischen Feldes zu positionieren. So lukrativ es sich ausnimmt, in dieses Geschlecht und, geradezu als Höhepunkt, diesem Vater als Sohn geboren zu werden, kündet Willibalds *Vita* von einer latenten Spannung. Mit einer so glorifizierenden Familiengeschichte ging auch eine große Erwartungshaltung einher. Willibald war schon vor seiner Geburt ein Subjekt im Sinne Althussers, denn er wurde erwartet – in diesem Fall auf besondere Weise, denn Willibald war nach drei Töchtern (Barbara, Walburg und Felicitas) Johanns und Barbaras erster Sohn. Ihm wurde bereits zum Zeitpunkt seiner Geburt eine Identität zugeschrieben, eine Rolle zugedacht: er war dazu vorgesehen, den Namen des Vaters, des Geschlechts der Pirckheimer weiter zu tragen. Für King und Eck gestaltete sich der weitere Lebenslauf zunächst offener, aber auch entbehrungsreicher, wobei sie in den ersten Zeilen ihrer autobiographischen Texte die Richtung vorgaben, in die sich ihre Position im sozialen Raum entwickeln sollte: nach oben – bei Kingsattler heraus aus dem Tal der Tränen und bei Eck aus der Enge des Elternhauses. Eck hatte ein Ass im Ärmel.

[121] Vgl. Bourdieu/Passeron, *Chancengleichheit* (1971).

3. Auszug

3.1 Zum geistlichen Onkel (JM)

Onkel Martin

Ich war noch ein Kleinkind, als ich von meinen Eltern fortgerissen wurde, um von nun an von Magister Martin, meinem Onkel väterlicherseits, die Grundlagen der Wissenschaften zu erlernen, schrieb Eck im Jahr 1538 in seiner *Epistola* an Moritz von Hutten.[1] Einige Jahre später, in seiner Replik auf die Anschuldigungen von Martin Bucer, beschrieb er seinen Auszug aus dem Elternhaus in ähnlichen Worten: *Nachdem ich die Jahre des Kleinkindalters durchlaufen hatte, nahm mich Pastor Martin aus Rottenburg am Neckar, der Bruder meines Vaters, bei sich auf, um mich zu erziehen.*[2] Der *Replica* zufolge hatte er das Lebensalter der *infantia* (0–7 Jahre) bereits hinter sich gelassen – acht Jahre und vier Monate war er alt, als er zu seinem Onkel in das über hundert Kilometer von Egg entfernte Rottenburg zog. Wie bedeutsam diese Passage für Johannes werden sollte, artikulierte er in beiden Texten auf identische Weise: Nach Gott verdanke er alles

---

1 Eck, Epistola, S. 40: *Nam infans a parentibus avulsus et primis igitur elementis a patruo Magistro Martino,* […] *Rotenburgi ampliter perceptis* [...].Vgl. grundsätzlich zur Bedeutung des geistlichen Onkels im Mittelalter Schwinges, »Stiefel« (2008).

2 Eck, Replica, Bl. 52r: [In Marg. *1495 In Marcio Martinus Patruus*] *Decursi infantiae annis, patruus meus Martinus Rotenburgi ad Nicerum pastor, me educandum suscepit.*

Martin Maier.[3] In der *Epistola* klingt seine Formulierung allerdings nach unfreiwilligem Verlassen der Eltern – er wurde fortgerissen (*avulsus*). Während er in der *Epistola* zügig in seinem Lebenslauf fortfuhr, widmete Johannes dieser Phase in seiner *Replica* mehr Raum – 29 Zeilen. Sein narratives Verweilen beim Onkel erklärt sich aus Martin Bucers Vorwürfen, Johannes habe bereits in seiner Kindheit leichtfüßig gelebt, sich der Völlerei und den Frauen hingegeben. Diese Vorwürfe galt es zu entkräften und vor diesem Hintergrund muss der folgende Abschnitt in seiner *Replica* gelesen werden: *Damit ich durch Bucers Beschuldigungen nicht noch mehr in Verruf gerate, werde ich gerne Rechnung über meine Kindheit ablegen*.[4]

Als Johannes zu seinem Onkel kam, war dieser bereits ein gemachter Mann. Die von der Universität Freiburg unterhaltene Pfarrei in Rottenburg, die Onkel Martin mit Unterbrechung seit 1486 inne hatte, war mit 600 Pfund reich dotiert.[5] Selbst wenn davon 40 Gulden an die Freiburger Universität abzutreten und Angestellte zu unterhalten waren, dürfte Onkel Martin ein gut betuchter Mann gewesen sein. Das war jedoch nicht immer so gewesen. Martin Maier wurde im Oktober 1471 in Köln als Martin aus Egg eingeschrieben, aufgrund seiner Bedürftigkeit als *pauper* von den Immatrikulationsgebühren und Hörergeldern befreit und erlangte dort bereits ein Jahr später den untersten Grad eines *baccalaureus artium*.[6] Am 15. September 1473 wurde er als *Martinus de Egk* mit dem Vermerk, dass er in Köln bereits zum Bakkalar der *artes liberales* promoviert worden war, in Heidelberg eingeschrieben und im März 1475 zum *magister artium* promoviert.[7] Als *pauper* in Köln immatrikuliert, dreieinhalb Jahre später in Heidelberg mit dem Magistergrad ausgezeichnet und einige Jahre später die Pfarrei in Rottenburg bekleidend, hatte Martin Maier einen beachtlichen Aufstieg erlebt. Als Pfarrer in Rottenburg verfügte er vor allem über ausreichend ökonomisches Kapital, um seinen Neffen zu fördern, darüber hinaus über inkorporiertes kulturelles Kapital, um seinen Neffen auch ideell zu unterstützen. *Er schickte mich auf die Trivialschule, an der ich aber so wenig lernte, dass er mich zusätzlich zu Hause mit ganz besonderer Sorgfalt selbst unterrichtete, obgleich er schon ein Greis und schwerkrank war.*[8] Wie umfassend der Unterricht des Onkels – Erziehung (*educatio*), wie Eck es formulierte, scheint in diesem Zusammenhang das falsche Wort – war, stellt die durch ihn angeleitete Lektüre unter Beweis, die Eck im Folgenden ausführlich darlegte.

---

[3] Eck, Epistola, S. 40: *Cui fateor me omnia post DEVM debere*. Eck, Replica, Bl. 52r: *Cui omnia post Deum me debere fateor*.

[4] Eck. Replica, Bl. 52v: *Et ne quis à verbis Buceri scandalisetur, rationem puericiae meae reddere*

[5] Vgl. zu Martin Maiers Einkommen Bossert, »Kindheitsjahre« (1885), S. 531 mit Anm. 1.

[6] Keussen, *Matrikel I* (1928), S. 829, Nr. 78: *Mart. de Egg de Mymmyngen diocesis Austensis; in facultate artium; iuravit, pauper*. Vgl. zu den *pauperes* an der Universität Schwinges, »Pauperes« (1981) und Fuchs, *Dives* (1995).

[7] Toepke, *Matrikel I* (1884), S. 341 und Toepke, *Matrikel II* (1886), S. 408.

[8] Eck, Replica, Bl. 52v: *Nam etsi mitteret me ad scholas minores, tamen parum profecissem, nisi ipse me domi instituisset, quod senex & graviter infirmus diligentissime fecit.*

Kindheits-Lektüre

Ecks Aufzählung der Werke, die er während seines dreijährigen Aufenthaltes beim Onkel gelesen hatte, bietet erhebliches Erkenntnispotential, gleichwohl die Möglichkeit der Übertreibung immer mitzudenken ist. Zunächst beschreibt sie, welche Werke einem Heranwachsenden, wenn er einen geistlichen Onkel hatte, in der letzten Dekade des 15. Jahrhunderts zu lesen möglich waren und welche Eck im Rückblick für repräsentativ hielt.[9] Die Liste zeugt zugleich vom objektivierten kulturellen Kapital des Onkels, denn er stellte Johannes die Bücher zur Verfügung. Darüber hinaus gibt dieser Abschnitt vom für Eck wichtigsten Interessenobjekt in seinem Leben Auskunft: Von frühester Kindheit an hatte er allein für die Wissenschaften gelebt: *Puericia Eckii tota in litteris*, heißt es in der Kopfzeile seiner *Replica*.[10]

Häufig benannte Johannes die Titel nicht eindeutig, meist nicht einmal die Autoren. Für die Zeitgenossen, die Ecks *Replica* in den Händen hielten und die Eck als Leser imaginierte, dürfte die genaue Bezeichnung unnötig gewesen sein; sie kannten die Werke und wussten, wer und was sich hinter den Autorennamen und Titeln verbarg. Für den heutigen Leser erklären sich nicht alle Einzelposten der Aufzählung von selbst, sondern wirken geradezu kryptisch:[11] Zunächst, *beginnend mit den einfachen Dingen*, brachte der Onkel dem Neffen *Cato* nahe – das am weitesten verbreitete Schulbuch des europäischen Mittelalters, die *Disticha Catonis*, die in vier Büchern Spruchweisheiten und Lebensregeln zusammenstellten und zur Anfangslektüre im Grammatikunterricht gehörten.[12] Hinzu traten zu Beginn seines Unterrichts die Schuldialoge Paul Schneevogels, die Eck als *idioma latinum Pauli Niavis* bezeichnete.[13] Dieses zuerst 1489 erschienene Gesprächsbüchlein war durch die *studia humanitatis* geprägt und orientierte sich in besonderem Maße an den Bedürfnissen der jungen Lerner.[14] Weiterhin erklärte Martin seinem Neffen die

---

[9] Vgl. grundsätzlich Glauche, »Schullektüre« (1995).

[10] Eck, Replica, Bl. 52r/v.

[11] Eck, Replica, Bl. 52v: *Incipiens enim à parvis, interpretatus est mihi Catonem, idioma latinum Pauli Niavis, Aesopum, comediam Aretini, Elegiam aldae, Senecam de virtutibus, Epistolas Gasparini, Iosephinum Gersonis, prologiam Bibliae, Boethium de disciplina, Senecam ad Lucilium, Terentium totum, Vergilii primos sex Eneados, Boethium de consolationes philosophiae.* Eine mäßige Übersetzung bei Wiedemann, *Eck* (1865), S. 4f. mit Anm. 3, die allerdings mitnichten eine „Erklärung der angeführten Werke" darstellt, wie Stock, *Bedeutung* (1982), S. 48 mit Anm. 94 meint.

[12] Kesting, »Cato« (1978) und Bernt, »Disticha« (1984).

[13] Vgl. die Dunkelmännerbriefe, deren Autoren nichts Progressives mehr in seinen Lehrwerken sahen, I, 7 und II, 31, nach Worstbrock, »Schneevogel« (1992), S. 778. Vgl. grundsätzlich Streckenbach, »Gesprächsbüchlein« (1970) und Streckenbach, »Gesprächsbüchlein« (1972).

[14] Worstbrock, »Schneevogel« (1992), Sp. 779–781: „Die ‚Latina idiomata' vereinigten drei selbständige Dialogreihen." Eine davon, das *Latinum idioma pro novellis studentibus* wurde später umgearbeitet und anonym unter dem heute weitaus bekannterem Titel *Manuale scholarium* veröffentlicht, vgl. unten Kapitel 4.1. „Die zwölf Dialoge des ‚Latinum idioma pro scholaribus adhic particularia frequentantibus' […] gehören wieder ganz ins Milieu der Trivialschule." Es ist anzunehmen, dass Johannes vor allem diese beiden Dialogreihen las.

Aesopus Latinus genannte Fabelsammlung,[15] die Komödie *Polyxena* des Leonardo Bruni Aretino[16] und die Komödienelegie *Alda* des Wilhelm von Blois.[17] Außerdem unterwies er ihn in der Seneca zugeschriebenen moralphilosophischen Schrift *De quattuor virtutibus cardinalibus*,[18] den (Muster)Briefen des Gasparino Barzizza[19] und im epischen Gedicht *Josephina* des Jean Gerson. Er las mit ihm den Prolog des Hieronymus zur Bibel, das Boethius zugeschriebenene Werk *De disciplina scholarium*, dessen vielgelesenes Schulbuch *De consolatione philosophiae*[20] und darüber hinaus Senecas *Epistulae morales ad Lucilium*, den ganzen Terenz und die ersten sechs Bücher aus Vergils *Aeneis*. Seine Aufzählung fuhr fort mit Einführungen in die Logik, der Bibel und dem Kirchenrecht:[21] Der Onkel unterwies ihn in den Traktaten der *Summulae logicales* des Petrus Hispanus, *dem* mittelalterlichen Handbuch der Dialektik.[22] Zwanzig Jahre später sollte Eck dieses Werk eigenständig kommentieren und zum Druck bringen.[23] Immer nach dem Essen las Johannes unter der Aufsicht des Onkels die biblischen Gesetzesbücher – die fünf Bücher Mose – und die historischen Bücher des Alten Testaments, ebenso die vier Evangelien und die Apostelgeschichte.[24] Er las die *Vier letzten Dinge*, das Werk *De animabus a corporis exutis* des Jakob von Jüterbog,[25] einen Teil der Augustinus zugeschriebenen Predigten *Ad haeremitas*, die *Summa de potestate ecclesiastica* (1320) des Augustinus von Ancona und den *Modus legendi abbreviaturas in utroque iure*, ferner die Dekretalen mit den Glossen und Kommentaren des Nikolaus de Tudeschi.[26] Die *Regulae iuris*, das heißt die an den *Liber Sextus* angeschlossenen Rechtsregeln, lernte er auswendig.[27] Darüber hinaus trug der Onkel Sorge, dass sein Neffe in der Schule

[15] Vgl. grundsätzlich Thiele, *Äsop* (1910), für die Rezeption des antiken Stoffs im Mittelalter Rauner, »Fabel« (1989).

[16] Wiedemann meint, hinter der Komödie des Aretinus verberge sich Leon Battista Albertis *Philodoxus*, was nicht nachzuvollziehen ist. Inhaltlich würde diese zwar passen, denn die Komödie handelt von der Möglichkeit, durch ein Studium zu Ruhm zu kommen, nicht nur durch ökonomischen Reichtum. Es liegt aber näher Brunis *Polyxena* zu identifizieren, denn diese war an den Artistenfakultäten im Reich sehr beliebt und erschien im Jahr 1500 zum Beispiel in Leipzig bei Melchior Lotter unter dem Titel im Druck: *Comedia Poliscene per Leonhardum arentinum congesta*.

[17] Bertini, »Wilhelm von Blois« (1998).

[18] Henkel, »Seneca« (1992), Sp. 1083f.

[19] Schalk, »Barzizza« (1980).

[20] Vgl. Steiner, »Authorship« (1937) und Rädle/Worstbrock, »Boethius« (1978), Sp. 916–920.

[21] Eck, Replica, Bl. 53r: *Exercuit me in quinque tractatibus dialectices Hispani.*

[22] Roberg, »Johannes XXI.« (1991).

[23] Vgl. grundsätzlich Seifert, *Logik* (1978).

[24] Eck, Replica, Bl. 53r: *Post cibum sumptum legi eo auscultante libros legales et historiales veteris testamenti, quatuor evangelia et actus apostolorum.*

[25] Vgl. Tilly, »Jakob von Jüterborg« (1990).

[26] Eck, Replica, Bl. 52v-53r: *Legi quatuor novissima de animabus exutis, partem sermonum Augustini ad heremitas, Augustinum de Ancona de potestate ecclesiastica, modum legendi iura, quatuor titulos tertii libri decretalium cum glossis et Panormitano.* Vgl. Feenstra, »Modus« (1998) und Zapp, »Panormitanus« (1993).

[27] Eck, Replica, Bl. 53r: *Regulas iuris secundum ordinem alphabeti didici memoriter.* Vgl. Zapp, »Liber Sextus« (1984).

in bestimmten Werken unterrichtet wurde, namentlich in Vergils *Bucolica* und der Ekloge des Theodulus.[28] Die Hilfspriester seines Onkels wurden ebenfalls in Johannes' Unterricht einbezogen. Sie halfen ihm bei der Lektüre der *Postilla super Epistolas et Evangelia de tempore et de sanctis* des Dominikaners Wilhelm von Paris, bei Ciceros *De amicitia*, Homers Trojanischem Krieg aus der Ilias und dem Erziehungstraktat *Ad adolescentes* des Basilius Magnus, der in humanistischen Kreisen en vogue war.[29] *Privatim*, das heißt allein, las Johannes die Geschichte der Lombardei des Jakob von Voragine, den größten Teil des *fortalicium fidei* des Alfons de Spina und andere *scholastische und deutsche Bücher, die zu der Zeit gelesen wurden*.[30] Letztere hielt Eck rückblickend offenbar für minder wertvolle Literatur, denn, so schließt er seine Aufzählung: *Das Zeitalter, in dem die eleganten Wissenschaften blühten, war noch nicht gekommen*.[31]

Ob Eck all das, was er hier angab, in der Zeit vom 10. bis zum 13. Lebensjahr gelesen haben kann, ist zu bezweifeln. Nichtsdestoweniger muss Johannes ein enormes Lese- und Lernpensum bewiesen haben, wenn man bedenkt, dass der Unterricht an der Lateinschule nicht ausreichte, um seinen Wissensdurst und Lesehunger zu stillen und selbst die *coadiutores* des Pfarrers noch bei der Lektüre halfen. Im Vergleich zu King wird Ecks herausragende Bildung in jungen Jahren besonders deutlich zu Tage treten.

In Ecks Fall dürfte der Anlass für die umfassende Schilderung seines Lesepensums und vor allem die abschließende *captatio benevolentiae*, es habe in seiner Kindheit noch keine bessere Literatur gegeben, ein konkreterer als der bloße Stolz auf seine Leseleistung gewesen sein. Er musste sich immer wieder vorwerfen lassen, zu den verknöcherten Scholastikern zu gehören, die der humanistischen Bildung und ihren bevorzugten Autoren nicht viel abgewinnen konnten.[32] Mit der Betonung, dass er nicht nur die Kirchenväter, sondern vor allem die Bibel und römische Dichter wie Vergil und Homer gelesen hatte, wollte Eck diese Vorwürfe zurückweisen. Bei einem Großteil der von Eck aufgezählten Werke handelt es sich zwar um im Mittelalter viel gelesene Schulautoren, mit Gasparino Barzizzas *Epistolae*, Ciceros *De amicitia* oder dem Erziehungstraktat des Basilius von Caesarea wies er jedoch ebenso auf die bevorzugte Lektüre der neuen Bildungsbewegung hin. Auf der anderen Seite könnte sich die Entschuldigung, dass er nur das gelesen habe, was zu jener Zeit *usus*

---

[28] Eck, Replica, Bl. 53r: *Praeter ista curavit, ut in scholis audirem Bucolica Vergilii, Theodulum, sextum tractatum Hispani.*

[29] Eck, Replica, Bl. 53r: *Domi cooperatores divinorum interpretabantur evangelia de tempore et sanctis, Tullium de amicitia. Basilium de studiis humanitatis, Homerum de bello Troiano.* Toepfer, »Lektüre« (2009).

[30] Eck, Replica, Bl. 53r: *Legi item privatim totam historiam Lumbardicam, Fortalitium fidei pro magna parte cum plurimis scholasticis et Germanicis libris tunc usitatis.*

[31] Eck, Replica, Bl. 52r: *Nondum enim erat saeculum illud, in quo elegantiores literae florebant.*

[32] Vgl. insbesondere den Willibald Pirckheimer zugeschriebenen *Eckius dedolatus*; Pirckheimer, *Eckius* (1983) und s. u. Kapitel 6.1.

war, konkret auf das *Fortalitium fidei contra Judeos, Saracenos et alios Christianae fidei inimicos* bezogen haben, denn Johannes Reuchlin, sein späterer Gast und Hebräischlehrer, tadelte dieses vehement.[33]

Bevor Eck im Anschluss seine Universitätsbesuche schilderte, richtete er sich nochmals an den Leser. Der solle bedenken, welch enormen Fleiß Johannes bereits während seiner Kindheit gezeigt hatte. Zugleich schaltete er eine Entschuldigung ein, denn er wollte nicht in den Verdacht geraten, eitel oder überheblich zu sein. Wenn er an dieser Stelle Affektiertheit zeige, dann nur, weil sein Gegner Bucer ihn gezwungen habe, wieder zum Kind zu werden.[34] Ähnlich, wenn auch weniger ausführlich, verteidigte Eck sich 1543 in seiner *Schutzred* gegen die Schmähschrift Osianders: *Hab vil von meinem Vetter Magister Martin Maier von Eck in mein kündtlichen Tagen gelernt.* […] *Bibel hab ich meinem Vetter Magister Martin vast auß gelesen, ee ich gen Haydelberg zogen, ee ich xi Jar bin alt worden.*[35] Mit der Hervorhebung, wie früh er umfassende Kenntnis in der Bibel erworben habe, und den Vorwürfen gegen Osiander, dieser sei inkompetent und dürfe sich mangels fundierten Wissens und Graduierung in diesen Angelegenheiten nicht zu Wort melden, diskreditierte Eck seinen Gegner auf wirksame Weise und bezeichnete ihn immer wieder als *ungelerten kindsprediger*.[36] Ging es Eck in der *Replica* um seine frühe umfassende Bildung durch Lektüre, spielte in der Auseinandersetzung mit Osiander die Bibel die entscheidende Rolle, die Eck auf seiner Seite glaubte.

Danke, Onkel…

Gemeinsam ist allen Selbstzeugnissen Ecks die besondere Wertschätzung gegenüber seinem Onkel. Die Nähe zwischen Johannes und seinem Vaterersatz beschränkte sich nicht ausschließlich auf Johannes' Kindheit und seine Erziehung; noch nach dem Abschluss seines Studiums bat er seinen Onkel um dessen wissenschaftliche Einschätzung. Am 23. Oktober 1513 schickte er ihm seinen *Chrysopassus praedestinationis* zur Durchsicht, widmete ihm das Werk und brachte seine Dankbarkeit gegenüber seinem Onkel zum Ausdruck: *Ich bin nicht unwissend darüber, wie viel ich dir verdanke, denn dank deiner Unterstützung durfte ich bereits im zarten Alter den Studien der bonae artes nachgehen.*[37] Er fuhr fort, dass er seinen Onkel nun, da er selbst gut situiert sei, auch finanziell unterstützen würde, doch der Onkel lebe – Gott sei Dank – in

[33] Vgl. zu Reuchlins Position hinsichtlich des *Fortalicium fidei* Reuchlin, *Werke* (1999), S. 42. Vgl. für Ecks Verhältnis zu den Juden die besonders negative Sicht auf Eck bei Oberman, *Wurzeln* (1981) und die apologetische von Bäumer, »Juden« (1983), zusammengestellt bei Ziegelbauer, *Eck* (1987), S. 192.

[34] Eck, Replica, Bl. 53r: *Expende Christiane Lector, quomodo longe alia via in incessi primis annis puericiae, quam mendaciter Bucerus imponat. Etiam atque etiam te oro, has ineptias non aereseras. Cogit enim me Bucer repuerascere.*

[35] Eck, *Schutzred* (1540), Bl. Liiiiv.

[36] Vgl. Osiander, »Verantwortung« (1988), S. 77 und 171–174.

[37] Eck, BW, Nr. 9: *Non sum nescius amicissime patrue quantum tibi debeam, quod ope et opera tua a teneris annis bonarum artium sequutus sim studia, consecutus forte parum.*

Würde, besitze alle Dinge im Überfluss und bedürfe deshalb nicht der Unterstützung seines Neffen. Martin solle jedoch wissen, dass seine Erziehung nicht vergeudete Mühe gewesen sei. Johannes sei zwar nicht das geworden, was sein Onkel sich am meisten gewünscht habe, doch wenn Johannes es schon nicht zu Gelehrsamkeit gebracht, so habe er sich wenigstens redlich darum bemüht, so seine *captatio benevolentiae*. Zum Beweis schickte Johannes ihm den *Chrysopassus* zur Durchsicht und war bereit, Kritik, ja sogar Tadel anzunehmen. Am Ende verfeinerte Johannes seinen Dank humanistisch mit einer Anspielung auf die märchenhafte Geschichte des Pyrrhias aus Plutarchs *Moralia*: *Du aber, mein lieber Martin, mögest davon überzeugt sein, dass ich dir in Zukunft wie ein zweiter Pyrrhias meine ausgesprochene Dankbarkeit erweisen werde.*[38] Pyrrhias rettete einen greisen Mann aus der Gefangenschaft von Seeräubern, so die Antwort auf eine Frage nach dem Ursprung der griechischen Sitten.[39] Dieser überreichte dem Pyrrhias mit Pech gefüllte Tongefäße, in denen jedoch Gold und Silber verborgen waren, wie er ihn später einweihte. *Deshalb behandelte Pyrrhias den alten Mann in vielerlei Hinsicht gut, da er plötzlich reich geworden war und schlachtete sogar einen Ochsen für ihn.*[40] Johannes hatte mit dieser Anspielung nicht übertrieben. Er opferte seinem Onkel zwar keinen Ochsen, doch sein Dank überdauert aufgrund der Drucklegung und Überlieferung seines *Chrysopassus* mittlerweile fünf Jahrhunderte. Der Neffe sorgte noch deutlicher für das Seelenheil seines Onkels. Der Entwurf eines Reverses durch die Kirchenpröpste von Unserer Lieben Frau in Ingolstadt bestätigt, dass *Johann Maier von Eck zum Heil seiner Seele und dem seiner Vorfahren, namentlich des Michael Mayer von Eck, seines Vaters, der Anna, seiner Mutter, und seines Vetters, des Meisters Martin, Pfarrer zu Rottenburg, und aller aus diesem Geschlecht Verstorbenen einen ewigen Jahrtag stiftete.*[41]

Nicht nur im Widmungsbrief, den er im Jahr 1514 dem *Chrysopassus* nachstellte, sondern sogar im eigentlichen Werk dankte Johannes seinem Onkel und beschrieb dessen Unterstützung in fast denselben Worten wie zwanzig Jahre später in seiner *Replica*: *Ich erinnere mich, dass mein teuerster Onkel, Martin Maier aus Eck, Pfarrer der Rottenburger, mir im Alter von neun oder zehn Jahren, als ich mit ihm spazieren ging, von einem Schüler des heiligen Ambrosius erzählte* […]. *Das Andenken dieses Mannes bewahre ich gerne, weil ich niemanden auf der Welt kenne, dem ich mehr verdanke als ihm, der er mich achtjährig nach dem Kleinkindalter bei sich aufnahm und mich auf die Schule schickte. Er unterrichtete mich drei Jahre lang in den Grundlagen der Grammatik und der Logik, machte mich vertraut mit allen*

---

[38] Eck, BW, Nr. 9: *Tu vero, mi Martine, tibi persuadeas velim, me olim (velut alterum Pyrrhiam) fore gratissimum.*

[39] Vgl. Plutarch, *Moralia* (1962), S. 216f.

[40] Vgl. Ziegler, »Pyrrhias« (1963); Plutarch, *Moralia* (1962), S. 216f.: „So Pyrrhias, suddenly becoming rich, treated the old man well in various ways, and also slew an ox for him."

[41] Zitiert nach Greving, *Pfarrbuch* (1908), S. 234: *Wir Georg Schober* […] *bekennen offennlich und thun khundt* […], *das der hochgelert Her Johann Maier von Eck, der hailigen Schrifft und gaistlicher Recht Doctor, des Thumbstiffts zu Eystett Thumbher und Pfarrher unser lieben Frawen zu Ingolstat zu hail seiner Seel Sailigkait und Hilff und Trost seiner Vorfordern Selen, nemlich Michael Mayers von Eck, seins Vatern und Anna, seiner Muter und Maister Martins, Pfarrers zu Rotenburg gewesen, seines Vettern und aller Seelen aus disem Geschlecht verschiden, ain ewigen Jartag* […] *zehalten.*

Büchern der Bibel – ausgenommen die Propheten – und schickte mich, nachdem er die Grundlagen gelegt hatte, auf seine Kosten an die Gymnasien in Heidelberg, Tübingen, Köln und Freiburg. Gott möge sein Lohn sein.[42] Bevor Johannes Eck eine Universität besucht, ist jedoch Johannes Kingsattlers *pueritia* zu betrachten.

3.2 Ein langer Weg zu guter Bildung (JK)

Trivialschule in Oettingen

King konnte von keinem geistlichen Onkel berichten. Er begann seine Bildungsgeschichte damit, dass er 1496, im Alter von zehn Jahren, auf die Elementarschule der Oettinger Deutschordensherren geschickt wurde, die sich auf dem Kirchhof befand.[43] Da er erst mit zehn Jahren eingeschult wurde, liegt es nahe, dass er bereits vorher in irgendeiner Form Unterricht genossen hatte, doch er schrieb darüber nichts nieder. Dass er den Tag seiner Einschulung exakt erinnerte, ist zu bezweifeln, dass er ihm mitgeteilt wurde ebenso und in seinem Almanach hatte dieses Datum ebenso wenig verzeichnet sein können. Es war Tradition, Kinder am 12. März zur Schule zu schicken, denn es war der Todestag des heiligen Gregor, Schutzpatron des Schulwesens. King konnte das Datum aus eigener Erfahrung rekonstruieren, denn später sollte er seine eigenen Kinder am 12. März zur Schule schicken.[44]

---

[42] Eck, *Chrysopassus* (1514), S. LVII: *Memini quod patruus meus charissimus Martinus Maioris Eckius Rotenburgiorum paretianus mihi puello vix novem aut decem annos nato, dum deambularem cum eo, recensuit de sancti Ambrosii discipulo* […]. *Huius viri libenter memoriam facio, quod reliquum sciam neminem in terris cui plus debeam ac ipsi quippe qui me octennem depost fœtantes accepit, & ad scholas litteratorias misit & toto triennio me in rudimentis grammaticae & logicae instituit; omnes bibliae libros, Prophetis demptis, mihi familiares fecit; & iactis fundamentis, suo aere me in gymnasiis fovit Heidelbergae, Tibingae, Coloniae, & Friburgi. Deus sit merces sua.*

[43] King, AB, S. 211*: *Anno M.CCCC.Lxxxxvi in die S. Gregorii, qui est XII Marcii incepi visitare scholas triviales in dicto opido in domo Teutunicorum dominorum, ubi scholae sunt sitae in cemeterio.* Erwin Rauner zufolge betrug das Mindestalter der Schüler im Elementarunterricht ungefähr sieben Jahre; vgl. Rauner, »Elementarunterricht« (1984).

[44] King gab z. B. am 12. März 1526 seine beiden ältesten Söhne Bernhard (5 Jahre) und Johannes (4 Jahre) auf die Trivialschule in Tübingen am Österberg, King, AB, S. 218*: *Anno M. Dxxvi. quarto idus Marcios, qui est xii dies eiusdem mensis et festivitas S. Gregorii, misi predictum filium meum Bernhardum ad scholam trivialem Thubingensem in monte Austrico sitam.* King leitete den lateinischen Namen offenbar von Österreich her, nicht von Osten, wie es die Humanisten taten, denn für sie lag die Tübinger Trivialschule am *mons anatolicus*. Vgl. hierzu und allgemein zum Tübinger Schulwesen die Studie von Hauer, *Lokale* (2003), S. (48), die für die Zeit vor der Reformation jedoch nur wenige Informationen bietet. Exakt zwei Jahre später besuchte Jakob (5 Jahre) zum ersten Mal dieses Schule und Kings Tochter Barbara wurde am 12. März 1533 auf die Schule der Kegelins geschickt, King, AB, S. 217*: *Anno M. D. xxxiii in die S. Gregorii qui est xii Marcii, misi predictam filiam meam Barbaram ad scolam Kegelins.*

Ambulatio

Im August des Jahres 1498, im Alter von zwölf Jahren, begab King sich auf eine *ambulatio*, wie er den Abschnitt in seinen Notizen überschrieb. Er sollte insgesamt sieben Jahre lang mit unterschiedlichem Erfolg verschiedene Lateinschulen im süddeutschen Raum ansteuern. Sein Bericht ist ausgesprochen anschaulich und findet seine Parallelen zum Beispiel in Johannes Butzbachs *Odeporicon* oder Thomas Platters Autobiographie.[45] Er gibt Auskunft über Kings Bildungsstreben und die Schwierigkeiten, die sich auf diesem Weg für einen ärmeren Bürgerssohn ergaben:

Ich ging von Oettingen in die in Schwaben gelegene Reichsstadt Hall und besuchte dort zwei Jahre lang die Trivialschule in großem Elend. Danach verließ ich Hall und zog nach Heidelberg, wo ich für drei oder vier Tage die Trivialschule besuchte. Auch diese verließ ich und zog weiter nach Heilbronn, wo ich 70 Wochen lang die Trivialschule besuchte – allerdings nicht in geringerem, sondern in noch größerem Elend. Anschließend wanderte ich nach Weissenburg im Nordgau, wo ich mich ein halbes Jahr lang, dann in Amberg im Nordgau ein ganzes Jahr lang an den Trivialschulen den Wissenschaften widmete. Und von neuem begab ich mich nach Heidelberg, wo ich mich aber auch nicht länger als fünf oder sechs Tage an der Trivialschule aufhielt, und zog mit meinem Begleiter Johannes Schmid aus Zipplingen weiter nach Schlettstadt. Auch dort blieben wir nicht, denn wir konnten auf Grund des großen Andrangs an Schülern kein Quartier finden.[46]

Diese Beschreibung ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert: Zunächst bewies King große Mobilität. Über 1000 Kilometer legte er in diesen Jahren insgesamt zurück – eine Strecke, die nicht nur eingedenk der zur Verfügung stehenden Straßen und Verkehrsmittel als beträchtlich zu bezeichnen ist.[47] Zur Unsicherheit der Wege trat das Fremdsein, das, endlich am Ziel der Reise angelangt, andere Probleme mit sich brachte. So reiste King mehr als 250 Kilometer von Amberg nach Heidelberg und von dort weitere 170 Kilometer nach Schlettstadt, nur um an keinem der beiden Ziele Quartier zu finden, ohne dort über ein soziales Netz zu verfügen. Dieses Unternehmen war mindestens gewagt, wenn nicht gar riskant. King war zwar nicht wie Johannes Mayer acht, sondern bereits zwölf Jahre alt, als er sein Elternhaus verließ, doch diese Mobilität in seinem Alter mutet dem modernen Leser geradezu unvorstellbar an. Wäre sie bei einem wohlhabenden Studenten der höheren Fakultäten, der sich von Universität zu Universität bewegte, noch nachvollziehbar, scheint sie

[45] Vgl. Butzbach, *Odeporicon* (1991); zu Platter vgl. Velten, »Selbstbildung« (2001).

[46] King, AB, S. 211*: *Anno M. CCCCLxxxxviii in mense Augusto ambulavi ab Oetting ad Hall, civitatem imperialem in Suevia sitam. Ibi per duos annos visitavi scholas triviales in magna miseria, postea ab hinc discessi ad Haidelpergum, ubi per tres vel quatuor dies visitavi scholas triviales, et recessi atque ad Hailprunnam me contuli, et ibidem non minori, sed maiori miseria septuaginta forsan septimanis scholas visitavi triviales; postea ad Weissenpurg in Norggeu ambulavi, et ibidem ad dimidii anni spacium, deinde ad Amberg im Norgeu, ubi ad anni spacium in scholis trivialibus litteris incubui; et denuo me ad Haidelpergam contuli, sed ibidem iterum non plus quinque vel sex diebus scholas triviales ingressus sum et recessi ad Schletstat cum comite meo Joanne Schmid ex Zippling. Sed ibidem non permansimus, non enim potuimus habere hospicia propter magnam scholarium copiam.*

[47] Vgl. Ohler, »Reisen« (1995).

für den Besuch von Trivialschulen enorm.[48] Trotz allem blieb sie eingeschränkt: Kings Radius war sprachlich begrenzt, denn er bewegte sich überwiegend in Gebieten, in denen ein westoberdeutscher Dialekt, genauer Schwäbisch oder Oberrheinalemannisch, gesprochen wurde.[49] Dieser Sprachraum fiel weitgehend mit dem nördlichen Gebiet des ehemaligen Herzogtums Schwaben zusammen, dem King zeit seines Lebens auf besondere Weise verbunden blieb. Darüber hinaus bewegte er sich vorwiegend in einem Gebiet, in dem der Schwabenspiegel stark verbreitet war. Auf diese Weise verweilte er in einem Raum, in dem er rechtlich zu Hause war und wenigstens in dieser Hinsicht nicht noch mehr Fremdes zu befürchten hatte.[50] Er entfernte sich nie weiter von seiner Heimat, als dass er nicht in relativ kurzer Zeit wieder bei seinem Vater hätte anlangen können, wobei die Reise nach Schlettstadt mit einer Entfernung von 300 Kilometern selbst für King ein Wagnis darstellte.

Solche Mobilität war zwar außergewöhnlich, aber nicht unerhört in jener Zeit, denn andere bildungseifrige junge Männer nahmen das Risiko ebenfalls auf sich, die Heimat zu verlassen und dann am Ziel möglicherweise kein Quartier zu erhalten. Besonders gefährdet waren ärmere fahrende Schüler. Johannes Butzbach (1477–1516) berichtete in seinem Wanderbüchlein (*Odeporicon*) von derselben Begebenheit, als er in Forchheim mit seinem Begleiter Quartier nehmen wollte und keines erhielt.[51] Es gab dort keine Burse und somit keine Kammer, in der sie hätten Quartier beziehen können. Als sie weiterzogen, um in Bamberg eine Schule zu besuchen, wurde ihnen auch dort *wegen der Menge der Schüler vom Rektor der Schule ein Platz zum Bleiben verweigert*.[52] Butzbach wirkt aufgrund seines anschaulich ausgeschmückten Wanderbüchleins wie der Inbegriff jener fahrenden Scholaren, die auf verschiedene Strategien zum Überleben (Stehlen, Betteln, Singen) zurückgriffen.[53] Butzbach zog im Alter von elf Jahren mit einem älteren Scholaren von zu Hause aus, um eine Lateinschule zu besuchen. Dabei sei er von seinem vorgeblich hilfsbereiten und erfahrenen Begleiter allerdings vom Lernen abgehalten und stattdessen zum Betteln gezwungen worden. Möglich, dass bei King die Versorgung durch seinen Vater zum Überleben ausreichte; durchaus vorstellbar ist, dass auch er die Strategie von Butzbach und seinem Begleiter verfolgte.[54] Das dreimalige Beteuern des Elends, in dem

---

[48] Allgemein zur Mobilität von Studenten vgl. Ridder-Symoens, »Mobilität« (1993) und zuletzt Wagner/Kändler, »Einzugsräume« (2011); sowie Schuh, »Ingolstadt« (2011) mit weiterführender Literatur.

[49] Vgl. König/Renn, *Kleiner* (2007) und Klausmann/Kunze/Schrambke, *Kleiner* (1994). Allein Amberg im Nordgau liegt erheblich außerhalb des westoberdeutschen Dialektraumes.

[50] Vgl. Graf, »Land« (1992).

[51] Vgl. Butzbach, *Odeporicon* (1991), S. 166f.

[52] Ebd., S. 170f.

[53] Vgl. Schwinges, »Student« (1993), S. 195.

[54] Vgl. auch die Eingabe des Schulmeisters Konrad Költer an den Rat der Stadt Heilbronn bei Röcker, »Lateinschule« (2000), S. 38, die die Praxis des Bettelns thematisiert.

King diese Jahre verbracht habe, scheint nicht bloß topisch, sondern das recht bewusste Erinnern an eine entbehrungsreiche Zeit. Selbst wenn ihre weiteren Lebenswege völlig verschieden verliefen, zeigt Butzbachs Odeporicon, dass auch andere Scholaren dieselben Gründe wie King anführten, weshalb sie an spätmittelalterlichen Lateinschulen so schwer Fuß fassen konnten.[55]

Eine weitere Parallele zu Butzbachs *Odeporicon* ist zu beobachten. Spätestens seit seinem zweitem Aufenthalt in Heidelberg reiste King nicht mehr allein. Er langte gemeinsam mit Johannes Schmid aus Zipplingen in Schlettstadt an.[56] Zipplingen liegt etwa 15 Kilometer von Oettingen entfernt und so liegt es nahe, dass die beiden sich bereits bei den Deutschordensherren in der Schule kennengelernt hatten.[57] Es ist ebenso möglich, dass sie sich in Heidelberg über ihre Herkunft verständigten und spontan zu einem Paar zusammenfanden. Wer nicht allein reiste, reduzierte Angst und gewann Sicherheit, er verfügte sofort über ein wenig soziales Kapital am Zielort und war nicht völlig auf sich allein gestellt.[58] Die beiden blieben zusammen und scheinen von ihrer Reisegemeinschaft profitiert zu haben, auch wenn sie dies nicht vor der Wohnungsnot in Schlettstadt schützen konnte.

Ein letzter Aspekt in Kings *ambulatio* ist auffällig: Die von ihm und seinem Begleiter angesteuerten Orte waren bewusst gewählt, denn sie wollten Lateinschulen mit gutem Ruf besuchen. Eine der bei den Zeitgenossen und noch heute bekanntesten unter ihnen war die Schule in Schlettstadt, der sich King nach seinem zweiten kurzen Besuch in Heidelberg zuwandte.[59] Die 170 Kilometer lange Reise von Heidelberg nach Schlettstadt stellte selbst für den mittlerweile reiseerfahrenen Kingsattler einen weiten Weg dar und mit Schlettstadt entfernte er sich außerdem so weit wie nie zuvor von Vater und Heimatstadt. Dass King und sein Begleiter in der kleinen Stadt kein Quartier finden konnten, verwundert nicht, denn sie platzte zu dieser Zeit aus allen Nähten. Die Lateinschule in Schlettstadt verfügte über einen „frequenzreichen, überlokalen, sogar überregionalen Zulauf".[60] Hatte sie bereits durch ihre Schulleiter Ludwig Dringenberg (1441–1477), Crato Hofmann (1477–1501) und Hieronymus Gebweiler (1501–1509) einen stetigen Aufstieg erlebt und überregionalen Ruhm als humanistische Bildungsstätte erworben, sollte sie schließlich unter Johannes Sapidus (1510–1525) mit zeitweilig über 900 Schülern, so der

---

[55] Auch die Berichte des Thomas Platter über seine Reise nach und seinen Aufenthalt in Schlettstadt bestätigen Kingsattlers Ausführungen; vgl. Adam, *Schlettstadt* (o. J.), S. 33.

[56] Dieser soll 1505 am selben Tag wie Kingsattler, nämlich am 19. (!) Februar (= „feria 4ta [= Mittwoch vor] ante festum cathedre Petri") in die Matrikel der Universität Freiburg eingeschrieben werden: *Joannes Smitt de Öttingen d. Augustens.* Vgl. Mayer, *Matrikel* (1907), S. 162.

[57] Butzbach, *Odeporicon* (1991), S. 148–151 : In Butzbachs Fall war es der Sohn des Nachbarn, der soeben von fremden Schulen zurückgekehrt war (*ante paucos dies de peregrinis scholis reversus*).

[58] An der mittelalterlichen Universität waren diese „studentischen Kleingruppen" ein häufig auftretendes, jedoch noch immer nicht genau genug erforschtes Phänomen. Vgl. Schwinges, »Kleingruppen« (1982) und Schwinges, »Student« (1993), S. 198. Auch im RAG werden Gruppenimmatrikulationen angegeben, jedoch nur sporadisch.

[59] Vgl. allgemein zur Schlettstädter Lateinschule Rapp, »Lateinschule« (1983).

[60] Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 164.

Augenzeuge Thomas Platter im Jahr 1517, den Höhepunkt ihrer Besucherfrequenz erreichen.[61] Damit verfügte sie zu diesem Zeitpunkt über größeren Zulauf als manche Universität im Reich.[62]

Kings Schulbesuche deuten auf eine gewisse Affinität zur neuen Bildungsbewegung des Humanismus, denn neben der Schule in Schlettstadt, die für ihre ambitionierte, den *studia humanitatis* offene Pädagogik bekannt war, versuchte King sich auch an der Lateinschule in Heilbronn. Seit 1492 stand diese unter der Leitung des Konrad Költer, der einen vom Humanismus geprägten Lateinunterricht einführte.[63] Heribert Hummel vermutet, dass Költer das *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei aus dem Unterricht verbannte und durch den *Donat* in Bearbeitungen des Antonis Mancinellus ersetzte.[64] Ob dieses Grammatik-Lehrbuch in Kings Nachlassinventar, ein *allter pergamentiner Donat*, auf diesen Aufenthalt in Heilbronn zurückgeht, ist fraglich. Es dürfte jedoch eines der ersten Werke gewesen sein, die King überhaupt besaß.[65]

Waren diese beiden renommierten Lateinschulen „den Artistenfakultäten, was Bildungsstand und Bildungsleistung betrifft, nicht nur gleichrangig, sondern sogar überlegen“ und bildeten somit eine „echte Alternative zum Universitätsbesuch“, fehlte ihnen jedoch das Privileg, universitäre Grade zu verleihen.[66] Es bestand keine Möglichkeit, das inkorporierte kulturelle Kapital in angemessener und allgemein akzeptierter Weise zu institutionalisieren. So erklärt sich Kings zweifach gescheiterter Versuch, in Heidelberg zu bleiben – er suchte die Nähe zur Universität.[67] Bereits an diesem Punkt ist Kings Lebenslauf zu entnehmen, dass er mehr anstrebte als die bloße Ausbildung an einer Lateinschule, denn inkorporiertes kulturelles Kapital allein reichte nicht mehr aus. Rainer Christoph Schwinges stellt schon für das letzte Drittel des 15. Jahrhunderts eine „Überfüllungskrise“ der deutschen Universitäten fest.[68] Der Bildungsaufbruch sorgte für eine zunehmende Akademisierung bestimmter Berufe, so dass das kulturelle Kapital in Form eines Grades institutionalisiert werden musste. Diesem Druck und Bedarf wurde nachgekommen, wie sich in der Aussage des Felix Fabri (1438–1502) am Ende seines Lebens zeigt: *Es gibt kein Dorf, das nicht seinen eigenen Magister oder Bakkalar hat; in meiner Jugend*

---

[61] Adam, *Schlettstadt* (o. J.), S. 22: „Unter seiner [Sapidus'] Leitung erreichte die Schlettstadter Schule die höchste Stufe ihrer Blüte.“

[62] Vgl. grundsätzlich Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986).

[63] Vgl. Röcker, »Lateinschule« (2000, S. 48f.

[64] Vgl. ebd.

[65] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 16r.

[66] Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 164.

[67] Warum er nicht früher nach Tübingen oder Freiburg ging, wo die Lateinschule ebenfalls in einem guten Ruf stand, erschließt sich in diesem Zusammenhang allerdings nicht.

[68] Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986), S. 33.

hielt man einen Magister oder einen Bakkalar hingegen noch für ein Wundertier und unter 1000 Klerikern fand man nicht einen, der wenigstens eine Universität besucht hatte.[69]

Pforzheim

Also wandten wir uns Pforzheim zu, wo Georg Simler und Johannes Hiltebrant die Schule leiteten. Dort blieben wir eineinhalb Jahre, zum Teil in Elend, aber auch in Vergnügen und Freude und nicht ohne Gewinn für unsere Studien.[70] Erst auf dieser letzten Station seiner *ambulatio* will Kingsattler endlich freudige Bildungserlebnisse gehabt haben. Anhand der Formulierung, warum er und sein Begleiter Pforzheim ansteuerten, lässt sich nochmals verdeutlichen, wie sie ihre Zielorte auswählten. Die Position des Schulleiters stellte für manche zwar nur eine vorübergehende dar, doch schon den Zeitgenossen dürfte bewusst gewesen sein, dass der gute Ruf einer Schule wesentlich an dem ihrer Leiter hing. Umgekehrt profitierte der Schulleiter hinsichtlich seines symbolischen und sozialen Kapitals vom Ruf der Schule.[71] Die Gespräche anderer Scholaren über Qualität und Art des Unterrichts an den verschiedenen Trivialschulen dürften King und sein Begleiter aufmerksam verfolgt haben. Es ist ebenso denkbar, dass sie brieflich mit anderen Scholaren kommunizierten und sich über die Zustände in Schlettstadt oder Pforzheim informieren ließen. Nur so scheint erklärlich, dass King und sein Begleiter so gezielt bestimmte Schulen ansteuerten.

Die Schulleiter Simler und Hiltebrant und mit ihnen die Lateinschule in Pforzheim verfügten offenbar über einen guten Ruf und so endete in Pforzheim vorerst die elendige Wanderung des nunmehr 19-jährigen Kingsattler.[72] Selbst wenn er in Schlettstadt oder Heilbronn nicht im erhofften Maße von den renommierten Schulen hatte profitieren können, während seines siebenjährigen Schulbesuchs hatte er genug Bildung erlangt, um sich in Pforzheim ein Jahr lang als Hilfslehrer, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.[73] Es ist dies bezeichnenderweise die erste Stelle in seiner autobiographischen Schrift, an der Kingsattler die Namen seiner Lehrer nannte. Ihre Benennung hatte einen weiteren Grund: Simler und Hiltebrant sollten King auf seinem Lebensweg erneut begegnen und vor allem Simler größeren Einfluss auf Kings Bildungserfolg nehmen.

---

[69] Goldast, *Svevicarvm* (1605), S. 67: *Nec est villa quae careat magistro vel baccalario, et tamen iuventutis meae tempore pro monstro habebatur magister vel baccalarius, et inter mille clericos non reperiebatur unus, qui saltem vidisset Uniuersitatis alicuius locum.*

[70] King, AB, S. 212*: *Quapropter Phortzen, ubi Georgius Simler et Joannes Hiltprand rexerunt scholam, petivimus et ibidem anno cum dimidio permansimus, partim in miseria, sed et cum gaudio atque leticia et non absque fructu studiorum nostrorum.*

[71] Der Leiter der berühmten Lateinschule in Schlettstadt, Hieronymus Gebwiler, folgte einem Ruf an die an das Münster in Straßburg angegliederte lateinische Schule.

[72] Vgl. zur Lateinschule in Pforzheim grundsätzlich Kremer, *Lesen* (1997); zu Simler zuletzt Finke, *Professoren* (2011), S. 298–308 und zu Hiltebrant Mertens, »Hiltebrant« (1972).

[73] King, AB, S. 212*: *Per idem tempus ego ad spacium unius anni fui coadiutor, qui locatus dicitur, prefatorum preceptorum meorum.*

3.3 Aufwachsen im höfischen Feld (WP)

Lernen vom Vater

Der Vater begann, sobald Willibalds Alter es erlaubte, ihn in die Wissenschaften einzuführen.[74] Konnten die Väter der beiden Johannes' nicht selbst für die Ausbildung ihrer Söhne sorgen, so betonte Willibald in seiner *Vita*, dass sein Vater persönlich das Fundament für seine Bildung legte. Er hielt nicht fest, wann genau sein Alter dies zuließ, genauso wenig, welches die konkreten Inhalte waren. Während Eck in seiner *Replica* ausführlich darüber berichtete, welche Werke er während des Aufenthaltes bei seinem Onkel gelesen hatte, erwähnte Willibald kein einziges. Dabei verfügte er über alles, was das Herz begehrte, denn die Bibliothek seines Vaters gehörte zu den umfangreichsten Privatbibliotheken nördlich der Alpen.[75] Dass er schon in frühester Kindheit mit den klassischen Autoren in Verbindung gekommen war, bestätigt die Studie von Niklas Holzberg, der die Handschriften der Familienbibliothek untersuchte und daraus Aufschluss über Johanns Lehr- sowie Willibalds Lese- und Lernverhalten erhielt.[76] Von Grammatik, Dialektik oder Rhetorik ist in Willibalds *Vita* keine Rede. Diese grundlegenden, trivialen Kenntnisse, die King und Maier an Lateinschulen erwarben, schien Willibald als selbstverständlich vorauszusetzen – sie waren ihm keine Erwähnung wert.[77] Er schrieb ebenso wenig, dass er auf eine Latein- oder Trivialschule geschickt worden sei, dabei hält Rudolf Endres fest, dass die Söhne aus Patrizier- oder reichen Kaufmannsfamilien in der Regel eine Lateinschule besuchten. Ihnen wurde im Gegensatz zu anderen Schülern häufig ein Pädagoge an die Seite gestellt, der sie in den Unterricht begleitete und die Kenntnisse der Zöglinge zu Hause durch eigene Unterweisungen ergänzte und vertiefte.[78] Willibald hätte in Nürnberg sehr wahrscheinlich eine der Lateinschulen besucht und zusätzlich Unterricht vom Vater erhalten, ähnlich wie Eck von seinem Onkel, denn die Pirckheimer waren dem Nürnberger Schulwesen eng verbunden. Willibalds Vater war 1496 maßgeblich an der Errichtung der Poetenschule beteiligt und seit 1498 war auch sein Sohn im Auftrag des Rates immer wieder mit ihren Angelegenheiten betraut.[79] Conrad Celtis würdigte Johann Pirckheimer in der zweiten Fassung seiner *Norimberga* sogar für dessen Verdienst um diese Schule: *Der Urheber im Senat für deren Errichtung und Dotierung war Johannes Pirckheimer, Professor beider Rechte und Vater meines*

[74] WP, Vita, S. 140: *Quem* [Willibald]*, ut primum per aetatem licuit, pater* [illum] *literis imbuere coepit.*

[75] Zum „Schicksal der Familienbibliothek" vgl. Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 197–230; und Paisey, »Books« (2008).

[76] Vgl. Holzberg, *Willibald* (1981), S. 35–41.

[77] Vgl. grundsätzlich zum *trivium* an der mittelalterlichen Universität Leff, »trivium« (1993).

[78] So ist es z. B. für den später gemeinsamen Freund Ecks und Pirckheimers, Christoph Scheurl, aus Nürnberg überliefert. Vgl. Endres, »Schulwesen« (1983), S. 200.

[79] Vgl. Bauch, »Poetenschule« (1901).

Gastfreundes.[80] Den Unterschied machte nicht der Stand, sondern die Stadt, denn Willibald weilte nicht in Nürnberg. Seine Familie lebte zunächst in Eichstätt und anschließend bis 1488 in München, so dass Willibald keine der vier renommierten Lateinschulen Nürnbergs besuchen konnte.[81] Der Besuch einer Lateinschule war in seinem Fall jedoch nicht nötig, denn sein Vater verfügte über alle notwendigen Kenntnisse und vermittelte sie seinem Sohn selbst.

In seiner *Vita* lag Willibald daran, die Bedeutung des Vaters für seinen eigenen Lebenslauf hervorzuheben. Bevor er auf die wenigen Bildungsinhalte einging, die ihm erwähnenswert schienen, kam er nochmals auf seinen Vater zu sprechen: *Sobald Willibald das Alter erreicht hatte, in dem er seinem Vater zu Pferde folgen konnte, begleitete er ihn auf verschiedenen Gesandtschaftsreisen.* Inzwischen stand sein Vater nicht mehr nur im Dienst des Herzogs von Bayern, sondern auch des Herzogs von Österreich. Willibald schrieb weiter, dass Sigismund die Klugheit und Beredsamkeit von Johann Pirckheimer so sehr bewundert habe, dass er ihn Albrecht abzuwerben versuchte. Albrecht habe seinen Rat jedoch nicht ziehen lassen wollen und so habe Johann eine Hälfte des Jahres im Rat des Bayern und die andere am Hof in Innsbruck gesessen.[82] Der ideale Johann Pirckheimer wurde weiter überhöht. Einen Interessenkonflikt scheint sein doppeltes Engagement nicht heraufbeschworen zu haben, so dass diese Zeilen wiederum von der absoluten Integrität des Vaters zeugen. Endlich explizierte Willibald, worauf die halbseitige Sequenz zusteuerte: Willibald sollte sich seinen Vater zum Vorbild nehmen: *Auf Gesandtschaftsreisen im Auftrag seiner Fürsten zu verschiedenen Königen und Fürsten nahm er den Knaben immer mit, damit dieser nicht nur die Lebensweise der Menschen und die Städte kennenlernte, sondern auch dem Beispiel des Vaters folgend nach dem Gipfel der Tugend strebte. Dabei unterließ der Vater es nicht, ihn weiterhin zu unterrichten und sowohl in der Wissenschaft als auch in den schönen Künsten zu unterweisen.*[83] Die bei den Humanisten topische Tugendhaftigkeit wurde herausgestrichen und wie nach der Hinführung zu diesem Kulminationspunkt nicht anders zu erwarten, sollte Willibald nach dem Gipfel der Tugend streben, den sein

---

[80] Werminghoff, *Celtis* (1921), S. 180f: *Eius erectionis et stipendii autor apud senatum genitor hospitis mei, Joannes Pirckaimer, utriusque iuris professor, fuit.*

[81] Vgl. zum Nürnberger Schulwesen am Ende des 15. Jhs. noch immer Heerwagen, *Geschichte* (1860–1868) und Jakob, *Schulen* (1994).

[82] WP, Vita, S. 140: *Deinde quam primum ad eam pervenit aetatem, ut equitando patrem sequi posset, in diversis legationibus obeundis illi adhaesit, siquidem pater non solum Bavaro a consiliis erat, verum cum inter Albertum et Sigismundum, Austriae ducem, principem optimum et tempore illo potentissimum, summa esset necessitudo et amicitia illique saepius convenirent, adeo Sigismundus prudentiam et eloquentiam Johannis Pirckheymeri admirari coepit, ut illum instantissime a Bavaro abstrahere concupierit. Verum cum Albertus reluctaretur, eo tandem res devenit, ut ambobus pariter a consiliis esset ac dimidio anno in Monacensi, reliquo autem Insprugrensi aula degeret.* Wieder schrieb Willibald Albert statt Albrecht.

[83] WP, Vita, S. 140: *Ab his igitur principibus ad varios reges ac principes legatus missus semper puerum secum duxit, quo non solum varios hominum mores cerneret et urbes, sed patris etiam exemplo ad virtutis culmen tenderet. Interim tamen numquam ab eo instituendo ac litteris ac bonis artibus tradendo cessavit.*

Vater bereits erreicht hatte.[84] Diese Passage weist insgesamt auf einen Aspekt voraus, den Willibald in seiner *Vita* stärker betonen sollte: seine Ausbildung in höfisch-ritterlichen Belangen. Der folgende Abschnitt ist eine deutliche Inszenierung von Willibalds adelsgleichem Selbstverständnis.

Johann Pirckheimer ist in verschiedenen Missionen nachweisbar: zum Beispiel 1480/1481, als er für den Bayernherzog nach Italien reiste, oder sehr prestigeträchtig 1486 im Gefolge des Bayernherzogs, als der zur Krönung Maximilians nach Frankfurt geladen war, oder im darauffolgenden Jahr, als er seine beiden Fürsten auf dem Reichstag in Nürnberg beriet.[85] In seinem *Bellum Suitense* berichtete Willibald davon, dass er in Luzern den vielberühmten walnussgroßen Diamanten Karls des Kühnen persönlich zu Gesicht bekommen habe, denn *als Knabe* hatte er seinen Vater begleitet, der im Auftrag Albrechts von Bayern zu den Schweizern gesandt worden war.[86] Warum sollte Willibald seinen Vater nicht auf den anderen Reisen begleitet haben? Sebastian Felix, der Sohn von Johannes Cuspinian, reiste mit seinem Vater im Jahr 1518 zur Hochzeit König Sigismunds I. von Polen mit der italienischen Prinzessin Bona Sforza. Während der Vater sogar an der Tafel von König und Königin speiste und kostbare Andenken mit nach Hause nahm, ging auch sein zu diesem Zeitpunkt dreizehnjähriger Sohn nicht leer aus: Sebastian erhielt ein damastenes Gewandt.[87] Johann Pirckheimer blieb gelehrter Rat, selbst wenn er noch so hohes Ansehen und größtes Vertrauen bei den Fürsten genoss und sein Selbstverständnis als Nürnberger Patrizier ein anderes gewesen sein mag. Er würde im höfischen Feld immer als Parvenu, als Emporkömmling, erkannt werden und letztlich niemals richtig dazugehören.[88] Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht wunder, dass Willibald seinen Vater bereits in Kindheitstagen begleitete, um möglichst frühzeitig die feinen, höfischen Sitten zu erlernen und zu inkorporieren.

Musik

Was Willibald darüber hinaus gegenüber seinen Zeitgenossen auszeichnete, war seine musische Ausbildung: Er beherrschte verschiedene Instrumente. Diese Fertigkeit ist nicht im *quadrivium* zu verorten, obgleich die Musik in Form von mathematischer Musiktheorie Bestandteil der weiterführenden *artes liberales* war.[89] Mit der praktischen Fertigkeit, Musikinstrumente zu spielen, positionierte er sich

[84] Interessant ist dabei, dass Willibalds Metapher erst schief war, weil ihm offenbar das passende Wort fehlte: statt *culmen* stand erst *arduum* (steile Anhöhe).

[85] Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 130f

[86] Pirckheimer, *Schweizerkrieg* (1895), S. 56: *Sane cum ego aliquot postea annis Lucernam puer adhuc cum patre venissem – is enim a Bavariae duce Alberto, cui a consiliis erat, orator tum ad confoederatos mittebatur – inter cetera admiratione digne, quae honoris gratia ei ostendebantur, insignem illum vidi adamantem, quem Burgundus tanti faciebat, ut omnibus rebus suis pretiosis anteferret. Admirandum profecto ac rarissimum naturae spectaculum!*

[87] Vgl. Ankwicz-Kleehoven, *Cuspinian* (1959), S. 160–162.

[88] Vgl. zur Figur des Emporkömmlings Bourdieu, *Unterschiede* (2003), S. 387–389

[89] Vgl. grundsätzlich zum *quadrivium* an der mittelalterlichen Universität North, »quadrivium« (1993).

im höfischen Feld. *Vor allem wurde er in der Musik und der Handhabung der Musikinstrumente unterrichtet.*[90] Pierre Bourdieu führt häufig Beispiele aus dem Bereich der Kunst und der Musik an, um zu zeigen, wie ein Neureicher sich demaskiert. Eine Gemäldesammlung, teure Musikinstrumente oder eine umfangreiche Bibliothek zu besitzen, kulturelles Kapital in objektivierter Form mit Hilfe von ökonomischem zu erwerben, ist eine relativ einfache Angelegenheit.[91] Die Aneignung dieses objektivierten kulturellen Kapitals ist hingegen nur über zeitaufwendiges Einüben zu erreichen, über die Inkorporierung, genauso wie den richtigen Geschmack zu beweisen oder – so könnte in Bezug auf Willibald ergänzt werden – die Umgangsformen bei Hof zu inkorporieren.[92]

Während seines Studiums in Italien, sowohl in Padua als auch in Pavia, hatte Willibald vornehmlich Umgang mit Italienern, wofür er unter den Deutschen schlecht gelitten war, so schrieb er in seiner Autobiographie: *Die Sitten der Deutschen, ihre Spiele, ihre Trinkgelage, ihr Bechern und ihr unbescheidener Aufwand missfielen ihm ganz und gar. Willibald war seinerseits den Italienern teuer – nicht nur, weil er sich ihren Sitten anpasste, sondern weil er entgegen der Art der Deutschen mit feiner Menschlichkeit begabt war.*[93] Auch in diesem Fall finden sich in Willibalds Autograph Hinweise darauf, wie er seine Identität re-konstruierte: Er kämpfte um das einzelne angemessene Wort, strich *civilitate* zunächst und ersetzte es durch *humanitate*, nur um dieses wiederum zu streichen und darüber erneut *civilitate* zu schreiben. Die Laster der *Germanici* waren zunächst auf *potus ac immodestus sumptus*, auf Trinken und maßlosen Aufwand beschränkt, wurden über der Zeile um *ludus* und *comissationes* – Spiel und Trinkgelage – ergänzt. Stellt das Trinkgelage nur eine Verstärkung dar, so passt das Spielen genau in die Argumentation des Aristoteles, warum die Unterweisung der Jugendlichen in der Musik so wichtig ist: Während die Musik der richtigen Lebensgestaltung (*diagogê*) zuträglich ist und *der Seele einen bestimmten Charakter zu geben vermag*, verfolgt das Spiel (*paidiá*) nur das Endziel (*telos*), das den Unvollendeten (*atelés*), das heißt den Jugendlichen, anzustreben jedoch nicht zusteht.[94] Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass Willibald die fein gesitteten Italiener durch seine Musikalität beeindruckte – wenigstens in seiner Erinnerung: *Besonders bewunderten sie die Erfahrenheit in der Musik an ihm und vor allem seine Gewandtheit beim Spielen der Orgel*

[90] Pirckheimer, »Vita« (1895).

[91] Vgl. Bourdieu, »Kapital« (2005), S. 59.

[92] Vgl. zum legitimen Geschmack in der Moderne Bourdieu, *Unterschiede* (2003) und zuletzt kritisch dazu aus der Sicht der Postmoderne Resch, *Wohnen* (2012).

[93] Pirckheimer, »Vita« (1895): *Praecipuum autem illi tam Paduae quam Ticini cum Italici generis hominibus commercium fuit, ita ut ob eam rem a Germanis aliquando male audiret. Uerum ingeniis illorum, ciuilitate et eruditione oblectabatur, cum e contra mores Germanici, ludus, comissationes, potus ac immodestus sumptus admodum illi displicerent. Nec minus et ipse Italis carus erat non ideo solum, quod eorum se moribus accomodaret, sed quia praeter Germanorum consuetudinem illum humanitate praeditum esse cernerent.* Vgl. zur spätmittelalterlichen Kritik an Deutschen in Italien Strack, »Germania« (2009).

[94] Aristoteles, *Politik* (2009), S. VIII, 5 (1339b), S. 347–358.

und der Laute.[95] Laute und Orgel wurden ebenso wenig unbegründet ins Feld geführt, denn diese Instrumente, im Gegensatz zur Flöte, ermöglichten *das begleitende Wort* und hatten keine *berauschende Wirkung*, so Aristoteles.[96] Willibald stellte sich erneut in das denkbar günstigste Licht – insbesondere im Vergleich zu seinen rohen Landsleuten im gesitteten Italien. Er wurde jedoch auch von anderen für seine Musikalität gelobt. Johannes Cochläus hätte ihm im Sommer 1511 mit seinem Lehrbuch der Musik, dem *Tetrachordum musices*, wohl kein passenderes Werk widmen können: *Denn obgleich deine Arbeitsbelastung dich aufs Äußerste in Beschlag nimmt, hast du dich trotzdem nur minimal von der Annehmlichkeit der Musik abgewendet, sondern zeichnest dich nach wie vor in der Kunst zu singen aus und beherrschst alle möglichen Instrumente, vor allem aber die Laute; darüber hinaus unterrichtest du auch alle deine Töchter im lieblichen harmonischen Gesang*.[97] Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass Cochläus diese Passage hätte erfinden sollen – die meisten Widmungen kamen mit weniger persönlichen Motiven aus.[98] Willibald wurde früh durch die musikalische Unterweisung seines Vaters zu einem freien Menschen und charakterstarken Staatsbürger erzogen und es war ihm wichtig, dies in seiner Erinnerung und in seiner *Vita* festzuhalten.

Er betonte in der Anfangssequenz seiner Autobiographie, wie sehr sein Vater ihn beeindruckt, ja geprägt hatte – an ihm sollte er sich ein Vorbild nehmen. Nicht alles scheint Willibald jedoch von seinem Vater in seiner Kindheit vermittelt worden zu sein, eine Disposition brachte Willibald von Geburt an mit: Als sein Vater begann, Willibald in den Wissenschaften zu unterrichten, *stellte dieser schnell unter Beweis, dass er keinen gewöhnlichen Verstand besaß*.[99] Ob Willibald meinte, diesen Verstand von seinem Vater geerbt zu haben oder als seine ureigene Disposition sich selbst zuschrieb, bleibt offen. Die Aussage zeigt zusammen mit der gelehrten Ahnenprobe, dass es ihm besonders wichtig war, Verstand und Bildung hervorzuheben. Das inkorporierte kulturelle Kapital stellte in seiner *Vita* bis zu diesem Zeitpunkt sein primäres Interessenobjekt dar, mit dem er sich in erster Linie in das gelehrte Feld der Zeitenwende einschrieb. Er handelte nach einer anderen Logik von Ökonomie als zum Beispiel die Fernhandel treibenden Pirckheimer. In der nächsten Passage in Willibalds Leben sollte dies anders werden.

---

[95] WP, Vita, S. 142: *Maxime vero musicae in eo admirabantur peritiam ac praecipue organorum ae lutinarum (ut nunc appellant) tangendorum (sic) dexteritatem*. Da Willibald das praktische Moment so sehr betont, ist es wahrscheinlich, dass er Aristoteles in seiner Argumentation folgt, nicht Platon, denn bei dem spielt die Musik nicht annähernd dieselbe Rolle: Vier der sieben Kapitel im achten Buch von Aristoteles' Politik behandeln explizit die Musik.

[96] Aristoteles, *Politik* (2009), VIII, 6 (1341a).

[97] WP, BW, Nr. 191, S. 81, Z. 6–11: *Adeo sane, ut tu quoque, cum sis quam maxime arduis et studiis et causis negotiisque intentus, a musices tamen iucunditate minime sis alienus, quandoquidem ipse et arte canendi et omnimoda instrumentorum tractandorum industria, fide etiam maius, excellis cunctasque tuas proles dulcisono imbuis concentu*.

[98]Cochläus, *Tetrachordum* (1511), Bl. Divv. Vgl. zu Johannes Cochläus, seiner Position an der Schule zu St. Lorenz und Willibalds Anteil an der Betsallung Kress Kressenstein, »Berufung« (1888).

[99] WP, Vita, S. 140: *Ac confestim non vulgaris ingenii praebuit specimen*.

Zum adligen Paten

Als Willibald herangewachsen war, wurde er an den Hof des Bischofs von Eichstätt gegeben, nicht nur um die höfischen Sitten kennen zu lernen, sondern auch um die Kriegskunst zu trainieren.[100] Willibald war wahrscheinlich 17 Jahre alt, als er sein Elternhaus verlassen musste. Die Vertrauensbasis zwischen seinem Vater und Wilhelm von Reichenau, den Gevattern, muss nach wie vor stark gewesen sein, denn Johann gab seinen Sohn an den Hof des Bischofs, obgleich er nicht mehr in dessen Diensten stand; er kehrte zu diesem Zeitpunkt – seine Frau war soeben gestorben – von München nach Nürnberg zurück. Reimanns Behauptung, Johann habe seinen Sohn von Nürnberg fernhalten wollen, leuchtet nicht ein.[101] Vielmehr verortete Johann sich und seine Familie mit der Entscheidung, den Sohn in höfische Erziehung zu geben, im adligen Stand. Es entsprach den höfischen Gepflogenheiten der Zeit, den Sohn an einem anderen Hof erziehen zu lassen.[102] Dieser *rite de passage* zwischen *pueritia* und *adolescentia* war typisch für die höfische Gesellschaft, er gehörte zu den „herkömmlichen Spielregeln der Adelserziehung" und nach zwanzig Jahren an deutschen Fürstenhöfen auch zu Johann Pirckheimers Selbstverständnis.[103] Diese Phase adliger Lebensläufe war geprägt von körperlicher Schulung und Einübung in Fähigkeiten und Fertigkeiten im Gebrauch der Waffen.[104]

Willibald wurde als Knappe an den Hof seines geistlichen Paten geschickt und verfeinerte zum einen seine höfischen Umgangsformen, zum anderen erhielt er eine militärische Ausbildung.[105] Er eignete sich die höfisch-ritterlichen Fertigkeiten, die *septem probitates*, schnell an: Sein Wesen war dazu sehr geneigt, wie er selbst schrieb.[106] Kein Wort aber verlor er über Wilhelms Gelehrsamkeit.[107] Der moderne

[100] WP, Vita, S. 140: *Cum vero adolevisset, in aulam Eystaviensis traditus est episcopi, non solum ut curialium nosceret mores, sed etiam militia se exerceret* [...].

[101] Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 132

[102] Paravicini, »Einführung« (2002), S. 13f. Vgl. auch weitere grundlegende Beiträge in demselben Band: Jähnig, »Junge« (2002) und Reitemeier, »Adels« (2002), S. 58, 64. Vgl. zuletzt auch Deutschländer, *Dienen* (2012). Der ganz in der Nachbarschaft beheimatete und derselben Generation angehörende Reichsritter Götz von Berlichingen – von ihm wird später noch die Rede sein – kam im selben Alter als „thurhutter" an den Hof des Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach. Hans Berlin war sein und *anderer buben zucht meister*, bevor Götz in das Regiment des Ritters Veit von Lentersheim kam. Vgl. Berlichingen, *Fehd* (1981), S. 55. Genauso gaben aber auch Kaufleute ihre Söhne zur Erziehung an andere Kontore, vgl. grundsätzlich Beer, »Migration« (2006), der die Migration, das Wandern von frühneuzeitlichen Kaufmannslehrlingen und Studenten als Habitus, als Selbstverständliches bezeichnet (365).

[103] Boehm, »Konservatismus« (1996), S. 424. Vgl. auch Schlotheuber, »Bewertung« (2008), S. 48–54.

[104] Vgl. Fenske, »Knappe« (1990), S. 81.

[105] Vgl. grundsätzlich Contamine, »Page« (1993) und Sommé, »Nobles« (2002) sowie Fouquet, »begehr« (1998). Vgl. grundsätzlich zum Knappen Fenske, »Knappe« (1990).

[106] WP, Vita, S. 140: *Natura enim erat proclivior.*

[107] Offenbar gab es in dieser Hinsicht für Willibald nichts zu betonen und insofern ist der These von Maximilian Schuh zuzustimmen, dass es mit Wilhelms Bildung nicht so weit her war wie in der

Leser könnte sich wundern, dass Willibald zur militärischen Ausbildung zu einem geistlichen Fürsten geschickt wurde. Gerrit Deutschländer hielt zuletzt fest, dass als „Orte höfischer Erziehung [...] sowohl weltliche als auch geistliche Höfe in Frage kamen" und an letzteren eine ritterliche Ausbildung genauso möglich war.[108] Obgleich es einen wichtigen Teil der höfischen Umgangsformen darstellte, gab Willibald sich nicht bloß dem Lauteschlagen hin, sondern betonte unbescheiden, dass er dem Bischof eine große militärische Hilfe war:[109] *Zu dieser Zeit wurde der Bischof von vielen Feinden bedrängt, die die Diözese des Bischofs mehr mit einem Raubzug (wie das in Deutschland üblich ist) als mit einem gerechten Krieg in täglichen Angriffen bedrängten. Er übte sich zwei Jahre lang so im Reiterdienst ein, dass er den Feinden nicht weniger bekannt als dem Bischof teuer war. Keine Anstrengungen, noch Nachtwachen, noch Hunger ermüdeten ihn, keiner ihm auferlegten Last oder Gefahr wich er aus; jedoch so, dass er nichts verwegen, sondern alles umsichtig unternahm.* [...] *Zu dieser Zeit lernte er, jede Waffenart aufs kundigste zu handhaben, so dass er nicht weniger zum Fußsoldaten als zum Ritter geeignet war. Wenn er auch an Gestalt sehr groß war, so war er doch beim Reiten überaus behände. An Körperkräften war er so stark, dass er alle Altersgenossen im Ringen, Werfen und Laufen übertraf. Das Springen war ihm so leicht, dass er ohne Mühe sogar über die höchsten Pferde sprang.*[110] Ging es in seiner *Vita* zuvor um seinen nicht gewöhnlichen Verstand und um die intellektuellen Leistungen seiner Vorväter, verfolgte er in diesen zwei Jahren seines Lebens andere Interessensobjekte. Er betonte seine körperlichen Fähigkeiten, seinen Mut und seine Zähigkeit – seine Nachtwachen in dieser Phase waren anderer Natur, als die, die Johannes Eck später immer wieder betonen sollte. Willibald wollte sich nicht als unmäßigen Draufgänger darstellen oder sich dem Vorwurf der *superbia*, des Hochmuts und der Vermessenheit, aussetzen und fügte daher hinzu, dass er nicht unbesonnen, sondern stets umsichtig agierte. Als Willibald in Klammern hinter Raubzügen ergänzte: *wie es in Deutschland üblich ist*, dachte er sicher an die Angelegenheiten, die ihn später als Nürnberger Ratsherrn und Diplomaten beschäftigen

Forschung zumeist behauptet wird; vgl. zu Wilhelms Bildung Schuh, »Erfurt« (2015); zur universitären Bildung von Adligen vgl. zuletzt Deutschländer, *Dienen* (2012), S. 11–34 und aus der Perspektive der Universitätsgeschichte Müller, *Universität* (1974).

[108] Deutschländer, *Dienen* (2012), S. 72.

[109] Schon in Bocaccios *Dekamerone* begleitet der Höfling Dioneo seine Geschichten auf der Laute. Vgl. Paravicini, »Einführung« (2002), S. 15.

[110] WP, Vita, S. 140: *Accidit autem eo tempore, ut episcopus quam plurimis urgeretur hostibus, qui latrocinando potius (quemadmodum Germaniae mos est) quam iustum bellum inferendo episcopi provinciam cotidianis infestarent incursionibus. Ibi se equestri militia ita per biennium exercuit, ut non minus apud hostes cognitus quam episcopo carus esset. Nullo enim fatigabatur labore, non vigiliis aut inedia, nullum declinabat onus aut periculum sibi iniunctum, ita tamen ut nihil temere, sed cuncta circumspecte ageret. Ac ideo tam praefectis quam militibus acceptus erat; nam his in cunctis parebat, illos autem multis demerebatur officiis; neminem praeterea offendebat, nulli se praeferebat, ab omni detractione abstinebat ac solum id considerabat, quo pacto suo fungi posset officio. Eo tempore omnia armorum genera peritissime tractare didicit, ita ut non minus pedestri quam equestri militiae aptus esset. Ac licet statura altior esset, equitando tamen perquam agilis erat ac corporis viribus ita robustus, ut lucta, iactu, cursu omnes superaret aequales; saltu vero ita levis, ut altissimos etiam equos perquam facile transiliret.*

sollten: das Raubrittertum, wie es von Götz von Berlichingen und seinen Anhängern betrieben wurde und die Reichsstadt Nürnberg von 1512 bis 1514 in Atem hielt.[111]

Vor dem Hintergrund von Willibalds stetigem körperlichen Verfall, seinen im Alter zunehmenden Klagen über Nierensteine und Gicht erhält dieser Abschnitt eine besondere symbolische Aufladung: Im Alter von 18 Jahren übertraf Willibald alle Altersgenossen in Ringkampf, Werfen und Laufen, sprang mit Leichtigkeit über die höchsten Pferde, während er einige Seiten später berichten musste, dass er Jahre später die wenigen Meter zum Rathaus nicht zu Fuß überwinden konnte, sondern sich eines Pferdes bedienen musste.[112] Die körperlichen Fähigkeiten waren nicht das Einzige, was beim Paten geschult wurde. Es ging genauso um ritterliches Verhalten, das sich unter anderem durch Tugendhaftigkeit und Gehorsam auszeichnete: *Darum war er sowohl den Befehlshabern als auch den Soldaten willkommen; denn diesen gehorchte er in allem, jenen aber machte er sich durch viele Gefälligkeiten verdient. Außerdem beleidigte er niemanden, vor niemandem protzte er. Er enthielt sich jeden Verkleinerns und trachtete allein danach, wie er seinen Dienst leisten könne.*[113] Lernte er bei seinem Paten dienen, um zu herrschen, wie Deutschländer in seiner Studie zu höfischer Erziehung unlängst titelte? War diese Passage nur ein Intermezzo auf dem Weg zu seiner eigentlichen Bestimmung? Oder stand zu diesem Zeitpunkt wirklich noch nicht fest, wohin ihn der Lauf des Lebens führen würde?

3.4 Synthese

Mit Geburt und Taufe waren Willibald, King und Eck von bestimmten Positionen im sozialen Raum aus in ihr Leben gestartet. Aus ihren selbstverfassten Lebensentwürfen lässt sich schließen, dass sie sich der Bedeutung der familiären Voraussetzungen – des ererbten Kapitalvolumens – bewusst waren. Während sie über ihr erstes Lebensalter, die *infantia*, nichts niederschrieben, scheinen das Ende der Kindheit und der Übergang in das zweite Lebensalter, die *pueritia*, spätestens der Übergang zur *adolescentia*, in der Erinnerung der Protagonisten von größerer Bedeutung.[114] Festgelegt und berechenbar war der weitere Lebenslauf der Protagonisten

[111] Mit wem Wilhelm von Reichenau zu kämpfen hatte, wird nicht erwähnt. Vgl. zur Fehde des Götz von Berlichingen Ulmschneider, *Götz* (1974), S. 57–78 und den Briefwechsel zwischen Willibald und dem Nürnberger Rat von Anfang August 1513, WP, BW, Bd. II, Nr. 254, 255, 257 u. a.

[112] S. u. Kapitel 6.1.

[113] WP, Vita, S. 141: *Ac ideo tam praefectis quam militibus acceptus erat; nam his in cunctis parebat, illos autem multis demerebatur officiis; neminem praeterea offendebat, nulli se praeferebat, ab omni detractione abstinebat ac solum id considerabat, quo pacto suo fungi posset officio.*

[114] Vgl. Schlotheuber, »Bewertung« (2008), die zuletzt auf diesen Übergang im Leben spätmittelalterlicher Menschen hinweist und die außerordentliche Bedeutung der *pueritia* betont, wobei sie stärker auf die Wege-Metapher fokussiert; vgl. in diesem Zusammenhang bereits Schlotheuber, »Mensch« (2005).

zwar nicht, die ersten Richtungen waren jedoch vorgegeben. Die deutlichsten Unterschiede zwischen den Protagonisten zeigen sich im Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternhaus. Willibald begleitete seinen Vater schon als Knabe auf Gesandtschaftsreisen in die Schweiz, seine Eltern verließ er hingegen erst im Alter von 17 Jahren, als er seiner eigenen Aussage zufolge bereits im Lebensalter der Adoleszenz angelangt war. Eck ließ sich in seiner *Epistola* im Gegensatz zu Willibald sogar zu der Übertreibung hinreißen, er sei während des Kleinkindalters gewaltsam von seinen Eltern fortgerissen worden. In seiner *Replica* formulierte er es anders, aber auch hier übernahm nicht der Knabe die aktiv handelnde Rolle, sondern der Onkel – der empfing seinen Neffen. Diese Formulierung ähnelt insofern derjenigen, die Willibald für seinen Auszug aus dem Elternhaus fand: Er wurde weggegeben und nahm somit im Satz die Rolle des Patiens ein. Beide Autoren brachten auf diese Weise ihre Passivität in der Passage zum Ausdruck. Kingsattler inszenierte seinen Auszug aus dem Elternhaus in seinen Familiennotizen anders. Er wurde nicht geschickt oder gezogen, er ging selbst aktiv nach Hall. Er war zu diesem Zeitpunkt erheblich älter als Eck, denn als er 1496 zum ersten Mal die Schulbank in Oettingen drückte, hatte der jüngere Eck ihm bereits vier Jahre an Bildung voraus, noch dazu höherwertige – ein Vorsprung, der sich im Folgenden weiter aufaddieren sollte und Eck ebenfalls vor anderen Zeitgenossen auszeichnete, wie er immer wieder betonte. Eck und Willibald hingegen machten deutlich, wer ihre Entscheidungen getroffen hatte – die Väter, gemeinsam mit den Paten – die Gevattern. Konnten sie im weiteren Lebenslauf aktivere Rollen einnehmen – und wenn ja, wann?

4. Studium

4.1 Zum Studium gezwungen

Als Willibald sich jedoch dem zwanzigsten Lebensjahr näherte, beschloss sein Vater, ihn nach Italien zu schicken, damit er dort die Studien fortführe, die er einst unterbrochen hatte.[1] Für die von Rainer Christoph Schwinges sogenannten Standesstudenten war das Studium an einer italienischen Juristen-Universität und -Fakultät gängige Praxis, so auch für Willibald.[2] In seiner *Vita* artikulierte Willibald jedoch sein Unbehagen: *Das erregte zuerst seinen Unwillen, da er sich damit keine geringe Schande zuzuziehen meinte, besonders weil man die Wissenschaften in Deutschland als eines Kriegsmannes unwürdig ansah.*[3] In seiner Erinnerung war Willibald ein Ritter, denn aus ihrer Perspektive beurteilte er die Wissenschaften. Die Übersetzung von *homines militares* als *Soldaten*, wie sie sowohl von Fritz Wille als auch von Willehad Paul Eckert und Christoph von Imhoff vorgenommen wird, ist zu eng und entspricht weder dem Kontext von Willibalds Inszenierung noch dem zeitgenössischen Sprachgebrauch.[4] Mit dieser Aussage schrieb er sich vielmehr in den zeitgenössischen Diskurs ein, dass der Erwerb eines akademischen Grades für einen Adligen nicht standesgemäß war, wobei Rainer A.

---

[1] WP, Vita, S. 141: *Cum vero vigesimo appropinquaret anno, pater illum in Italiam mittere decrevit, ut ibi intermissa continuaret studia.*

[2] Vgl. Schwinges, »Student« (1993), S. 184.

[3] WP, Vita, S. 141: *Quae res inprimis animum eius offendit, quoniam non parva se ignominia notari censeret, siquidem literae apud Germanos militaribus hominibus dedecori esse putantur.*

[4] Vgl. Eckert/Imhoff (Hrsg.), *Pirckheimer* (1971), S. 126 und Pirckheimer, *Schweizerkrieg* (1998), S. 141.

Müller für die Mitte der 1490er Jahre einen deutlichen Anstieg von Adligen an der Ingolstädter Universität ausmacht.[5] Selbst in dieser Generation war das Studium unter Adligen noch nicht etabliert, wie Siegmund von Herberstein (1486–1566) in seiner Autobiographie darlegte.[6] Wegen seiner Bildung musste er sich von den *Ungeschikhten*, das heißt von den ungebildeten Adligen, viel Spott gefallen lassen. Sie nannten ihn einen *Doctor, Waclaureum, Vossn, Schreiber, Schueler*. Jenen, die ihn einen Doktor nannten, gab Siegmund zur Antwort: *Es tut mir leid, dass ich keiner bin, ich bin aber gelehrter als ein Schreiber, daher kundiger und dünke mich besser zu sein als dieser. Bei den Verstänndigen trug ihm seine Bildung großen Ruhm ein.*[7]

In Willibalds Briefwechsel wird die Problematik der studierten Adligen ebenfalls thematisiert. Willibald bezeichnete den Dialog *Aula* des Reichsritters Ulrich von Hutten (1488–1523) als unreif und warf Hutten vor, nicht lange genug am Hof gedient zu haben, um sich über das Leben dort ein Urteil erlauben zu dürfen, und riet ihm, sich lieber gänzlich auf die Wissenschaften zu verlegen. Hutten fühlte sich daraufhin bemüßigt, in einem Brief Ende Oktober 1518 Willibald sein Leben zu schildern.[8] Nachdem er Willibald sein eigenes rastloses Wesen (*naturam meam*) beschrieben und sowohl Willibald selbst als auch Nürnberg für die Unterstützung von Gelehrten gerühmt hatte, kam er auf den Ritterstand zu sprechen: In ihren Stand schleiche sich die Bildung nur langsam ein, da schon seit langem die Meinung bestehe, dass die Kenntnis der Wissenschaften unter der Würde der Ritter sei. Dem berühmten Ritter Eitelwolf vom Stein, Huttens größtem Förderer, hätte nichts mehr Neid eingetragen als die Tugend, sich auch unter den Adligen für Gelehrsamkeit einzusetzen.[9] Hutten schrieb mit großem Selbstvertrauen von seiner für seinen

[5] Vgl. die Beiträge von Rainer A. Müller, z. B. Müller, *Universität* (1974), S. 108–110 und Müller, »Akademisierung« (1996). Vgl. auch Deutschländer, *Dienen* (2012), S. 104 und schon Fouquet, »begehr« (1998).

[6] Genauso formuliert Herberstein auch das Ziel seiner Schrift; Herberstein, »Selbstbiographie« (1855), S. 69: *Alle Menschen sollen billichen dermassen auf Erden leben, damit sy mügen unnd sollen Raittung geben ihres Thuns unnd Wesens, damit man müg sprechen, das ainer gelebt habe. Das hat mich bewegt, sölich mein Raittung meines Lebenns zu beschreiben* [...].

[7] Herberstein, »Selbstbiographie« (1855), S. 71: *Die mich ain Doctor nennten, den gab ich Anntwurt: ‚mir wäre laid, das ich khainer wär, das ich aber was gelernnet, unnd pass dann der Schreiben unnd merers khund dann er, umb sovil deucht ich mich pesser sein.' Söliches mir bey den verstänndigen vill Ruembs bracht hat.* Im Wintersemester 1499, im Alter von 13 Jahren, war *Dominus Sigismundus Herberstainer de Herberstain* als *nobilis* in der *Natio Australium* der Wiener Universität eingeschrieben worden. Standesgemäß hatte er mit vier Dukaten eine weit höhere Immatrikulationsgebühr entrichtet als die Normalzahler (4 Groschen) und wurde zwei Jahre später zum Bakkalar promoviert; vgl. Institut für Österreichische Geschichtsforschung, *Matrikel Wien II* (1967), S. 275, Z. 72. Vgl. grundsätzlich zu Herberstein Bergstaesser, »Herberstein« (1969).

[8] Vgl. grundsätzlich zu Hutten zuletzt Jaumann, »Hutten« (2008), S. hier 1210.

[9] WP, BW, Bd. III, Nr. 561, S. 406: *In nostrum ordinem lente admodum serpit hoc bonum multis tot iam annos pertinaciter existimantibus praeter equestrem dignitatem esse literas scire. Neque aliud magis aut prius invidiam apud nos peperit claro equiti Eitelwolfo, quam quod is hanc imprimis ob virtutem emersisset ac tantus esset.* Die Paraphrase nach der Übersetzung von Annemarie Holborn in Hutten, *Deutsche* (1970), S. 317–340, hier 322.

Stand und Rang außergewöhnlichen Bildung. Er hatte sich zum Bakkalar der *artes liberales* graduieren (1506 in Frankfurt an der Oder) und zuvor in Erfurt und Köln immatrikulieren lassen. Trotzdem blieb ihm aufgrund seiner adligen Abstammung und der damit einhergehenden sozialen Verpflichungen die Lebensform der städtischen Humanisten verwehrt.

Willibald war nicht einverstanden mit dem Entschluss seines Vaters und wollte mitreden bei seiner Lebensplanung. Die Beschreibung dieser Auseinandersetzung liest sich in seiner Autobiographie so, als habe es ein klärendes Gespräch zwischen Vater und Sohn gegeben. Willibald wollte *lieber in der Ritterschaft verharren und in die Niederlande ziehen, denn dort hatte sich zu dieser Zeit zwischen Kaiser Maximilian und dem König von Frankreich ein gewaltiger Krieg entsponnen*.[10] Die Auseinandersetzungen um die Niederlande, die 1488 in der Gefangennahme Maximilians in Brügge gipfelten, reizten Willibald mehr als das Studium in Italien, zumindest erinnerte er es 35 Jahre später so. Dass er es 1518 anders mit dem höfischen Leben, dem Ritterstand und seiner spezifischen Ehre hielt, zeigt das Ende seines Briefes an Hutten: *Du bist es wert, dass dir aufgrund deines Verstandes und deiner Gelehrsamkeit alle unendlich wohl gesonnen sind und das Schicksal es gut mit dir meint. Dass du zu Lebzeiten durch die Musen und die Freunde von jeglicher höfischen Pest ferngehalten wirst, dessen aber bist du in besonderem Maße würdig*.[11]

Zwanzig Jahre zuvor, in den zwei Jahren seiner *adolescentia*, die er bei seinem Paten in Eichstätt verbrachte, bestand Willibalds primäres Interessenobjekt nicht in Bildung, mit der er im gelehrten Feld eine herausragende Position hätte beziehen können – vielmehr interessierte ihn seine Positionierung im ritterlich-höfischen Feld, in dem er sich zu dieser Zeit heimisch fühlte. *Da indessen sein Vater ihm bewies, wie sehr die Wissenschaften der Ritterschaft überlegen waren und ihm beider Vor- und Nachteile vor Augen stellte, ließ er sich überzeugen und gehorchte*.[12] Dass der Vater ihm Vor- und Nachteile der beiden Lebenswege vor Augen führte, hatte Willibald im Manuskript erst nachträglich am Rand hinzugefügt – er konkretisierte die Ausführungen des Vaters jedoch nicht. Hätte Willibald diesen Nebensatz nicht ergänzt, so wäre seine Unterwerfung durch das Familienoberhaupt noch deutlicher hervorgetreten. Wahrscheinlich mutete selbst Willibald diese Beschreibung zu negativ an, so dass er nachträglich eine die Position seines Vaters mildernde, rationalisierende Wendung einflocht. Hinsichtlich ihres Ranges handelte es sich nicht um ein Gespräch auf Augenhöhe. In Bezug auf die rhetorischen Fähigkeiten dürfte Willibald sein Talent

---

[10] WP, Vita, S. 141: *Maluisset igitur in militia perseverare ac in Germaniam inferiorem proficisci; ibi enim eo tempore inter Maximilianum Caesarem ac Gallorum regem maximum contractum erat bellum*.“ Vgl. zuletzt zu Maximilian und dem burgundischen Erbfolgekrieg Hollegger, *Maximilian* (2005), S. 42–60.

[11] WP, BW, Bd. III, Nr. 558, S. 397: *Etenim dignus es, cui omnes ob ingenium et eruditionem tuam, inumeram bene precentur; dignus, cui digna respondeat fortuna; dignissimus tandem, qui ab omni aulica praeserveris peste tibi, amicis et musis vivens*.

[12] WP, Vita, S. 141: *Verum cum pater illi ostenderet, quantum literae militiae praestarent, *commodumque ac incommodum ambarum ob oculos posuisset*, persuasus obtemperavit.* *…* am linken Rand nachträglich von Willibalds Hand hinzugefügt, vgl. BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 21v.

zwar bereits in diesem Moment unter Beweis gestellt haben, doch selbst wenn der Vater nicht die besseren Argumente auf seiner Seite gehabt hätte, ein wirksamer Widerspruch des Sohnes ist aufgrund seiner Abhängigkeit vom Vater kaum vorstellbar. Willibald gehorchte, *reiste nach Padua und widmete sich drei Jahre lang dem Studium des weltlichen Rechts*, aber nicht ohne von seinem Vater konkrete Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg bekommen zu haben.

Hüte dich vor Dirnen und besuche die ordentliche Vorlesung im weltlichen Recht/Habe Ehrfurcht vor dem Herrn/[…] Sei friedliebend und hilfsbereit im Umgang mit deinen Mitmenschen/Spiele nicht um Geld/Hüte Dich vor Dirnen/Schütze dich vor Verlieben/Habe immer geschlechtlichen Verkehr außer bei Hitze//Lerne jeden Tag etwas/[…] Bereite immer die Vorlesungen vor/Frage nach, was Du nicht verstehst/Lerne immer und ununterbrochen die Grammatik/Besitze mindestens eine Grammatik//Höre die ordentliche Vorlesung im weltlichen Recht/Ebenso die über die Institutionen/Ebenso die außerordentliche Vorlesung/Wechsle nicht so häufig die Professoren//Höre die Vorlesungen über die studia humanitatis/Ebenso jene, die nicht öffentlich gelesen werden und daher extra zu bezahlen sind/Lerne, Gedichte zu verfassen//Kaufe das Buch, welches in der ordentlichen Vorlesung zum weltlichen Recht gelesen wird/Ebenso das zu den Institutionen oder das Volumen/Ebenso die Bücher über Humanistisches, aus denen gelesen wird/Kümmere Dich nicht im ersten Jahr um all die Vorlesungen und Bücher//Wohne, wenn Du kannst, bei Magister Heinrich/Wenn anderswo, so bei ehrlichen Männern, die er dir empfiehlt/Oder bei einem anderen Doktor, solange du im Rahmen der Ausgaben bleibst //Kaufe fertige Kleidung, da sie günstiger ist/Kaufe lange Kleidung für das Studium.[13]

Auf einen schmalen, schlichten Zettel hatte Willibalds Vater diese Zeilen geschrieben, auf dessen Rückseite er noch seine Bücherwünsche vermerkte. Es liegt nahe, dass er seinem Sohn diesen Zettel mit auf seine Reise gab, als dieser im September 1489 nach Italien aufbrach. Die Spanne der Verhaltensmaßregeln ist beeindruckend. Sie reicht von fundamentalen Lebensmaximen, wie Gott zu ehren, bis hin zu konkreten Anweisungen, bei wem Willibald Quartier nehmen sollte. Dass Willibald friedfertig sein und Gott ehren solle, fällt unter einen allgemeinen Tugendkatalog, für den es keiner genaueren Kenntnis der Verhältnisse in Padua bedurfte; die Warnung vor Glücksspiel und Dirnen spiegelt die Sorge eines Vaters um die

[13] WP, BW, Bd. I, Anhang I zu Brief Nr. 1, S. 29f: *Item habeas timorem domini/Item audias saepe missam et recordare passionis domini/Item pacificus et supportabilis cum hominibus/Item non ludas pro pecuniis/Item caveas a meretricibus/Semper habeas pectum munitum/Semper soleas praeterquam in caloribus//Discas omni die aliquid/Loquitor latino sermone/Praelegas lectionem semper/Interroga, quod ignoras/Discas in gramatica semper et frequenter/Habeas ad minus unam gramaticam//Audias lectionem ordinariam in legibus/Item lectionem in institutionibus/Item extraordinariam ordinariorum/Non mutes frequenter doctores legentes//Audias lectiones in studiis humanitatis/Item, ubi private leguntur et fit contributio/Discas carmina facere//Emas librum, in quo ordinarie legitur in legibus/Item instituciones vel volumen/Item libros in humanitate, in quibus legitur/De lecturis et multis libris non cura primo anno//Habita, si potes, apud magistrum Heinricum/Vel alibi aput honestos viros eius consilio/Vel aput aliquem doctorem sis in expensis//Eme vestes factas, quia meliori pretio/Eme longam vestem pro studio*. Bei Pröll (Hrsg.), *Willibald* (1970), sind nicht die Verhaltensmaßregeln im Faksimile abgedruckt, wie dort behauptet wird, sondern allein die Bücherliste, die sich auf der Rückseite des Zettels befindet.

Sittlichkeit und die Vermögensverhältnisse seines Sohnes in der Ferne.[14] Johann verfügte aus seiner eigenen Studienzeit über soziales Kapital oder wenigstens über die Kenntnis der Verhältnisse in Padua. Wenn er seinem Sohn riet, bei Magister *Henricus* zu wohnen, stellt sich die Frage, ob Johann diesen aus eigener Erfahrung empfahl oder er noch immer Beziehungen nach Padua pflegte. Dass derselbe Magister, den er 30 Jahre zuvor kennen und schätzen gelernt hatte, nach wie vor einen Tisch führte, ist unwahrscheinlich, doch Johann vertraute Heinrich, denn wenn dieser selbst kein Quartier für den Sohn habe, sollte Willibald sich von ihm eine angemessene Unterkunft mit gut beleumundetem Vermieter anzeigen lassen.

Die Aussagen über die zu kaufende Kleidung zeugen ebenfalls von Johanns Kenntnis der Verhältnisse in Padua. Willibald sollte Kleidung von der Stange kaufen, *fertige Kleider*, wie Reicke *vestes factas* übersetzt.[15] Die in der Stadt ankommenden jungen Männer mussten sich möglichst schnell mit den nötigen Utensilien für ihr Studium versorgen, sofern sie diese nicht aus der Heimat mitbrachten. Dazu zählte auch die richtige Tracht und so scheint es plausibel, dass es das richtige Kleid (*pannus*) schon fertig zu kaufen gab, ohne es erst beim Schneider in Auftrag geben zu müssen. Die Statuten der Universität Padua aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schrieben die Kleiderordnung fest. Unter dem Titel *De vestibus scolarium* wurde verordnet, dass die Gewänder der Studenten in der Stadt Padua und im Umkreis von 40 Meilen einen bestimmten Preis nicht überschreiten durften.[16] Hatte Willibalds Vater diese Regelung noch in Erinnerung und wies seinen Sohn aus diesem Grund daraufhin, sich günstig einzukleiden, oder ging es ihm ausschließlich darum, die Kosten zu senken – *quia meliori pretio*? Dass Willibald lange Kleider zum Studium kaufen sollte, hatte ebenfalls ein sittliches Motiv, denn die lange klerikale Kleidung bot den Universitätsbesuchern keine Möglichkeit für eine besondere Inszenierung ihres Reichtums; bezeichnenderweise schrieben die Statuten die maximalen Kosten für Kleidung fest.[17] Die Einfälle der mittelalterlichen Standesstudenten, diese nivellierenden Kleidungsvorschriften zu umgehen, waren vielfältig und fanden ihren Niederschlag in neu erlassenen Statuten der Universitäten.[18]

Johanns Anweisungen könnten zum Teil den Statuten verschiedener Universitäten im Reich oder einem Studienführer wie den oben angeführten *Latina idiomata* oder dem *Manuale scholarium* (1489) entnommen sein. Seine Aufforderung, Willibald

---

[14] Vgl. die fast gleichlautenden Mahnungen von Christoph Scheurl an Hieronymus Haller, der nach Venedig ging, oder Leo Ravensburg an seinen Sohn Christoph (Lyon) bei Beer, *Eltern* (1990), S. 74f.

[15] Vgl. WP, BW, Bd. I, Anhang zu Brief Nr. 1, S. 31.

[16] Vgl. Denifle, »Statuten« (1892), S. 497.

[17] Vgl. zur universitären Kleiderordnung in Europa grundsätzlich Hargreaves-Mawdsley, *History* (1963), zuletzt auch Schwinges, »Gown« (2010), zur Kleidung der Gelehrten im Mittelalter Hülsen-Esch, *Gelehrte* (2006), speziell zur Länge des Gewandes S. 71–73.

[18] Vgl. Hargreaves-Mawdsley, *History* (1963), der häufig die Regelungen in verschiedenen Statutenredaktionen aufführt. Zum „Standesstudenten“, der schon „jemand ist, bevor er überhaupt zur Universität kommt“, Schwinges, »Student« (1993), S. 182.

solle die Vorlesungen immer vorbereiten, trifft auch auf die Juristenfakultäten im Reich zu – im 16. Jahrhundert finden sich diese Vorschriften in Studienordnungen und Lebensberichten von Studierten.[19] Als Johannes Rosa im Jahr 1507 ein Gutachten für die Überarbeitung der Statuten der Ingolstädter Juristenfakultät verfasste, nahm er explizit Bezug auf die Universitäten in Italien, an denen die Studenten die Vorlesungen der Kanonisten immer vorbereiteten. Damit sie die Vorlesung *previdieren* konnten, musste der Professor am Ende einer jeden Sitzung eine Vorschau auf den Stoff der nächsten geben, was zum Beispiel in der neuen Studienordnung für die Leipziger Juristenfakultät 1580 festgeschrieben wurde. Dasselbe trifft auf Johanns Aufforderung zu, nachzufragen, wenn Willibald etwas nicht verstand (*Interroga, quod ignoras*). Die Statuten der Rechtsfakultäten schrieben diese Möglichkeit seit Ende des 14. Jahrhunderts vor, wobei die Verordnungen sich dabei ausdrücklich an die Dozenten richteten, auf die Fragen der Studenten bereitwillig und ausführlich zu antworten.[20] In einem Rezess aus dem Jahr 1586 forderte die herzogliche Verwaltung, dem Gutachten der Räte folgend, die Professoren der Rechte und Medizin an der Universität Ingolstadt auf, nach Beenden ihrer Vorlesung nicht umgehend davonzulaufen, sondern sich, wie in Italien und an anderen Universitäten üblich, von den Studenten befragen zu lassen, wenn diese mit ihnen diskutieren wollten.[21] Nicht zufällig adressierte diese Aufforderung insbesondere die Juristen und Mediziner, denn sie hatten die lukrativsten Nebeneinkünfte, auf die sie, so nicht selten die Klagen der Zeitgenossen, mehr Zeit verwendeten als auf ihre Vorlesungen.[22]

Zurück zu Johanns Handlungsanweisungen für seinen Sohn Willibald. Von der besonderen Affinität der Familie Pirckheimer zu den humanistischen Studien war oben die Rede und so verwundert es nicht, dass Willibald ausdrücklich auch die Vorlesungen besuchen sollte, für die er zusätzliche Hörergelder zahlen musste. An dem in seiner *Vita* für diese Periode seines Lebens notierten Satz wird erneut deutlich, dass Willibald in Italien ein anderes Interessenobjekt verfolgte als während der ritterlichen Ausbildung bei seinem Paten in Eichstätt: *Inzwischen aber gab er keineswegs die humanistischen Studien auf, zu denen er von Natur aus sehr geneigt war. Da zu dieser Zeit ein Grieche, genannt der Kreter, ein sehr gelehrter Mann, bei sehr großem Zulauf Griechisch unterrichtete, verlegte auch Willibald seine Studien aufs Griechische und machte in kurzer Zeit solche Fortschritte, dass sogar der Grieche darüber erstaunt war.*[23] In gewohnt selbstbewusster und

[19] Vgl. zum Folgenden Burmeister, *Studium* (1974), S. 212f.

[20] Vgl. Kink, *Statutenbuch* (1854), S. 135.

[21] Vgl. Prantl, *Geschichte II* (1872), S. 329: *Es sollen sich auch die professores sunderlich die juristen und medici* [...], *finita lectione nit strackhs darvon lauffen, sondern wie in Italia und anderer orthen gebreichig sich gegen den studenten vernemen lassen, das sy genaigt, da jemandts umb merer erfarung willen de rebus dubiis mit inen zu conferiern lusst habe, sölchem willig stat zuthuen* Vgl. für weitere Beispiele aus dem Reich Burmeister, *Studium* (1974), S. 214f.

[22] Vgl. Rexroth, *Expertenweisheit* (2008), S. 30.

[23] WP, Vita, S. 141: *Profectus igitur Paduam per triennium legibus operam dedit. Interim tamen humanitatis studia, ad quae natura erat proclivior, haudquaquam omisit cumque eo tempore Graecus quidam Creticus*

unbescheidener Weise schilderte Willibald seine Fortschritte in den *studia humanitatis* und im Griechischen. Doch erstens war sein Lehrer *Creticus* kein geborener Grieche, sondern der Italiener Laurentius Camers, der einige Jahre auf Kreta studiert hatte und deshalb Creticus genannt wurde. Zweitens waren Willibalds Griechischkenntnisse, Holzbergs Darlegungen zufolge, zu diesem Zeitpunkt noch nicht so ausgeprägt, wie Willibald behauptete.[24]

Willibald verwendete in diesem Zusammenhang genau dieselbe Formulierung wie zuvor bei der Schilderung seiner besonderen Befähigung zum ritterlichen Dienst.[25] Es wirkt paradox, dass ein und dasselbe Wesen, ein und dieselbe Natur sowohl zum Kriegsdienst als auch zu den *studia humanitatis* besonders geneigt sein sollte. In Willibalds Wahrnehmung erzeugte diese Feststellung jedoch keinen Widerspruch – oder doch? Willibald fügte diese fünf Wörter in seinem Manuskript erst nachträglich am Rande hinzu.[26] Die Parallelisierung bis hin zum Wortlaut bringt Willibalds inneren Konflikt zum Ausdruck. Welches sollte er als sein eigentliches Interessenobjekt hervorheben, um seine Autobiographie als Erfolgsgeschichte zu schreiben? Hätte er verschiedene *Viten* verfasst wie Enenkel es für Johannes Fabricius aufzeigt, so hätte Willibald sich für unterschiedliche Interessens- und Identifizierungsobjekte entscheiden können – innerhalb einer durften die Widersprüche aber nicht zu groß werden. Die Betonung der *studia humanitatis* ist in Willibalds *Vita* einzigartig – an keiner anderen Stelle kam er auf sie zurück, ebenso wenig auf seine Griechischstudien, denen Niklas Holzberg eine umfangreiche Monographie widmete. Das Motiv für das Verschweigen dürfte wiederum im besonderen Verhältnis zu seinem Vater begründet liegen, das Willibald in der *Vita* häufig mehr oder weniger offen thematisierte.

Johanns Aufforderung, Willibald solle sich den *studia humanitatis* widmen und Gedichte anzufertigen lernen (*discas carmina facere*), erregt insofern Aufmerksamkeit, als der Vater kurze Zeit später das Argument des mangelnden Nutzens anbringen sollte und seinem Sohn untersagte, weiterhin diesen Studien nachzugehen. *Als indessen sein Vater von seinem Eifer in den studia humanitatis erfuhr, gebot er ihm Einhalt, indem er erklärte: Wenn auch die Griechischkenntnisse dem Menschen zur Zierde gereichten, so könnten sie ihm doch wenig nützen, während die Kenntnis des weltlichen Rechts über den Vorteil hinaus für Regierungsaufgaben äußerst notwendig sein werde.*[27]

---

nomine, vir doctissimus, literas Graecas magno concursu doceret, ad illas quoque Bilibaldus animum applicuit ac brevi ita profecit, ut et Graecus ipse admiratione duceretur.

[24] Vgl. Holzberg, *Willibald* (1981), S. 46.

[25] BL, *Arundel 175: Vita ispiusmet* (1527), Bl. 1v.

[26] BL, *Arundel 175: Vita ispiusmet* (1527), Bl. 1v.

[27] WP, Vita, S. 142: *Verum cum pater conatum eius intellexisset, illum inhibuit asserens tametsi literae Graecae homini ornamento essent, parum tamen prodesse posse* [*possent* im Original, IT], *cum leges ultra commodum perquam necessariae in rebus forent gerendis.*

Im *Manuale scholarium* diskutieren die Studenten Bartoldus und Camillus über den Nutzen, den das Studium der antiken römischen Literatur – in jenem Fall konkret der Komödien des Terenz – zeitigt:[28] *Was glaubst du, ist der Nutzen dieser Komödien*?, fragt Bartoldus seinen Kommilitonen Camillus. Trotz seiner Verteidigungsrede auf die Dichter will sich dieser schließlich auf die Rechtswissenschaften verlegen und fragt, ob Bartoldus ihn dabei begleiten werde. Dieser verneint, da das Studium umfangreich und durch die vielen zu kaufenden Bücher und die zusätzlichen Gebühren zu kostspielig ist. Er ist arm (*pauperculus*) und kann sich kein einziges Buch leisten. Camillus bietet ihm an, die juristischen Bücher zu teilen, und will seine Eltern anschreiben, die ihm helfen werden. Bartoldus ist einverstanden und sieht sich für diese Großzügigkeit immer in Camillus' Schuld. Bartoldus' Problem war Willibald völlig unbekannt, denn er war alles andere als ein *pauperculus*. In Bezug auf die Bücher stellte Willibald das Gegenteil dar. Er profitierte nicht nur seit frühester Kindheit von des Vaters und Großvaters Sammelleidenschaft und ihrer außerordentlichen Gelehrsamkeit; sein Vater gab ihm auch konkrete Hinweise, welche Bücher er unbedingt erstehen musste, um den Vorlesungen angemessen folgen zu können: *emas – kaufe*, lautete der Optativ des Vaters. Ohne eigene Textvorlage hätte Willibald den Vorlesungen, in denen die Dozenten lediglich die Texte kommentierten und ausgelegten, kaum folgen können und die angemahnte Vorbereitung der nächsten Sitzung wäre unmöglich gewesen.[29] Der Vater wies den Sohn in seinen Verhaltensmaßregeln an, die ordentliche Vorlesung im weltlichen Recht zu besuchen und auch für diese das Buch zu erstehen. Den größten Teil des Studiums im weltlichen Recht machten der *Codex* Justinians, eine Sammlung kaiserlicher Konstitutionen aus der Zeit von Kaiser Hadrian bis zum Jahr 534, und die *Digesten*, eine umfangreiche Zusammenstellung von Auszügen aus Juristenschriften der klassischen Zeit der römischen Rechtswissenschaft, aus.[30] Letztere teilten sich wiederum in drei Teile, die in der Regel wie folgt aufgebaut waren: *Digestum vetus, Infortiatum, Digestum novum*. Die ordentliche Vormittagsvorlesung in Padua behandelte den *Codex* und das *Digestum vetus*, die ordentliche Nachmittagsvorlesung das *Infortiatum* und das *Digestum novum*.[31] Dies dürften die Vorlesungen gewesen sein, die Johann mit den ordentlichen meinte. Willibald sollte darüber hinaus die einführende Vorlesung über die *Institutionen* besuchen, ein Anfängerkurs im Rechtsstudium, und

[28] Zarncke, *Universitäten* (1857), S. 15–17: *Quid autumas in his esse comoediis utilitatis?*

[29] In Wien war statutarisch festgelegt, dass der Besuch einer Vorlesung ohne Text nicht auf die Studienzeit angerechnet und der Student somit nicht zur Promotion zugelassen wurde. Für die Wiener Statuten von 1389 vgl. Kink, *Statutenbuch* (1854), S. 132: *Statuimus, quod Scolaris non habens librum in Scolis qui legitur* [...], *non recipiat tempus suum de quo infra videlicet per quod audivisse tenetur antequam ad Gradum aliquem admittatur*. Grundsätzlich vgl. Burmeister, *Studium* (1974), S. 213.

[30] Vgl. grundsätzlich zu den Bestandteilen des *Corpus iuris civilis* und damit auch den Lehrfächern der mittelalterlichen Juristenfakultät Weimar, »Corpus iuris civilis« (1984) und Burmeister, *Studium* (1974), S. 101–137 sowie für die italienischen Universitäten der Renaissance Grendler, *Universities* (2002), S. 430–473.

[31] Vgl. ebd., S. 448.

entweder nur dieses Werk oder das sogenannte *volumen parvum* kaufen, das zusätzlich die letzten drei Bücher des *Codex* und die *Novellen* enthielt – die neuen Gesetze, die Kaiser Justinian nach Abschluss der Kodifikation erließ. Johann erinnerte sich des Ablaufs und der Inhalte des Jurastudiums und wusste, wie sein Sohn zielstrebig an das für seine späteren Aufgaben notwendige Wissen gelangen konnte. Sein frühzeitig erstandenes *Digestum vetus* führte Willibald immer mit sich, denn in diesem notierte er seine Ankunft und die weiteren Stationen seines Studienaufenthaltes in Italien: *Im Jahr 1489, am Tag des Heiligen Michael* [29. September], *brach ich in meiner Heimat auf und gelangte am 23. Oktober im Alter von 19 Jahren nach Padua*.[32] Willibald nahm Quartier, wie die kurze Notiz weiter berichtet, in der *contrada del Campion* – in der Straße, in der auch das *Collegium Tornacense* beheimatet war.[33] Dieses war 1363 von Petrus de Boateriis gestiftet worden, um sechs arme Kleriker beim Studium des kanonischen Rechts zu unterstützen.[34] Selbst wenn Willibald dort keine Vorlesungen hörte, er wohnte im Zentrum der Gelehrsamkeit. *Als er in Padua angelangt war, widmete er sich drei Jahre lang dem Studium des Römischen Rechts.*[35]

Von juristischen Büchern und ihren Werten

Johann riet seinem Sohn nicht nur, Bücher für seine Vorlesungen zu kaufen, sondern beauftragte ihn auch mit dem Kauf von antiker Literatur, die Willibald ihm nach Nürnberg schickte. Im Folgenden wird die ökonomische Dimension der Bücher untersucht. Es bedurfte außerordentlicher finanzieller Mittel, um hochwertige Drucke juristischer und antiker Literatur zu kaufen. Nicht das kulturelle Kapital, das Eck sich mit Hilfe der Bücher aneignete und in der ausgedehnten Beschreibung in seiner *Replica* zuschrieb, sondern das ökonomische, mit dem die Bücher beschafft werden konnten, soll in Willibalds Fall betrachtet werden.

Dass der Kauf von Büchern eine enorme finanzielle Belastung für die Studenten darstellte, wurde schon in Bartoldus' Aussage im *Manuale scholarium* deutlich – er besaß kein einziges. Auch andere Quellen zeugen von dem immensen Wert von Büchern. Immer wieder wurden in Universitätsstädten Rezesse und Verordnungen erlassen, die es den Stadtbürgern verboten, den Studenten Geld auf Bücher zu leihen.[36] Darüber hinaus zeugen die Korrespondenzen zwischen den in der Ferne studierenden Söhnen und ihren Vätern oft von der Verausgabung und dem Verschulden wegen der Kosten für Bücher. Willibald bat im ersten überlieferten Brief

---

[32] Thieme, »Corpus Juris« (1974), Abbildung nach S. 264: *Anno a nativitate domini MCCCLXXXVIIII in die sancti Michaelis exivi de patria et veni Paduam decimo kal. novembris natus decem et novem annorum* [...].

[33] Ebd., S. 262: *Steti in la contrada del Campion in societate domini Alberti de Curia, Valentini de Schwartz(enstein?),... de Neuenhaus, W... de Tanberg, Wolfga(ng) de Thor.*

[34] Vgl. zum Collegium Tornacense Denifle, *Entstehung* (1885), S. 289; zur contrada del Campion vgl. Saggiori, *Padova* (1972), S. 289.

[35] WP, Vita, S. 141: *Profectus igitur Paduam per triennium legibus operam dedit.*

[36] Vgl. den Freiheitsbrief der Universität Tübingen vom 09. Oktober 1477 bei Roth, *Urkunden* (1877), S. 36.

an seinen Vater (4. Mai 1491) um die Begleichung einer Schuld von 16 Dukaten und führte direkt im Anschluss die Bücherkäufe auf, die er im Auftrag des Vaters getätigt hatte – eine übliche Strategie, den Geldbedarf zu rechtfertigen. Im zweiten Brief, den Willibald nur zwei Monate später schrieb (12. Juli 1491), berichtete er ebenfalls von Bücherkäufen für seinen Vater und bat um die Begleichung einer weiteren Schuld von 10 Dukaten. Vater Wolfgang und Sohn Zeno Reichart thematisierten in ihrem Briefwechsel ebenfalls die Kosten für Bücher, die bereitwillig vom Vater übernommen wurden.[37] Wolfgang mahnte seinen in Tübingen studierenden Sohn Zeno jedoch in seinem Brief vom 21. Mai 1522, die Bücher zu benutzen und sie nicht *dem Staub, den Motten oder den Mäusen* zu überlassen.[38] Die konkreten Kosten der einzelnen Bücher zu bestimmen, ist schwierig, da breitere Untersuchungen bisher fehlen.[39] Willibalds Vater und Großvater hatten noch juristische Handschriften kaufen müssen, die im Pecien-System recht zügig produziert werden konnten.[40] Die Wiegendrucke verdrängten die Handschriften im Bereich der Jurisprudenz im Vergleich zu anderen Gebieten schnell und wurden bald erheblich günstiger als die Manuskripte.[41] Nichtsdestoweniger handelte es sich bei umfangreichen großformatigen Drucken um Luxusgüter, die nur von kaufkräftigen Kunden erworben werden konnten. Diese wussten die Buchdrucker, -verleger und -händler insbesondere bei den Käufern juristischer Werke, wie gelehrten Räten, Professoren, Adligen und kirchlichen Würdenträgern, so dass die Preise für diese Drucke verhältnismäßig hoch blieben.[42] Wenn Willibalds Vater von seinem Sohn besonders gut redigierte Ausgaben von bestimmten Druckern (zum Beispiel die des Aldus Manutius) verlangte, dann neben der besseren Redaktion auch als Prestigeobjekte.[43] Arno

---

[37] Ludwig (Hrsg.), *Vater* (1999).

[38] Ebd., S. 81: *Libri, quos emisti, bene placent, pecuniamque ad te ire curabo, triginta scilicet baccios. Nam totidem te habere Ianus Byschlagius in literis materno missis* [cd.: missas] *significat. Tu modo operam navabis, ne libros hosce nequicquam conciliaveris, quod tum faceres, si cum situ et blattis libros humi sub scabellis rixari sineres et mures vestros strigosos capere.*

[39] Vgl. Neddermeyer, »Werke« (2002), S. 653 mit Anm. 42: „Eine weitere systematische Suche in Bibliothekskatalogen und den Büchern selbst, in deren Einbänden recht oft Preise notiert sind, wäre sicherlich fruchtbar."

[40] Allerdings war die „Blütezeit" des Pecien-Systems, die es vom Ende des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts vor allem an den Universitäten in Paris und Bologna erlebte, zur Studienzeit von Willibalds Vater schon vorbei. Vgl. grundsätzlich zum Pecia-System Derolez, »Pecia« (1993) und Soetermeer, »Exemplar« (2002) sowie Bataillon (Hrsg.), *Production* (1988).

[41] Neddermeyer, »Werke« (2002), S. 658: „Bei einer gewissen Spannbreite kosteten 500 ‚normale' handgeschriebene Folioblätter 10 bis 20 rheinische Gulden. Für 15 Gulden bekam man vor 1490 fünf, weniger später wohl gar acht gleich große Drucke." Vgl. ebd. auch Tabelle 8b), der zufolge die 1494 in Mailand gedruckte *Lectura super Codice* des Albericus de Rosate bei über 500 Folia nur noch drei rheinische Gulden kostete (S. 656). Diagramm 4 (S. 671) zeigt, dass um 1460 besonders viele Manuskripte des Römischen Rechts produziert wurden, seit 1470 diese Produktion aber einbrach.

[42] Vgl. ebd., S. 664f.

[43] Vgl. zur Gleichzeitigkeit von Buchdruck und Handschriften grundsätzlich zuletzt den Forschungsüberblick von Mentzel-Reuters, »Nebeneinander« (2010).

Mentzel-Reuters relativierte zuletzt die Bedeutung des Buchdrucks bis zur frühen Goethezeit und bezeichnete ihn als einen „Produktionszweig für adlige und bürgerliche Eliten“.[44]

Aus Willibalds Briefwechsel geht in einem anderen Zusammenhang hervor, wie teuer zum Beispiel das *Corpus iuris civilis* war. Am 29. September 1506 fragte Lorenz Beheim, in Italien zum Doktor des Kirchenrechts promoviert und seit 1505 Kanoniker des Kollegiatstifts St. Stephan in Bamberg, bei Willibald brieflich an, wie teuer bei dem Nürnberger Buchhändler und -drucker Anton Koberger das *Digestum vetus et novum cum Codice, Volumine et Infortiato* aus der Presse des venezianischen Buchdruckers Baptista de Tortis sei. Auch nach dem Wert des *Speculator*, das heißt nach dem *Speculum iudicial*e des Wilhelm Duranti, fragte er.[45] Am 5. Oktober 1506 schrieb Lorenz Beheim erneut an Willibald: *Ich wundere mich darüber, wie viel Ketmer für die Bücher verlangt: 10 Gulden für das Corpus iuris civilis.*[46] Willibald hatte auf Beheims knapp eine Woche zuvor verfassten Brief geantwortet – wie die meisten anderen Briefe Willibalds ist auch dieser verloren – und berichtet, dass er bei dem Nürnberger Buchführer Heinrich Kepner die *Corpus iuris civilis*-Ausgabe des Baptista de Tortis für zehn Gulden besorgen konnte.[47] *Aber was wundere ich mich?*, fragte Beheim rhetorisch. *Er kann eben nicht anders als zum teuersten Preis verkaufen. Dabei weiß ich sicher, dass diese Ausgaben vor acht Jahren, als sie die aktuellsten waren – sie wurden nämlich 1494 und 1495 gedruckt – wenn überhaupt für 12 Gulden verkauft wurden. Und schon damals waren sie viel weniger wert. Falls du sie für acht besorgen kannst, nehme ich sie, wenn nicht, werde ich mich mit meinen Ausgaben begnügen. Ich habe das Digestum vetus und novum und den Codex für zweieinhalb Gulden gekauft – alle gebunden, rubriziert und mit Miniaturen sowie Schließen in den vier Winkeln versehen. Die Ausgabe ist aber bei Coburger* [d.i. Koberger, IT] *gedruckt, und sie schickt sich nicht mit meinen Augen, weil die Buchstaben so klein sind.*[48] *Wenn er* [Kepner das *Corpus iuris civilis* insgesamt, IT] *nicht für acht Gulden hergeben will, bringe in Erfahrung, wie viel er für das Infortatium und das Volumen von Tortis verlangt*.[49]

---

[44] Mentzel-Reuters, »Nebeneinander« (2010), S. 434.

[45] WP, BW, Bd. I, Nr. 127, S. 434f.: *Scias oro et rescribas, quanti possum habere ex domino Coburger Digestum vetus et novum cum Codice, Volumine et Infortiato dalla stampa de Tortis Venetiana, quia vellem emere. Item quanti valeat Speculator de Tortis.*

[46] WP, BW, Bd. I, Nr. 128, S. 435: *Miror de Ketmer, quod tantum postulat, puta 10 fl., pro Corpore iuris civilis.*

[47] Vgl. zum Buchführer Heinrich Kepner, um den es sich hier handelt, die Abbildung im Hausbuch der Landauerschen Zwölfbrüderstiftungen, Band 1, Bl. 31v, der zufolge Kepner am 06. August 1543 verstarb; vgl. http://www.nuernberger-hausbuecher.de/.

[48] Es handelt sich wahrscheinlich um die Ausgaben vom 22. November 1482 (*Digestum vetus*), GW 07662, vom 20. April 1483 (*Digestum novum*), GW 07708.

[49] WP, BW, Bd. I, Nr. 128, S. 435f. *Sed quid miror? Nescit enim nisi quam carissime vendere. Scio certissime, quod ante 8 annos, cum adhuc essent recentissimi illi libri – sunt enim stampati de anno 1494 et 1495 – venditi sunt nisi 12 fl. Et multo iam minus valent. Si posses facere pro 8 fl., caperem, si minus, pacientiam habebo cum meis. Emi enim Digestum vetus et Digestum novum ac Codicem, ligatos omnes et rubricatos sive miniatos cum suis clausuris in 4 angulis pro II ½ fl. Sed est stampa Coburger, quae iam oculis meis non congruit, cum caracteres sind minuti. Quod si noluerit dare pro 8 fl., fac intelligas, quantum postulet de Volumine et Inforciato de Tortis.*

So müßig es ist, die Summe in heutige Geldwerte umzurechnen, soll die Investition von acht Gulden, wie sie Beheim vorschwebte, zunächst im gelehrten Feld eingeordnet werden. Bei den Tübinger Juristen lag die jährliche Besoldung für die hierarchisch am niedrigsten stehende Lektur der *Institutiones* lange Zeit bei sehr geringen 30 Gulden.[50] Um diese zu bekleiden, musste der Dozent wenigstens das Lizenziat in beiden Rechten erworben haben, das seinerseits eine erhebliche finanzielle Ausgabe voraussetzte. Fast ein Drittel dieses universitären Jahresgehaltes hätte demnach der Kauf des *Corpus iuris civilis* beim Buchhändler Kepner gekostet. Die Lektoren der juristischen Fakultät verfügten zwar häufig über erhebliche Nebeneinkünfte wie Anwaltstätigkeiten und Gutachten, der Kauf des kompletten *Corpus iuris civilis* stellte trotzdem eine erhebliche Investition dar.[51] Kaum vorzustellen, dass ein „Fachstudent" diese Summe hätte erübrigen können, erst recht kein *pauper* wie der junge Kingsattler oder Bartoldus aus dem *Manuale scholarium*.[52] Um als *pauper* von den Gebühren befreit zu werden, musste der Scholar nachweisen, über maximal zwölf oder, wie später für Tübingen festgelegt, 16 Gulden im Jahr zu verfügen. Ein halbes Jahr hätte er von der für das *Corpus iuris civilis* aufzubringenden Summe leben können oder, besser gesagt, müssen.[53] Auch Lorenz Beheim bereitete die Differenz von zwei Gulden Kopfzerbrechen, obwohl er als Kanoniker und durch die Aufnahme einer Tätigkeit als Advokat, für die er die Bücher des weltlichen Rechts benötigte, über ein gutes Auskommen verfügte. Wenn man bedenkt, dass Beheim für zwei Gulden circa 1600 Eier hätte kaufen, einen Zimmermannsgesellen zwanzig Tage oder eine Haushälterin (zuzüglich Unterkunft und Verpflegung) vier Monate lang hätte anstellen können, wird deutlich, warum er seinen Freund Willibald so lange mit diesem Anliegen belästigte.[54] Vor dem Hintergrund dieser Preise nimmt es nicht wunder, dass die Pfleger von Kings Nachlass 1535 Bartholomäus Amantius, dem frisch in Ferrara promovierten Nachfolger Kings auf der Lektur der *iura nova*, insgesamt acht juristische Werke liehen, darunter das *Corpus iuris civilis*. Dabei war Amantius alles andere als ein *pauper* – doch dazu weiter unten mehr.[55] Am 24. Oktober 1506 bestätigte Beheim Willibald den Erhalt der juristischen Bücher.[56]

---

[50] Vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 60.

[51] Vgl. Neddermeyer, »Werke« (2002), S. 658.

[52] Vgl. zum Fachstudenten, der gezielt studiert, um nach der Promotion als gelehrter Rat oder Kleriker anzuheuern, Schwinges, »Student« (1993), S. 184f.

[53] Vgl. Schwinges, »Pauperes« (1981), S. 292.

[54] Im Juni 1500 zahlte der Nürnberger Baumeister Michael Beheim VII. seinen Zimmerleuten jeweils 24 Pfennig pro Tag; die Tagelöhne von Nürnberger Handlangern lagen darunter, bei 14–18 Pfennig vgl. Groebner, *Ökonomie* (1993), S. 119. Dies entspricht etwa den sechs Kreuzern als Tageslohn für Wiener Zimmergesellen oder den 3–5 Kreuzern der Tagelöhner in den Jahren 1482 und 1522, die Krieg, *Materialien* (1953), S. 15–22 angibt. Vgl. grundsätzlich Dirlmeier, *Untersuchungen* (1978), S. 91–93, z. B. zu den Gesindelöhnen bei der Familie der Tucher in Nürnberg von 1507–1517.

[55] S. u. Kapitel 6.2.

[56] WP, BW, Bd. I, Nr. 131, S. 446. Die Ausgaben waren allerdings nicht makellos, wie Beheim in einem weiteren Brief vom 5. November 1506 (Nr. 133) thematisierte. Im März 1507 warf Beheim

Handschrift

Lorenz Beheim hatte hinsichtlich des *Corpus iuris civilis* besondere Bedürfnisse, denn der fast Fünfzigjährige litt unter Altersweitsichtigkeit und benötigte ein möglichst großes und klares Schriftbild.[57] Beheim klagte über dasselbe Problem, über das sich schon Francesco Petrarca und Coluccio Salutati – beide über sechzigjährig – in Bezug auf die Manuskripte ihrer Zeit beschwert hatten.[58] In jener Zeit traten zum kleinen Schriftbild übermäßige Verzierungen der Buchstaben hinzu, so dass Petrarca gegenüber Boccaccio klagte, die Schreiber hielten sich wohl für Maler. Die nachlassende Sehkraft des Coluccio Salutati sei der Anlass für die Reform der Schrift gewesen, so Berthold Louis Ullman.[59] Um 1400 sei es einfacher gewesen, die Schrift zu wechseln als die Brille. Ullman stellt jedoch fest, dass die Sehschwäche freilich nicht der einzige Grund gewesen sei. Es steckte mehr hinter dem Schriftwechsel der Humanisten, hinter der Absage an die gotische Minuskel, als die bessere Lesbarkeit. Humanisten wie Petrarca und Coluccio Salutati suchten nach alten Texten, weil sie diese weniger korrumpiert glaubten als die Abschriften aus dem Mittelalter.[60] So scheint es nur konsequent, dass sie auch durch eine andere Schrift den Unterschied des neuen Zeitalters zum Mittelalter deutlich machen wollten. Die humanistische Kursive war „ein äußeres Zeichen der neuen Bildung und dem Latein vorbehalten“.[61] In diesem Zeichen der neuen Bildung ist der Grund dafür zu suchen, dass Willibald schon in seiner Jugend eine so ausgeprägte humanistische Kursive schrieb.[62] Abgesehen davon, dass er mit einer Sehbehinderung kaum mit solch spitzer Feder eine so kleine und filigrane humanistische Kursive mit hohem ästhetischem Anspruch hätte schreiben können wie in den beiden frühen autographen Briefen aus Padua an seinen Vater.[63]

Willibald vor, dass dieser ihm zwar die Bücher besorgt, sie aber nicht auf ihre Vollständigkeit und Qualität geprüft habe. Dieser Vorwurf verärgerte Willibald. Vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 155 und 156 (S. 503–506). Um Bücher wurde Willibald später sogar von Friefrich dem Weisen angefragt; vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 318, 321, 322.

[57] Reicke ist zuzustimmen, dass das Schriftbild bei Koberger wenigstens nicht kleiner ist als das bei Tortis, weshalb Beheims Anliegen seltsam erscheint. Im Gegenteil Koberger druckte im eigentlichen Text erheblich weniger Zeichen als Tortis pro Seite, so dass die Ausgabe von Koberger fast 50 Blätter mehr umfasst; auch die Schrifttype ist fast identisch. Vgl. die Nummern 7662 (Koberger) 7671 (Torti) im Gesamtkatalog der Wiegendrucke.

[58] Vgl. die Beispiele bei Ullman, *Origin* (1974), S. 12–14.

[59] Ebd., S. 15: „So we may say that presbyopia started the reform of handwriting.“

[60] Vgl. Ullman, *Origin* (1974) und Greenblatt, *Wende* (2012), S. 42.

[61] Bischoff, *Paläographie* (2009), S. 201.

[62] Vgl. grundsätzlich Ullman, *Origin* (1974) und Frenz, »Eindringen I« (1973) sowie Frenz, »Eindringen II« (1974) und Bischoff, *Paläographie* (2009), S. 195–201. Zur Problematik, wie diese Schriftart richtigerweise zu bezeichnen sei, vgl. zuletzt Wagendorfer, *Schrift* (2008), S. 22–24, dem ich mich anschließe: Die Bezeichnung *cancelleresca italica* erscheint auch für die Beschreibung von Willibald Pirckheimers Hand unpassend, da es sich nicht um Kanzleischrifttum handelt, sondern meist um Briefe. Die Buchstaben sind im Gegensatz zur Minuskel meist verbunden und erfüllen somit auch dieses Kriterium der Kursive.

[63] SBN, PP, Nr. 15 und 16.

Im Gegensatz zu den meisten anderen überlieferten Briefen aus Willibalds Hand handelt es sich hier um Reinschriften, die auf den kleinformatigen Blättern in beeindruckender Weise ohne eine einzige Unsauberkeit, geschweige denn eine Streichung auskommen. Dabei erfüllt Willibalds Handschrift alle Kriterien dieser Schrift, sie entspricht geradezu der des Niccolò Niccoli, ihrem Erfinder: „The most striking characteristics of Niccoli's writing are his *g*, final *s*, *ct* and *et* ligatures. The lower part of the *g* is large and often irregular, *ct* has a sweeping connecting stroke, *et* is tall."[64] Willibald vermied jegliche Schlaufen in den Oberlängen, die für die gotische Kursive typisch sind, gelegentlich ist wie bei Niccoli ein kleiner Anstrich an den Spitzen der Oberlängen von *b*, *d*, *h* und *l* zu erkennen.[65] Im Gegensatz zum geraden Schluss-*s* der humanistischen Minuskel und Niccolis Kursive verwendete Willibald ausschließlich das runde, was durchaus üblich war. Dabei reicht es, genau wie das *f* zum Teil unter die Zeile. Hinzu tritt noch eine Besonderheit der humanistischen Orthographie: Im Gegensatz zur mittelalterlichen Schreibweise *michi* oder *nichil* verwendete Willibald konsequent die Formen *mihi* und *nihil*.

In der besonderen Ausprägung der humanistischen Kursive schon in so jungen Jahren, fanden der Einfluss Italiens und das Erbe seines Vaters ihren Niederschlag. Sie war in Deutschland erst „bei Gelehrten der Generation Reuchlins, des Sebastian Brant und des Erasmus heimisch" geworden.[66] Dieter Wuttke betont in Zusammenhang mit Dürers Selbstbildnis aus dem Jahr 1500, dass man selbst zu diesem Zeitpunkt die „Humanistenschrift in Deutschland noch kaum lernen" konnte.[67] Zwar handelt es sich bei der von Dürer zur Beschreibung seines Selbstzeugnisses verwendeten Schrift um eine Buchschrift, doch Wuttkes programmatische These kann an dieser Stelle aufgenommen werden: „Allein die Wahl der Schriftart wurde damit zum Signal [...]."[68] Sie etablierte sich erst mit Willibalds Zeitgenossen im Reich, mit der zweiten Generation von Humanisten nördlich der Alpen, der von Lewis Spitz sogenannten „high generation".[69]

Willibalds Vater (geb. 1439) gehörte so wie Rudolf Agricola (geb. 1443/4) zur ersten Generation von Humanisten im Reich. Er führte, nicht zuletzt inspiriert durch seinen eigenen Vater, die *studia humanitatis* endgültig in seiner Familie ein und gab zumindest die Ansätze der humanistischen Kursive an seinen Sohn weiter. Die Abschriften und Glossierungen im Arundel-Manuskript 193 zeugen von den unterschiedlichen Ausprägungen der Handschriften. Johann hatte schon von 1455

[64] Ullman, *Origin* (1974), S. 61f.; und dort insbesondere die Abb. 29 und 30. „I have said that Niccoli's humanistic cursive was the kind of script that developed into Aldus' italic type. Until earlier examples are discovered we can give Niccoli credit for inventing this script." Die *et*-Ligatur ist besonders deutlich in Willibalds frühen Aufzeichnungen über seine Ankunft in Padua in seinem *Digestum vetus* abgebildet bei Thieme, »Corpus Juris« (1974), ggüb. S. 264.

[65] Vgl. auch Frenz, »Eindringen I« (1973, S. 336.

[66] Bischoff, *Paläographie* (2009), S. 201.

[67] Wuttke, *Warburg* (1979), S. 16.

[68] Ebd.

[69] Spitz, »Generation« (1967), S. 106 und Spitz, »Humanism« (1990), S. 208.

bis 1457, noch bevor er nach Italien zum Studium aufgebrochen war, Vergils *Bucolica*, *Georgica* und *Aeneis* eigenhändig abgeschrieben und interlinear wie marginal glossiert.[70] Seine Buchschrift weist zwar noch Charakteristika der gotischen Minuskel auf, es finden sich jedoch schon erstaunlich viele humanistische Kennzeichen: Brechungen und Schlaufenbildungen an den Schäften wurden in der Minuskel fast immer vermieden, *n* und *m* sind deutlich ausgeprägt, *h* steht auf der Linie und selbst das *g* zeigt deutlich humanistisches Gepräge, das Schluss-*s* ist immer lang und selbst die *ct*-Ligatur führte Johann bereits aus.

Nicht alle, die sich selbst als Humanisten wähnten oder ihnen zugerechnet wurden und werden, taten dies mit derselben Konsequenz wie Willibald, der auch die Schrift habitualisiert hatte.[71] Bei den Briefen an seinen Vater handelt es sich zwar um besonders saubere und außerordentlich filigrane Ausführungen der humanistischen Kursive, die in dieser Ausgestaltung wahrscheinlich noch nicht verkörperlicht waren. Willibalds spätere lateinische Handschriften zeigen jedoch, dass er selbst in den flüchtigsten Konzepten diese formvollendete humanistische Kursive schrieb. In Italien ging ihm diese Schrift in Fleisch und Blut über, er verwendete sie später automatisch, sobald er ein lateinisches Wort zu Papier brachte.[72] Über die Habitualisierung, so wie Niccolò Niccoli zu schreiben, partizipierte er in besonderer Weise an einer humanistischen Identität. Warum diese Beobachtung für genau diese Generation so aussagekräftig ist, wird der Vergleich mit Johannes Eck erweisen, doch zunächst zurück zu Pirckheimers weiterem Studienverlauf.

Padua oder Pavia?

Die Schrift bietet folglich das Beispiel par excellence für Willibalds Interesse und Begeisterung für die *studia humanitatis*, deren Bedeutung für sein Leben er auch in seiner *Vita* für diesen Zeitraum besonders hervorhob. Umso betrübter muss er gewesen sein, als sein Vater ihn ermahnte, sich stärker dem Studium der Rechtswissenschaften zu widmen und vom Studium der griechischen Literatur abzulassen. Doch damit nicht genug, Willibald wurde von seinem Vater aufgefordert, Padua zu verlassen und in Pavia dem Studium der Rechte nachzugehen: *So wurde er gezwungen* [diese Studien] *aufzugeben und verließ gegen seinen Willen Padua. Nachdem er in Pavia angelangt war, wo Jason de Maino und Lancellottus Decius mit gewaltigem Zulauf das weltliche Recht lehrten, widmete er sich dort fast vier Jahre lang allein dem weltlichen Recht, während er alle*

---

[70] Vgl. BL, *Arundel 193*.

[71] Bischoff, *Paläographie* (2009), S. 201: „Jedoch schrieben noch nach der Jahrhundertwende ausgesprochen humanistisch gerichtete Persönlichkeiten wie der 1471 geborene Mutian das Latein in einer deutschen Schulkursive. Luthers frühe Lateinschrift war gemischt." Vgl. Steinmann, »Schrift« (1976) und Spilling, »Handschriften« (1988). Für Mutians Hand, die häufig noch das unziale *d*, ein ins Unterband reichendes *h* etc. aufweist, vgl. Mentz, *Handschriften* (1912), Tafel 2, Abb. 2.

[72] S. u. Kapitel 6.3.

anderen Studien aufgegeben hatte.[73] In seinem *Digestum vetus* vermerkte Willibald: *Im Jahr 1492, in den Iden des September* [13. September] *verließ ich Padua und langte an den 15. Kalenden des selben Monats* [17. September] *in Pavia an*.[74] Wiederum legte der Vater dem mittlerweile 21-jährigen Sohn nahe, was besser für ihn und seine Zukunft sei. Der erste Satz mutet so an, als habe Johann seinem Sohn – wie zuvor beim Entschluss, ihn nach Italien zum Studium zu schicken – argumentativ auseinandergesetzt, welches das richtige Studienfach für ihn sei, und Willibald diesem dann zugestimmt. Im folgenden Satz machte Willibald jedoch deutlich, dass die Entscheidung nicht von ihm mitgetragen, sondern einzig vom Vater getroffen worden war. Willibald beugte sich seinem Vater.

Wie unterschiedlich die Meinungen der transalpinen Studenten in Bezug auf die Vor- und Nachteile von Pavia und Padua ausfielen, zeigen Briefe, die aus der Sicht der vorhergehenden Generation von Nürnberger Patriziern an italienischen Hochschulen berichteten. Sixtus Tucher (1459–1507), der spätere Professor für Kirchenrecht an der Universität Ingolstadt, verglich Padua und Pavia in einem Brief vom 1. Januar 1502 an seinen ehemaligen Schüler Anton Kreß, mit dem auch Willibald über die Wahl des Studienorts diskutieren sollte.[75] Tucher war zwar nach Pavia gewechselt, er betonte jedoch, dass ihm das Studium in Padua besser gefallen hatte, denn dort hatte ein größerer Studienernst unter den Studenten geherrscht. Allein

---

[73] WP, Vita, S. 142 und BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 21v: *Desistere igitur coactus ob animi indignationem Paduam dereliquit ac Ticinum *se contulit* profectus, ubi tum Jason Mainus et Lancelotus Decius cum ingenti concursu leges profitebantur*. *…* über der Zeile nachgetragen. Wenn Reicke das Originalmanuskript konsultiert hätte, wären seine komplizierte Recherche und aufwendige Argumentation nicht notwendig gewesen, denn im Manuskript steht eindeutig *Lancelotus decius* – der Abschreiber, dessen Abschrift auch Rück nur zur Verfügung stand, hatte also den Fehler begangen; vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 3 mit Anm. 1, S. 22–23.

[74] Thieme, »Corpus Juris« (1974), S. 262: *Anno domini 1492 idibus septembres discessi a Padua venique Ticinum 17. kal. eiusdem mensis* [...]. Auf diese Weise transkribiert Thieme und Holzberg übernimmt ungeprüft. Allerdings macht die Auflösung dieser Datierung wenig Sinn, ja schon die Datierung Pirckheimers muss streng genommen falsch sein, denn die 17. Kalenden des September (wenn man *eiusdem* als des selben liest) würden den 16. August bedeuten, er wäre also früher angekommen als abgereist oder hätte fast ein ganzes Jahr für die Reise benötigt. Tatsächlich liegt es nahe, Willibald selbst diesen Datierungsfehler zu unterstellen, denn auch am Ende seines einzigen aus Pavia überlieferten Briefes, muss er mit den neunten Kalenden des November (*nono Kl. Novembris anno domini 1494*) die des Dezember meinen, wie Reicke betont, vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 3 mit Anm. 46, S. 25. Wenn Thieme also deutet, dass Willibald die 17. Kalenden des Oktober meinte, so ergäbe dies allerdings den 15. September für die Umrechnung, nicht den 16. Innerhalb von zwei Tagen 240 Kilometer zurückzulegen, ist aber selbst für ein gutes Reitpferd ohne Gepäck in dieser Zeit kaum denkbar, geschweige denn für eine mit Folianten und Kleidung beladene Kutsche. Liest man statt 17 aber 15 und bezieht die Kalenden weiter auf den Oktober, so ergäbe sich der 17. September, was Willibald immerhin fünf Reisetage einräumen und noch immer ein stolzes Tagespensum darstellen würde. Vgl. Ohler, »Reisen« (1995), der Reitern „unter günstigen Bedingungen“ (!) pro Tag ein Pensum von maximal 60 Kilometern zutraut.

[75] Vgl. zu Anton Kreß (1478–1513), dem späteren Propst von St. Lorenz in Nürnberg und dem schon 1515 von Christoph Scheurl eine Biographie zuteilwurde, Merzbacher, »Kreß« (1971); zu Sixtus Tucher nun Landois, *Gelehrtentum* (2014).

der Lebensstil, insbesondere der Kleiderluxus, war extrem kostspielig. In Pavia war zwar der Lebensunterhalt billiger, auf der anderen Seite herrschten hier Zügellosigkeit, ja Räuberei und Totschlag, woran auch deutsche Studenten beteiligt waren.[76] Agostino Sottili resümiert 500 Jahre später, dass der Humanismus in Pavia zumindest in den 1470er Jahren keine überragende Rolle spielte, sondern Pavia vor allem eine Hochschule für Juristen war.[77] Darum jedoch ging es Willibalds Vater, als er den Griechischstudien seines Sohnes Einhalt gebot und ihn gänzlich auf das Rechtsstudium verpflichtete.

Willibald wäre, so urteilte er über 30 Jahre nach seinem Studienaufenthalt in Italien, lieber in Padua geblieben, so wie die meisten Söhne aus Nürnberger Rats- und Patriziergeschlechtern Padua als Studienort bevorzugten.[78] Die Handelsbeziehungen zwischen Nürnberg und Venedig, unter dessen Herrschaft Padua seit 1405 stand, legten diese Wahl nahe. Wenn Sottilis und Walthers Beobachtung stimmt, dass Pavia besonders stark von Adligen frequentiert wurde, so dürfte Willibald sich auch in diesen Kreisen dank seines zweijährigen Aufenthaltes beim Bischof von Eichstätt zu bewegen gewusst haben – warum also das negative Urteil über Pavia? Die Qualität der humanistischen Studien in Padua dürfte in Willibalds Erinnerung den am schwersten wiegenden Grund dargestellt haben. Was wäre Willibald anderes übriggeblieben, als sich dem Vater unterzuordnen? Er versorgte den Sohn regelmäßig mit üppigen Geldbeträgen und ermöglichte ihm das Studium in Italien. Willibalds Briefe geben wenig Aufschluss über seinen konkreten Geldbedarf. Neben der Bitte um Geld und das Begleichen seiner Schulden bei den Verwandten, bat Willibald seinen Vater zusätzlich um Stoff für Hemden mit der ausdrücklichen Begründung, dass der in Padua so teuer sei.[79] Erst für Ende 1494 ist ein Brief aus Pavia überliefert, in dem Willibald seinen Vater um die Begleichung einer Schuld von 200 Mailänder Pfund bat, die ihm ein Mitarbeiter aus der Handelsgesellschaft des Peter von Watt geliehen hatte.[80] Mit dieser Bitte versiegen die Quellen, die tagesaktuell Aufschluss über Willibalds tatsächlichen Geldbedarf während seiner Studienzeit bieten. In seinen Notizen im *Digestum vetus* notierte er zwar, wie viel Geld sein Vater ihm in jedem Jahr von 1489 bis 1493 zur Verfügung gestellt hatte, er tilgte die Zahlen allerdings so vehement, indem er sie dick mit Tinte übermalte,

[76] Vgl. Walther, »Pavia« (2008), S. 275f. und Sottili, »Nürnberger« (1991).
[77] Vgl. Sottili, »Juristen« (1999), S. 217.
[78] Vgl. Walther, »Pavia« (2008), S. 272 mit weiterführender Literatur in Anm. 25 und Sottili, »Nürnberger« (1991). Jedoch hinkt Sottilis Argument (ebd., S. 64), wenn er ausgerechnet Willibald Pirckheimer zur Bestätigung seiner These ins Feld führt, der genauso lange in Pavia wie in Padua studiert hatte.
[79] WP, BW, Bd. I, Nr. 2, S. 13.
[80] WP, BW, Bd. I, Nr. 3, S. 22.

dass sie heute unlesbar sind. Willibald war daran gelegen, die Summen geheim zu halten – warum bliebe Spekulation.[81]

Anhand von Willibalds Aufzeichnungen im *Digestum vetus* hat Thieme Willibalds Behauptung in seiner *Vita* widerlegt, dass er vor allem mit Italienern Umgang gepflegt habe. Die Namen, die Willibald in seinen tagebuchartigen Notizen nannte, zeugen von einem anderen Bild: Valentin von Schwartzenstein, Wolfgang von Thor, Wolfgang von Tanberg, Christoph von Isenstein und Hieronymus Holzschuher. Willibald pflegte darüber hinaus Umgang mit *Albertus de Curia*, dem Sohn Herzog Albrechts IV. von Bayern. Er berichtete am 12. Juli 1491 seinem Vater, dass dieser Albert ein *aalglatter Kerl* sei, der den Doktoren und Studenten im Falle seiner Wahl zum Rektor viel versprochen hatte. Nachdem sie ihm ihr Vertrauen ausgesprochen hatten und das Semester fortgeschritten war, hielt er jedoch nur wenige seiner Versprechungen. Albert hatte alle getäuscht.[82] Diese Klage passt zu Willibalds Aussagen über das Verhalten seiner Landsleute in Italien. In seiner *Vita* betonte er seine Abneigung gegen die *Sitten der Deutschen, ihre Spiele, ihre Trinkgelage, ihr Bechern und ihren unbescheidenen Aufwand*. War diese Häme nur Teil der Inszenierungsstrategie in seiner *Vita*? Neben dem späteren Nürnberger Bürgermeister Hieronymus Holzschuher, der zuvor schon in Ingolstadt studiert hatte, und dessen Gesellschaft Willibald im Jahr 1491 in Padua suchte, hatte Willibald in den zwei Jahren zuvor auch Umgang mit Wolfgang Tannberg (1471–1531).[83]

Erst in Pavia wohnte Willibald bei einem Italiener – dem Rechtsprofessor Prothasius Bozzoli. Willibald vermerkte, wie für Padua, wo in der Stadt er sich niederließ: *in der Gegend der fünf Wege, gegenüber Sankt Christophorus*.[84] Was sich hinter der Region der fünf Wege verbirgt, lässt sich nicht eindeutig erschließen, die Kirche St. Christophorus war das Zisterzienserkloster San Cristoforo, das 1221 gegründet wurde und nur wenige Gehminuten von den universitären Zentren entfernt lag. Zu Bozzoli pflegte Willibald auch später noch regen Kontakt, was allerdings nur indirekt erschlossen werden kann. Im Briefwechsel der Jahre 1501 bis 1503 mit seinem Freund Anton Kreß, der zu dieser Zeit bei dem Rechtsprofessor in Pavia Quartier genommen hatte, schrieb Willibald regelmäßig von ihrem *dominus Prothasius*.[85] Am

---

[81] Vgl. Thieme, »Corpus Juris« (1974), S. 262 und Abbildung nach 264. *1489: Et isto anno pater dedit... florenos renenses./1490: Pater isto anno dedit... aureos, quos ducatos vocant./1491: et illo anno habui a patre... ducatos./1492: et isto anno habui a patre... ducatos./1493: et eo anno habui a patre…*

[82] Ebd. und WP, BW, Bd. I, Nr. 1, S. 13: *Est homo levis. Multa rotulo praeterito tam doctoribus quam scholaribus etiam fide data promisit, pauca servavit. Omnibus ludibrio est.*

[83] Zu Hieronymus Holzschuher vgl. zuletzt Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 580f.; Tanberg scheint in Willibalds Briefwechsel mehrfach auf: in einem Brief wandte Willibald sich an Tannberg (Nr. 624), Tannberg schrieb Willibald fünf Mal (Nr. 763, 828, 866, 1041, 1328).

[84] Thieme, »Corpus Juris« (1974), S. 262: *in regione quinque viarum ex opposito sancti Cristoferi.*

[85] Willibald redete ihn immer als Verwandten (*affini/cognato*) an – Anton Kreß war genau wie Willibald der Sohn einer Löffelholz; vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 6, 40, 43, 44, 50, 55, 57. Allein in seinem Brief im Sommer 1504 (Nr. 64) änderte sich die Anrede in *Clarissime vir*, da Kreß nun Propst von St. Lorenz in Nürnberg geworden war (am 11. 4. 1504). Vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 64 mit Anm. 2, S. 214.

19. Dezember berichtete er Kreß verwundert und missmutig, dass er an *dominum Prothasium* schon häufig geschrieben habe, dieser aber niemals antworte, so dass er glaube, die Briefe erreichten ihn nicht. Kreß solle nachfragen, was mit den Briefen geschehen sei. Wenn Prothasius bestreite, jemals Briefe von Willibald erhalten zu haben, was dieser glaube, so fragt sich Willibald, wie seine Briefe zwar Kreß, aber nicht Prothasius erreichten, obgleich sie doch beide in Pavia weilten und die Briefe zusammengebunden verschickt worden seien. Willibald scheint trotz der ausbleibenden Antworten viel an der Freundschaft mit seinem Lehrer gelegen zu haben, denn Kreß sollte ihn und seine gesamte Familie grüßen. In jenem Brief an ihren Lehrer, so Willibald weiter, habe er unter anderem geschrieben, dass, wenn Prothasius einen seiner Söhne aus Angst vor der Pest oder irgendetwas anderem zu Willibald schicken wolle, er diesen wie seinen eigenen Sohn behandeln wolle.[86] Ende Januar 1503 bat Willibald Anton Kreß um eine Zeichnung vom Wappen des Professors, da er ihm ein Kleinod mit einer Gravur seines Wappens schenken wollte.[87] Er hatte offenbar eine angenehme Zeit bei Prothasius in Pavia verbracht. Wie sonst sind seine Bemühungen um den ehemaligen Lehrer und Gastfreund zu erklären, der niemals antwortete? Am 29. Februar 1504 bat Prothasius seinen Schüler Kreß, in Nürnberg Willibald, seinen Gevatter zu grüßen, von dem er bisher noch keine Antwortschreiben erhalten habe. Warum Willibald nicht antworte, wisse Prothasius nicht. *Die Zeit gleitet so schnell dahin, dass Willibald sich meiner wohl nicht mehr erinnert*. Er hoffe, dass es Willibald gut gehe.[88] Reicke wundert sich, dass Willibald in diesem Brief an Kreß von Prothasius als Gevatter bezeichnet wurde und fragt, ob Willibald tatsächlich Pate von Prothasius' Kind gewesen sein könnte.[89] Die Überlegung liegt auf der Hand, denn Willibald bemühte sich sehr um die Familie seines Lehrers. Er bot sogar an, einen von dessen Söhnen aufzunehmen und ihn wie seinen eigenen zu behandeln. Es ist durchaus möglich, dass Willibald, als er in Pavia weilte, Taufpate zu einem von Bozzolis Kindern wurde. Dass Willibald als vermögender Student des weltlichen Rechts in Pavia ein standesgemäßer Pate war, dürfte auch seinem Lehrer bewusst gewesen sein.[90]

[86] WP, BW, Bd. I, Nr. 44, S. 141: *Scripsi saepius ad dominum Prothasium, nil tamen rescribit; ut puto, literae ad eum non pervenerunt. Quapropter velim interoges negotiorum gestores Petri de Bat, quid de literis actum sit, et, si negabunt, ut puto, nullas literas ad eos pervenisse, sciscitator, quid de illis literis actum sit, quas ad te scripseram, cum te adhuc Papiae morari crederem, quas certissime scio ad eos pervenisse, quibus domini Prothasii alligatae fuerunt. Scripsissem iam ad eum, sed adeo repentina discessio nunccii fuit, ut vix literas ad te dare potui* [sic], *quod ex stili qualitate discernes. Salutes ideo dominum Prothasium nomine meo ac totam familiam. Scripsi inter cetera ad eum, quod, si aliquem ex filiis haberet, cui propter pestem vel aliquid aliud timeret, ut eum ad me mitteret, quia eum tractare veIlem tanquam proprium filium, quod adhuc cupio.*

[87] WP, BW, Bd. I, Nr. 57, S.190.

[88] WP, BW, Bd. I, Nr. 44 mit Anm. 16, S. 143f.: *Super omnia me domino Bilibaldo, compatri carissimo, commendes, a quo responsivas literas habere hactenus non promerui. Unde id eveniat, ignoro, nam vix labitur dies, quin ipsius memor sim cupiamque illi bene esse.*

[89] Vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 44 mit Anm. 16, S. 144.

[90] Verifizierbar ist dies nicht, da so gut wie keine Hinweise auf Prothasius Bozzoli und seine Familienverhältnisse überliefert sind. Bozzoli hielt nur bis 1490 morgens die außerordentliche Vorle-

So sehr er an seinem Gastfreund und Lehrer hing, so sehr hatte Willibald, genau wie einst Sixtus Tucher, das Studium in Padua dem in Pavia vorgezogen. Am 19. Juli 1501 antwortete er dem vor der Pest nach Padua geflüchteten Anton Kreß, der das Studium in Pavia dem in Padua vorzog, dass er ihm ganz und gar nicht zustimmen könne: *Die Paduaner sind viel kultivierter und geschmackvoller als die Einwohner Pavias, was Sitten, Lebensweise, Kleidung, Sprache und andere Bräuche betrifft. Über die Doktoren, die nun die Vorlesungen halten, kann ich zwar nichts sagen, immer jedoch pflegten außergewöhnliche Männer dieser Hochschule vorzustehen. Weiterhin spricht für Padua, dass dort schon lange die gelehrteren Männer die humanistischen Studien unterrichteten.* Willibald glaubte, dass die Stadt Padua aus diesen Gründen seinem Freund Anton gefallen würde.[91] Das letzte Argument verweist wiederum ausdrücklich auf Willibalds italienisches Interessenobjekt, auf die *studia humanitatis* und die Lerninhalte, die er mit seinem Wegzug aus Padua aufgeben musste. Dass Willibald diese Zeilen im Juli 1501 so schreiben konnte, ist auch dem Umstand geschuldet, dass sein Vater zwei Monate zuvor verstorben war und Willibald die Möglichkeit und einen Anlass hatte, sich mit den von diesem oktroyierten Passagen und Entscheidungen auseinanderzusetzen. Bevor er die nächste zentrale Passage in seinem Leben durchlief, ist auf Willibalds Studieninhalte einzugehen.[92]

Für seinen Vater Johann stand außer Frage, dass die humanistischen Studien, zu denen er seinen Sohn aufgefordert hatte, diesem in rhetorischer und politischer Hinsicht von Nutzen sein würden. Dass der Vater ihn nun zwang, vom Studium des Griechischen abzulassen, widerspricht dieser Aufforderung allerdings nicht. Die *studia humanitatis* dürften dem Vater für Willibalds zukünftige Laufbahn bald nicht mehr zielführend erschienen sein, denn die sah der Vater schon seit langem im Nürnberger Rat und dort waren Kenntnisse im römischen Recht noch ein äußerst lukratives Alleinstellungsmerkmal. Willibald deckte sich in Italien mit klassischer Literatur ein und bat später seine in Italien weilenden Freunde immer wieder um Drucke antiker Texte. Wie Niklas Holzberg herausarbeitete, stellte Willibald diese Bibliothek antiker Autoren nicht aus purer Bibliophilie zusammen. Er war kein Büchernarr, sondern legte damit den „wichtigen Grundstein [...] für ein sorgfältiges Selbststudium".[93]

---

sung im römischen Recht bei einer vergleichsweise geringen Besoldung von 30 Goldgulden. Er war an einer Ausgabe *Super usibus feudorum et commentum super pace Constantiae* aus dem Jahr 1490 beteiligt. Vgl. zu Prothasius Bozzoli Sottili, »Sunt« (1997), S. 1760.

[91] WP, BW, Bd. I, Nr. 40, S. 122: *Quod vero de studio Ticinensi ac Patavino scribis Papienseque praefers, minime tibi assentior. Nam multum civiliores ornatioresque Patavini Papiensibus sunt moribus, victu, vestitu, lingua ceterisque institutis, quamvis non inficior omnia meliori foro esse Papiae quam Paduae. De doctoribus, qui legant, ignoro; solent tamen egregii semper praeesse huic gymnasio viri. Adde, quod longe doctiores viri ibi sunt, qui humanitatem profitentur, et, ut reor, tandem tibi placebit Patavina civitas*. Vgl. dort auch Anm. 7, in der beschrieben wird, dass Sixt Tucher ein ähnlich schlechtes Urteil über Pavia fällte; vgl. zuletzt Landois, *Gelehrtentum* (2014), S. 60f.

[92] Vgl. grundsätzlich Holzberg, *Willibald* (1981).

[93] Ebd., S. 44.

Neben den humanistischen Interessen gibt es ebenfalls Hinweise auf die juristischen Vorlesungen, die Willibald von 1489 bis 1492 in Padua besuchte. Wie sein Vater es ihm aufgetragen hatte, hörte er die ordentliche Vorlesung im römischen Recht, nämlich seit 1490 über die *Digesten* bei Johannes Zacharias Campeggi (1448–1511). Campeggi, der Vater des berühmten Kardinal Lorenzo, war seit 1483 Ordinarius für römisches Recht in Padua bei einer Bezahlung von anfangs 450 Dukaten pro Jahr, die sich kontinuierlich auf 1500 Dukaten steigerte. Er war ein Star unter den Rechtslehrern seiner Zeit.[94] Die nachmittägliche Vorlesung zum *Digestum novum* und *Infortiatum* hörte Willibald entweder bei Michele Miliaria oder Antonio Orsati, denn sie hielten die zeitlich konkurrierenden Vorlesungen zu diesen Teilen des *Corpus iuris civilis*.[95] Aus Willibalds annotierten Exemplaren des *Corpus iuris civilis* geht hervor, dass er die vom Vater empfohlenen Vorlesungen tatsächlich besuchte. Insbesondere der Band zur Einführungsvorlesung, den *Institutionen*, ist stark annotiert, während die Glossierungen in den anderen vier Bänden abnehmen.[96] Ein Brief von Willibald an seinen Vater gibt einen Hinweis darauf, für welche juristischen Vorlesungen er sich interessierte. Am 12. Juli 1491 schrieb er aus Padua, dass zwei Vorlesungen über die Institutionen, zwei über das Lehensrecht, die *Libri feudorum*, drei über das Dekret und die *lectura universitatis* sowie die Vorlesung zur *ars notaria* durch den Senat Venedigs aufgehoben worden seien.[97] Der Rektor der Universität unternahm nichts gegen diese Einsparungen.[98] Es handelte sich um den oben erwähnten Albert von Bayern, jenen *homo levis*, der viel versprochen, aber nichts gehalten und auch in dieser Angelegenheit nichts unternommen hatte, was ihm nicht nur von Willibald als unwürdiges Verhalten ausgelegt wurde. Offenbar hatte Johann sich besorgt, dass Willibald gegenüber dem unehelichen Sohn seines ehemaligen Arbeitgebers nicht den richtigen Ton wahren könnte – Willibald beruhigte ihn. Warum sollte Willibald seinem Vater jedoch die ausfallenden Vorlesungen so detailliert aufzählen, wenn er nicht selbst von den Ausfällen betroffen war? Er hörte wahrscheinlich nicht nur die ordentlichen Vorlesungen morgens und nachmittags, sondern auch die außerordentlichen zu den

[94] Vgl. Mazzacane, »Campeggi« (1974) und Belloni, *Professori* (1986), S. 232–236. Willibald führte ein umfangreiches Kollegheft zu dieser Vorlesung, das noch heute in der Stadtbibliothek Nürnberg verwahrt wird, vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 1, S. 8.

[95] Für Miliaria vgl. ebd., S. 278f., für Orsati ebd., S. 141–143. Die beiden verdienten nur einen Bruchteil von Campeggis Gehalt, so dass auch hier die Hierarchie deutlich wird, vgl. dazu Grendler, *Universities* (2002), S. 145–147.

[96] Thieme, »Corpus Juris« (1974), S. 266.

[97] WP, BW, Bd. I, Nr. 2, S. 13: *Lecturae institucionum duae, usuum feudorum duae, lecturae decretorum tres, universitatis lectura et artis notariae, omnes a dominio sublatae sunt*. Diese Einsparungspolitik passt nicht zu den ambitionierten Plänen Venedigs, die Hochschule in Padua voranzubringen und mit vielen und gut besoldeten Lehrstühlen auszustatten; vgl. Grendler, *Universities* (2002), S. 28. Vgl. zuletzt zu den Gehältern italienischer Professoren, die von den Städten aufgebracht wurden, Wagner, »Mittelalter« (2012), S. 16–19.

[98] WP, BW, Bd. I, Nr. 2, S. 13: *Rector id tempore suo factum nihili pendit. Omnes clamitant, indigne factum, eum non inpedimento fuisse, cum potuisset.*

Institutionen mittags,[99] die Vorlesung zum Lehnsrecht und die *lectura notariae*, die im Laufe des 15. Jahrhunderts von der Artistenfakultät zur juristischen übergewechselt war.[100]

Welche Vorlesungen welcher Lehrer Willibald in Pavia besuchte, ist nicht mit ähnlichen Indizien aus ediertem Material zu belegen.[101] Er schrieb in seiner *Vita*, dass Jason de Maino (1435–1519) und Lancelotus Decius dort unter großem Zulauf lehrten, was nicht zwangsläufig bedeutet, dass er deren Vorlesungen besuchte. Es liegt jedoch nahe, dass Willibald die Vorlesung des höchstbesoldeten Juristen des späten Mittelalters hörte. Maino hielt seit seiner zweiten Anstellung in Pavia zwar nicht mehr die ordentliche Vorlesung am Morgen, sondern eine außerordentliche am Abend, trotzdem wurde er von 1490 bis 1519 jährlich mit ungefähr 2250 Gulden entlohnt.[102] Lancelotus Decius stand seinem Kollegen kaum nach; mit 1950 Gulden gehörte er dem Gehalt nach zum Begehrtesten, was die Rechtswissenschaften um die Jahrhundertwende zu bieten hatten. Seine Lehrer zeugen deutlich von Willibalds und vor allem seines Vaters elitären Bildungsbestrebungen für den Sohn.[103] Nach fünf Jahren intensiven Jurastudiums in Italien dürfte Willibald die Promotion zum Lizentiat der Rechte angestrebt haben, die sein Vater dreißig Jahre zuvor abgelegt hatte. Es sollte anders kommen.

4.2 Unerhört jung, begabt und beliebt (JM/JE)

Heidelberg, Köln, Tübingen und Freiburg

Nachdem mein Onkel drei Jahre lang den Grundstein gelegt hatte, sandte er mich zum Studium nach Heidelberg, wo ich unter dem Lizenziaten Adam Werner von Themar in die Matrikel inskribiert wurde.[104] Johannes Maiers Studium gestaltete sich hinsichtlich der Ortswahl erheblich abwechslungsreicher als das von Willibald und er begann es erheblich früher. Am 19. Mai 1498 wurde er als *Joannes Meyer de Eck* in die Matrikel der Universität Heidelberg eingeschrieben und nahm somit im Alter von elfeinhalb

[99] Bei wem Willibald diese gehört haben könnte, kann nicht eindeutig erschlossen werden, da offenbar für 1490/91 keine Anstellungsbücher oder Vorlesungsankündigungen (*rotuli*) überliefert sind, vgl. Belloni, *Professori* (1986), S. 320f.

[100] Vgl. Grendler, *Universities* (2002), S. 448: Der Lehrstuhl für die *Libri feudorum* sei speziell für die deutschen Studenten eingerichtet worden: „It may have been intended especially for students from Germany, where feudal law mattered more.“ Zur *ars notaria*, ebd., S. 201f.

[101] Für die Paveser Juristen gibt es nach wie vor keine Studie ähnlich der von Belloni, *Professori* (1986).

[102] Vgl. Walther, »Pavia« (2008), S. 278, mit weiterführender Literatur. Und die Studien von Agostino Sottili, zuletzt versammelt in Sottili, *Humanismus* (2006).

[103] Vgl. Walther, »Pavia« (2008), S. 278.

[104] Eck, Replica, Bl. 53r/v: [In Marg.: *1498 in Aprili.*] *Transacto triennio, ratus patruus iacta esse fundamenta, me ad Heidelbergensae studium (cuius ipse erat alumnus & magister) destinavit, in quo inscriptus sum albo studentum sub licentiato Adam Wernheri Themarenis.*

Jahren seine Studien auf.[105] Im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit gab es keine Zugangsvoraussetzungen, zum Beispiel in Form einer allgemeinen Hochschulreife, für Universitäten, so dass Johannes' frühzeitige Immatrikulation keine Ausnahme darstellte.[106] Trotzdem ist Joseph Schlecht zuzustimmen, dass sie vom großen „Erfolg der Privatlehrtätigkeit des Rottenburger Pfarrers" zeugt und gleichzeitig „Zeugnis für die außergewöhnliche Begabung und den Lerneifer seines Neffen" ablegt.[107] Johannes hatte es nämlich nicht nötig, Lücken seines Wissens aufzufüllen, er brauchte weder Hilfslehrer in Anspruch zu nehmen noch verzögerten sich seine Studien durch etwaige Defizite in den Grundfertigkeiten wie Latein oder der Grammatik. Die spätmittelalterlichen *beani* sind zwar nicht mit den im Durchschnitt 18- bis 20-jährigen Erstsemestern des 20. und 21. Jahrhunderts gleichzusetzen, ein Aspekt würde jedoch auch heute bei der Immatrikulation eines 16-Jährigen heikel – die mangelnde Volljährigkeit. Nicht selten kam es im Mittelalter vor, dass Adlige oder Patriziersöhne noch minderjährig an einer Universität immatrikuliert wurden. Sie durften jedoch nicht den Eid auf die Statuten schwören, der sie zu vollwertigen Angehörigen der *coniuratio* gemacht hätte. Vorläufig musste ein Vormund diesen Eid an ihrer statt leisten, während die minderjährigen Studenten darauf verpflichtet wurden, ihn sobald wie möglich nachzuholen. Nicht in jedem Fall wurde der Eid überhaupt von den zu Immatrikulierenden eingefordert; in Heidelberg waren zum Beispiel Standesstudenten, *duces, principes, comites et barones*, von der Eidleistung befreit.[108] Es galt nicht als standesgemäß für einen Adligen, sich unter die Gerichtsbarkeit eines nicht adligen Rektors zu stellen und so machten die Standesunterschiede auch vor den Pforten der Universität nicht halt.[109] Gelegentlich wurde in der Matrikel vermerkt, wenn aus bestimmten Gründen der Eid nicht abgelegt wurde. Für Johannes' Eintrag ist die Bemerkung *minoris* oder *impuber* zu erwarten, es wurde aber nichts dergleichen vermerkt – ebenso wenig, dass er den Eid von einem Vormund hätte schwören lassen.[110] Gustav Toepke, der Herausgeber der Matrikel, hält jedoch in der Einleitung fest, dass nur selten nach dem Alter der angehenden Scholaren gefragt wurde: „Impuberes pubertati proximi, deren geistige Fähigkeiten genügend erschienen, sind zum Eide zugelassen, infantes, die körperlich und geistig ihren Altersgenossen voraus, sind durch Handschlag verpflichtet, und andrerseits sind wohl auch puberes, die in der Entwicklung zurückgeblieben waren, nicht für eidesmündig erachtet worden."[111] Johannes Maier

[105]Toepke, *Matrikel I* (1884), S. 429: *Joannes Meyer de Eck Augustensis dioc. XIIII Kalend. Junii *Eckius procancellarius**; *…* später von anderer Hand nachgetragen.

[106] Vgl. Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 163: „Voraussetzungen gab es nicht; ein vorangehender Schulbesuch war weder Bedingung noch zwingend notwendig […]."

[107] Schlecht, »Anfänge« (1915), S. 2.

[108] Vgl. Toepke, *Matrikel I* (1884), S. XLVIII. Dies traf ebenso auf Ordensmitglieder zu, vgl. Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 172.

[109] Vgl. grundsätzlich zu dieser Thematik Ridder-Symoens, »Rich Men« (1999).

[110] Vgl. grundsätzlich Schwinges, »Zulassung« (1993).

[111] Toepke, *Matrikel I* (1884), S. XLVIII.

zählte somit zu der ersten Gruppe, die, obgleich nicht volljährig, den Eid schwor. Dass er zum Studium der *artes* befähigt war, stellte er ohne Probleme unter Beweis, wenn man seinen Ausführungen über die reiche Lektüre und den ambitionierten Unterricht durch Lateinschule, Onkel und dessen Gehilfen Glauben schenken darf. Sein Eintrag ist unspektakulär, bis auf den Nachtrag einer späteren Hand, der besagt, dass Eck Prokanzler wurde: *Eckius procancellarius*.[112]

Es war nicht Johannes' Entscheidung, zum Studium nach Heidelberg zu gehen. Es war der geistliche Onkel, der beim Übergang in die Universität die Entscheidung traf und auch weiterhin großen Einfluss auf die Studien des Neffen nehmen sollte. Im Gegensatz zu Willibald hatte Johannes in der Rückschau nichts gegen diese Subjektivierung einzuwenden, sondern nahm sie dankbar an. Wie hätte der Elfjährige sich der Entscheidung seines Onkels, seines Vaterersatzes, entziehen sollen?

Onkel Martin schickte den elfjährigen Johannes an die über 100 Kilometer von Rottenburg entfernte Universität nach Heidelberg, obwohl Tübingen mit seiner jungen Universität kaum 15 Kilometer weit entfernt lag. Warum ausgerechnet Heidelberg? Reisen war kostspielig, gefährlich und nicht zuletzt mühsam – warum ließ der Onkel seinen Neffen also in der Ferne studieren? Waren etwa Studium und Lebenshaltungskosten in Heidelberg günstiger als in Tübingen, ähnlich wie es die Briefe von Kreß an Pirckheimer für Pavia im Vergleich zu Padua geschildert hatten? Es sind keine Briefe aus dieser Zeit zwischen Onkel und Neffe überliefert, doch diese Annahme ist unwahrscheinlich. Bis auf die Aussagen, die Johannes später in seinen Selbstzeugnissen über seinen Onkel tätigte, finden sich wenige Informationen zum Verhältnis der beiden. Weshalb Martin seinen Neffen ausgerechnet nach Heidelberg schickte, lässt sich jedoch eindeutig motivieren. Johannes sollte in Heidelberg studieren, weil der Onkel hier auf seine eigene erfolgreiche Bildungsgeschichte zurückblicken konnte. 23 Jahre nachdem Martin im März 1475 in Heidelberg zum Magister promoviert worden war, konnte sein Neffe dort von seinem sozialen Kapital profitieren. Martin hatte nach so langer Zeit wahrscheinlich keine Freunde oder Studienkollegen mehr in Heidelberg, sein Neffe konnte somit nicht direkt auf das soziale Kapital des Onkels zugreifen. Er profitierte jedoch vom symbolischen Kapital, das sowohl Immatrikulation als auch Graduierung des Onkels in Heidelberg produziert hatten. Johannes konnte sich dieses unter Umständen konkret aneignen, indem er darauf hinwies, dass sein Onkel am 15. September 1473 als in Köln promovierter Bakkalar der *Artes liberales*, als *Martinus de Egk* an der Heidelberger Universität inskribiert worden war und Johannes nun auf dessen ausdrückliche Weisung nach Heidelberg kam.[113] Es ist nicht unvorstellbar, dass er in der Matrikel auf den Namen seines Onkels verwies; so wie Conrad Pellikan (1478–1556) in seinem *Chronikon* davon berichtete, den Namen seines Onkels Jodokus Gallus – Heidelberger Rektor 1492/93 – immer dann in dieser Matrikel

[112] Toepke, *Matrikel I* (1884), S. 429. Der Eintrag muss nach 1510 nachgetragen worden sein, s. u. Kapitel 6.1.

[113] S. o. Kapitel 2.3.

gesucht und ehrfurchtsvoll betrachtet zu haben, wenn er als Kind bei ihm zu Besuch war.[114] Johannes hätte zuletzt auf das *album magistrorum artium* verweisen können, in dem sein Onkel am 10. März 1475 im Dekanat des Bernhard Wyesz durch Johannes Richardi geprüft und zum Magister promoviert worden war.[115] Selbst wenn Johannes auf all diese unmittelbaren Möglichkeiten, soziales und symbolisches Kapital zu aktivieren, nicht zurückgriff, verfügte sein Onkel über Erfahrungswissen in Bezug auf Heidelberg. Er konnte seinen Neffen im Vorfeld seines dortigen Universitätsbesuches an dieser Erfahrung teilhaben lassen.

Eck legte in seinen autobiographischen Schriften im Gegensatz zu Willibald großen Wert darauf, dem Leser die Namen seiner Lehrer mitzuteilen; für Heidelberg benannte er jedoch lediglich den Mann, in dessen Rektorat er inskribiert wurde. Er tat dies nicht ohne Grund, denn hinter dem Namen verbarg sich kein Geringerer als Adam Werner von Themar.[116] Zum Zeitpunkt von Johannes' Immatrikulation war dieser noch Lizentiat der Rechte, sollte aber 1503 den Doktorgrad erwerben und fortan das Rektorat, 13 Mal das Dekanat der Juristenfakultät und ebenso häufig das Amt des Vizekanzlers der Universität bekleiden. Er ging als Erzieher der Söhne Philipps von der Pfalz am kurfürstlichen Hof ein und aus und zählte Johann von Dalberg, Conrad Celtis und Rudolf Agricola zu seinen Freunden. Adam Werner von Themar wurde auch von Conrad Pellikan in seinem *Chronikon* erwähnt, jedoch nicht als Rektor, sondern als sein Lehrer in den *studia humanitatis*. Pellikan wurde am 20. September 1491 von seinem Onkel in die neue Burse nach Heidelberg gerufen und beschrieb im Folgenden, welche außerordentlichen Vorlesungen er besuchte: Bei Johannes Vigilius, genannt Wacker, hörte er über Ciceros *Rhetorica ad Herennium*, bei Magister Johannes Stocker über die Briefe des Horaz, die *Achilleis* des Publius Papinius Statius und über die Ovid zugeschriebene Klageelegie *Nux* und bei dem Poeten Adam Wernher aus Themar über Juvenals Satiren.[117] Einige der antiken Autoren waren Johannes durch den Unterricht in Rottenburg bekannt und so ist anzunehmen, dass er auch in Heidelberg schnell Fortschritte machte und sich auf andere Vorlesungen konzentrierte.[118]

---

[114] Pellikan, *Chronikon* (1877), S. 7: *Promotus est* [Jodocus Gallus] *successu temporis in Theologia Baccalaureus et Licentiatus, aliquoties Rector Universitatis creatus, ut videre est in matricula Universitatis Heidelbergensis, quod aliquoties vidi curiosior, cum secum morarer*. Vgl. Toepke, *Matrikel I* (1884), S. 404.

[115] Vgl. Toepke, *Matrikel II* (1886), S. 408 und den Eintrag zu Johannes Richardi im RAG.

[116] Vgl. zu Werner von Themar den Eintrag im RAG, mit weiterführender Literatur.

[117] Vgl. Pellikan, *Chronikon* (1877), S. 8f.: *Anno 1491, post pestem, quae Heidelberga grassata ejecerat studiosos Bursae novas ad oppidum Heidesheim, cum jam essem annorum tredecim, vocatus sum ab avunculo, Licentiato, Theologo et regente Bursae novae.* […] *extraordinarias praelectiones habui: Rhetoricam ad Herennium Tulliia Doctore Joanne Vigilio, dicto Wacker; Juvenalem in Satyris ab Adam Wernhero Temarense poeta; Horatium in epistolis, deinde Statium in Achilleide et Opidium de nuce Magistro Joanne Stocker*. Vgl. noch immer grundsätzlich zu Adam Werner Hartfelder, »Werner« (1880). Vgl. zum Humanismus in Heidelberg Kristeller, »Scholastik« (1987) und zu den konkreten Personen in Pellikans Aufzählung Ritter, *Universität* (1936), S. 477f.

[118] Johannes sollte allerdings nicht bei denselben Lehrern wie Pellikan Vorlesungen über diese klassischen Autoren hören. Johannes Vigilius und Adam Werner waren aufgestiegen in der

Das dritte Kapitel des *Manuale scholarium* vermittelt einen Eindruck, wie der Tagesablauf eines Studenten an der Artistenfakultät in Heidelberg ausgesehen haben könnte.[119] In jedem Fall musste Johannes früh aufstehen, denn die Vorlesungen begannen um sechs Uhr morgens. Bartoldus hörte zu dieser Stunde die Vorlesung bei Magister Jodocus über die sophistischen Widerlegungen des Aristoteles. Bis zur Graduierung zum Bakkalar musste der junge Student neun Vorlesungen (*lectiones*) und sechs Übungen (*exercitia*) absolvieren, die er in drei Semestern bewältigen konnte, so Bartoldus weiter.[120] Bei Camillus stand sofort die Frage nach den möglichen Fehlzeiten im Raum: Er habe gehört, dass es ausreiche, zu Beginn und am Schluss des Semesters bei einer Vorlesung anwesend zu sein und, wenn man wolle, drei bis vier Mal in der Mitte. Diese Annahme weist Bartoldus zurück, nicht zuletzt müsse man mittlerweile einen Eid schwören, dass man alle Vorlesungen gehört, und angeben, wie oft man gefehlt habe, um überhaupt zur Promotion zugelassen zu werden. Als Camillus erwidert, er werde einfach sagen, dass er anwesend gewesen sei, antwortet Bartoldus entrüstet, dass er dann ja ein Lügner sei, nur um gleich einzulenken: Camillus habe eine gesunde Gesichtsfarbe und so werde ihn niemand der Lüge überführen können.[121] Die Frage nach möglichen Fehlzeiten dürfte sich für Johannes Maier nicht gestellt haben, schilderte er seine Kindheit und Jugend später als von Fleiß und Gewissenhaftigkeit geprägt.

In Heidelberg weilte er nur ein Jahr und vielleicht lag es daran, dass er nicht viele Worte über diese Station seines Studiums in seinen autobiographischen Texten verlor, allein in seiner *Replica* erwähnte er noch ein weiteres Detail. Er wohnte und studierte in der Schwabenburse, die neben der neuen oder Katharinenburse die *via moderna* beheimatete.[122] Dass Eck in der Schwabenburse Quartier nahm, erwähnte er zwar nur in einem Halbsatz, für sein Selbstverständnis ist diese Positionierung jedoch von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn auf diese Weise inszenierte er sich als Anhänger der *via moderna*. Die Kontroverse um die richtige Deutung der Texte des Aristoteles – in der Forschung als Wegestreit bezeichnet – setzte im Reich zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein und fand in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Die *via moderna* ging im Gegensatz zur *via antiqua* davon aus,

universitären Hierarchie und unterrichteten nun an der juristischen Fakultät. Höchsten bei Johannes Stock wäre dies noch möglich gewesen, denn er wurde 1499 noch immer als Professor an der Artistenfakultät geführt. Vgl. dazu den Eintrag im RAG.

[119] Vgl. zum Folgenden Zarncke, *Universitäten* (1857), S. 10–12.

[120] Zum Studienprogramm bis zum Grad des Bakkalars, das Bartoldus im *Manuale scholarium* beschreibt, vgl. ebd., S. 228, wobei der Herausgeber sich hierbei auf die Statuten der Leipziger Artistenfakultät bezieht.

[121] Ebd., S. 11: *Et eris periurus. Verum enimvero robustae complexionis es, non repente periurium in facie tua denotatur.*

[122] Eck, Replica, Bl. 53r: *In artibus militavi in collegio Suevorum*. Vgl. zu den Bursen in Heidelberg Ritter, *Universität* (1936), S. 394.

dass die Begriffe als sprachliche Zeichen getrennt von der Wirklichkeit existierten.[123]

In Heidelberg wurde in der Schwabenburse und der 1456 gegründeten neuen oder Katharinenburse nach der *via moderna* unterrichtet.[124] In dieser hatte Conrad Pellikan, sieben Jahre bevor Johannes Maier nach Heidelberg kam, seine oben beschriebenen Vorlesungen gehört. Die Konkurrenz der beiden modernen Bursen zu der der Realisten, die im Rahmen der Reformen in der Mitte des 15. Jahrhunderts von Johannes Wenck eingerichtet worden war, hielt den „Gegensatz der Schulrichtungen lebendig", so Gerhard Ritter.[125]

Johannes Maiers Aufenthalt in Heidelberg fiel in eine Zeit, in der an anderen Universitäten die erbitterten, zum Teil handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen *antiqui* und *moderni* bereits überwunden waren.[126] In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verlor dieser Gegensatz an den Artistenfakultäten seine Brisanz, denn sie galten spätestens jetzt nicht mehr ausschließlich als Propädeutikum für die theologische Fakultät, sondern gewannen eine eigenständige Bedeutung, so Maarten Hoenen.[127] Hinzutrat, dass auch an der theologischen Fakultät mit dem Einzug der Reformation andere Gegensätze brisanter wurden als die zwischen *moderni* und *antiqui*. Johannes Eck stellte am Ende seines Lebens die Position, die er als Jugendlicher während seines Aufenthalts in Heidelberg vertreten hatte, in seiner *Replica* deutlich heraus. Da die verschiedenen Wege an den Universitäten immer deutlich an die Bursen geknüpft waren, dürfte jedem der informierten Leser seiner Schrift klar gewesen sein, mit welchem Weg Eck sich in seiner Jugend identifiziert hatte – der *via moderna*.[128] Nichts lag näher für den jungen Studenten, denn sein Onkel Martin hatte sich während seines Studiums in Heidelberg demselben Weg verpflichtet und war 1475 in diesem promoviert worden.[129] Später sollte Eck anders über die Gegensätze zwischen *moderni* und *antiqui* denken.[130]

Johannes blieb nur knapp ein Jahr in Heidelberg, bevor er sich am 9. April 1499 in Tübingen als *Johannes de Rotemburg* immatrikulieren ließ.[131] Den Grund für seinen Wechsel teilte er in seiner *Replica* mit. Sein Onkel rief ihn nach Tübingen, damit er die Studien des Neffen persönlich überwachen konnte.[132] Was war vorgefallen, dass

---

[123] Vgl. grundsätzlich zum Wegestreit Hoenen, »Via« (2008) und Hoenen, »Philosophie« (2007), S. 68.

[124] Vgl. Ritter, *Universität* (1936), S. 379–395.

[125] Ebd., S. 395.

[126] In Basel z. B. wurde die 1464 eingeführte Trennung der Lehre in *via antiqua* und *moderna* bereits 1492 wieder aufgehoben; vgl. Gabriel, »Via« (1974), S. 476.

[127] Vgl. Hoenen, »Via« (2008), S. 31.

[128] Vgl. zur Bindung der Wege an die Bursen zuletzt Hoenen, »Via« (2008), S. 12.

[129] Toepke, *Matrikel II* (1886), S. 408.

[130] S. u. in diesem Kapitel Anm. 236, vgl. grundsätzlich Gabriel, »Via« (1974); Hoenen, »Via« (2008) und Köpf, »Anfängen« (2008).

[131] Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 123. Auch hier erhält sein Eintrag am Rand eine spätere Ergänzung: *Idem Eckius, qui supra inter magistros anni 1501.*

[132] Eck, Replica, Bl. 53r: *At patruus ut cominus aspiceret studia mea, vocavit me Tibingam.*

der Onkel den Neffen an die der eigenen Pfarrstelle nahe Universität Tübingen beorderte? Hatte Johannes über die Stränge geschlagen? War er nicht zielstrebig genug den Anforderungen nachgekommen? Eindeutige Antworten können nicht gegeben werden, da der Abzug des Neffen aus Heidelberg durch den Onkel in den überlieferten Quellen nicht weiter thematisiert wird. Die Formulierung, die Johannes am Ende seines Lebens in der *Replica* wählte, deutet auf ein gewisses Misstrauen seitens des Onkels hin, wenigstens aber auf dessen Bedürfnis, wenn er schon die Studien des Neffen finanzierte, diese auch unter unmittelbarer Kontrolle zu haben. Ähnlich wie Johann Pirckheimer seinen Sohn Willibald von Padua nach Pavia schickte, damit er sich dort auf das Studium der Rechtswissenschaft konzentrierte, wurde Johannes Maier von seinem Onkel Martin nach Tübingen gerufen. Johannes gehorchte, kam nach Tübingen und allein der Eintrag in die Matrikel als aus Rottenburg stammend, nicht aus Egg, zeugt davon, wie sehr er durch seinen Aufenthalt beim Onkel geprägt worden war und sich mit dessen Wirkungsort identifizierte.

In Tübingen stellte er zum ersten Mal sein außerordentliches Talent unter Beweis, wie er in seiner *Replica* ausführlich und schwelgerisch berichtete: *Ich machte in der Burse der Neulinge unter den besten Lehrern, Hemminger Luminatus, Johann Achtsinit, Kaspar Hummel, Benedikt Farner, Johannes Urachio und Reinhard Gaiser solche Fortschritte, dass ich mit Lob und unter der Bewunderung vieler noch vor Abschluss der drei Jahre den Lorbeer des Magisters empfing, als ich erst 14 Jahre und 2 Monate alt war.*[133] Wie in Heidelberg lernte Eck in Tübingen nach dem Weg der *moderni*.[134] In Tübingen existierten die beiden Richtungen von Anfang an nebeneinander, sogar gemeinsam unter einem Dach, jedoch klar nach Richtung getrennt.[135] Das Curriculum war in Tübingen genauso strukturiert wie in Heidelberg, so dass Johannes die in seinen Pflichtveranstaltungen in Heidelberg erworbenen Scheine in Tübingen anerkennen lassen konnte.[136] Auch in Tübingen profitierte Johannes von der gründlichen Ausbildung in Rottenburg und wurde auf schnellstem Weg zum Bakkalar und Magister

---

[133] Eck, Replica, Bl. 53r: *Ubi in contubernio Neotericorum sub optimis praeceptoribus, Hemminger Luminato, Joanne Achtsinit, Caspare Hummel, Benedicto Farner, Joanne Urachio et Reinhardo Haiser tantum profeci, ut cum laude et multorum admiratione nondum completo triennio, lauream magistralem susciperem, cum iam annos essem natus 14 et menses duos*.

[134] In der Verordnung von 1525 ist von *Neotericos* die Rede und auch für Freiburg ist die Bezeichnung bezeugt; vgl. Schiewe, *Sprachenwechsel* (1996), S. 163.

[135] Haller, *Anfänge I* (1927), S. 82. Vgl. zur *via moderna* in Tübingen zuletzt Lorenz, »Logik« (2008), zuvor schon Oberman, »Via« (1977) und Gabriel, »Via« (1974), S. 478–480.

[136] Vgl. zur Universalität der mittelalterlichen Universität mit Bezug zur heutigen Situation zuletzt Hesse/Maurer, »Bologna« (2011). Zu den Veranstaltungs-Bescheinigungen vgl. grundsätzlich Bodemann, »Cedulae« (2000). Zum Curriculum der Artisten in Tübingen vgl. Mertens, »Heiko« (2008), S. 248f.

der *artes liberales* promoviert.[137] Ein spätmittelalterlicher Scholar benötigte im Idealfall eineinhalb Jahre, um den ersten Grad in den *artes liberales* zu erwerben. Johannes wurde nach drei Semestern zum Bakkalar promoviert.

Vom 18. bis 21. September 1499, während des Quatemberfastens nach Kreuzerhöhung, fanden die Prüfungen der angehenden Bakkalare in Tübingen statt und am 1. Oktober die feierliche und öffentliche Promotion.[138] Johannes Mayer durfte an diesem Tag nicht als Erster hervortreten, denn Johannes Sutor aus Kronenberg lozierte an erster Stelle. Im Gegensatz zu seiner eigenen Aussage zeugt die Rangordnung nicht von einer herausragenden Leistung des jungen Mayer. An 19. von 21 Positionen wurde er als *Johannes Mayer ex Eck* am 1. Oktober 1499 in die Matrikel der Bakkalare der Tübinger Artistenfakultät eingetragen.[139] Die Rangfolge in der Matrikel spielte eine wichtige Rolle, da auf diese Weise soziale Positionen zugewiesen oder verweigert wurden. Die Lozierung hing dabei jedoch nicht in erster Linie von den Prüfungsergebnissen im Privatexamen ab, nicht vom institutionalisierten kulturellen Kapital des Prüflings, sondern von Studiendauer, Lebensalter und Status, so der Konsens in der Forschung.[140] Wie Miriam Eberlein feststellt, sind die sozialen Kriterien in den seltensten Fällen expliziert, so dass die Gründe für eine bevorzugte Lokation in der Matrikel häufig im Verborgenen bleiben.[141] Das Anciennitätsprinzip, das heißt die Lozierung nach dem Zeitpunkt der Immatrikulation, das in Ingolstadt bei Konflikten für Eindeutigkeit sorgen sollte und der Ingolstädter *Nova Ordinatio*, der Reformverordnung Herzog Albrechts IV. für die Ingolstädter Universität aus dem Jahr 1507, zufolge auch andernorts angewendet wurde, ist in der Tübinger Magister- und Bakkalarenmatrikel jedoch nicht konsequent angewandt. Das Ingolstädter Befragungsprotokoll aus dem Jahr 1497 wird in der Forschung immer wieder ins Feld geführt, um den sozialen Status als dominantes Lozierungskriterium hervorzuheben.[142]

Meines Erachtens ist vor dem Hintergrund einer ständisch organisierten Gesellschaft des Spätmittelalters jedoch die Tatsache viel stärker zu betonen, dass überhaupt über alternative Lozierungsregeln zum sozialen Status nachgedacht wurde.[143] Darüber hinaus hieß es in der *Nova Ordinatio*, dass jeder entsprechend seiner *Kunst*, seiner Leistung, loziert werden sollte, ausgenommen die *Edlen und Beneficiatenn*.[144] Die Leistung ist für die Lokation folglich nicht als irrelevant von der

---

137 Vgl. zum Curriculum an den Artistenfakultäten im Reich Lorenz, »Logik« (2008) und schon Lorenz, »Libri« (1985).

138 Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 194: *Ordo promotorum in angaria crucis* [*1499 Sept. 18–21*] *sub eodem decanatu* [Johannes Hemminger] *primo die octobris anno 99* [*1499 Oct. 1*].

139 Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 194.

140 Vgl. Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986), S. 356 sowie Füssel, *Gelehrtenkultur* (2006), S. 166.

141 Vgl. Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 26.

142 Vgl. Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986), S. 356; Füssel, *Gelehrtenkultur* (2006), S. 166f.

143 Vgl. in diesem Sinne bereits Füssel, »Ritus« (2007), S. 431.

144 Seifert, *Universität* (1973), S. 59 und 69, vgl. ebenso Clark, *Charisma* (2006), S. 108.

Hand zu weisen.[145] Für die Tübinger Universität sind keine der Ingolstädter *Nova Ordinatio* vergleichbaren Regelungen hinsichtlich der Lozierung bei Examen überliefert und daher nicht eindeutig zu klären, weshalb 18 Prüflinge vor Johannes lozierten; das Anciennitätsprinzip ist jedoch genauso wenig offensichtlich wie unterschiedliche soziale Status.

Johannes' Lehrer, die er an dieser Stelle einzeln benannte und damit implizierte, sie seien bedeutende Männer der Wissenschaft gewesen, waren bis auf wenige Ausnahmen zum Zeitpunkt seiner Promotion keine herausragenden Gelehrten und wurden es auch nicht mehr: Allein Heinrich Bebel, der kurze Zeit später in Innsbruck den Dichterlorbeer verliehen bekam, und Johannes Hemminger, der in Tübingen weiter die Rechte studierte und zu einem der gefragtesten Anwälte Süddeutschlands avancierte, sind zu größerer Bekanntheit gelangt.[146] Johannes (Achtzenit) Fabri, Kaspar Hummel, Benedikt Farner, Johannes Lapidice aus Urach, und Reinhard Geisser verlieren sich hingegen in der Geschichte.[147] Laut Heinrich Bebel wurde Farner ein Rechtsgelehrter und Kanonikus in Stuttgart, Heinrich Pantaleon führte ihn als Lizentiat der Theologie und Propst in Herrenberg und Eck selbst erinnerte sich auch an anderer Stelle dieses Lehrers. In seinem *Chrysopassus* schrieb er, dass er beim Rechtsgelehrten (*iureconsulto*) Benedikt Farner, seinem Lehrer der Philosophie, im Alter von kaum 13 Jahren seine ersten Kenntnisse in der Moral- und Naturphilosophie erwarb.[148] In seiner *Epistola* protzte Johannes nicht annähernd so sehr wie in der *Replica*. Schlicht schrieb er dort: *In Tübingen besuchte ich Veranstaltungen bei Urach, Farner und Bebel. Dort erhielt ich auch den Lorbeer des Magisters.*[149] Johannes wurde am 13. Januar 1501 zum Magister promoviert.[150] In einer eigenhändigen Überarbeitung seines Zinstraktats vom März 1515 wusste Eck noch

[145] Vgl. zum Nebeneinander verschiedener Lozierungskriterien auch die Erfurter Verhältnisse bei Schwinges/Wriedt/Gerber, *Bakkalarenregister* (1995), S. XVII: „Nur Adlige, Kanoniker und Ordensgeistliche sind bevorzugt zu setzen. Nach dem Examen soll jedoch eine Rangfolge aufgestellt werden, bei der die Prüfungsleistung, der sittliche Wandel und das gesellschaftliche Ansehen zu berücksichtigen sind. […] Entsprechend sind bei vielen Namenslisten auf den ersten Plätzen Geistliche und Adlige eingetragen […]. Wie weit darüber hinaus die geforderte Rangfolge eingehalten worden ist, läßt sich nicht überprüfen. Immerhin fällt auf, daß bei zahlreichen Examina ganze Reihen von Namen genau in der Abfolge ihrer Intitulation aufgeführt werden […]. Da andererseits aber auch häufig von der Ordnung der Intitulation abgewichen wird, sind offenbar beide Reihungsprinzipien nebeneinander angewandt worden."

[146] Vgl. zu Hemminger Finke, *Professoren* (2011), S. 143; zu Bebel vgl. grundsätzlich Mertens, »Bebel« (2008); Graf, »Heinrich« (2000) und zuletzt Lorenz, »Bebel« (2011).

[147] Vgl. Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006) und die Einträge im RAG.

[148] Vgl. Eck, Epistola, S. 41 mit Anm. 3 sowie Eck, *Chrysopassus* (1514), Bl. Ziir.

[149] Eck, Epistola, S. 40f.: *Tibingae absolvi sub Urachio, Farneo, Bebelio. Ibidem lauream Magisterii adeptus.*

[150] Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 80: *Ordo promotorum magistrotum ad festum Joannis apostoli et evangelistae die 13. Januarii anno 1501* [1501 Jan. 13] *sub decanatu magistri venerabilis Michaelis Päsz incolae Tubingensis.*

davon zu berichten, dass Johannes Naucler alias Vergenhans, seinerzeit Tübinger Propst und Kanzler der Universität, ihm die Magisterinsignien verlieh.[151]

Als *Joannes Mayer ex Eck* wurde er in der Matrikel der Bakkalare und Magister der Tübinger Artisten verewigt. Verewigt bedeutet in diesem Fall zum einen, dass die Matrikel heute noch vorliegt und seit 2007 in edierter Form noch besser beforscht werden kann; zum anderen, dass die Einträge von späteren Universitätsangehörigen nicht nur angesehen, sondern auch angeeignet wurden. Der spätere Dekan der Artisten und Historiker Martin Crusius (1526–1607) fügte am linken Rand des Eintrags in Latein hinzu: *Eckius Lutheri antagonista natus tunc annos 15, vide Pantaleon Prosopographia*.[152] Der dritte Teil von Heinrich Pantaleons *Prosopographiae heroum atque illustrium virorum totius Germaniae*, in dem Ecks Biographie enthalten ist, erschien erst im Jahr 1566, so dass frühestens zu diesem Zeitpunkt der Eintrag vorgenommen worden sein kann – mehr als 60 Jahre nach Ecks Weggang aus Tübingen und über 20 Jahre nach seinem Tod wurde die Promotionsmatrikel der Artisten aktualisiert.[153]

Johannes hatte keine drei Jahre gebraucht, um seit seiner Erstimmatrikulation in Heidelberg am 19. Mai 1498 den Grad eines *magister artium* zu erlangen. Selbst wenn er nicht all die Werke bis zu seinem 13. Lebensjahr gelesen haben sollte, die er in seiner *Replica* aufführte, er dürfte doch in großem Maße von den Anstrengungen seines Onkels profitiert haben. Er übte sich zwar nicht in Bescheidenheit, hatte aber auch nicht unrecht, wenn er seine Leistung, so jung promoviert worden zu sein, in seiner *Replica* hervorhob. Dass er immer wieder seine Jugend betonte, hat allerdings einen konkreten Grund: Martin Bucer hatte Eck beschuldigt, dass er von Jugend an sündhaft gelebt habe.[154] Um dieser Anschuldigung entgegenzutreten, musste Eck seine Jugend in ein positives Licht, erfüllt von Gelehrsamkeit, Eifer und Disziplin, rücken. Er habe seine artistischen Studien *mit Auszeichnung und unter großer Bewunderung* fertiggestellt, schrieb er in seiner *Replica*.[155]

Bei seiner Promotion zum Magister firmierte Johannes jedoch ebenso wenig an erster Stelle in der Rangordnung wie drei Semester zuvor. *Magister Wernherus Lutz ex Tübingen*, wahrscheinlich mit dem Tübinger Vogt Konrad Lutz verwandt, rangierte

---

[151] Paraphrase nach Eck, Epistola, S. 41 mit Anm. 5: *Venerandus pater Joannes Nauclerus vulgo Vergenhans, praepositus Tibingensis (qui universitatis eiusdem cancellarius existens licentiam michi tribuit ad infulam magistralem in artibus et philosophia recipiendam annis abhinc quattuordecim).* Zum Zinstraktat allgemein vgl. Wurm, *Zinsstreit* (1997), zur Datierung der Handschrift 4° Cod. ms. 125 der Münchner Universitätsbibliothek Daniel/Kornrumpf/Schott, et al., *Handschriften III* (1974), S. 199–201.

[152] Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 80 mit Anm. 103. Neben Ecks Eintrag zur Bakkalarspromotion hatte Crusius bereits auf Ecks Promotion zum Magister verwiesen (ebd., S. 195 mit Anm. 176): *Idem Eckius, qui supra inter magistros anni 1501.*

[153] Vgl. zu Crusius' zum Teil sehr persönlichen Nachträgen ebd., S. 31.

[154] Eck, Replica, Bl. 45v: *A pueritia inverecunde vixit cum mulieribus & compotationibus.*

[155] Eck, Replica, Bl. 53r: *Cum laude et multorum admiratione nondum completo triennio.*

an erster Position. [156] Im Alter von 14 Jahren wurde Johannes Maier zum *magister artium* promoviert und durchlief damit den Initiationsritus, der ihn vom reinen Schüler zu einem Bestandteil des Lehrkörpers an der Universität machte.[157] Damit beschloss er nicht nur den ersten bedeutenderen Studienabschnitt, sondern, knapp sechs Jahre nachdem er auf eine Schule geschickt worden war, wurde auch der *Verlauf seiner Kindheit mit Auszeichnung* vollendet.[158]

Kaum hatte Johannes den Magistergrad erworben und seine *pueritia* vollendet, wechselte er zum Studium an die theologische Fakultät.[159] Bald hörte er die Theologen Summenhart, Steinbach und Lemp.[160] Konrad Summenhart (1458–1502) war 1484 Rektor der Tübinger Universität und galt unter seinen Zeitgenossen als bedeutender Gelehrter, der sich nicht ausschließlich auf die Theologie kaprizierte, sondern ebenso großes Interesse an Jurisprudenz, Naturphilosophie und Ökonomie zeigte.[161] 1489 war er gemeinsam mit Wendelin Steinbach (1454–1519), dem zweiten von Eck benannten Theologen, zum Doktor der Theologie promoviert worden. Steinbach seinerseits war fünf Mal Rektor der Tübinger Universität, Protegé und Beichtvater Graf Eberhards und einflussreicher Lehrer zahlreicher Kontroverstheologen.[162] Jakob Lemp war erst während Johannes Mayers Aufenthalt in Tübingen zum Doktor der Theologie promoviert worden und vertrat genau wie Summenhart, dem er auf dessen Lehrstuhl nachfolgte, die Lehrmeinung des Duns Scotus – beide waren Realisten.[163] Ihre Lehrmeinung ist insofern bemerkenswert, als Johannes Mayer als Student der freien Künste ausgewiesener *modernus* gewesen war, wie er in seinen Selbstzeugnissen immer wieder betonte. Allein Wendelin Steinbach vertrat unter den von ihm genannten theologischen Lehrern in Tübingen diesen Weg.

Lange sollte Johannes nicht in den Genuss dieser Lehrer kommen – die Pest vertrieb ihn aus Tübingen und im Oktober 1501 schickte sein Onkel ihn nach Köln.[164] Wieder war es der Onkel, der ihm vorschrieb, wohin er ziehen sollte. Warum ausgerechnet Köln? Die Kölner Universität galt als Hochburg der Realisten

[156] Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 80. Vgl. Seigel, *Gericht* (1960), S. 243f. und passim. Bei der Promotion zum Bakkalar wird Lutz als *Dominus* bezeichnet und ebenfalls an erste Stelle gesetzt, vgl. Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 194.

[157] Zu der Bedeutung der Promotion als Initiation vgl. Frijhoff, »Lebensweg« (1996), S. 287f.

[158] Eck, Replica, Bl. 53r: *Sicque ante sextum annum postquam scholis destinatus sum, curriculum illud absolvi puericiae cum laude.*

[159] Vgl. grundsätzlich zur theologischen Fakultät der Universität Tübingen Hermelink, *Fakultät* (1906).

[160] Eck, Replica, Bl. 53r: *Mox etiam audivi Theologos, Summerhardum, Wendelinum, & Lempium.*

[161] Vgl. Feld, »Summenhart« (2008). Summenhart ist der einzige Theologieprofessor, den Eck in seiner *Epistola* für seine Tübinger Studienzeit benennt, Eck, Epistola, S. 41: *Confestim inde sub Ch. Summenhardo ad theologiam convolavi.*

[162] Vgl. Feld, »Steinbach« (1995).

[163] Vgl. zu Lemp bereits Hermelink, *Fakultät* (1906), S. 166–168; auch Lorenz, »Logik« (2008), S. 200.

[164] Eck, Replica, Bl. 53v: [In Marg.: *1501 In Octob.*] *Peste in Suevis grassante, misit me patruus ad Coloniam.*

und Johannes hatte sich, wie sein Onkel, der *via moderna*, den Nominalisten, verschrieben. An der theologischen Fakultät in Tübingen war diese Zuordnung jedoch nicht mehr eindeutig gewesen, im Gegenteil, sie hatte sich zu Gunsten der Realisten verschoben. Ein Blick zurück auf die Tübinger Verhältnisse löst diesen Widerspruch auf. Seit 1496 waren an der theologischen Fakultät in Tübingen die beiden Wege gleichmäßig verteilt, je zwei Vertreter bestellten die Professuren.[165] Die Tatsache, dass Eck ausdrücklich zwei Realisten als seine Lehrer benannte, daneben nur einen Nominalisten, bestätigt die von Ulrich Köpf vertretene These, dass die Wege häufig in den Statuten und Verordnungen der höheren Fakultäten benannt worden seien und auch umgesetzt wurden, wie der Anstellungsurkunde Jakob Lemps zu entnehmen ist, die inhaltlichen Auswirkungen seien damit aber noch nicht hinreichend erörtert.[166] Köpf betont, dass die Kontroversen um die verschiedenen Wege vor allem in der Artistenfakultät beheimatet waren und es sich, wenn an der theologischen Fakultät von diesen die Rede ist, um eine Verlängerung der dort vertretenen Schulen handelt. Ganz unberechtigt sei dies zwar nicht, denn der Artistenmagister, der anschließend an der theologischen Fakultät weiter studierte und später lehrte, konnte seine Prägung als *modernus* oder *antiquus* nicht einfach abstreifen. Doch an der theologischen Fakultät war nicht die Lösung der Universalienfrage, sondern die Frage nach dem Schulhaupt und dessen Ordensspiritualität entscheidend.[167] Johannes Mayer hörte in Tübingen ohne größere Probleme bei zwei Scotisten und einem Ockhamisten Theologie und konnte somit ohne größere Schwierigkeiten an die theologische Fakultät der Kölner Hochschule wechseln.

Ein anderes Argument sprach jedoch klar gegen Köln: Es lag in noch größerer Entfernung von Rottenburg als Heidelberg. Warum schickte Martin seinen Neffen, nachdem er ihn zur besseren Kontrolle aus dem ungefähr 120 Kilometer weit entfernten Heidelberg nach Tübingen geholt hatte, nun in das über 350 Kilometer weit entfernte Köln? Die Entscheidung fiel nicht aufgrund dogmatischer oder pragmatischer Überlegungen – in diesem Fall hätte die nähergelegene Universität in Freiburg gewählt werden müssen. Das Motiv beruhte wiederum auf dem sozialen und symbolischen Kapital des Onkels oder schlicht auf dessen Erfahrung. In Köln hatte dieser den Grad des *baccalaureus artium* erworben und so schickte er auch den Neffen dorthin.[168] Dass die Nähe Freiburgs in Zeiten einer in Schwaben grassierenden Pestepidemie, wie Eck in seiner *Replica* ergänzte (*Peste in Suevis grassante*), die

165 Zu Ecks Zeit dürften das also Summenhart und dessen Nachfolger Lemp, Steinbach, Plantsch und Scriptoris gewesen sein. Vgl. Hermelink, *Fakultät* (1906), S. 78–83.

166 Vgl. Köpf, »Anfängen« (2008), S. 228–235. Vgl. zu Lemps Anstellung Roth, *Urkunden* (1877), S. 113: Am 2. September 1509 *fuit conductus Insignis vir JACOBUS LEMP sacrorum canonum atque theologie doctor ab illis quorum interest in locum quarti theologi vie realium ab secundam lecturam theologie vie sue modo et forma ut sequitur.*

167 Köpf, »Anfängen« (2008), S. 234.

168 Eck, Replica, Bl. 53r: *Nam illic primam lauream in artibus fuerat adeptus.*

Universität im Breisgau aus Sorge um die Gesundheit des Neffen nicht unbedingt prädestinierte, trat erschwerend hinzu.

Den Gepflogenheiten der spätmittelalterlichen Matrikelführung entsprechend hätte Johannes in Köln als Magister immatrikuliert werden müssen, im entsprechenden Band der Edition findet sich jedoch gar kein Eintrag zu ihm. Hermann Keussen weist ihn im dritten Band seiner Matrikeledition nach als *Johannes Mair gen. Eck*, der sich im Oktober 1501 in Köln immatrikuliert haben müsste – wenigstens lasse sich dies aus den umfangreichen zeitgenössischen Quellen rekonstruieren, die Keussen in der Anmerkung anführt.[169] Johannes, der sich unter dem Namen Eck sicher noch nicht hätte immatrikulieren lassen, ist die sage und schreibe 1299. Person, die Keussen an der Kölner Universität nachweisen kann, ohne dass sie in den eigentlichen Matrikeln auftaucht. Mögliche Gründe für die Abwesenheit der Einträge sind vielfältig und werfen Licht auf die Praxis der Immatrikulation.[170] Der Rektor konnte die Zettel verloren haben, auf denen er die Neuankömmlinge vermerkt hatte, bevor er sie im eigentlichen Matrikelbuch in der richtigen Reihenfolge notieren ließ oder selbst notierte; es können Fehler beim Abschreiben unterlaufen sein, so dass einige Personen vergessen wurden; es kann sich aber ebenso um ein systematisches Problem handeln: „die Lässigkeit der Bursenregenten, welche nur einen Teil ihrer Zöglinge dem Rektor vorstellten."[171] Aus welchem Grund Eck nicht in der Rektoratsmatrikel erscheint, lässt sich heute nicht letztgültig rekonstruieren. Es ist jedoch plausibel, dass Johannes sich bewusst nicht immatrikulieren ließ, um die Gebühren zu sparen.

Eck schrieb, dass er sich den *dogmatibus sancti Thomae* in Köln bei Dietrich von Süstern widmete, der die theologische Fakultät mit größter Sorgfalt leitete.[172] Dass er ausgerechnet den Leiter der Laurentiana-Burse, Arnold von Tongern, in seiner *Replica* aufführte, findet seinen Grund in einer späteren Begebenheit in Ecks Leben.[173] Es ist kaum vorstellbar, dass er auch bei ihm in der Laurentiana-Burse Vorlesungen gehört hat, denn dort folgte man ausschließlich Albertus Magnus. In Köln, so Tewes, sei die „Frontstellung" der Bursen nicht zwischen den Nominalisten und den Realisten verlaufen, sondern vielmehr zwischen Thomisten und Albertisten.[174] So ist auch zu erklären, dass Johannes dort überhaupt Fuß fassen konnte: „Die Terministen und Thomisten fanden in ihrer Abwehr gegen den Albertismus mehr Gemeinsamkeit untereinander als die beiden realistischen

[169] Keussen, *Matrikel III* (1936), S. 78, Nr. 1299.

[170] Vgl. grundsätzlich Paquet, *Matricules* (1992), S. 76–80.

[171] Keussen, *Matrikel I* (1928), S. 16*f.

[172] Eck, Epistola, S. 42 und Eck, Replica, Bl. 53r/v. Auf Dietrich von Süstern wird er z. B. in Eck, *Chrysopassus* (1514), Bl. Ciir verweisen: *Et hoc ostendit esse de mente Augustini & Dionysii celebris memoriae vir Theodericus de Sustern praeceptor noster, dum in florenti studio Agrippinensi doctoris sancti placita in prima parte me auditore interpretaretur.*

[173] S. u. Kapitel 6.1.

[174] Vgl. Tewes, *Bursen* (1993), S. 369.

Gruppierungen gegenüber den Moderni!"[175] Köln stellte jedoch nur eine kurze Station in Ecks Studium dar – sieben Monate nach seiner Ankunft vertrieb ihn auch von dort die Pest.[176]

Aus Mayer wird Eckius

Wieder war es der Onkel, der Johannes die Richtung vorgab: *Mein Onkel schickte mich im Juni 1502 nach Freiburg im Breisgau.*[177] Hermann Mayer vermutet, dass Johannes nicht wegen der grassierenden Pest Köln verlassen habe, sondern weil dort die „**via antiqua** durchaus am Ruder war und Propaganda machte".[178] Dass dies nicht unbedingt Onkel Martins Motiv gewesen sein muss, wurde bereits erläutert. Das soziale und symbolische Kapital des Onkels dürfte auch bei diesem Standortwechsel des Neffen von Bedeutung gewesen sein. Ecks Formulierung in seiner Widmung der *Bursa Pavonis* an Matthias Ackermann im Sommer 1506 deutet darauf hin:[179] *Nachdem ich die Kölner Hochschule verlassen hatte, begab ich mich, unterstützt durch die Hilfe meines Onkels, Martin Maier, der seit jeher als Bürger Rottenburgs in dieser Stadt* [Freiburg, IT] *ein verehrter Mann war, an das in voller Blüte stehende Gymnasium in Freiburg.* Der Wechsel nach Freiburg zu genau diesem Zeitpunkt bleibt dubios, denn die Pest grassierte im Sommer 1502 ebenso in Freiburg.[180] War die Pest in Ecks Autobiographien nur ein vorgeschobenes Argument, weil er die *via antiqua* in Köln nicht ertrug? Hätte er dies in seinen Autobiographien nicht zum Argument gemacht, wie er zuvor seine Zugehörigkeit zu den Bursen der *via moderna* betont hatte?

Während Johannes weder in Tübingen noch in Köln an der Artistenfakultät unterrichtet hatte, kam er dieser Pflicht in Freiburg nach – jedoch nicht freiwillig. Vor diesem Hintergrund gewann der Unterschied zwischen den *viae*, der an der theologischen Fakultät anders gelagert war, wieder an Bedeutung. Am 2. Juli 1502 wurde er als *Johannes Mayer artium magister Tuwingensis* in die Freiburger Rektoratsmatrikel eingetragen und bereits zwei Tage später zu einer öffentlichen Disputation der Artisten zugelassen, wie die Protokolle der Artistenfakultät berichten:[181] *Am St. Ulrichstag wurde der ehrwürdige, an der Universität Tübingen promovierte Magister Johannes*

[175] Ebd.

[176] Eck, Replica, Bl. 53v: *Sed post septimum mensem, etiam pestis me pepulit*; und in seiner *Epistola*, 42: *Ibidem quoque tabe furente fugatus*.

[177] Eck, Replica, Bl. 53v: *Et patruus me ad Friburgum destinavit Brisachgoiae.* [In Mar. *1502 In Iunio*]. Ähnlich in Eck, Epistola, S. 42: *Patruo volente Friburgum Brisachgogiae accessi.*

[178] Mayer, »Eck« (1908), S. 4, Hervorhebung im Original.

[179] Eck, BW, Nr. 2: *Posteaquam ab Agrippinensi achademia solveram,* [...]. *Avunculi mei Martini Maier Rotenburgiorum olim plebeiani viri oppido venerandi ope adiutus et opera ad florentissimum Friburgense gymnasium adipiscende scientie gratia me contuli.*

[180] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 3 mit Anm. 11.

[181] Mayer, *Matrikel* (1907), S. 146.

Meyer [später darüber geschrieben *Eckius*, IT], *entsprechend den Statuten der Artistenfakultät zugelassen, öffentlich in der ordentlichen Disputation zu respondieren.*[182] Zwei Wochen später wurde er in den Kreis der *regentes* der Artistenfakultät aufgenommen.[183]

Ecks Ausführungen in seiner Replica über die mit diesen Ämtern verbundenen Aufgaben klingen alles andere als begeistert: Hier wurde ich erstmals durch Not bedrückt. Der Onkel, von Verwandten schlecht beraten, war meinem Vater nicht mehr wohlgesonnen und wollte die Kosten für meine Studien nicht mehr tragen. Er überließ diese meinen Eltern. Diese hatten aber nicht genug Geld. Deshalb war ich gezwungen, von Beginn meines 16. Lebensjahres bis zum heutigen Tag meinen Lebensunterhalt mit wissenschaftlichen Arbeiten zu bestreiten.[184] Hatte der Onkel bis zu diesem Zeitpunkt seinen Neffen finanziell großzügig unterstützt, hörte dies in Freiburg schlagartig auf – zumindest für Johannes unerwartet und ungerechtfertigterweise. Bisher hatten nicht einmal die Promotionen Hindernisse in Johannes' akademischer Laufbahn dargestellt. In seinen Autobiographien verlor er kein Wort über finanzielle Verausgabungen, kein Wort über Schwierigkeiten, Geld für die Promotionsgebühren oder die Promotionsfeierlichkeiten aufzubringen, bisher kein Wort der Not oder des Elends. Genügend ökonomisches Kapital scheint demnach bei Martin Maier vorhanden gewesen zu sein und er hatte es bisher bereitwillig seinem Neffen zur Verfügung gestellt. Es kann nicht nachvollzogen werden, was zwischen Johannes' Vater und dessen Bruder vorgefallen war, doch so bedingungslos wie Onkel Martin seinen Neffen bisher unterstützt hatte und der Umstand, dass Johannes ihm weiterhin vertrauen, ihn schätzen und später mit einer Jahrtagsstiftung ehren sollte, spricht gegen einen grundsätzlichen Bruch zwischen Johannes und seinem Ziehvater.[185]

Johannes musste nun für sich selbst sorgen und die Marginalie in seiner *Replica*: *Labor Eckii*, weist auf die schier phantastischen Ausmaße seiner Arbeit hin, die er im Haupttext ausführte: *Acht Jahre lang und mehr gab es keinen Vorlesungstag,*[186] *an dem ich nicht wenigstens bei den Artisten Vorlesungen gehalten hätte. Oft hielt ich täglich vier, fünf oder sogar sechs Vorlesungen, nichtsdestoweniger fuhr ich fort, meine Veranstaltungen in der Theologie und den beiden Rechten zu vervollständigen. Darüber hinaus stahl ich mir die Zeit, um in die Kartause zum ehrwürdigen Vater Gregor Reisch, dem Verfasser der Margarita philosophica*

---

182 Zitiert nach Mayer, »Eck« (1908), S. 3 mit Anm. 12: [...] *in die sancti Uldarici venerabilis vir magister Johannes Meyer* [später darüber geschrieben: Eckius] *in universitate Tuwingensi promotus admissus fuit ad respondendeum publice in disputatione ordinaria* [...] – *iuxta facultatis artium statuta*.

183 Vgl. ebd., S. 3 mit Anm. 13 und 14; grundsätzlich dazu Verger, »Teachers« (1992). In der deutschen Ausgabe, Verger, »Universitätslehrer« (1993), wird das *regent* mit „ordentlicher" Professor ausgedrückt, was der vielschichtigen Bedeutung des lateinischen *regens* nur bedingt entspricht.

184 Eck, Replica, Bl. 53v: *Hic primum aegestate maxime praemebar, patruus à cognatis male persuasus, minus benevolus patri meo, nolebat sumptus studiorum conferre, sed remisit ad parentes: illi non habebant: Itaque coactus fui laboribus literariis me nutrire ab eo tempore, cum essem natus annos quindecim & aliquot menses usque in hunc diem*.

185 Vgl. zur Jahrtagsstiftung Greving, *Pfarrbuch* (1908), S. 234.

186 Die *dies legibiles* sind die ordentlichen Vorlesungstage einer spätmittelalterlichen Universität. Vgl. grundsätzlich Verger, »Universitätslehrer« (1993), S. 147 und s. u. Kapitel 6.2.

nova, zu gehen und bei ihm sowohl die Mathematik als auch die Geheimnisse der Theologie zu erlernen.[187] Wenn Eck in der *Replica* wiederum sein geringes Alter betonte (15 Jahre und ein paar Monate), so muss an den Kontext dieser Verteidigungsschrift erinnert werden – die Anschuldigungen Bucers, Eck habe seine Kindheit und Jugend zügellos und moralisch unanständig verlebt. Vor diesem Hintergrund musste er sein Pensum übertrieben anspruchsvoll darstellen. Dass er täglich vier, fünf oder gar sechs Vorlesungen oder Übungen gehalten habe, geben die Protokolle der Freiburger Artistenfakultät bei weitem nicht her. Jeweils am 1. September durften die Professoren die einzelnen Vorlesungen wählen, allerdings innerhalb von fünf Jahren nicht dieselbe erneut anbieten. Hermann Mayer führt Ecks Vorlesungen auf, die aus den Protokollen rekonstruiert werden können und dem abzuarbeitenden Curriculum der Studenten an der Artistenfakultät entsprachen.[188] 1502/03 las er über den Kommentar des Albertus Magnus zu Aristoteles' Werden und Vergehen (*De generatione et corruptione)*, 1503/04 über Aristoteles' Sophistische Widerlegungen (*De sophisticis elenchis* oder *elencorum librum*). Für die Studienjahre 1504/05 und 1507/08 klafft jeweils eine Lücke in den Akten, so dass Mayer für diese Jahre keine Angaben gemacht hat. Doch für das Jahr 1505 bezeugen aus Ecks eigener Hand *Questiones in quinque libros ethicorum*, dass er vom 24. August bis zum 1. November die Übung zur Ethik für Bakkalare anbot. 1505/06 las Johannes über die *Ars vetus* und über die *Meteora* des Aristoteles; 1506/07 behandelte er Aristoteles' *De coelo* (Über den Himmel) mit den Kommentaren des Albertus Magnus, 1508/09 die *Analytica priora*, 1509/10 die *Analytica posteriora* des Aristoteles. Darüber hinaus, so kann Mayer nachweisen, übernahm Johannes Vertretungen von Vorlesungen, zum Beispiel im Januar 1505 die Vorlesung über die *Ars vetus*, da der mit ihr betraute Magister Kaspar Amweg verstorben war; oder im Mai 1506 über *De caelo et mundo*. Wenn Johannes außerdem Übungen angeboten hat, die nicht in den Senatsprotokollen verzeichnet wurden, kommt ein erhebliches Arbeitspensum zusammen; sechs Veranstaltungen täglich – neben dem Studium in der Theologie und den Rechten – erscheinen jedoch übertrieben.[189]

Nichtsdestoweniger wird er so viel wie möglich gelehrt haben, denn Johannes finanzierte sich wesentlich über die Hörergelder und über die an ihn abzutretenden Gebühren der Prüflinge. Reich konnte er damit nicht werden, wie schon Mayer errechnet.[190] Eine solche Berechnung aufzustellen, scheint allerdings selbst Mayer

---

[187] Eck, Replica, Bl. 53v: *Per octo annos et ultra non fuit dies legibilis, quin ad minus praelegerem in artibus. Saepe quaternas et quinas etiam et senas feci lectiones et nihilominus continue complevi in theologia et in utroque iure. Suffuratus etiam aliquid temporis in Chartusia Reverendum Patrem Gregorium Reischium priorem accessi, autorem Margaritae Philosophicae, & Mathematicam ab eo didici & multa secretioris Theologiae.*

[188] Vgl. zum Folgenden Mayer, »Eck« (1908), S. 4 und grundsätzlich zum Lehrplan an der Freiburger Artistenfakultät Lorenz, »Aufbau« (2011) sowie Mertens, »Oberman« (2008).

[189] Hinzutritt, dass nicht alle identifizierten Veranstaltungen das gesamte Semester in Anspruch nahmen, vgl. ebd., S. 249.

[190] Mayer, »Eck« (1908), S. 6.

sehr spekulativ, da nicht einmal nachgewiesen werden kann, wie viele Hörer Johannes in den von der Fakultät protokollierten Vorlesungen hatte, geschweige denn in seinen Übungen und überhaupt welche er gegeben haben mag. Fest steht, dass er selbst für die Pflichtvorlesungen, die die Scholaren zum Bakkalariat führten – die entsprechend von erheblich mehr Studenten besucht wurden als die für angehende Magister – im Durchschnitt nur vier bis sechs Plappert pro Scholar erhielt.[191] Unweigerlich stellt sich die Frage, wie Johannes auf einen *pauper* in seinen Übungen und Vorlesungen reagierte, der aufgrund seiner nachgewiesenen Bedürftigkeit von den Gebühren zu befreien war. Eck war auf jeden Pfennig angewiesen. Nicht nur in seiner rückblickenden *Replica* betonte Eck die ärmlichen Verhältnisse, unter denen er in Freiburg lehrte und studierte, auch die Devise, die er zu dieser Zeit in seine Bücher und Handschriften notierte, legt beredt Zeugnis von seinen Lebensumständen ab: *Ich lebe von Hoffnung und Luft*.[192]
In Bezug auf Johannes' Identität ist seine Freiburger Zeit von herausragender Bedeutung, denn seither adaptierte er in besonderer Weise die Praktiken der Humanisten. Am deutlichsten zeigt sich dieser Prozess in seiner Namensänderung, die sich zum Beispiel in den Protokollen der Artistenfakultät niederschlug. Dort firmierte Johannes bald nicht mehr unter dem Namen *Mayer*, sondern wurde als *Eck* oder *Eckius* geführt.[193] In den Matrikeln der Universitäten, an denen Johannes zuvor eingeschrieben worden war, findet sich zwar auch gelegentlich der Name *Eckius*, es handelt sich dabei jedoch ausnahmslos um erheblich spätere Zusätze.

Aus Johannes' Hand ist diese Namensänderung erstmals für das Jahr 1505 nachweisbar. In dem Widmungsbrief an Jakob Maurmiller zu einer geplanten Studienausgabe der nikomachischen Ethik nannte er sich *Johannes Eck*.[194] Tilgte er hier lediglich den Familiennamen Mayer, so latinisierte er zur selben Zeit seinen Herkunftsnamen in Humanistenmanier zu *Eccius*. Das Gedicht vor seiner *Cosmographia*, die er im Jahr 1505 in Freiburg verfasste, überschrieb er mit *Johannes Eccius summagium meditatus Introductorii sui*,[195] während er am 17. April 1504 seine Abschrift

---

[191] Für die genauen Beträge für die einzelnen Vorlesungen und Übungen sowie die Zeiträume, in denen diese abzuhalten waren, vgl. die Statuten der Freiburger Artistenfakultät von 1490 und 1504/05 bei Ott/Fletcher, *Statutes* (1964), S. 82–84 und 115–117. 20 Plapperte entsprachen etwa einem rheinischen Gulden, vgl. Schrötter/Bauer/Regling et al. (Hrsg.), *Münzkunde* (1930).

[192] UBM, *4° Cod. ms 800: Johannes Eck, Cosmographia*, Bl. 29r: *Spe vescor et aura*. Vgl. auch Schlecht, »Anfänge« (1915), S. 4.

[193] Vgl. Mayer, »Eck« (1908).

[194] UBM, *4° Cod. ms 800: Johannes Eck, Cosmographia*, Bl. 1v: *Ethica Jo. Eck ad Jacobum Maurmiller Augustensem*. Im Titel der Handschrift wird die Zuwidmung allerdings geändert: *Questiones Ioannis Eck in quinque libros Ethicorum Ad *suos discipulos* adiectis conclusionibus textus insignis viri Iacobi Fabri Stapulensis*. *...* über der Zeile, in der noch Iacobum Maurmiller Augustensem zu lesen ist. Vgl. Schlecht, »Korrespondenz« (1912), S. 147 und Eck, BW, Nr. 1 mit Anm. 1.Vgl. zu diesem Handschriftenkonvolut auch Günther, »Geograph« (1893) und Reuter/Schott, *Handschriften V* (2000), S. 232ff.

[195] UBM, *4° Cod. ms 800: Johannes Eck, Cosmographia*; Reuter/Schott, *Handschriften V* (2000), S. 232 und Schlecht, »Anfänge« (1915), S. 31.

der *Expositio super Ave Maria* des Heinrich von Langenstein noch mit *Joannes Mayer Eckensis* unterschrieben hatte.[196] Mit der „antikisierenden Umlautung“ seines Herkunftsnamens identifizierte Johannes sich nun mit der „überregionalen und internationalen Gemeinschaft der Humanisten“.[197] Johannes’ einfaches Anhängen einer lateinischen Silbe fällt dabei im Vergleich zu Konrad Muths kühner Namensschöpfung zu Publius Licinus Crassus Dives Mucianus oder der des Johann Jäger aus Dornheim zu Crotus Rubeanus unter die Kategorie: besonders „inspirationslos“.[198] Johannes’ Namensänderung wurde in seinem unmittelbaren Umfeld umgehend angenommen und tradiert, so dass seine Briefpartner ihn, wenn auf Latein, nur noch als *Eckius* adressierten.

Die Demokratisierungsstrategie, die Eckard Bernstein und Christine Treml als Motiv für die Namensänderungen der Humanisten ins Feld führen, leuchtet allerdings nur bedingt ein, da sie lediglich in eine Richtung, von unten nach oben, funktionierte.[199] Soziale Aufsteiger hätten ihre Namen besonders gerne in humanistischer Manier verändert, um die soziale Herkunft zu verschleiern, so die Forschung. Offenbar wurde diese Strategie aber nicht von denen geteilt, die oben standen, denn Willibald Pirckheimer oder Ulrich von Hutten hielten es nicht für nötig, ihre Namen zu ändern, sie mussten und wollten nichts kaschieren. Sie verwendeten auch nicht konsequent ein antikisierendes angehängtes *–us* und wenn, dann meist am Vornamen. So lauten *Intitulatio* und *Inscriptio* in der oben bereits zitierten *Epistola vitae suae rationem exponens* des Ulrich von Hutten an Willibald vom 25. Oktober 1518 bezeichnenderweise: *Ulrichus de Hutten Bilibaldo Pirckheymer salutem*.[200] Die humanistische Absicht, ihre Gemeinschaft zu demokratisieren, setzten sie durch andere Strategien um. Die *Salutatio* wurde auf ein Minimum reduziert: zum Beispiel in s*alutem plurimum dixit*, und selbst diese noch gekürzt in *S.P.D.* Ebenso verhielt es sich mit Ehrenstellen und Titeln, die keinen Platz mehr haben und einem einfachen *amico suo* weichen sollten.[201]

Hätte Johannes seinen gewöhnlichen Namen Mayer und seine damit verbundene gewöhnliche Herkunft verschleiern und verschlüsseln wollen, hätte er sich ambitioniertere Schöpfungen ausdenken müssen – er beließ es bei der schlichten

---

[196] UBM, *4° Cod. ms 18: Johannes Eck, Heinrich von Langenstein*; Vgl. Reuter/Schott, *Handschriften V* (2000), S. 19–20.

[197] Bernstein, »Standeskultur« (2004), S. 103.

[198] Müller, »Specimen« (2010), S. 131f. und Bernstein, »Standeskultur« (2004), S. 103.

[199] Vgl. Treml, *Gemeinschaftsbildung* (1989), S. 150 und Bernstein, »Identity« (2003), S. 382.

[200] WP, BW, Bd. III, Nr. 561, S. 402. Zugegebenermaßen fallen *Intitulatio* und *Inscriptio* in Bezug auf die Latinisierung der deutschen Namen allein in Willibalds Briefwechsel sehr unterschiedlich aus, ohne dass ein System zu erkennen wäre. Hutten adressierte 1521 seinen Brief an *Bilibaldo Pirckheymero* (WP, BW, Bd. IV, Nr. 752, S. 478), Erasmus verwendete konsequent den lateinischen Dativ *Bilibaldo Pirckheimero* (z. B. Nr. 349, 371 im Jahr 1515 oder Nr. 1312 aus dem Jahr 1530).

[201] Vgl. Erasmus, *De conscribendis* (1980), mit der Einleitung von Smolak, »Einleitung« (1980).

Eliminierung seines Familiennamens unter Anhängen eines *-us* an den Namen seines Heimatdorfes. Diese Form der Metonomasie scheint bescheiden, doch selbst dafür wurde Johannes am Ende seines Lebens attackiert. Andreas Osiander warf Eck sogar im Titel seiner *Verantwortung des Nürmbergischen catechismi* von 1539 vor, dass der ungelehrte, zänkische Sophist *Hansen Mayr zu Ingelstat* sich Johannes Eck nennen lasse und vor allem von den *papisten* so genannt werde.[202] Eck erwiderte auf den letzten zwei Seiten seiner *Schutzred Kindlicher Unschuld* auch diesen Vorwurf: *Das ander, das du am Anfang sprichst Hans Maier zu Ingolstat, den die Papisten doctor Ecken nennen. Lieber es nennen mich nit allain die Papisten also, wie ich Brieff hab von etlichen Bapsten, vil Cardineln und Ertzbischoven. Ich hab auch Brieff vom Kayser, zwen Künigen, Churfürsten, Fürsten, Graven, frey und Reychstett, die mich Doctor Ecken nennen und gmaine Ständ des hayligen Reichs mich also genant haben, wie das in Actis Comitiorum lauter anzaigt. Wils auch nitt darfür habenn, das er mich wöl verklainern darmit, so ehr mich Hans Maier nent, dann inn der Matrickel zuo Haydelberg, Tibingen unnd Coeln wirdt man mich also finden und die Herren Fucker XXV Jar mir under sollichem Titel geschriben.*[203] Ecks Verteidigungsstrategie war bis zu diesem Zeitpunkt zweisträngig: Erstens verwahrte er sich nicht nur gegen den Vorwurf, nur die Papisten adressierten ihn als Eck, sondern er führte andere Akteure ins Feld, um diesen Namen zu legitimieren; zweitens warf er Osiander vor, dieser versuche ihn zu *verkleinern*, indem er ihn Hans Maier nenne. Eck hingegen verwies selbstbewusst auf die Matrikelbücher der Universitäten von Heidelberg, Tübingen und Köln, in denen er unter seinem Geburtsnamen zu finden sei.[204] Schließlich berief Eck sich sogar auf die Briefe der Fugger, die ihn als Mayer adressierten. Er meinte, damit eine ihn legitimierende Autorität beizubringen, die in Hinsicht auf Osianders Position im zinsfeindlichen Nürnberger Patriziermilieu jedoch zweifelhaft erscheint.

Eck ging mit seiner Parade einen Schritt weiter und konterte Osianders Vorwurf umgehend. Er machte die Auseinandersetzung zu einer konfessionellen Angelegenheit, denn bei Osiander und den *Luterischen* (!) sah Eck einen Makel: Obwohl sie Deutsche sind, ihre Vorfahren Deutsche waren und deutsche Namen trugen, schöpften sie nun griechische und ‚kalikutische' Namen.[205] *Jobst Koch nent sich Justum Jonam, Wolffgang Huoter oder Schmid von Hagnaw nent sich Capitonem Fabricium, Schwartzerd Melanchtonem, Hausschein Oecolampadium, Pauls Seidenstücker nennt sich Paulum Constantinum Phrygium etc. Und du so dein Vater Hosanderle gehaissen nenst dich Osiandrum, sicht kainer Hosen gleich, deyner Hayligkayt halb möchst des Namen wol geraten, und dich*

[202] Osiander, »Verantwortung« (1988), S. 82.
[203] Eck, *Schutzred* (1540), Bl. siir/v.
[204] Diese Bemerkung stellt wiederum die Bedeutung der Universitätsmatrikeln unter Beweis.
[205] Eck, *Schutzred* (1540), Bl. siiv: *so sie teütsch seind/ ihr vorälter teütsch gwäsen und teütsch namen gehabt/ das sie kriechisch unnd Callicutisch namen schöppfen.* Kalikut (nicht Kalkutta, wie häufig fälschlich angenommen), heute Kozhikode, war und ist eine bedeutende Handelsstadt an der Südwestküste Indiens, in deren Nähe 1498 Vasco da Gama anlandete.

Hosander nennen.[206] Frei nach dem Motto, wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen, spielte Johannes den Ball zurück und nahm die Namensschöpfungen von Osianders Faktion aufs Korn. Die Form der Herkunftsverschleierung, das muss den *Luterischen* gelassen werden, funktionierte und manche waren wie neu geboren – so formulierte es Mutian in einem Brief an Crotus Rubeanus, alias Johann Jäger aus Dornheim.[207] Eck konnte den Namen *Wolfgang Fabritius Capito* nicht auf dessen richtigen Ursprung zurückführen, Wolfgang Köpfel. Dabei war Capito in Freiburg noch Ecks Schüler gewesen und hatte zu dessen Abschied preisende Verse an die Tür der Burse geheftet, in der er von ihm unterrichtet worden war. In der Ingolstädter Matrikel war Capito im Wintersemester 1501 als *Wolfganngus Fabri ex Hagenaw* immatrikuliert worden. Anhand der Matrikel dürfte Eck auf den Berufsnamen Schmied geschlossen haben, denn er annotierte Capitos Eintrag, nachdem die beiden sich überworfen hatten: *Anhänger des häretischen Zwingli, außerordentlicher Betrüger, bildete seinen Namen um von Fabri in Capito*.[208]Johannes unterzeichnete diesen Zusatz seinerseits mit seinem gelehrten Namen: *Eckius*.[209]

Zweierlei ist an Ecks Reaktion bemerkenswert: Erstens warf er die Praxis der Metonomasie nicht den Humanisten vor, sondern den *Luterischen*. Zweitens: Es war gängige Praxis, sich ein subtiles Pseudonym zuzulegen, und so ging Eck davon aus, dass der Name Osiander ein solches war. Er lag jedoch falsch mit seiner Deutung. Osiander leitet sich nicht von „Hose“ ab und ist ebenso wenig das griechische Wort für Heiligmann, sondern ging auf *Osannder* zurück. Unter diesem Namen war Andreas am 9. Juli 1515 in Ingolstadt immatrikuliert worden.[210] Es handelt sich somit um keine bewusste Namensneuschöpfung des Nürnberger Reformators, was dieser in seiner *Apologia* gegen ein anonymes Schmähgedicht und mit Bezug auf die Vorwürfe von *Eccius* aus dem Jahr 1544 betonte.[211]

Ecks Handschrift

Während seines achtjährigen Aufenthaltes in Freiburg arbeitete Eck nicht nur an seinem Namen, sondern ebenso intensiv an seiner Handschrift. In dem Manuskript, in dem er zwei Schriften des Johann von Langenstein abschrieb, wird nicht nur innerhalb zweier Buchdeckel seine Namensänderung, sondern ebenso die Arbeit an

[206] Eck, *Schutzred* (1540), Bl. siiv.
[207] Vgl. Bernstein, »Standeskultur« (2004), S. 103.
[208] Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), Sp. 290: *Zwinglianus hereticus, mirus impostor, finxit sibi nomen Fabri in Capito. Eckius.*
[209] Ebd.
[210] Pölnitz/Wolff, Matrikel I (1939), Sp. 381. Osannders Eintrag wurde ebenfalls von späterer Hand annotiert, jedoch nicht von der Ecks, sonst hätten sich statt des harmlosen *famulus* und *predicator Nornbergensis* sicher schmählichere Attribute gefunden. Vgl. zu Osiander und der Herkunft des Namens Killinger, »Osiander« (2007), S. 83. Johannes Sturm bemühte im Jahr 1580 in seiner Schrift gegen Lucas Osiander dieselben Wortspielereien wie Eck; vgl. Sturm, *Anthosiander* (1580).
[211] Vgl. Lenckner, »Miszellen« (1962), S. 55–62, zuletzt Killinger, »Osiander« (2007) und für Osianders eigene Argumentation Osiander, »Apologia« (1990), 289f. mit Anm. 11.

seiner Handschrift deutlich.[212] Das 15 Blatt umfassende Werk kann in vier Teile untergliedert werden: die ersten acht Blatt entfallen auf Langensteins *Expositio super Pater Noster*, die Blätter neun bis zwölf enthalten seine *Expositio super Ave Maria*, Blatt zwölf zeigt Bemerkungen zu Aristoteles und Blatt 13 recto Schreibübungen von Ecks Hand [Abb. 2].

Die Auslegungen Langensteins wurden zum selben Zeitpunkt niedergeschrieben: *1504. 17. in Aprili.*, datierte Johannes auf der ersten Seite; auf Blatt zwölf recto vergaß er den Monat und notierte lediglich *1504. 17.*, und unterschrieb mit *Johannes Mayer Eckensis*.[213] Im Jahr 1504 hieß Johannes noch Mayer und schrieb eine *Bastarda currens*, wie Marianne Reuter und Gerhard Schott in ihrer Handschriftenbeschreibung feststellen.[214] Bei Bastarden handelt es sich um Schriften, die Eigenschaften der gotischen Kursive zeigen. Johannes schrieb überwiegend unziales *d*, die Oberlängen von *l*, *b* und alleinstehendem *f* bilden fast immer Schlaufen und das *g* weist überwiegend die typischen gotischen Charakteristika auf.[215] Blatt zwölf verso schrieb Eck später; *1505* ist als Datierung sicher zu entziffern und die Schrift sieht anders aus. Die Schlingenbildungen an den Oberlängen sind verschwunden und sie wirkt insgesamt aufgerichteter; Johannes schrieb überwiegend gerades *d*, beim *g* setzte er den Haken im Unterband häufig links am Wortkörper an – Merkmale einer humanistischen Schrift.

[212] UBM, *4° Cod. ms 18: Johannes Eck, Heinrich von Langenstein.*

[213] UBM, *4° Cod. ms 18: Johannes Eck, Heinrich von Langenstein*, Bl. 12r.

[214] Vgl. Reuter/Schott, *Handschriften V* (2000), S. 19.

[215] Vgl. Frenz, »Eindringen I« (1973), S. 347.

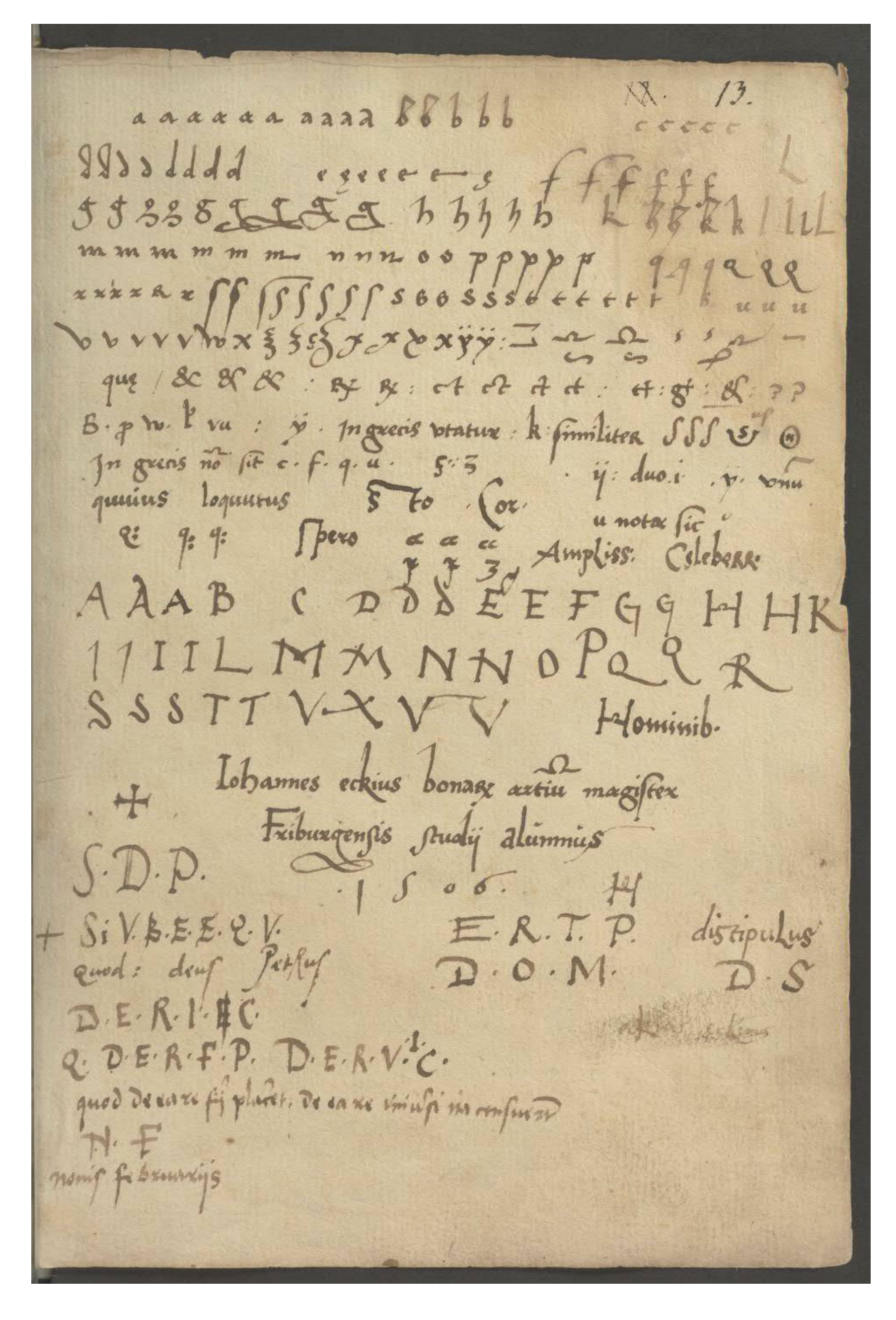


Abb. 2: Johannes Eck, Schreibübungen, 1506, UB der LMU München, 4° Cod. ms 18: Heinrich von Langenstein, Bl.13r.

Legt man den D-Index zugrunde, wie ihn Thomas Frenz vorschlägt, um den Grad des humanistischen Einflusses zu bestimmen, ergibt sich für die ein Jahr auseinanderliegenden Schriften folgendes Ergebnis:[216] Während Johannes' 1504 verfasste Abschrift von Langensteins Werken eine schwach humanistisch beeinflusste Schrift erkennen lässt (Anteil der unzialen *d* bei 75 Prozent), liegt der Anteil der humanistischen, geraden *d* ein Jahr später bei 70 Prozent. Das Verhältnis hat sich umgekehrt. In seinen Schreibübungen auf Blatt 13 werden insbesondere bei *d* und *g* die verschiedenen Schrifttypen deutlich, die Johannes kannte und beherrschte. Er schrieb vier Varianten des *&* sowie verschiedene *ct*-Ligaturen; nicht nur Minuskel-, sondern auch Majuskelvarianten listete er auf. Im unteren Drittel der Seite notierte er in Majuskeln antike lateinische Suspensionen: *S.D.P.* (*Salutem dicit plurimum*), *Si V.B.E.E.Q.V.* (*Si vales, bene est, ego equidem valeo*) und *D.E.R.I.E.C.* (*de ea re ita consuerunt*). Einige löste er selbst auf, zum Beispiel *Q.D.E.R.F.P.* in *quod de ea re fij* (sic) *placet* (mit unzialen *d*) oder *N.F.* in *nonis februarijs*. In einer zusammenhängenden Phrase unterschrieb Johannes diese Seite als *Iohannes eckius bonarum artium magister/Friburgensis studij alumnus* in einer nicht gelungenen humanistischen Kursive. Diese Befunde dokumentieren Johannes' Ambitionen und Anstrengungen, sich die humanistischen Praktiken einzuverleiben und auf diese Weise zu ihrer Gruppe dazuzugehören.

In seinem Manuskript, das in der Münchner Universitätsbibliothek unter der Signatur 4° Cod. ms. 800 aufbewahrt wird, bestätigt sich dieser Eindruck inhaltlich.[217] Dieses 132 Blatt umfassende Manuskript enthält Ecks Aufzeichnungen über verschiedene Themen: Geographie, Aristoteles' Ethik, Exzerpte zu Kues' *De beryllio* und dessen *De docta ignorantia* sowie die Kosmographie von Enea Silvio Piccolomini; darüber hinaus hebräisch-lateinische Aufzeichnungen und Notizen über die Herstellung und Benutzung des Astrolabiums und der Sonnenuhr sowie zur griechischen Laut- und Wortlehre.[218] Die Handschrift weist dieselben humanistischen Ambitionen auf, wobei der D-Index durch einen G-Index zu ergänzen ist. Während unziales und gerades *d* sich in Johannes' sauber redigiertem Widmungsgedicht die Waage halten und somit von einer mäßig humanistisch beeinflussten Schrift zu sprechen ist, steht 20 humanistisch geprägten *g* lediglich ein gotisches gegenüber.[219]

---

[216] Vgl. Frenz, »Eindringen I« (1973), S. 345 mit Anm. 28. Frenz zählt die verschiedenen *d* und wertet anschließend wie folgt aus: Bei 100 Prozent unzialem *d* handelt es sich um eine rein gotische Schrift, bei 75 Prozent um eine schwach, bei 50 Prozent um eine mäßig und bei 20 Prozent unzialem *d* um eine „erheblich humanistisch beeinflußte Schrift. Bei einer rein humanistischen Schrift sinkt der Index auf 0 Prozent."

[217] Reuter/Schott, *Handschriften V* (2000), S. 230–232

[218] Das Inhaltsverzeichnis von Ecks Hand weist allerdings noch weitere Titel auf, die nicht mehr enthalten sind, z. B. Wimpfelings *De vita et miraculis Joannis Gerson* oder *Mercurius Trismegistus de potestate dei*. Vgl. Reuter/Schott, *Handschriften V* (2000), S. 231.

[219] Vgl. zur Gestalt des gotischen und humanistischen *g* Frenz, »Eindringen I« (1973), S. 346f.

Modernus

Bevor seine weiteren Stationen betrachtet werden, ist erneut die Frage nach der Bedeutung der *viae* für Ecks Identität zu stellen. Im Jahr 1503 bezog Johannes in Freiburg das *collegium beatae Mariae virginis*, die Pfauenburse, in der die Nominalisten beheimatet waren. In der Adlerburse und der Burse *ad Rastrum* lehrten und lernten die Anhänger der *via antiqua*.[220] Zwei Jahre später, im Mai 1505, wurde Johannes Superintendent der Burse und am 1. November bereits ihr Leiter.[221] Johannes Brisgoicus hatte seinen Posten als Rektor der Burse resigniert und *Joannes Eck* wurde an seine Stelle gewählt.[222] Das Amt scheint ein mühsames gewesen zu sein, denn die Klagen in den Protokollen der Artistenfakultät und des Senats weisen ein häufiges Übertreten der Bursenregeln auf, bis hin zum bewaffneten Kampf zwischen Bürgern und Studenten der *Bursa pavonis*.[223] Johannes wusste in seinem Brief aus dem Jahr 1505 an Jacob Maurmiller ein Lied von den Lastern zu singen, die unter den jungen Leuten grassierten. Von Völlerei und Wollust, die großen Schaden anrichteten und den Verstand der Studenten abstumpfen ließen, sprach er dort.[224] Johannes beobachtete diese Laster bei seinen Freiburger Studenten, die die typischen Probleme einer Universitätsstadt im spätmittelalterlichen Reich darstellten: viele junge Studenten konzentriert in einer verhältnismäßig kleinen Stadt und unterschiedliche Gerichtsbarkeiten.[225] Seine Klagen können jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Johannes in der Pfauenburse seine ersten echten Selbstwirksamkeitsmomente erlebte. Selbst wenn die Ämter des Superintendenten und des Rektors nicht die beliebtesten waren, allein dass sie dem 19-Jährigen anvertraut wurden, ist durchaus beachtlich.[226] Die Pfauenburse hatte in den 90er Jahren des 15. Jahrhunderts, nachdem die *via antiqua* auch in Freiburg eingeführt worden war und regen Zulauf erfuhr, unter großen Problemen zu leiden. Die Vorsitzenden betrieben längere Zeit Misswirtschaft und 1496 konnte kein Scholar dieser Burse für das Bakkalarsexamen aufgeboten werden.[227] 1498 schickte der Senat den amtierenden Dekan der Artistenfakultät, Johannes Cesar, nach Paris, um einen Theologen und einen Artisten anzuwerben, die die *via moderna* nach der Lehre Gregors von Rimini und Wilhelms von Ockham vertraten und bereit und befähigt

[220] Vgl. grundsätzlich Mayer, *Studentenbursen* (1926) und Hoenen, »Philosophie« (2007).

[221] Vgl. zu den Aufgaben des Burseninspektors genauer Mayer, *Studentenbursen* (1926), S. 22–24. Es handelte sich in finanzieller Hinsicht um ein nicht unbeliebtes Amt. Vgl. zuletzt Ruth, »Statuten« (2007), S. 55.

[222] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 8.

[223] Vgl. ebd., mit Anm 49.

[224] Eck, BW, Nr. 1: *Proch dolor, duo video inter iuvenes vigere vicia, que inprimis detestanda sunt. Crapulam et item venerem, que quantum noceant, animosque ebetent ipse rerum eventus demonstrat.*

[225] Vgl. Verger, »Conflits« (2007) und Schuh, »Bürgern« (2011) sowie speziell für Freiburg Siebenhüner, *Zechen* (1999).

[226] Vgl. zu diesen Ämtern in Freiburg grundsätzlich Ruth, *Personen* (2001).

[227] Hoenen, »Philosophie« (2007), S. 76 mit Anm. 46.

waren, die Bursen zu leiten, um sie vor der Schließung zu bewahren.[228] Johannes Suter alias Brisgoicus konnte 1502 für die Leitung der Pfauenburse gewonnen werden. Ihm gelang es bereits, die Pfauenburse wieder zu konsolidieren, so Sönke Lorenz.[229] In seiner *Replica* allerdings schrieb Eck unbescheiden, dass er im Mai 1505, nach drei Jahren harter Arbeit, zum Leiter der Pfauenburse gewählt worden sei, obwohl er an einer anderen Universität zum Magister promoviert worden und noch so jung an Jahren gewesen sei. Durch seine unermüdliche Arbeit habe er das praktisch verlassene *collegium* wieder in Schwung gebracht.[230] Weshalb es so erstaunlich war, dass er als auswärtiger Magister zum Leiter der Burse gewählt wurde, erschließt sich nicht, denn mit seinem Lehrer Brisgoicus war die Universität genauso verfahren, allein Johannes hatte sich bereits einige Jahre in Freiburg beweisen können. Welchen Anteil er an der Verbesserung der Zustände in der Pfauenburse hatte, ist umstritten. Hermann Mayer zweifelt an Ecks Behauptung: In den Fakultätsakten finden sich keine Aussagen darüber; außerdem stand Johannes ein anderer Regent zur Seite.[231] Bäumer widerspricht, hält aber fast 80 Jahre nach Mayers Aufsatz keine stichhaltigeren Beweise für Ecks Leistung bereit. Er gibt lediglich zu bedenken, dass man Johannes die vermeintlichen Übertreibung in seinen Selbstzeugnissen nachweisen müsse, anstatt sie lediglich zu unterstellen.

Johannes inszenierte sich in seiner *Replica* als charismatischer und anziehender Lehrer in der *Bursa pavonis*. Unter Zulauf großer Massen von Scholaren habe er sowohl *publice* als auch *privatim* unterrichtet und, was vorher unerhört gewesen sei: Die Studenten seien sogar aus der anderen, der Adlerburse, zu seinen Veranstaltungen gekommen.[232] Seine Selbstinszenierung als guter Lehrer und Wissenschaftler spielte in der Erwiderung auf Bucers Angriffe eine besondere Rolle. Doch seine Studenten und die Pfauenburse an sich lagen ihm offenbar tatsächlich am Herzen, denn er nannte sein erstes gedrucktes Werk nach ihr: *Bursa pavonis*.[233] Darüber hinaus änderte er die Widmung seiner Vorlesung über die Nikomachische Ethik und statt Jacob Maurmiller widmete er sie seinen Schülern; zuletzt verfassten seine Studenten

[228] Vgl. Lorenz, »Aufbau« (2011), S. 280 mit Anm. 228.

[229] Vgl. ebd., S. 280.

[230] Eck, Replica, Bl. 53v: *Cumque sic triennio laborassem, electus sum in regentem collegii Pavonici, licet magister alterius academiae & in tam parva aetate. ubi impigro labore collegium, quasi desolatum, restitui* […].“ Eck, Epistola, S. 43: […] *pavonicam, ut vocant, contubernium restitui* [...]. Vgl. zu den verschiedenen Begriffen, die für die Burse zum Teil synonym verwendet wurden, Hoenen, »Philosophie« (2007), S. 75 mit Anm. 43.

[231] Vgl. zu dieser Diskussion Mayer, »Eck« (1908), S. 9 und Bäumer, »Johannes« (1986), S. 29f.

[232] Eck, Replica, Bl. 53v: *Confluente ad me scholasticorum turba, quos & publice & privatim instituebam, fidei meae & disciplinae commissos, et quam erat antea inauditum, ex alio collegia aquilae veniebant, ut Eckium haberent praeceptorem.*

[233] Der vollständige Titel: *Bursa pavonis. Logices exercitamenta appellata parva logicalia, a Johanne Eccio in regio Friburgiorum archigymnasio cantatissimo congesta ac examinata. In eo contubernio litterario, quod Pavonis Bursa* nuncupatur. Straßburg 1507. Vgl. das Schriftenverzeichnis bei Metzler, *Orationes* (1930), Nr.1, S. LXXII.

ihm zu Ehren Gedichte, die nicht nur in Ecks autobiographischen Schriften überliefert sind.[234] Im Widmungsbrief an Matthias Ackermann, den Abt von Ottobeuren, im Juni 1506 betonte Johannes seine intensiven Studien in Freiburg und seine Erfahrungen in der Lehre:[235] In Freiburg *oblag ich mit solcher Hingabe meinen Studien, als weilte ich an einer der antiken Akademien Athens, so dass ich sowohl Beweglichkeit lehrte als auch lernte der allseitigen Lehrmeinung zu folgen*. Johannes verortete sich im physischen Raum in der Pfauenburse; mit seinem Erstlingswerk, in dem er vornehmlich Ockham als Gewährsmann ins Feld führte, schrieb er sich eindeutig im damit korrespondieren gelehrten Feld eine Position bei den *moderni* zu. In diesem Satz erkennt Joseph Greving einen ersten Hinweis auf Johannes' Neigung, sich „nicht sklavisch einer Schule zu unterwerfen".[236] Ecks Aussagen, seine Lehre habe sich durch Beweglichkeit ausgezeichnet und er habe Studenten der anderen Richtung für sich und seine Veranstaltungen gewinnen können, zeigen, dass er sich nicht als Hardliner der *via moderna* verstand.

Vor diesem Hintergrund passt nicht ins Bild, was die Fakultätsakten im Jahr 1507 verzeichneten: Johannes habe seine Studenten in der Pfauenburse so sehr gegen die *antiqui der Adlerburse aufgereizt, daß der Senat* [...] *ihm Hausarrest gab*.[237] Von einer solchen Begebenheit berichtete Eck in seinen Selbstzeugnissen nicht, doch wird man sich die Lage zwischen den beiden Wegen, aufgeladen von jugendlichem Imponiergehabe, ausgesprochen angespannt vorstellen müssen, da nicht nur die Akten der Freiburger, sondern auch anderer Universitäten wiederholt von gewalttätigen Ausschreitungen zwischen diesen beiden Faktionen berichten.[238] Dass Johannes sich von der Stimmung anstecken ließ und sich als Vorsteher der Pfauenburse so sehr mit ihren Bewohnern identifizierte, dass er in die Schranken gewiesen werden musste, ist folglich nicht unwahrscheinlich.

Ecks Brief an den Abt von Ottobeuren gibt weiteren Aufschluss über sein Verständnis des Lernens und das Verhältnis zu seinen Studenten. Er betonte, dass der zu erlernende Stoff wegen der Jugend (*adulescentia*) der Studenten auf besondere Weise zubereitet werden müsse. Er beschäftigte sich gemeinsam mit seinen Scholaren *lange mit den Grundlagen für die schwierigeren Studien* […]*, die Parva Logicalia genannt würden, durch die der lebhafte, junge Verstand der Knaben, gleich der sportlichen Übung des Körpers, fähiger werde Scheinargumente der Sophisten und zahlreiche Fangfragen aufzulösen*.[239]

[234] Vgl. ebd., S. LVI–LXII.

[235] Eck, BW, Nr. 2: *Dum vitam agerem veluti in Scoa aut Lytio id semper studii animo insedit meo, ut et docendo agilitatem et discendo doctrinam consequerer omnifariam* [...]. Mit *Scoa* dürfte die von Zenon gegründete Philosophenschule der Stoa gemeint sein, was sich hinter *Lytio* verbirgt, vermag ich nicht zu ergründen.

[236] Greving, *Eck* (1906), S. 100.

[237] Zitiert nach Mayer, »Eck« (1908), S. 17.

[238] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 17 mit Anm. 110.

[239] Eck, BW, Nr. 2: *Plusculis itaque diebus cum multa alia etiam dialectica quedam studiorum graviorum preludia, que ‚Parva Logicalia' appellantur, diutile affatim tradidissemus, quibus vegeta adulescentum ingenia quasi*

Die Jugend war bei den Humanisten von besonders großer Bedeutung, was sich in Jakob Wimpfelings *Adolescentia* (1500) oder Philipp Melanchthons Wittenberger Antrittsvorlesung (1518) zeigt.[240] Johannes verlor seine Studenten und deren Bedürfnisse auch später nicht aus dem Blick: In seinem *Chrysopassus* stoße man ständig auf „Äußerungen der Rücksichtnahme auf das Fassungsvermögen der jungen Studenten".[241] Er wollte die *Jugend nicht abstumpfen oder überfordern*, schrieb Eck 1517 in seiner Ausgabe der Dialektik.[242]

Ein weiteres Moment in seinem Brief an Matthias Ackermann unterstreicht die Nähe zu seinen Studenten in Ingolstadt: Nachdem ich oft durch wiederholte und inständige Forderungen unserer Studenten bestürmt wurde, werden die öffentlichen Vorlesungen nun endlich im Druck unter die Leute gebracht.[243] Im Hintergrund stand der Vorwurf, man könne sich selbst zu wichtig nehmen, weil man schon wieder ein Werk zum Druck bringe. Ecks Aussage erscheint geradezu topisch, doch er problematisierte sie im nächsten Atemzug: Er habe sich zwischen Amboss und Hammer befunden und seine Vorlesung nur ungern zum Druck bringen wollen, weil man damit auch Neider heraufbeschwöre.[244] Daher habe er lange mit der Entscheidung gehadert, doch zuletzt hätten die eindringlichen Bitten seiner Studenten den Sieg davongetragen. Eck schrieb weiter nach allen Regeln der ars epistolandi und spickte seine captatio benevolentiae, er habe nur etwas Geringes mit seiner Bursa Pavonis geschaffen, mit antiken Zitaten von Seneca sowie Martial (Epigrammatarius). Schließlich bat er Ackermann, das Werk trotz seines geringen Wertes anzunehmen. Er verwies wieder auf seine Jugend und kündigte unbescheiden an, Ackermann bald, wenn die Jugend vorbei sei, etwas Bedeutenderes überreichen zu können.[245]

In seinem Brief an Simprecht von Burgau betonte Eck seine Hingabe zu den Wissenschaften und sein Bestreben, junge Männer dafür zu begeistern: Er führte Apuleius ins Feld, der in seinen *Metamorphosen* behauptet hatte, dass die wissenschaftlichen Studien große Mühe bereiteten. Sobald man sich jedoch vor Augen

---

gymnastico corporis exercitio ad sophistarum argutiolas […] *plerasque captiunculas diluendas promptiora redderentur.*

[240] Vgl. Mertens, »Wimpfeling« (2000).

[241] Vgl. Seifert, *Logik* (1978), S. 36.

[242] Eck, *Dialectica* (1517): *Nolo teneram adulescentiam hebetare et obtundere.* Zitiert nach Seifert, *Logik* (1978), S. 36.

[243] Eck, BW, Nr. 2: *Tandem scholasticorum nostrorum efflagitationibus repetitis fatigati sepicule, ut ea, que in publico docueramus auditorio, typis et characteribus litterariis excussa atque edolata publicitius invulgarentur.*

[244] Eck, BW, Nr. 2: *Dum itaque ‚inter sacra et saxum' (ut belle in proverbio dicitur) essemus et quasi in trivio positi sinu satis superque pithagorissassemus, vicerunt postremo adulescentum nostrorum instantium preces.*

[245] Eck, BW, Nr. 2: *Hanc igitur nostram opellam litterariam, hoc chartarium nostrum munusculum placido suscipe tuenda vultu; et si minitula sint veluti ‚Apine trice' ut Epigrammatarius ait, diis tamen dantibus postquam adulescentiam excesserimus, maiora haud dubie daturi sumus.*

führte, welch große Reichtümer man durch sie erlangte, würden sie absolut mühelos.[246] Deutlicher könnte Eck das Interessenobjekt des gelehrten Feldes gar nicht benennen: inkorporiertes kulturelles Kapital. Es sind wiederum nicht die *artes liberales*, denen sich der lernbeflissene (*studiosissime*) Simprecht hingeben soll, sondern ausdrücklich die *bonae litterae*, oder *bonae artes*.[247] Unter diesen fassten Johannes und die humanistischen Zeitgenossen alle guten Wissenschaften, was die *studia humanitatis* genauso einschloss wie die Philosophie oder die Theologie.[248] Zugleich erkannte Eck die Gefahr, die in den Schriften der antiken Autoren für die weitere Laufbahn des Jünglings als Kleriker lauerte, denn Simprecht sollte sich nicht von den Verlockungen des Fleisches verleiten lassen, sondern unter den günstigen Vorzeichen weiterstudieren.[249] Zuvor widmete er Simprecht die Schrift und mahnte ihn, sich dabei immer fleißig in der Logik zu betätigen, allerdings ein gesundes Maß dabei zu halten, um nicht Nützlicheres zu vernachlässigen, wie schon Plautus sagte. Johannes führte weitere antike Autoren ins Feld und inszenierte seine humanistische Identität. Mit den vier Gedichten gelehrter Zeitgenossen, die Johannes dem Druck seiner *Bursa Pavonis* vorangehen ließ, verstärkte er diese Inszenierung.[250] Allen voran stand Ecks Lehrer Johannes Brisgoicus, der ein Lob-Tetrastichon auf die Institution der *Bursa Pavonis* hielt; ihm folgten der Straßburger Humanist Johann Adelphus Muling und Johannes Pludanus sowie der spätere Reformator Matthäus Zell, der zur selben Zeit wie Eck in Freiburg an der Artistenfakultät lehrte und 25 Jahre später ausgerechnet von Martin Bucer getraut werden sollte. Die Inszenierung dieses Werkes und seines Autors als humanistisch wäre noch gelungener ausgefallen, wenn der Straßburger Drucker Hupfuff statt der deutschen Rotunda eine Antiqua verwendet hätte.[251]

Ecks Freunde

Die illustren Namen aus dem gelehrten Feld, die Ecks Logikvorlesung zieren, zeugen von seinem sozialen Kapital, das er sich im Laufe der Jahre vor allem in Tübingen und Freiburg aneignete. Heinrich Bebel, Johannes' Lehrer in Tübingen, stellte dem *Chrysopassus* im Jahr 1514 ein Epigramm nach. Selbst die schwierige Anfangszeit in Freiburg, während der Eck sich von Luft und Hoffnung ernährt haben will, nutzte er, um Kontakte zu knüpfen. Im Kartäuserkloster auf dem St. Johannisberg nahe Freiburg schloss er mit dem Prior Gregor Reisch Freundschaft; dieser

[246] Eck, BW, Nr. 3: *Magnum esse ludi litterarii laborem Apuleio teste nemo inficias eat mi Simprechte. Eum tamen fore facillimum nullus dubitat, si eorum meminerit bonorum que studio indipiscuntur.*

[247] Eck, BW, Nr. 3: *Tu itaque Simprechte studiosissime hanc provinciam facilem tibi facito, sepius illud Zenonis ruminans, studiosum litterarum ac bonis litteris deditum in felicitatem collocatum iri.*

[248] Vgl. zu den begrifflichen Unterschieden grundsätzlich Seifert, »Schulwesen« (1996), dort insbesondere Kapitel II: Die Rezeption des Humanismus, 226–253.

[249] Eck, BW, Nr. 2: *Perge igitur ‚bonis avibus' optime adulescens nos te carnis capiant illecebre.*

[250] Vgl. Schirrmeister, *Triumph* (2003), S. 151.

[251] Vgl. Duntze, *Verleger* (2007), S. 47f. Vgl. grundsätzlich zu den verschiedenen Drucktypen Mazal, *Paläographie* (1984).

habe ihn sehr geliebt, schrieb Eck in seiner *Replica*. Später zählte er die *besten Rheinländer* auf, mit denen er in seiner Freiburger Zeit Umgang hatte; am Rand bezeichnete er sie als *Amici alsates*. Diese Marginalie unterstreicht seine besonders guten Verbindungen ins Elsass – vor allem nach Straßburg und zur dort beheimateten *sodalitas*.[252] *Tilmann aus Basel, Jakob Wimpfeling (der mir zuvor das Buch des Albertus Magnus De adhaerendo deo gewidmet hatte, genauso wie später die Epitomę byblicum des Aureolus), Beatus Rhenanus, Hieronymus Gebwiler aus Schlettstatt, Johannes von Kayserspergg, der unvergleichliche Theologe, Thomas Wolf, Sebastian Brant, Thomas Aucuparius, Johannes Gallinarius, Matthias Ringmann Philestius, Beatus Arnoldus, Paul Burger, dem Prioren der Kartause und von St. Johannis*.[253]

Eck demonstrierte durch diese Aufzählung sein soziales Kapital. Die Bekanntschaft mit anderen Menschen wirkt und wirkte jedoch nur dann als symbolisches Kapital, wenn die Freunde und Bekannten selbst über besonderes Ansehen verfügten. Alle der von Eck Benannten hatten im gelehrten Feld um 1500 einen Namen. Bei den meisten Personen handelt es sich um angesehene Gelehrte ihrer Zeit mit deutlich humanistischer Prägung. Jakob Wimpfeling nahm dabei eine besondere Position ein. Zunächst verwies Eck ausdrücklich auf die Werke, die dieser ihm zugewidmet hatte, was sein soziales Kapital nochmals erhöhte und objektivierte. Wimpfeling (1450–1528) war wie Brant (1457–1521) und Geiler von Kaysersberg (1445–1510) eine Generation älter und Lehrer der jüngeren Generation, zu der sich auch Eck zählte. Thomas Aucuparius (* 1470er Jahre), eigentlich Vogler, und Johannes Gallinarius (* ca. 1475) alias Henlin hatten ihn zum Lehrer gehabt.[254] Beatus Rhenanus (* 1485) wiederum war ein Schüler des Hieronymus Gebwiler (* 1475), der seinerseits ein Anhänger Wimpfelings war und 1509 nach Straßburg ging, um dort die Domschule im Sinne Wimpfelings zu reformieren.[255] Paul Burger war Kanoniker an ebendiesem Domstift in Straßburg. Matthias Ringmann (* 1482) alias Philesius Vogesigena hatte sich zur selben Zeit wie Johannes in Heidelberg aufgehalten, dort bei Wimpfeling studiert und zählte wie Eck Gregor Reisch zu seinen Lehrern. Nach Stationen in Paris und Colmar zog es Ringmann ebenfalls nach Straßburg, wo er eng mit Jakob Wimpfeling zusammenarbeitete.[256]

---

[252] Vgl. zu den humanisttischen *sodalitates* grundsätzlich Entner, » Sodalitas« (1996); Lutz, »Sodalitäten« (1984) und Schirrmeister, *Triumph* (2003), S. 169–194.

[253] Eck, Replica, Bl. 54r: *Tilmanno Basiliensis, Iacobo Winphelingio (qui mihi antea Alberti Magni librum de adhaerendo deo dedicaverat sicut et postea Aureoli epitome Byblicum). Beato Rhenano et Gebvilero Seletstatensi Ioannis Kaiserspergio theologo incomparabili, Thoma Wolphio, Sebastiano Brant, Thoma Aucupario, Ioanne Gallinario, Rimmanno Philestio, Beato Arnoldo, Paulo Burgero, priore item Chartusiae et S. Ioannis.*

[254] Vgl. Kipf, »Aucuparius« (2008) und Kholi/Worstbrock, »Gallinarius« (2008).

[255] Vgl. zu Gebwiler Mertens, »Gebwiler« (2008).

[256] Ringmann veröffentlichte 1507 Einführung in die Kosmographie mit den Reiseberichten des Amerigo Vespucci, in der er vorschlug, den neuen Kontinent nach seinem *inventor* Amerika zu nennen. Martin Waldseemüllers setzte dies auf der berühmten Weltkarte und seinen Globen so in die Tat um. Doch Ringmann war abgesehen von seinen kosmographischen Studien ein ausgewiesener Humanist. Vgl. Worstbrock, »Ringmann« (2009).

Johannes kreiste um dieses Gravitationszentrum. Seine Nähe zu diesen Personen gibt Auskunft über seine Position im sozialen Raum und korreliert mit derjenigen im geographischen Raum. Straßburg und seine Gelehrten übten eine große Anziehungskraft auf Eck aus. Wimpfeling widmete Johannes Eck und Jakob Sturm, den beiden *Hörern der christlichen Theologie an der blühenden Hochschule Freiburgs*, am 31. Mai 1512 die Schrift des Albertus Magnus *De adhaerendo soli deo*.[257] Ihrer beider soziales Kapital dürfte sich durch diesen Akt enorm vermehrt haben, denn trotz seiner Fehden mit progressiveren Humanisten, trotz seiner mangelnden Sprachkenntnisse und trotz seiner ökonomischen Verarmung besetzte Wimpfeling eine mächtige Position im gelehrten Feld.[258] Dieses war jedoch nicht hermetisch begrenzt, wie die Aufzählung von Ecks Bekannten und Freunden zeigt, sondern durchlässig und bildete noch größere Schnittmengen mit anderen Feldern: auf der einen Seite zum ökonomischen Feld, in dem die Drucker in einem besonderen Sektor um die besten Positionen kämpften. Eck nannte den humanistisch gebildeten Thomas Wolf, der sich ebenfalls im direkten Umfeld zu Wimpfeling aufhielt. Er interagierte zwar mit Akteuren aus dem gelehrten Feld, war selbst einst einer seiner Akteure, verfolgte nunmehr als Drucker aber in erster Linie ein anderes Interessenobjekt als die Wissenschaft. Auf der anderen Seite verfügte das gelehrte über eine durchlässige Grenze zum klerikalen Feld. *Tilmannus Basiliensis* alias Tilmann Limperger (ca. 1455–1535), war in Freiburg 1491 zum Doktor der Theologie promoviert worden und seit 1498 Weihbischof von Basel.[259] Ecks soziales Netz war frühzeitig über die Grenzen des universitären Milieus, sogar über die des gelehrten Feldes hinaus gespannt. Selbst vom symbolischen Kapital weltlicher Fürsten konnte Eck später profitieren.[260]

Ecks Promotionen

Es ist auffällig, dass Johannes in seinen Autobiographien mehr Wert darauf legte, seine Lehrer, Förderer sowie Freunde und Bekannten aufzuzählen als seine Graduierungen. Diese nehmen im Verhältnis zu seinen Bekanntschaften und im Vergleich zu den Notizen von Johannes Kingsattler, wie später zu zeigen sein wird, so gut wie keinen Raum ein: *Nach Disputationen und großen Anstrengungen in der Theologie wurde ich dank der Güte meiner Lehrer in die Matrikel der an der theologischen Fakultät graduierten*

[257] Wimpfeling, *Opera* (1990), S. 588–591, Nr. 227, S. 589: *Jacobus Wimphelingius theologus Joanni Eckio et Jacobo Sturmo christianae theologiae auditoribus in florentissimo gymnasio Friburgensi s. d. p.* Im Gegensatz zu Sturm dürfte Eck kein direkter Schüler Wimpfelings gewesen sein: Wimpfeling spricht weder von Eck als *seinem Schüler* noch dieser von Wimpfeling als seinem Lehrer. Wimpfeling lehrte von 1498 bis 1501 in Heidelberg Poetik – Johannes wurde dort am 19. Mai 1498 immatrikuliert, zog aber bereits am 9. April 1499 weiter nach Tübingen. Während dieses knappen Jahres dürfte Johannes dem „Praeceptor Germaniae" zwar begegnet sein, Poetik hat er aber sehr wahrscheinlich nicht bei ihm gehört.

[258] Vgl. Mertens, »Wimpfeling« (2000).

[259] Bietenholz, »Limperger« (1986).

[260] S. u. Kapitel 6.1.

Bakkalare eingetragen [in Marg. *1505*].[261] In seiner *Epistola* verschwieg er diese Graduierung völlig, dabei handelte es sich bei der Graduierung zum Bakkalar der Theologie um zwei feierliche und mit bürokratischem Aufwand verbundene Akte.[262] Der Kandidat musste zunächst bei der Fakultät um Zulassung zur Promotion bitten, die ihrerseits prüfte, ob der Kandidat zur Graduierung zugelassen werden konnte.[263] Wurde dies positiv beschieden, wählte der Kandidat einen Promotor und antwortete diesem in einer Disputation. War er erfolgreich, wurde er zugelassen und erhielt die Bücher der Bibel (bei Graduierung zum *baccalaureus biblicus*) oder der Sentenzen (bei Graduierung zum *baccalaureus sententiarum*) zur Vorlesung.[264] Die eigentliche Promotion lag meist Wochen später.[265]

Allein in seiner *Schutzred* betonte Eck, dass er den höchsten und prestigeträchtigsten akademischen Grad, den des *doctor theologiae*, erworben hatte. Dort hob er sein institutionalisiertes kulturelles Kapital hervor, um seine Auslegungen zu legitimieren und sich über Osiander zu stellen, der lediglich das artistische Bakkalaureat erworben hatte. In der *Epistola* (1538), die Eck vor der *Schutzred* (1540) verfasst hatte, bedurfte es dieser Rhetorik und dieses Arguments noch nicht; hier konnte Eck sich auf Inhalte konzentrieren, in seiner *Replica* (1543) dagegen bereits nicht mehr. Die Stoßrichtung der Argumente war eine persönliche und bestand in der Verteidigung der eigenen Position und Person. Nachdem Johannes am 4. Oktober 1505 zum *baccalaureus biblicus* graduiert worden war, wurden ihm die Vorlesungen über die Bücher des Alten und Neuen Testaments zugeteilt und bald darauf, im Oktober 1506, wurde er zur Vorlesung über die Sentenzen des Petrus Lombardus zugelassen; er wurde zum *baccalaureus sententiarum* promoviert: *Lectis autem utriusque testamenti libris adsignatis, ad legendum sententias Petri Longobardi admissus* [in Marg. *1506/25. Oktober*].[266] In einem *ablativus absolutus* und einer Partizipialkonstruktion werden die Hürden des Bakkalaureats an der theologischen Fakultät der Freiburger Universität genommen. Die Gebühren von 4½ Gulden für die Promotion zum *baccalaureus biblicus* und die noch kostspieligere zum *baccalaureus sententiarum* bleiben unerwähnt.[267]

---

[261] Eck, Replica, Bl. 53v: *Post disputationes autem & plurimos labores Theologicos, praeceptorum meorum clementia in albo Baccalaureorum Theologiae ascriptus sum.*

[262] Vgl. zum Folgenden Bauer, *Frühgeschichte* (1957), S. 140.

[263] Folgende Kriterien wurden u.a. geprüft: Immatrikulation an der Universität, untadeliger Lebenswandel und guter Ruf (*bona fama*), körperliche Wohlgestalt (niemand von *corpus enormis* wurde zur Promotion zugelassen), eheliche Geburt, klerikaler Stand, Alter, Studiendauer und, wie bereits oben aus dem *Manuale scholarium* hervorgegangen, die Versicherung, alle notwendigen Lehrveranstaltungen besucht zu haben. Vgl. König, »Statuten« (1890), S. 12–13 und Bauer, *Frühgeschichte* (1957), S. 137ff.

[264] Vgl. ebd., S. 140f.

[265] Vgl. zum *juramentum* König, »Promotion« (1899) und König, »Statuten« (1890), S. 14, 16, 19.

[266] Eck, Replica, Bl. 53v, Hervorhebungen durch IT.

[267] Vgl. Bauer, *Frühgeschichte* (1957), S. 143 und grundsätzlich für die Statuten der theologischen Fakultät König, »Statuten« (1890). Vom dritten Bakkalars-Grad an der theologischen Fakultät, dem

Im anschließenden Semester wurde Johannes zum Dekan der Artisten gewählt – einstimmig, wie er betonte, doch er machte sich während seiner Amtszeit keine Freunde. Er forderte die Magister auf, mehr Bescheidenheit bei den Promotionsmahlen walten zu lassen, wobei diese Aufforderung wohl die Konsequenz aus seinen eigenen Erfahrungen darstellte.[268] Wenigstens mit zehn Gulden hatten allein die Promotionsgebühren an der theologischen Fakultät bis zu diesem Zeitpunkt zu Buche geschlagen. Die zusätzlichen Gaben an die Prüfer dürften noch einmal so viel gekostet haben, was bei der nunmehr fehlenden finanziellen Unterstützung durch den Onkel eine große Belastung für den jungen Magister darstellte.

So wenig Platz er seinen Promotionen einräumte, so bereitwillig gab er Auskunft über seine theologischen Lehrer: *Ich lernte Theologie unter Northofer und Brisgoicus*. Von Johannes Brisgoicus war schon wiederholt die Rede, Georg Northofer (* 1454) sollte traurige Berühmtheit erlangen, weil er im April 1509 von Gaudenz von Blumeneck auf offener Straße erschlagen wurde – Eck hielt die Leichenrede.[269] In seiner *Schutzred* forderte Eck sein Gegenüber *Hosanderle* rhetorisch auf, er solle seine Lehrer der Theologie benennen, wenn er könne – wohl wissend, dass Osiander niemals Theologie studiert hatte. Im Gegenzug benannte er seine eigenen hochkarätigen Lehrer: *Doctor Chunrat Summerhart, Doctor Wendel Stainbach, Doctor Jacob Lemp, Frater Paulus Scriptoris zu Tibingen, Doctor Dietrich Süstern, mit anderen Ordinariis, Doctor Arnoldus Tungris, Doctor Georg Northofer, Doctor Johann Winckler, Doctor Johann Brisgoicus, die hab ich all gehört in Theologia lesen und disputiern.*[270] Johannes schrieb sich über die wohlklingenden Namen seiner Lehrer soziales Kapital zu, das gemeinsam mit den erworbenen Graden, dem institutionalisierten kulturellen Kapital, als symbolisches Kapital wirkte. Damit aber nicht genug: Johannes studierte gleichzeitig beide Rechte, wie er direkt im Anschluss an die Aufzählung seiner Lehrer der Theologie mitteilte. An der juristischen Fakultät hörte er bei dem in Pavia promovierten Doktor des Kirchenrechts Johann Angelus von Besançon und Ulrich Zasius.[271]

Das Arbeitspensum scheint nicht nur enorm gewesen zu sein, sondern schier nicht zu bewältigen. In der *Replica* konnte der Leser einen kurzen Moment der Unzufriedenheit erhaschen, als Johannes davon berichtete, dass sein Onkel ihn in Freiburg

---

baccalaureus formatus, ist bei Johannes nicht die Rede, ebenso wenig in den Statuten der theologischen Fakultät; vgl. Müller, *Promotion* (1957), S. 17.

[268] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 11.

[269] Zum Mord an Northofer und den Umständen vgl. zuletzt Weckerlin, »Mord« (2008); die Leichenrede auf Northofer brachte Eck 1513 zum Druck, vgl. Metzler, *Orationes* (1930), S. LXXIII, Nr. 3,

[270] Eck, *Schutzred* (1540), Bl. Livv.

[271] Eck, Epistola, S. 43f.: Auch im Kirchenrecht ließ er sich offenbar zum Doktor promovieren, denn schon 1517 wurde ihm im *Eccius dedolatus* dieser Grad bescheinigt, Pirckheimer, *Eckius* (1983), S. 32: *Eckius quem vos Keckium, et iuste quidem appellatis, sacrae paginae ac iuris canonici doctor, licet indignus* […]. Eck nannte sich spätestens 1523 im Kolophon seiner Schrift *De purgatorio* Doktor *Artium, Decretorum, & Theologiae*. Vgl. Eck, Epistola, S. 44 mit Anm. 6 und zuletzt ausführlich Eck, BW, Nr. 20 mit Anm. 11.

nicht mehr finanziell unterstützte. Sogar dieser ungeheuren Arbeitsbelastung – Studium an zwei Fakultäten (Theologie und Jura), Lehrtätigkeit an zwei Fakultäten (Artes und Theologie) und seinen Ämtern in der Burse – gewann Eck in seinen autobiographischen Schriften etwas Positives ab: *Ich wendete das Notwendige ins Freiwillige*, schrieb er in der *Replica* und in der *Epistola* geradezu dankbar: *Auf diese Art profitierte ich vom Lehren und Lernen*.[272] Ob Johannes diese positive Bewertung auch zu dem Zeitpunkt vorgenommen hätte, als er durch den hohen Arbeitsaufwand einen wahrscheinlich mehr als zwölf Stunden umfassenden Arbeitstag hatte, sei dahingestellt.

All das hatte Eck vor Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres erreicht, wie er in der *Replica* betonte.[273] Das gebetsmühlenartige Wiederholen seiner Jugend muss zunächst auf die Invektiven Bucers und anderer Gegner Ecks zurückgeführt werden, deutet jedoch ebenso auf eine Begebenheit hin, die wie beim oben beschriebenen Immatrikulationseid, juristisch heikel war: Johannes war zu jung. Wollte ein Student sich in Freiburg zum *baccalaureus biblicus* promovieren lassen, hatte er sich laut Statuten im 25. Lebensjahr zu befinden – Johannes war zum Zeitpunkt seiner Promotion im Oktober 1505 18 Jahre alt und muss für seine erste theologische Promotion einen Dispens erhalten haben.[274] Während ihm diese wahrscheinlich freizügig vom Dekan der theologischen Fakultät erteilt worden war, verhielt es sich im Jahr 1508 anders, als er sich im Dezember zum Priester weihen ließ. Hierfür benötigte er einen päpstlichen Dispens, weil er 22-jährig drei Jahre zu jung war für diesen Weihegrad.[275] Seine besondere Nähe zu Straßburg findet darin ihren Ausdruck, dass Johannes sich nicht in Konstanz, zu dessen Diözese Freiburg gehörte, oder Augsburg (seiner Heimatdiözese) zum Priester weihen ließ, sondern ausgerechnet in Straßburg durch Wilhelm von Honstein (* um 1470–1541).[276] Wilhelm von Honstein gehörte dem näheren Umfeld von Jakob Wimpfeling und Johannes Geiler von Kaysersberg an und mit der Entscheidung, sich in Straßburg ordinieren zu lassen, dürfte Johannes dieses Netzwerk gestärkt haben. Es ist jedoch auffällig, dass er in seinen Autobiographien nicht erwähnt, wer ihn zum Priester geweiht hatte, obwohl Wilhelm von Honstein als Reformer der Kirche galt und die Nennung seines Namens soziales Kapital generiert hätte.

Dank der Weihe erfüllte Johannes nun zwei von vier Voraussetzungen, um die *licentia ubique docendi* für die Theologie zu erwerben – die Berechtigung, an Universitäten im gesamten lateinischen Okzident Theologie zu lehren: die höheren Weihen

[272] Eck, Replica, Bl. 53v: *Necessitatem ergo in voluntatem verti.* Eck, Epistola, S. 46: *Sic simul docendo et discendo profeci.*

[273] Eck, Replica, Bl. 53v: *Mox in decanum collegii artium, ante completum vicesimum etatis annum electus sum unanimiter.*

[274] Ein solcher Dispens ist jedoch nicht überliefert.

[275] Auch dieser Dispens ist nicht überliefert.

[276] Eck, Replica, Bl. 54v: *Anno vero 1508. Argentinae ordinatus sum sacerdos Luciae* [13. Dezember]*: dispensatione super minori aetate à sedis apostolici legato obtenta.* Vgl. zu Wilhelm von Honstein Chrisman, »Wilhelm von Honstein« (1985); Bäumer, »Eck« (1986), S. 36 sowie Iserloh, *Eck* (1981), S. 11.

und bei seinem Arbeitspensum ebenso die Vorlesungs- und Responsionsverpflichtungen.[277] Nach den erneuerten Statuten der theologischen Fakultät in Freiburg fehlten ihm am Tag seines Examens, am 9. Juni 1509, jedoch zwei Jahre Studienzeit (acht statt zehn) und er war noch immer zu jung.[278] Er stand im 23., nicht im 30. Lebensjahr, wie es die Statuten verlangten.[279] Trotzdem wurde er seiner eigenen Aussage in der *Replica* zufolge am 9. Juni 1509 geprüft und erhielt zehn Tage später, am 19. Juni, die *licentia in Theologia*, nachdem er zuvor – wie es Sitte war – eine *quaestio* im Rahmen der *vesperiae* disputiert hatte.[280]

Eck erwähnte hier eine Eigenart der Freiburger Promotion zum Lizentiaten der Theologie – an anderen Universitäten wurde die Promotion zum Doktor der Theologie in diesem Rahmen erteilt. Bei den Vesperien handelt es sich um ein nachmittägliches großes „Redetournier, das man mit allem Glanz zelebrierte".[281] Die gesamte theologische Fakultät war anwesend und so hatte Johannes schon hier eine große Bühne. Allerdings dürfte dieser Rahmen auch die Kosten in die Höhe getrieben haben. Knapp zehn Gulden entrichtete Johannes allein an Promotionsgebühren für sein Lizentiat und während der Vesperien musste der Kandidat mehrere Male Konfekt sowie ausreichend Wein für alle Anwesenden bereitstellen lassen und abends alle im engeren Sinne Beteiligten zum Nachtmahl laden.[282] Eine anschauliche Darstellung eines solchen *Prandium* an der Artistenfakultät findet sich im Brief des Dunkelmanns Thomas Langschneyderius an Ortwin Gratius.[283] Zwar handelt es sich um eine Satire, in der das meiste überzeichnet ist, es finden sich jedoch Übereinstimmungen mit Universitätsstatuten – zum Beispiel der Leipziger Artistenfakultät.[284] Für die prestigeträchtigere höchste Fakultät der Theologen sind entsprechend noch kostspieligere Feierlichkeiten anzunehmen.[285] Johannes hatte große Hoffnung, dass mit dem neuen Titel sein großer Moment gekommen war: lukrative Anstellungen als Dozent der Theologie in Freiburg oder reiche Pfründen. Die Investitionen von Zeit, sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital mussten sich doch endlich auszahlen. Auf eine Pfründe in Straßburg oder eine ordentliche Lektur an der theologischen Fakultät wartete der 22-jährige Eck jedoch vergebens.

---

[277] Vgl. Bauer, *Frühgeschichte* (1957), S. 139: Um zum Bakkalar promoviert werden zu können, musste der Kandidat Kleriker sein, d. h. die niederen Weihen empfangen haben, erst für die Promotion zum Lizentiaten wurden die höheren Weihen vorausgesetzt.

[278] Vgl. zum Ablauf des *Examen rigorosum* ebd., S. 145–147 und Müller, *Promotion* (1957), S. 18. Die erneuerten Statuen, die sog. *Summa illa*, waren zwischen 1508 und 1514 in das Statutenbuch eingetragen worden; vgl. Bauer, *Frühgeschichte* (1957), S. 20.

[279] Vgl. ebd., S. 144 und allgemein Asztalos, »Theologische Fakultät« (1993), S. 366f.

[280] Eck, Replica, Bl. 54r: *Nona die Iunii examinatus fui à collegio Theologorum, et 19. eiusdem licentiam in Theologia, quaestione vesperiali prius pro more determinata, accepi.*" Vgl. auch Mayer, »Eck« (1908), S. 12.

[281] Müller, *Promotion* (1957), S. 19.

[282] Vgl. Bauer, *Frühgeschichte* (1957), S. 146–148.

[283] Bömer, *Epistolae II* (1924), S. 7.

[284] Vgl. Zarncke, *Quellen* (1857), S. 248f.

[285] Vgl. König, »Statuten« (1890), S. 21: *Licentiandi expense.*

Nicht nur finanziell stellte Freiburg eine bittere Pille für Johannes dar, auch menschlich wurde er in der Universitätsstadt im Breisgau herb enttäuscht. Die Auseinandersetzungen, die er mit den älteren Magistern der Universität auszufechten hatte, sollten ihn noch einige Zeit begleiten. Wie oben beschrieben und absolut üblich an der spätmittelalterlichen Universität hatte Johannes bereits lehren müssen, bevor er die Lizenz an der theologischen Fakultät erwarb. In seiner *Replica* vermerkte er am Rand: *Eckius lector Theologiae 22. Ianuar 1509* und führte im Text aus, was ihn so erboste: *Die Älteren täuschten mich mit leeren Versprechungen, indem sie mir stets ein besseres Schicksal versprachen, jedoch selbst die Kasse der Universität erschöpften (der Rat der Universität selbst bestimmt nämlich die Gehälter und die Erhöhung für die Lektoren). Endlich übertrugen sie mir eine vormittägliche Vorlesung, die mit einem kümmerlichen Gehältchen ausgestattet war. Auf diese Weise erhöhte sich zwar mein Arbeitsaufkommen, das Stipendium entsprach diesem jedoch keineswegs*.[286] Als Dekan der Artistenfakultät hatte Johannes für Unmut unter den Lehrenden dieser Fakultät gesorgt, als er die Magister bei den Promotionsschmäusen zur Mäßigung angehalten hatte. Noch mehr Feinde machte er sich, als er durchsetzte, dass die Honorare für Vorlesungen, die nicht gehalten wurden, an die Fakultätskasse zurückgingen und zusätzlich von den Säumigen Strafe zu zahlen sei.[287] Es passt in das Narrativ, dass Johannes hier ausdrücklich von den Älteren sprach, den *seniores*, hatte er in der *Replica* doch immer wieder seine Jugend betont. Wen konkret Eck mit den Älteren meinte, bleibt offen. Es müssen sich unter den *seniores* jedoch auch Personen befunden haben, die er begeistert zu seinen Lehrern und Freunden gezählt hatte, da das Lehrpersonal der kleinen Freiburger Universität aus nur wenigen *regentes* bestand. Nach der Promotion zum Lizentiaten sollte sich das Verhältnis nicht verbessern. Obgleich er weiterhin pflichtbewusst seinen *labores litterarii* – seinen Vorlesungen bei den Artisten und in der Theologie – nachging und obwohl der Senat der Universität ihm eine vakante Lektur lange versprochen hatte, wurde ihre Zuweisung immer weiter aufgeschoben.[288] Johannes' Frustration dürfte zu Beginn des Jahres 1510 groß gewesen sein, doch innerhalb weniger Monate sollte seine Situation sich grundlegend ändern.

[286] Eck, Replica, Bl. 54r: *Et quia seniores aerarium academiae exhauriebant (ipsum enim consilium uniuersitatis, dictat stipendia & augmenta lectoribus) vanis pollicitationibus illudebant me, semper meliorem fortunam pollicentes: tandem exili stipendiolo lectionem pomeridianam in Theologia dabant mihi: ut sic labor esset auctior: stipendium autem non responderet.*

[287] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 11.

[288] Eck, Replica, Bl. 54r: *Perstiti tamen semper in laboribus literariis dum autem universitatis consilium, vacantem lectionem collegiati artium, mihi toties permissa, assignare differet.* In seiner *Epistola* berichtete Eck mit keinem Wort über diese Probleme.

4.3 Ein pauper mit Ambitionen (JK)

Freiburg

Während Eck als Superintendent der Pfauenburse seinen Vorlesungen und Übungen nachkam, setzte King zum ersten Mal überhaupt seinen Fuß in eine Universität, besser gesagt: in eine Burse. *Im Jahr 1505 zogen ich und mein obengenannter Begleiter* [Johannes Schmid, IT] *aus der Provinz Raetien, unserer Heimat, nach Freiburg im Breisgau und begannen am Samstag vor dem Tag des Apostels Matthias, welches der Vortag des dritten Fastensonntags ist* [22. Februar]*, uns dort an der Universität in der Burse der Realisten der Wissenschaft zu widmen.*[289] Endlich, nach mehr als sechs Jahren der Wanderschaft von Lateinschule zu Lateinschule und einer letzten 140 Kilometer langen Reise westlich entlang des Schwarzwalds, ließ King sich an einer Universität immatrikulieren. Es wurde die Universität in Freiburg, nicht die in Tübingen, nicht die in Heidelberg, nicht die in Basel und auch nicht die in Ingolstadt, die allesamt in Reichweite gelegen hätten. Die Heidelberger und die Tübinger Universitäten wären in einer Entfernung von rund 60 Kilometern sogar erheblich schneller zu erreichen gewesen. Weshalb es ihn und seinen Begleiter, Johannes Schmid, ausgerechnet nach Freiburg zog, teilte King jedoch nicht mit. Wieder verortete er sich räumlich in der römischen Provinz Raetien, die er verlassen habe, um nach Freiburg ins Breisgau zu ziehen. Dass er hier das Verlassen seiner Heimat vermerkte, ist auf die Sprachgrenze zurückzuführen: King verließ das Gebiet, in dem das Schwäbische vorherrschte, und bewegte sich nun im Bereich des Niederalemannischen. Die Unterschiede zwischen den Dialekten innerhalb des Westoberdeutschen fielen zwischen West und Ost – entlang der sogenannten Schwarzwaldschranke – erheblich aus und so dürfte dieser erneute Auszug aus der Heimat für King und seinen Kommilitonen in der Tat eine merkliche Grenzüberschreitung dargestellt haben.[290]

In die Matrikel wurde King bereits am Mittwoch vor dem Festtag Kathedra Petri, dem 19. Februar, eingetragen.[291] Weshalb die Datierung in der Matrikel nicht mit der in Kings Erinnerung übereinstimmt, kann letztgültig nicht geklärt werden. Dass er den Tag schlicht falsch erinnerte, ist eine Möglichkeit; allerdings schrieb er, dass er am 22. Februar mit dem Studium begann, was nicht ausschließt, dass er bereits drei Tage zuvor in die Matrikel aufgenommen worden war. Die doppelte Datierung ermöglicht es, erneut danach zu fragen, wie er sein Leben erinnerte und re-konstruierte. Ähnlich wie der moderne Historiker sich des *Taschenbuchs der Zeitrechnung* von Hermann Grotefend bedient, um die mittelalterliche Festdatierung in

[289] King, AB, S. 212*: *Anno M.D.v. ego et supranominatus comes meus* [Johannes Schmid, IT] *ambulavimus ex Rhetia, patria nostra, Ad Friburgum in Brisgovia et ibidem incepimus incumbere litteris in studio universali *in bursa Realium* die Saturni ante festum Mathiae apostoli, qui dies vigilia erat dominice Oculi*. *…* ist im Manuskript über der Zeile nachgetragen.

[290] Vgl. Klausmann/Kunze/Schrambke, *Dialektatlas* (1994), S. 27.

[291] Mayer, *Matrikel* (1907), S. 162: *Jo. Kinnig de Oettingen, diocesis Augustensis*.

eine moderne umzuwandeln, dürfte auch King ein Hilfsmittel zur Verfügung gestanden haben – allerdings nicht in einem dritten Buch, das er auf sein Lesepult hätte platzieren müssen, sondern vereint mit seinem Tagebuch. Es ist zwar nicht undenkbar, dass er im Jahr 1530 aus dem Kopf hätte rekonstruieren können, dass der Samstag vor dem Tag des Apostel Matthias im Jahr 1505 gleichzeitig der Vortag des dritten Fastensonntags gewesen war, es hätte jedoch eine außergewöhnliche Rechenleistung dargestellt. Es liegt näher, dass King diese redundante Datierung seinem Almanach entnahm.[292] Eine wesentliche Leistung des Kalendariums, das von Johannes Stöffler bis 1531 berechnet worden war, bestand in der Benennung der kirchlichen Festtage auf der linken Seite eines jeden Monats. Neben den beweglichen Feiertagen wurden dort auch die festen verzeichnet, so dass es für King ein Leichtes war, den Mittwoch Mitte Februar im Jahr 1505 auf die besagte Weise zu datieren. Das Tafelwerk enthielt darüber hinaus, und dies machte den Löwenanteil aus, für jeden Tag die Stellung der Gestirne. Hierin bestand die große Leistung Stöfflers und zuvor Regiomontans, der den Vorgänger von Stöfflers Almanach herausgebracht hatte. Auf diese Weise wurden dem Leser alle notwendigen Informationen zur Erstellung eines Horoskops an die Hand gegeben.[293] Dass King diesen Almanach besaß und darin Notizen machte, ist auch deshalb plausibel, da er bei Gelehrten beliebt war und bis 1522 in sieben weiteren Drucken erschien: Johannes Aventin und Johannes Cuspinian benutzten ihn ebenso für ihre Tagebuchaufzeichnungen.[294] King besaß das Werk von über tausend Seiten zum Zeitpunkt seiner Immatrikulation in Freiburg sicher noch nicht, denn es war ausgesprochen teuer. Johannes Stöffler lehrte seit 1507 in Tübingen, so dass die räumliche Nähe zu King, als dieser später in Tübingen selbst lehrte und zu Geld gekommen war, gepaart mit dem Lokalkolorit, das auch Kings Privatbibliothek ausstrahlt, den Besitz des Almanachs noch wahrscheinlicher macht.[295]

King und sein Begleiter, Johannes Schmid, hatten auch diese Reise gemeinsam angetreten und ließen sich nun gemeinsam als 49. und 50. im Wintersemester 1504/05 in die Freiburger Schwureinung aufnehmen.[296] Einige Tage zuvor war Wolfgang Capito, der spätere Theologe und Reformator, inskribiert worden, der allerdings schon in Ingolstadt zum Bakkalar promoviert worden war und mit den

---

[292] Stoeffler/Pflaum, *Almanach* (1499).

[293] Vgl. zu Stöfflers und Pflaums *Neuem Almanach* grundsätzlich Oestmann, *Schicksalsdeutung* (1993); zu Stöfflers Vorhersagen (z. B. hinsichtlich der Sintflut 1524 oder des gebrochenen Beines der Abtes von Bebenhausen, Johannes von Fridingen 1527) noch immer Haller, *Anfänge I* (1927), S. 265–275 und zuletzt, jedoch nichts wesentlich Neues erbringend, Betsch, »Anfänge« (2008).

[294] Aventinus, »Haus-Kalender« (1908), das Original mit vielen handschriftlichen Eintragungen Aventins in der Bayerischen Staatsbibliothek unter der Signatur 4. L.impr.c.n.mss. 56; Cuspinian, »Tagebuch« (1855).

[295] Zu den Büchern in Kings Nachlassinventar s. u. Kapitel 6.2. Dort ist der Almanach nicht aufgeführt; ebenso wenig konnte ich Kings Exemplar in Bibliotheken in Stuttgart, Tübingen oder München identifizieren.

[296] Insgesamt wurden in Freiburg in diesem Semester 81 Universitätsangehörige immatrikuliert. Vgl. Mayer, *Matrikel* (1907), S. 161–163.

beiden wenig wohlhabenden *beani,* Schmid und King, kaum etwas zu tun gehabt haben dürfte. Sie schworen als *Joannes Kinnig* und *Joannes Smitt* denselben Eid wie die anderen Immatrikulierten, grundsätzlich ungeachtet ihres sozialen Status. Diesen trugen die Immatrikulierten trotzdem, wie oben für die Adligen beschrieben, mit in die Universität:[297] King und Schmid sind in der Matrikel deutlich als studentische Kleingruppe auszumachen. Sie langten am selben Tag an und stammten beide aus Oettingen, das sich in der Diözese Augsburg befand. Auf diese Weise konnten sowohl King als auch Schmid ihr Dorf mit auf Reisen, mit zu dem unbekannten Universitätsort nehmen, was insbesondere für diejenigen von großer Bedeutung war, die weder über ökonomisches noch soziales Kapital am Studienort verfügten – die *pauperes*.[298] Was die Rektoratsmatrikel nicht vermerkte, stand im wahrsten Sinne des Wortes auf einem anderen Blatt: Kingsattler war ein *pauper*. Im sogenannten *Liber taxatorum* erscheint *Ioannes Kung de Oetingen* während des Dekanats von Magister Georg Pistoris aus Hechingen unter den armen Scholaren, die von der Immatrikulationsgebühr und den Hörergeldern befreit worden waren.[299] Eingedenk der klagenden Worte, die King in seinen Notizen für die Zeit in Hall oder Heilbronn gefunden hatte, verwundert es an dieser Stelle nicht, dass er den Dekan von seiner Mittellosigkeit hatte überzeugen können.[300] Die Universität hatte kein Interesse daran, möglichst viele ihrer Angehörigen von den Gebühren zu befreien, und so zeigen die Revisionen der Statuten insbesondere in Bezug auf die Gebührenbefreiung *quia pauper* ein immer strengeres Verfahren.[301] Just in dem Semester, als King in Freiburg immatrikuliert wurde, traten neue Statuten in Kraft, in denen allen als *pauperes* von den Gebühren Befreiten die Verpflichtung auferlegt wurde, bis zum Zeitpunkt ihrer Graduierung regelmäßig vor einer Kommission zu erscheinen. Zusätzlich mussten sie von nun an schwören, den Magistern, die ihnen die Hörergelder erließen, diese zu erstatten, wenn sie einhundert Gulden besitzen würden. Es wird einmal mehr die lebenslange Verbundenheit zur Schwureinung Universität deutlich: Auch nach dem Weggang blieb ihr ehemaliger Angehöriger der *coniuratio* verpflichtet, genauso wie diese jenem. Im Gegensatz zur heutigen Praxis wurde kein mittelalterlicher Universitätsangehöriger offiziell exmatrikuliert, es sei denn, er hatte sich schwerere Vergehen zu Schulden kommen lassen. Dieses Schicksal sollte ausgerechnet Stephan Wolff, den späteren Begleiter Kings in Tübingen, ereilen. Neben

[297] Vgl. zur Forschungsdiskussion zusammenfassend Wieland, »Idealisten« (2002).

[298] Vgl. Schwinges, »Kleingruppen« (1982), S. 329f.

[299] Fletcher, *Liber* (1969), S. 31. Weder King noch die mit ihm im *Liber taxatorum* verzeichneten, Albert Kraus (später Weihbischof von Brixen) oder Johannes Vener werden im RAG als *pauperes* gekennzeichnet.

[300] Vgl. ebd., S. 5.

[301] Ott/Fletcher, *Statutes* (1964), S. 136, Nr. 151: *In super statuit ipsa facultas quod, ut premittitur, taxatus coram omnibus taxatoribus iuramentum in manus decani vel eius vicem gerentis prestet, quod tempore quo ad eam fortunam pervenerit ut centum florenos habuerit* […], *quod tunc talis hic coram facultate per se vel alium comparere et magistrum vel magistros de eius vel eorum laboribus sibi exhibitis, cum condigna graciarum accione, satisfacere atque contentos reddere velit.*

seinem Eintrag in der Tübinger Rektoratsmatrikel wurde nachgetragen: *wurde ausgeschlossen entsprechend den Universitätsstatuten am Tag des Heiligen Bartholomäus* [24. August] *1510, weil er die gesamte Universität zu einer Verschwörung anstachelte*.[302] Hinsichtlich der Zahlungsmoral der Freiburger *pauperes* betont John M. Fletcher allerdings, dass nur wenige Scholaren später für die einst unentgeltlich besuchten Lehrveranstaltungen aufgekommen seien. King sollte einer von ihnen sein.[303]

Antiquus

Johannes Maier hatte sich in Freiburg in seiner Position als Magister für die *via moderna* entschieden, die er bereits in Tübingen mit dem Eintritt in die Burse der Neuerer bevorzugt hatte. Johannes Kingsattler hingegen schlug den Weg der *antiqui* ein und begann seine universitären Studien bei den Realisten in der Adlerburse.[304] Warum er sich für diesen Weg entschied, beschrieb er nicht. Es gibt auch keinen plausiblen Grund wie bei Eck, dessen Onkel sich schon der *via moderna* verpflichtet hatte. Ob King einer jener begeisterten Scholaren war, die sich so sehr von der Persönlichkeit des jungen Eck angezogen fühlten, dass sie die verschiedenen *viae* hintanstellten und dessen Veranstaltungen besuchten, kann nicht direkt aus den Quellen gefolgert werden; ebenso wenig, ob er den späteren Kontroverstheologen noch als Maier kennenlernte. Viel Zeit wäre ihm zunächst nicht geblieben, denn schon nach drei Monaten verließ er Freiburg wieder, um im 60 Kilometer entfernten Offenburg sechs Monate lang als *coadiutor* des Rektors an der dortigen Schule zu arbeiten.[305] Erfahrungen als Hilfslehrer hatte er bereits in Pforzheim sammeln können und auch als er nach Freiburg zurückkehrte, sollte er sich auf diese Weise zumindest einen Teil seines Lebensunterhalts verdienen: *Fünfzehn Monate lang war ich nämlich Erzieher der Schüler im Hause des Magisters Johannes Kaiser, denn die Unterstützung durch meinen Vater reichte nicht aus*.[306] King war zwar an die Universität zurückgekehrt, doch es ist fragwürdig, wie viele Vorlesungen und Übungen er neben seiner Arbeit als Erzieher in der Adlerburse besuchen und wie viele er sich leisten konnte. Er studierte in Freiburg wieder die *bonae artes*, litt aber ähnlich wie Eck unter der großen

[302] Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 168: *Exutus est iuxta universitatis statuta die Bartholomei anno X^{o}, qua fuit tota universitas congregata.*

[303] Fletcher, *Liber* (1969), S. 14. In der gesamten Edition finden sich nur zwei Einträge, in denen die spätere Begleichung der Schuld verzeichnet wurde: bei Kingsattler und Melchior Fattlin, der 1518 Weihbischof von Konstanz wurde; vgl. ebd., S. 33 mit Anm. 48. Zu Fattlin vgl. Mayer, *Matrikel* (1907), S. 181 und Bietenholz, »Fattlin« (1986).

[304] Vgl. Mayer, *Studentenbursen* (1926), S. 97.

[305] King, AB, S. 212*: *Sed ego post tres menses recessi a Friburgo ad Offenburgum et ibidem fui coadiutor rectoris scholarium sex mensibus* […].

[306] King, AB, S. 212*: *Fui nempe per menses quindecim quorundam discipulorum in aedibus magistri Joannis Kaiser pedagogus. Non enim sufficiebat mihi auxilium paternum.* Vgl. Mayer, *Studentenbursen* (1926), S. 14.

Belastung, die ihm seine Arbeit in der Burse abverlangte.[307] Im Gegensatz zu *Magister Eckius* hatte King nicht einmal seinen ersten universitären Grad erworben und dennoch konnte er seinen Lebensunterhalt bereits durch seine Tätigkeit als Lehrer verdienen – sicher mehr schlecht als recht. Er scheint während seines langen Aufenthalts an vielen zum Teil berühmten Schulen eine solch gute Ausbildung genossen zu haben, dass seine Fähigkeiten hierfür ausreichten.

Im physischen Raum waren Eck und King in diesem Moment lediglich durch eine Wand voneinander getrennt – im sozialen Raum standen jedoch Welten zwischen ihnen. Der Gegensatz der beiden Wege hatte die Freiburger Artisten gespalten. Johannes Kaiser, dem King zuarbeitete, war seit 1502 Rektor der Adlerburse und stand somit in direkter Konkurrenz zu Johannes Eck, dem Leiter der Pfauenburse. Eck hatte den Grad des *magister artium* erworben, sogar zum *baccalaureus biblicus* war er bereits promoviert worden – er hatte sein kulturelles Kapital schon mehrfach institutionalisiert. King hingegen konnte nichts dergleichen vorweisen – noch nicht.

Im Jahr 1506 an den elften Kalenden des Januars erhielt ich meinen ersten Lorbeer in den artes liberales am Gymnasium in Freiburg.[308] Endlich, im Alter von fast 21 Jahren, war King das gelungen, was er so lange angestrebt hatte: Er wurde zum *baccalaureus artium* promoviert. An welch unterschiedlichen Positionen Eck und Kingsattler sich befanden und wie nah sie einander gleichzeitig waren, zeigt der folgende Satz in Kings Autobiographie: *Meine Prüfer waren Johannes Eck, Magister der Artes und Bakkalar der heiligen Theologie und zu jener Zeit Dekan der artistischen Fakultät; Magister Antonius Beck aus Uringen, ebenfalls Bakkalar der Theologie, Magister Andreas aus Böblingen, Magister Andreas Schlumpf aus Sankt Gallen und Magister Johannes aus Wangen*.[309] King wurde von dem neun Monate jüngeren Eck examiniert, der ihm auf der akademischen Karriereleiter zwei Schritte voraus war. Noch dazu entstammte er dem anderen Weg und wurde in der Aufzählung doch als erster genannt. Trotz dieser Unterschiede standen sie in einem Raum und redeten miteinander.

Den Statuten zufolge hätte King sechs Prüfer aufzählen müssen: je drei Magister der zwei Wege. Allerdings waren nur die Magister berechtigt, Fragen zu stellen, die den Weg des Prüflings vertraten – mit Ausnahme des ältesten Prüfers im anderen Weg.[310] Es ist wenig wahrscheinlich, dass Johannes Eck der älteste Prüfer der *via moderna* war, denn Beblinger war bereits 1495 in Freiburg immatrikuliert worden und hatte sich um 1497 zum Magister promovieren lassen. Er lehrte und prüfte 45

[307] King, AB, S. 212*: *Et tandem redii ad universale studium Friburgense et ibidem bonis artibus studui anno cum dimidio, non absque magnis laboribus, quibus victum quesivi.*

[308] King, AB, S. 212*: *Anno M. D. vi. undecimo kalendas Januarias accepi primam in artibus liberalibus lauream in litterario gymnasio Friburgensi.*

[309] King, AB, S. 212*: *Fuerunt examinatores mei Joannes Eck, arcium magister et sacre theologiae baccalaureus, et tunc facultatis artistice decanus, magister Anthonius Beck ex Iringen, etiam theologiae baccalaureus, magister Andreas ex Böblingen, magister Andreas Schlumpf de Sancto Gallo et magister Joannes ex Wangen.*

[310] Vgl. Hoenen, »Philosophie« (2007), S. 76. Die Regelung blieb auch nach der Reform 1504/05 dieselbe: Ott/Fletcher, *Statutes* (1964), S. 92, 126.

Jahre lang an der Freiburger Artistenfakultät, so vermerkte es ein Nachtrag in der Matrikel.[311] Ihm hätte demnach das alleinige Fragerecht von Seiten der *via moderna* zugestanden. Auf der anderen Seite war Eck zum Zeitpunkt von Kings Promotion Dekan der Fakultät und er dürfte sich auch in diesem Rahmen zu Wort gemeldet haben. Wie hätte King sich den Fragen eines *modernus* erfolgreich stellen sollen, wenn er nicht zuvor bei einem gehört hätte? Weshalb hätte er dann nicht zu dem so beliebten Eck gehen sollen? Es ist folglich gut möglich, dass King bei Eck Vorlesungen gehört oder Übungen besucht hatte und Eck dem *pauper* King die Gebühren erlassen musste. Unerhört kann es folglich nicht gewesen sein, dass Scholaren aus der Adlerburse in der Pfauenburse Veranstaltungen besuchten, wie Eck in seiner *Replica* behauptete. Die Statuten betonten hinsichtlich der Prüfungen bereits seit Jahren, dass jeder zu Promovierende wenigstens rudimentäre Kenntnisse im jeweils anderen Weg vorzuweisen hatte.[312] Dass King Johannes Eck als Prüfer aufführte, selbst wenn dieser ihn nicht aktiv geprüft hatte, dürfte allerdings auch nicht verwundern. Als King sich im Jahr 1530 seines Lebens erinnerte, war Eck weit mehr als bloß Magister an der Freiburger Universität. Diese Berühmtheit als Lehrer und Prüfer aufzuführen, scheint geradezu obligatorisch. King sollte mit Eck aber auch langfristig mehr verbinden als mit anderen Prominenten des gelehrten Feldes während dieser Jahrzehnte, denn in Kings Nachlassinventar sind mit Johannes Ecks *De supremo domino* (1532) und den dort so bezeichneten *Homilia adversus turcam* als ungebundene Bücher zwei Werke Ecks verzeichnet, die erst in den 1530er Jahren im Druck erschienen.[313] Freilich kann daraus nicht direkt geschlossen werden, dass King bis an sein Lebensende ein Anhänger seines Prüfers blieb oder er die Werke überhaupt gelesen hat. Auffällig ist allerdings, dass kein einziges Werk Luthers unter den insgesamt 82 Büchern in Kings Inventar aufgeführt ist.[314]

Der nächste Grad, der des Magisters, war durch die Promotion zum Bakkalar zunächst paradoxerweise in weite Ferne gerückt, denn diese hatte einen hohen finanziellen Kraftaufwand gefordert, von dem es sich zunächst zu erholen galt.[315] King musste genug Geld auftreiben, um die weiterführenden Vorlesungen zu besuchen und seinen Lebensunterhalt in der vergleichsweise teuren Universitätsstadt zu bestreiten. Das Angesparte war aufgebraucht und aus diesem Grund war King erneut gezwungen Freiburg zu verlassen. Er ging in den Schwarzwald, um als Lehrer im Prämonstratenserkloster Allerheiligen seine finanziellen Ressourcen aufzufüllen: *Im Juni des Jahres 1507 verließ ich Freiburg aufs Neue und übernahm die Aufgabe, im Prämonstratenserkloster im Schwarzwald, das als Kloster Allerheiligen bezeichnet wird, Scholaren zu*

311 *Hic per multos annos rexit in universitate et facultate artium, in hac 45 annos*. Zit. nach Ruth, *Personen* (2001), Teil 2: Biogramme, 11.

312 Vgl. Hoenen, »Philosophie« (2007), S. 76.

313 Vgl. UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 16v.

314 S. u. Kapitel 6.2.

315 Vier Gulden kostete die Promotion zum Bakkalar in Freiburg. Vgl. Ott/Fletcher, *Statutes* (1964), S. 129.

unterrichten. Dort blieb ich ein ganzes Jahr.[316] Erneut wird deutlich, wie wichtig genügend ökonomisches Kapital war, um kulturelles zu erlangen. Doch selbst wenn King die Hörergelder erlassen wurden, weil er als *pauper* immatrikuliert worden war, konnte er sich in Freiburg offenbar nicht einmal den Lebensunterhalt leisten – im Kloster Allerheiligen im Schwarzwald dürfte er freie Kost und Logis erhalten haben zusätzlich zu einem kleinen Gehalt. Bisher konnte nur erahnt werden, dass es nicht die geistigen Mittel Kingsattlers waren, die ihn am schnelleren Fortkommen hinderten. Im Folgenden wird noch deutlicher werden, wie sehr King vom schnöden Geld abhing, um sein nächstes Ziel zu erreichen – die Promotion zum *magister artium*.

Ein Jahr später besuchte sein Vater ihn im Kloster: *An den siebten Iden des Julis 1508 [09. Juli] kam mein Vater Leonhard Kingsattler ins Kloster und brachte mir Geld, mit dem ich erneut nach Freiburg zog. Als ein Jahr vergangen war, verabschiedete ich mich und begann in Freiburg in der Burse der Skotisten die Vorlesungen zu vervollständigen, die mir zum Erwerb des Magistergrades fehlten.*[317] Mittlerweile war Kingsattler 22 Jahre alt und noch immer reichte seine Lehrtätigkeit nicht aus, um seine weiteren Studien zu finanzieren.[318] Er blieb auf die Unterstützung seines Vaters angewiesen, um nach Freiburg in dieselbe Burse zurückzukehren, in der er ein Jahr zuvor studiert hatte. Ein halbes Jahr lang konnte er dort, von der Doppelbelastung befreit, unterrichten und lernen zu müssen, die geforderten Veranstaltungen besuchen.[319] Die erstrebte Promotion zum Magister blieb ihm jedoch auch diesmal verwehrt – wieder fehlte das Geld. Allein die Promotionsgebühren hätten ihn sechs Gulden gekostet. Hinzugekommen wären die Kosten für die Birette der Prüfer und das *Prandium Aristotelis* – wohl zu spät oder erfolglos hatte Eck als Dekan von den Prüfern Zurückhaltung bei diesen Feierlichkeiten gefordert.[320] Zu Beginn des Jahres 1509 verließ King Freiburg erneut und kehrte zu seinem Vater nach Oettingen zurück.[321]

Am 24. März 1509 ließ King sich in seiner Heimatdiözese Augsburg die Tonsur scheren, die als „klerikales Standesattribut" galt und auf die niederen kirchlichen Weihen vorbereitete.[322] Er dürfte gewusst haben, dass er sich damit zu keiner klerikalen Zukunft verpflichtete, dass er ohne sie allerdings niemals in den Genuss einer

---

316 King, AB, S. 212*: *Anno M. D. vii. denuo discessi a Friburgo in mense Junio et subii munus docendi scholares in cenobio quodam Premonstratensium in Nigra Silva, quod appellatur Omnium Sanctorum monasterium. Et quum ibidem per integrum mansissem annum.*

317 King, AB, S. 212*: *Venit ad me genitor meus Leonhardus Kingsattler vii idus Julias anno M.Dviii, portans mihi pecuniam, cum qua denuo ivi Friburgum, et ubi anno preterito dimiseram, incepi complere eos libros, qui in bursa Scotistarum ad magisterii gradum docentur.*

318 Dies kann nicht verwundern, denn selbst die Rektoren angesehener Lateinschulen erhielten in der Regel keine hohen Gehälter, im Gegenteil; vgl. für Franken Endres, »Schulwesen« (1983), S. 179.

319 King, AB, S. 212*: *Et in prefata bursa paternis sumptibus ad dimidii anni spacium, donec pretactos complerem libros, diligenti studio permansi* […].

320 Zur genaueren Aufschlüsselung der Kosten vgl. Ott/Fletcher, *Statutes* (1964), S. 129.

321 King, AB, S. 212*: *Tandem a Friburgo migravi et lares paternos repetii.*

322 King, AB, S. 213*: *Clericatus 1509/Nono kalendas Apriles Anno M.Dviiii ordinatus sum Augustae in tonsuristam.* Vgl. zur Tonsur grundsätzlich Rüther, »Tonsur« (1997).

kirchlichen Pfründe hätte kommen können. Verzweiflung und Frustration darüber, sich die nächste Promotionsstufe nicht leisten zu können, waren mittlerweile so groß, dass er im Eintritt in den Klerikerstand die einzig realistische Möglichkeit sah, an ein besseres und gesichertes Auskommen zu gelangen. King wollte den Rest seines Lebens nicht als schlecht bezahlter und wenig angesehener Lateinschullehrer fristen. Die Tonsur stellte in Kings Erinnerung einen bedeutenden *rite de passage* dar, denn sie erhielt eine eigene Überschrift und einen eigenen Absatz in seinem Manuskript.[323] Er versuchte sein Glück jedoch nur wenige Wochen nach der Weihe erneut an der Universität – diesmal in Tübingen.

Tante Anna

An den 18. Kalenden des Monats Mai [14. April] im Jahr 1509 verließ ich die Heimat in Richtung Tübingen mit dem Ziel, dort die Magisterinsignien zu erlangen.[324] Wie wollte King sich plötzlich die Graduierung leisten? Die Promotion zum *Magister artium* kostete in Tübingen über zehn Gulden und King hatte sich zuletzt nicht einmal den Lebensunterhalt in Freiburg leisten können.[325] So wie Eck seinen geistlichen Onkel, hatte auch King ein Ass im Ärmel. Er erhielt von seiner Tante Anna Kingin eine Art „Bildungskredit“, der sich letztlich als Geschenk entpuppte: *Meine Tante väterlicherseits versprach mir 20 Gulden, damit ich den Grad erlange, weil die Unterstützung meines Vaters nicht ausreichte. Sie hielt ihr Versprechen. Mein Vater diente als Bürge, doch die Tante schenkte mir das Geld schließlich.*[326]

Spätestens mit dieser Passage wird der Leser stutzig hinsichtlich Kings ewigem Klagen und der Stilisierung seiner *magna miseria*. Tante Anna war die Ehefrau des Oettinger Bürgermeisters, Leonhard Hermann, und verfügte über so viel Geld, dass sie ihrem Neffen eine erhebliche Summe schenken konnte. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Oettingen waren zwar nicht so ausgeprägt wie in Nürnberg, wo nur die ältesten Geschlechter für die höchsten Ämter zugelassen wurden und eine standesgemäße Braut oder ein standesgemäßer Bräutigam sich daher nur aus einem sehr kleinen Zirkel rekrutieren konnte. Wenn Kings Tante die Frau des Bürgermeisters wurde, kann Johannes' Familie im sozialen Raum jedoch nicht am untersten Rand positioniert gewesen sein. Die großzügige Unterstützung durch die Tante zeugt darüber hinaus von dem Bewusstsein, dass die Promotion überhaupt sinnvoll war. Am 15. April wurde King zusammen mit Stephan Wolff aus Oettingen in Tübingen in die Rektoratsmatrikel inskribiert, am 23. Mai als Bakkalar in die der Artistenfakultät

[323] UBT, Mh 819: *Familien-Notizen Kingsattler*, Bl. 2r.

[324] King, AB, S. 213*: *Anno M.Dviiii decimo octavo kalendas Maias iterum discessi a patria mea Tubingam versus, animo accipiendi ibidem insignia magistralia.*

[325] Roth, *Urkunden* (1877), S. 362f.

[326] King, AB, S. 213*: *Nam amita mea Anna Kingin promiserat mihi XX florenos pro gradu adipiscendo, quia paternum defecerat subsidium. Et illud promissum servavit. Sed pater meus fideiussorem se fecit. At amita postea donavit.*

und bereits am 17. Juli stellte er sich dem Magisterexamen:[327] *An den 15. Kalenden des Monats Mai* [17. April] *im selben Jahr gelangte ich nach Tübingen und an den 17. Kalenden des Augusts* [16. Juli] *wurde ich zum Magister der artes liberales promoviert*.[328]

Endlich hatte Kingsattler den lang ersehnten und erstrebten Magistergrad erworben. Obwohl es sich um eine andere Universität handelte, musste er keine weiteren Vorlesungen oder Übungen besuchen. Er konnte genug Scheine beibringen, auf denen die besuchten Veranstaltungen vermerkt worden waren, und wurde direkt zur Promotion zugelassen.[329] Es mangelte King offensichtlich nicht an Wissen oder Intelligenz, um sich promovieren zu lassen. Es war das Geld, das er eineinhalb Jahre zuvor nicht hatte aufbringen können. Warum es ausgerechnet Tübingen sein musste, bleibt unklar. Tübingen lag mit ungefähr 140 Kilometern Entfernung über einhundert Kilometer näher an Oettingen als Freiburg und somit leuchtet es ein, Tübingen vorzuziehen. Auch die Statuten ähnelten sich, so dass es keine Probleme mit den Formalitäten gab. Doch King hätte auch in Richtung Osten an die Universität Ingolstadt ziehen können, für die er lediglich 70 Kilometer hätte zurücklegen müssen. War es die andere Mundart, die ihn schreckte? Oder kannte sein Begleiter Stephan Wolff in Tübingen jemanden, der ihnen ein günstiges Quartier anbot oder beschaffen konnte? Oder grassierte in Ingolstadt bereits wieder die Pest?[330] Eine gesicherte Antwort ist nicht möglich.

King beließ es in seinen Notizen nicht bei der kurzen Bemerkung, den Grad des Magisters erworben zu haben – er widmete der Promotion mehr Raum. Im Gegensatz zu Eck zählte er seine Prüfer auf: *Meine Prüfer waren Magister Michael Möglin, zu dieser Zeit Dekan, Magister Wendelin Pregel aus Lauffen, Magister Andreas Lemp, Magister Caspar Siesking aus Esslingen und Magister Thomas Horn aus Feringen*.[331] Während King die Prüfer seines Privatexamens benannte, die dafür sorgten, dass er auf Rang fünf von dreizehn Kandidaten platziert wurde, erlaubt es die Überlieferung in diesem Fall sogar, die öffentliche Prüfungsleistung nachzuvollziehen – nicht die von King,

[327] Immatrikuliert wird er in der Rektoratsmatrikel als *Joannes King de Öttingen Bacc. Friburgensis*; Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 168, in der der Artisten als *Johannes King ex Öttingen*, wobei der Eintrag in der letzten von anderer Hand vorgenommen wurde, vgl. Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 225. Zu Wolff s. o. Anm. 302.

[328] King, AB, S. 213*: *Anno eodem XV. kalendas Maias veni Tubingam et xvii kalendas Augustas in arcium liberalium promotus sum magistrum.*

[329] S. o. Anm. 136.

[330] Vgl. zur Mobilität von Universitätsangehörigen mit speziellem Fokus auf Ingolstadt zuletzt Schuh, »Ingolstadt« (2011). Hofmann, *Ingolstadt* (2006), S. 538 weist in seiner umfangreichen Geschichte der Stadt Ingolstadt (1506–1600) die Pest eindeutig für die Jahre 1505/06 nach, dann mutmaßlich wieder für 1510.

[331] King, AB, S. 213*: *Fuerunt examinatores mei magister Michael Megling, tunc decanus, magister Wendalinus ex Lauffen, magister Andreas Lemp, magister Caspar Siessking ex Esslingen, magister Thomas Horn ex Feringen.* Vgl. zu den Genannten Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006). Hinter Thomas Horn, dem einzig schwierig zu identifizierenden Prüfer, dürfte sich Thomas Berner aus Veringen verbergen, der 1511 in Tübingen zum Doktor der Theologie promoviert wurde, vgl. seinen Eintrag im RAG.

aber die von Wolfgang Reichart. Reichart, der nur zwei Tage jünger war als King, schrieb seine Magisterrede nieder, die er als Erstplatzierter unter den privat Examinierten am Tag der feierlichen Promotion gehalten hatte, und stellte sie 1534 in einem Buch neben lateinische Gedichte und Briefe.[332] Wirkt die Rede auf den modernen Leser kurz und unbedeutend, so hat Reichart mit ihr „seine poetische und rhetorische, seine logische und naturphilosophische Kompetenz" unter Beweis gestellt, so Walther Ludwig.[333] King und Reichart waren die einzigen der dreizehn in diesem Durchgang Promovierten, die weitere Grade an einer Universität erlangten: Reichart wurde 1512 in Freiburg zum Doktor der Medizin promoviert, bevor er 1513 Stadtarzt in Ulm wurde.[334]

Hilfskraft und Studium

Sollte mit dem Magistergrad für King alles besser werden? Schon bei Johannes Maier alias Eck konnte beobachtet werden, dass der nunmehr an einer höheren Fakultät Lernende und an der Artistenfakultät lehrende Magister sich einer doppelten Arbeitsbelastung ausgesetzt sah. Da King und Maier sich zu diesem Zeitpunkt in einer ähnlichen finanziellen Lage befanden, ist nicht anzunehmen, dass sich Kings Lebenswandel von nun an luxuriöser gestaltet haben könnte als der von Maier – eher im Gegenteil. Wenigstens konnte King diesmal in Tübingen bleiben und musste seine Studien nicht erneut unterbrechen, um seinen Lebensunterhalt an anderer Stelle zu verdienen. Seit dem 16. Oktober 1509, so schrieb King weiter, wohnte er im Haus von Jakob Lemp. Dem Theologen und Doktor des Kirchenrechts waren zwei vornehme Schüler persönlich anvertraut worden: Johann Adam von Stein und Wolfgang Fischer. Lemp übergab sie Kingsattlers Obhut, damit er sich ihrer als *pedagogus* annahm, so King in seinen Notizen.[335] Was er in den folgenden Zeilen ausführte, erinnert stark an die Formulierungen von Eck, ohne dass dabei ausschließlich Gemeinplätze bemüht würden: *Von jener Zeit an unterrichtete ich unter größten Anstrengungen und mit größter Sorgfalt diese und andere, denn ich wiederholte Vorlesungen für die im dritten Jahr stehenden Bakkalare und hielt andere außerordentliche Vorlesungen in der Burse. Zusätzlich unterrichtete ich einige Schüler, die sich in Konstanz dem*

[332] Vgl. Ludwig, »Magisterprüfung« (1997), S. 193f. und den Briefwechsel bei Ludwig (Hrsg.), *Vater* (1999).

[333] Ludwig, »Magisterprüfung« (1997), S. 203. Darüber hinaus zeugt die Rede vom persönlichen Aneignungsspielraum hinsichtlich der Themenwahl. Dem Prüfling wurde lediglich ein Buch zugeteilt, in diesem Fall Aristoteles' Metaphysik, auf dessen Grundlage er ein Problem seiner Wahl mit Hilfe einer *quaestio* verhandeln musste. Reichart disputierte vor dem Hintergrund seines eigenen vermeintlich schwindenden Augenlichts die Frage nach dem wertvolleren Sinn: Sehen oder Hören.

[334] Vgl. Ludwig, »Magisterprüfung« (1997) und Ludwig (Hrsg.), *Vater* (1999). Für alle weiteren verzeichnen weder Eberlein/Lang noch das RAG weitere Graduierungen.

[335] King, AB, S. 213*: *Decimo septimo kalendas Novembres anno M. Dviiii caepi inhabitare doctoris Jacobi Lemp aedes conductas in collegio, qui habebat duos discipulos sibi commissos, Joannem Adam de Stain et Wolfgangum Vischer ex Elwangen. Quos commisit mihi, ut essem eorum pedagogus.*

Priesterexamen stellen wollten. Überdies unterrichtete ich ein halbes Jahr lang die Magisteranwärter in der Physik des Aristoteles an Stelle des Magisters Johannes Schnell. An jedem einzelnen Tag unterrichtete ich fünf Stunden lang andere.[336] King hörte noch dazu Vorlesungen an einer höheren Fakultät – zunächst zwei Jahre lang bei den Theologen, später bei den Juristen. Doch im Gegensatz zu Eck, der die enorme Arbeitsbelastung in seinen autobiographischen Texten positiv wendete, fiel King nichts dergleichen ein. *Nicht ohne folgenschwere Opfer* hinsichtlich seines Studiums der Theologie und der Jurisprudenz, unterrichtete er die Scholaren und Bakkalare.[337] Während Eck in seiner *Replica* eine Beschränkung auf die *dies legibilis* vorgenommen hatte, passte eine solche nicht in Kings Erinnerung und auch nicht in sein Narrativ, das bisher getragen war von Elend und Entbehrungen.

Die Wahl zum Rektor des Pädagogiums in der Realistenburse am 22. April 1513 minderte weder seinen Arbeitsaufwand noch seine Geldnot.[338] Da es keine allgemeingültigen Zugangsvoraussetzungen gab, kamen auch Scholaren an die Universitäten, die aufgrund mangelnder Lateinkenntnisse noch nicht studierfähig waren. Ihnen wurden am Pädagogium die notwendigen Grundkenntnisse vermittelt, damit sie den Veranstaltungen an der Artistenfakultät folgen konnten.[339] Vier Stunden täglich erhielten die Schüler im Pädagogium Unterricht und King hatte als Rektor nicht nur für Unterricht, sondern auch dafür zu sorgen, dass diese Einrichtung innerhalb der Realistenburse funktionierte.[340] *In diesem Amt hatte ich nicht weniger Arbeit, denn auch außerhalb des Pädagogiums hielt ich Vorlesungen, um Lebensunterhalt, Kleidung und eine bescheidene Ausstattung an Büchern zusammen zu kratzen.*[341]

In seinen Notizen mutet es so an, als habe King sich mit der Graduierung zum Magister dafür entschieden, an der Universität zu bleiben. Hier sollte sein Weg aus dem Elend weiterführen. Intelligent genug war er und bis jetzt war es ihm auch immer gelungen, die nächste Sprosse auf der universitären Karriereleiter zu erklimmen. Lange hatte es gedauert und entbehrungsreich war der Weg dorthin gewesen. Wie wollte er das Geld für die Promotion zum Doktor der Theologie aufbringen,

---

[336] King, AB, S. 213: *Ab illo tempore magnis curis et laboribus docui illos et alios, resumsi enim per triennium baccalaureandis et alias lectiones extraordinatias in bursa faeci. Item resumsi aliquibus se Constanciae examini pro sacerdotio adipiscendo summittere volentibus. Preterea ad spacium dimidii anni repetii magistrandis in phisica Arestotelis pro Magistro Joanne Schnell. Et singulis diebus quinque horis docui alios* […]. Johannes Schnell war einer seiner Mitpromovenden gewesen und auf Platz zwei positioniert, vgl. Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 91.

[337] King, AB, S. 213*: *Non absque gravi iactura studii mei in theologia et iure. Fui enim per duos annos auditor theologiae et postea ad iuris utriusque studium animum applicui.*

[338] King, AB, S. 213*: *Anno M. D. xiii. decimo kalendas Maias electus sum in rectorem pedagogii burse Realium* […].

[339] Vgl. grundsätzlich Schwinges, »Zulassung« (1993), S. 166 und zuletzt Hauer, *Schulentwicklung* (2003), S. 57.

[340] Vgl. Näheres hierzu bei Haller, *Anfänge I* (1927), S. 89.

[341] King, AB, S. 213*: *In quo officio non minores habui labores; nam et extra pedagogium laboravi lectionibus, quibus victum, amictum et parvam librorum supelectilem corrasi.*

wenn er es kaum schaffte, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten? Und warum wechselte er nach zwei Jahren vom Studium der Theologie zur Jurisprudenz?

4.4 Synthese

Die bisher durchlaufenen Passagen waren für alle Protagonisten richtungsweisend. Willibald war kein Ritter geworden, sondern wurde von seinem Vater nach Italien zum Studium der Rechte geschickt. Vielleicht war dies sein Glück, denn er schrieb im November 1494 an seinen *geliebten Vater*, dass er sich wegen der in Deutschland herrschenden Seuche große Sorgen um die Familie machte.[342] In seiner *Vita* hob er bis zu diesem Zeitpunkt vor allem die Unterwerfungen durch seinen Vater hervor: zunächst die Abberufung vom Hof seines Paten, dann die von Padua nach Pavia.

Eck hatte, spätestens seit er zum Magister promoviert worden war und der Onkel die Zahlungen eingestellt hatte, unter der Doppelbelastung aus Lehren und Lernen zu leiden, die er in seinen Rechtfertigungsschriften – gezwungenermaßen – positiv wendete. Mitleid dürfte ihm im gelehrten Feld in dieser Hinsicht kaum zuteilgeworden sein, denn das Nebeneinander von Lehren und Lernen war an der spätmittelalterlichen Universität absolut üblich. Im Vergleich zu King war es Eck ausgesprochen gut ergangen, denn bei diesem setzte die Belastung bereits viel früher ein. King befand sich noch an der Lateinschule in Pforzheim, als er sich zum ersten Mal als Hilfslehrer verdingen musste. Dabei war er zu diesem Zeitpunkt bereits drei Jahre älter als sein späterer Prüfer Johannes Eck. Bei allem Leid und aller Gram hatten die drei Kindheit und Teile der Adoleszenz überlebt, was nicht selbstverständlich war in Zeiten von häufigen Seuchenzügen. Sie alle waren der Pest zum Teil nur um Haaresbreite entgangen, wie Eck in seinen autobiographischen Texten häufig betonte. Ihre räumliche Mobilität half ihnen in dieser Hinsicht. Dabei muss betont werden, dass Ecks Hochschulwechsel keineswegs die Normalität abbilden. Lediglich 20 bis 25 Prozent der rund 250.000 deutschen Universitätsbesucher bis zum Ausgang des Mittelalters, so Schwinges, wechselten überhaupt die Universität und dann in den meisten Fällen nur einmal.[343] Insofern zeugen auch Kings *ambulatio* und sein Wechsel von der Universität in Freiburg nach Tübingen mit all seinen Zwischenstationen von einer außerordentlichen Mobilität.

Was ihr Kapitalvolumen angeht, so verfügte Willibald auch am Ende der Adoleszenz über das größte der drei *dramatis personae* dieser Studie, wobei ihm das institutionalisierte kulturelle Kapital noch gänzlich fehlte, denn er war nicht zum Doktor der Rechte promoviert worden. Dass er in Italien die Rechte studieren, sich mit Fürstensöhnen umgeben, teure Bücher und Kleidung kaufen konnte, hebt ihn

[342] WP, BW, I, Nr. 3, S. 18: *Non possum equidem non sollicitus pro salute vestra esse, cum quotidie totam ferme Germaniam pestilenti lue infectam esse audio.* Tatsächlich grassierte die Pest 1494 besonders stark in Nürnberg.
[343] Vgl. Schwinges, *Universitätsbesucher* (1986), S. 29.

von King, Eck und den meisten anderen seiner Zeitgenossen ab. Darüber hinaus war Willibald von Kindesbeinen an mit der neuen Bildungsbewegung des Humanismus vertraut, was sich neben seinem Latein am deutlichsten in seiner idealen humanistischen Kursive spiegelt, die er schon im jugendlichen Alter beherrschte. Er verfügte in hohem Maße über inkorporiertes kulturelles Kapital, mit dem er sich innerhalb des gelehrten Feldes an einer exponierteren Stelle positionierte als zum Beispiel Eck – trotz des umfangreichen Kulturkapitals, das sich dieser angeeignet hatte. In ihrer Generation galt es als besonders erstrebenswert, an der humanistischen Bewegung, an ihren Bildungsidealen und Netzwerken zu partizipieren. Dazu gehörte es, wenigstens Klarheit in seine Briefe und Schriften zu bringen – sowohl hinsichtlich des Lateins als auch in Hinblick auf die Handschrift. Wie vehement Eck in Freiburg versuchte, sich selbst humanistisch zu bilden, zeigt in besonderem Maße seine Namensänderung. Die Metonomasie des Johannes Mayer in *Eck* oder *Eckius* stellt einen Glücksfall für seinen Biographen dar, denn spätestens an dieser Stelle zerbricht die biographische Illusion.[344] Wenn der Protagonist selbst seinen Namen ändert, in der Hoffnung, wie neu geboren mit einer neuen Identität daraus hervorzugehen, so ist dem Biographen nicht einmal mehr das Festhalten am Eigennamen möglich, der doch als einziges die Vorstellung einer permanenten Identität, einer Linearität im Lebenslauf aufrecht erhält, so Pierre Bourdieu.[345] Was machte diese Transformation mit Johannes Mayer? Er verlor nicht die Identität mit sich selbst, die *constantia sibi*. Wenn mit Bourdieu biographische Ereignisse als „*Stellen* und *Verlagerungen* im sozialen Raum" verstanden werden, wie verhielt es sich dann mit Johannes' Position nach der Namensänderung?

King hingegen schrieb zwar gelegentlich, dass er die *bonae artes* studiert hatte, auch er erhielt von humanistisch gebildeten Lehrern Unterricht und erwähnte diese. In seinem Leben stellte das humanistische Bildungsideal jedoch nicht das primäre Interessenobjekt dar. Im Gegensatz zu Eck und Willibald verfügte King über keinen studierten Onkel oder Vater, der ihm wichtige Tipps für das Studium hätte geben oder ihm hätte nahelegen können, welcher *via* er sich zuwenden oder bei wem er Quartier beziehen sollte. Am deutlichsten zeigt sich der Vorsprung von Eck gegenüber King darin, dass er ihn zum Bakkalar promovierte. Es ist bemerkenswert, wie beharrlich King sein Ziel verfolgte, Magister zu werden. Trotz des großen Elends während seiner *ambulatio* und der ständigen Geldnot, studierte er weiter und wurde von seiner Tante mit dem Geld für die Promotion zum Magister belohnt. Doch auch damit war King noch nicht zufriedengestellt – er studierte weiter. Was er nicht in seinen Notizen vermerkte, war die Tatsache, dass er an der Freiburger Universität als *pauper* immatrikuliert worden war. Dieser Sonderstatus stellte offenbar einen Makel dar, den King nicht mitteilen wollte. Sein soziales Kapital, das er vor allem in Form seiner Prüfer festschrieb, und sein institutionalisiertes Kulturkapital spielten

[344] Bourdieu, »Illusion« (1991).
[345] Vgl. ebd., S. 114.

in seiner Autobiographie bisher – neben dem mangelnden ökonomischen – die größte Rolle.

Am Ende dieses Kapitels sind die Protagonisten zwischen 23 und 26 Jahren alt und alle stehen rechnerisch am Ende des dritten Lebensalters, der Adoleszenz. Der Umfang dieses Kapitels hat gezeigt, dass die Phase des Studiums im Verlauf eines Gelehrtenlebens besondere Aufmerksamkeit verdient. Es kündigt sich jedoch zugleich an, dass Willibald, Eck und King nun in eine nicht weniger entscheidende Phase ihres Lebens eintraten. Was machten sie aus dem erworbenen kulturellen Kapital? Für welche Rollen entschieden sie sich? Welche wurden ihnen im weiteren Verlauf von welchen Autoritäten zugewiesen?

5. Promotion

5.1 Mit dem Ehering zur Doktorpromotion (JK)

Da ich weder durch meine eigenen Anstrengungen noch durch die Unterstützung meines Vaters genug Geld verdienen konnte, um zum Doktorgrad aufzusteigen, mir der Sinn aber ebenso wenig danach stand, Priester zu werden, heiratete ich eine ehrliche und durch gute Sitten ausgezeichnete Jungfrau, die durch Reichtümer so ausgestattet war, dass ich mit Hilfe dieser die Doktorinsignien auf ehrenvolle Weise empfangen konnte, siehe hierzu weiter unten.[1] In greifbarer Nähe hätte für King diesem Satz zufolge eine kirchliche Laufbahn als Priester gestanden. Zwei Jahre hatte er an der theologischen Fakultät studiert, ohne dort bisher einen Grad erworben zu haben und ohne die Aussicht, dies aus eigener Kraft jemals zu schaffen. King brauchte eine Alternative und fand sie in Tübingen: eine reiche Frau.

Bevor auf die Hintergründe und die Eheanbahnung eingegangen wird, muss der Ort, an dem King diesen Satz in seine autobiographischen Notizen einbaute, genauer betrachtet werden. Da King im ersten Teil seiner Familiennotizen seine Bildungsbestrebungen und die entbehrungsreiche Zeit beschrieb, die er zu erdulden hatte, wirkt die Aussage über seine zukünftige Gattin an dieser Stelle wie ein Fremdkörper. Sie firmiert am Ende eines Absatzes, der nachträglich mit der Überschrift *Pedagogium 1513* versehen wurde und harmoniert sprachlich nicht mit den Aussagen

---

[1] King, AB, S. 213*: *Tandem, quum nec laboribus meis necque paternis subsidiis acquirere possem tantum pecunie, ut ad doctoratus gradum ascenderem, necque animus esset, ut prespiter fierem, uxorem duxi virginem bonis moribus honeste et diviciis sic dotatam, ut cum hiis honorifice doctoralia nactus sim insignia; de quibus infra.*

über seine Frau im weiteren Verlauf seiner Notizen. Wiederum fiel King selbst auf, dass er die intuitive, chronologische Erzählstruktur zugunsten seiner Systematik durchbrechen musste und verschob seine Hochzeit nach hinten. Die systematische Anordnung hat weitere Auswirkungen auf das Narrativ. Um diese aufzuzeigen, muss Kings Erzählstruktur jedoch durchbrochen und die chronologische Reihenfolge wiederhergestellt werden. Auf diese Weise kann nicht nur die Re-Konstruktion von Kings selbstgeschriebenem Leben dekonstruiert, sondern auch eine Antwort auf die Frage nach seinem sozialen Aufstieg gegeben werden, die durch die Systematik seiner Lebensbeschreibung verschleiert wird. Der Grundsatz der Analyse, der Chronologie zu folgen, wird beibehalten und somit zuerst das *Matrimonium 1514* und die mit diesem Ereignis einhergehenden Veränderungen in Kings Leben beleuchtet, bevor seine weiteren beruflichen Schritte besprochen werden.

Erst nachdem Kingsattler mit der Beschreibung seiner universitären Laufbahn und seiner beruflichen Erfolge abgeschlossen hatte, widmete er dem für seine Laufbahn wahrscheinlich wichtigsten Ereignis eine ganze Seite: *Matrimonium 1514* lautet die Überschrift.[2] Dieses Kapitel bildet in Kingsattlers Autobiographie das Verbindungsstück zwischen seinem beruflichen Werdegang und den Details zu seiner eigenen Familie.[3] Es handelt sich um eine nicht gewöhnliche Tatsache, dass er seiner Heirat so viel Platz und Aufmerksamkeit einräumte. Kings Beschreibung, wie er bei seinem zukünftigen Schwiegervater um die Hand von dessen Tochter anhielt, nimmt sich geradezu romantisch aus: *An den zehnten Kalenden des Oktober* [22. 9.] *im Jahr 1514 trat ich alleine an den Tübinger Bürger Gregor Stoffel heran und bezeugte ihm meine Liebe zu seiner Tochter Agnes und dass sie diese erwiderte. Ich bat ihn, mir seine Tochter anzuvertrauen, denn weder ich noch sie wollte eine Verlobung ohne das Einverständnis der Eltern eingehen.*[4]

Die Diskussion in der Forschung, ob in der Vormoderne Ehen aus Liebe geschlossen worden seien oder die Partnerwahl allein auf materiellen Interessen beruht habe, war lang und wird aktuell meist in einem Sowohl-als-auch aufgelöst.[5] So ausdrücklich wie bei King ist von Liebe in spätmittelalterlichen Selbstzeugnissen allerdings selten die Rede – bei nordeuropäischen Gelehrten so gut wie nie.[6] Auf der anderen Seite spiegelt sich das in der Forschung diskutierte Problem bereits in

[2] In der Originalhandschrift beginnt mit der Überschrift eine neue Seite (Blatt 4r). Kingsattler hatte bei seiner ersten Niederschrift auf Blatt 3v unten Platz gelassen, um etwas ergänzen zu können. Die letzten zweieinhalb Zeilen wurden nach 1531 nachgetragen.

[3] Vgl. Mertens, »Alltag« (2001), S. 476.

[4] King, AB, S. 215*: *Anno dominicae incarnationis M.D.xiiii decimo kalendas Octobres solus accessi Gregorium Stoffel, civem Tubingensem, et significavi eidem meum in filiam suam Agnetem et eiusdem reciprocum in me amorem, petendum consensum suum, ut eadem filia sua mihi desponsaretur. Nam nec ego petii necque ipsa voluit desponsationem absque parentum consensu.*

[5] Vgl. zuletzt Greyerz, *Passagen* (2010), S. 145: „Liebe und Zuneigung spielten zwar durchaus eine Rolle […], aber vor dem späten 18. Jahrhundert waren sie selten der alleinige oder zumindest vorrangige Anlass für eine Eheschließung […].“ Vgl. auch mit weiterführender Literatur Prevenier/Hemptinne, »Ehe« (1984) sowie Gestrich, »Heirat« (2007).

[6] Vgl. Bachorski, »Blick« (1988).

Kings Familien-Notizen: Die emotionale Passage harmoniert nicht mit dem so rational klingenden Satz, den King zwei Seiten zuvor als Grund für die Ehe niedergeschrieben hatte. So sehr er dort seine angestrebte Doktorpromotion als Motiv der Heirat herausgestellt hatte, so sehr war er hier darauf bedacht, seine Liebe zu Agnes Stoffel und deren Erwiderung zu betonen. Deutlicher kann das Nebeneinander, das Miteinander von materiellen Interessen und Emotionen in einer Autobiographie wohl nicht artikuliert werden.

Wenn King schrieb, er sei an Gregor Stoffel herangetreten, dürfte er tatsächlich zu diesem nach Hause gegangen sein. King selbst hatte als Rektor des Pädagogiums sehr wahrscheinlich Quartier in der Burse direkt unterhalb der Stiftskirche bezogen. So könnte er am 22. September 1514, es war ein Freitag, mit Blick nach Süden auf den Neckar vor die Burse getreten sein. Tief durchatmend wird er sich nach rechts gewandt und den Weg Richtung Rathaus, nach Nordwesten, eingeschlagen haben. Er stieg bergauf vorbei am Augustinerkloster, das den Hörsaal der Theologen beherbergte, in dem er bis vor kurzem Vorlesungen gehört hatte. An der Kreuzung angelangt, wo die Münzgasse in die Burgsteige übergeht, hatte er bereits freie Sicht auf das Rathaus, rechts blickte er in Richtung Stiftskirche und sah in der Münzgasse die Studenten und Professoren in ihrem Habit einhergehen, links schaute er hinauf zum Schloss. Noch wusste er nicht, dass er bald in beiden Straßen Häuser besitzen sollte. Er ging wieder bergab und ließ das Rathaus rechts liegen, um in „das hintere Gässle" einzubiegen, wie es auf dem Tübinger Katasterplan von 1819 bezeichnet wird. Bis zu dessen Ende, wo es sich mit der „Straße am Kornhaus" kreuzt, musste er gehen, um auf der rechten Seite zum Haus der Stoffels zu gelangen.[7]

King zog alleine zum zukünftigen Schwiegervater, es gab keine Eheanbahnung über einen Dritten, was die Angelegenheit noch bemerkenswerter gestaltet. Die Stoffels gehörten zur sogenannten Württemberger „Ehrbarkeit", die im vorangegangenen Sommer mit dem Tübinger Vertrag erheblich mehr Mitbestimmungsrecht in Württemberg erhalten hatte.[8] Gregor Stoffel wurde nicht nur bereits 1499 als Richter genannt, er sollte einige Jahre später auch Tübinger Bürgermeister und Siegler der Stadt werden.[9] Die Tochter dieses Mannes sollte der – seinen eigenen Darstellungen zufolge – arme, überarbeitete, tonsurierte und fremde 28-jährige King zur Frau bekommen? Vor dem Hintergrund, dass die Württemberger „Ehrbarkeit" – ähnlich dem Nürnberger Patriziat – Abschließungstendenzen zeigte,

[7] Heute Rathausgasse Ecke Kornhausstraße. In diesem Haus wurde das Vermögen von *Stofel Syboltz Kinder* im Jahr 1525 auf überdurchschnittliche 300 Gulden veranschlagt. Dass es sich bei Sebald Stoffel um einen Sohn Gregors, d. h. Kings Schwiegervaters, handeln muss, bezeugt Kings Inventar, in dem von einem Weingarten die Rede ist, den King von seinem Schwager Sebald Stoffel gekauft habe; vgl. UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 6v. und Bahls, »Gattin« (1929), S. 128.

[8] Vgl. grundsätzlich zum Begriff der „Ehrbarkeit" und den Machteliten in Württemberg Haug-Moritz, *Ehrbarkeit* (2009) und zuletzt Auge/Kühnle, »Ehrbarkeit« (2012); geprägt hat den Begriff Decker-Hauff, *Entstehung* (1946). Vgl. zum Aufstand „Der Arme Konrad" und dem Tübinger Vertrag Schmauder, *Aufstand* (1998).

[9] Vgl. Seigel, *Gericht* (1960), S. 282.

nimmt sich das Vorhaben der beiden Verliebten ambitioniert aus.[10] Offenbar war auch King sich dessen bewusst, denn er hielt den weiteren Verlauf der Eheanbahnung detailliert fest: *Mit freundlichen Worten nannte der Vater mir einen Termin, an dem er mir antworten wollte. Nachdem dieser Termin ohne Antwort wegen der Abwesenheit Konrad Breunings – damals Obervogt der Stadt Tübingen und Schwager Gregor Stoffels – vergangen war, nannte er mir mit den freundlichsten Worten einen zweiten und einen dritten Termin. Schließlich wurde mir ein endgültiger Termin mitgeteilt – der Tag der Entscheidung.*[11] Die Entscheidung, dem Magister seine Tochter anzuvertrauen, scheint dem Tübinger Bürger Gregor Stoffel nicht leicht gefallen zu sein; dreimal vertröstete er King, weil er sich wenigstens mit seinem Schwager Konrad Breuning besprechen wollte. Bei diesem handelt es sich um die „menschlich und politisch bedeutendste Gestalt unter der altwürttembergischen Ehrbarkeit […]".[12] Konrad Breuning war wenige Wochen zuvor noch damit beschäftigt gewesen, den „Tübinger Vertrag" auszuhandeln.[13]

Wie im Zusammenhang mit seinem Taufpaten und der Finanzierung seiner Magisterpromotion durch die großzügige Unterstützung seiner Tante Anna angedeutet, bestehen berechtigte Zweifel, wie bedürftig King tatsächlich war. Agnes' Vater dürfte das Potential des ehrgeizigen Magisters vor Augen gestanden haben. Nach sechs Tagen Bedenkzeit gab der Brautvater King am 28. September sein Einverständnis: *An den vierten Iden des Oktober im oben genannten Jahr, nachdem ich auch das Einverständnis meines Vaters, Leonhard Kingsattler, erhalten hatte, wurde mir die zuvor genannte Agnes im Haus des zuvor genannten Gregor zwischen der ersten und zweiten Nachmittagsstunde zur Verlobung gegeben.*[14]

Für King stellte das Verlöbnis einen außergewöhnlichen *rite d'institution* dar und so schilderte er minutiös, wer im Hause Stoffel anwesend war, als der Ehevertrag unterzeichnet wurde: *In Anwesenheit der hervorragenden Doktoren Jacob Lemp, Johannes Halietus und Caspar Forestarius sowie der verständigen Männer Konrad Breuning, Georg Keller, zu jener Zeit Tübinger Bürgermeister, Konrad Speisser, Johannes Beringer, Christopher Stoffel, Sebald Stoffel und anderer angesehener Männer wurden Agnes durch ihren Vater 200 Gulden als Mitgift versprochen und von der Mutter das Einverständnis erbeten.*[15] Es dürfte sich um

[10] Vgl. Haug-Moritz, *Ehrbarkeit* (2009).

[11] King, AB, S. 215*: *Prefixit itaque prefatus pater eius mihi terminum respondendi verbis amicis. Quo lapso secundum et tercium propter absenciam Conradi Prünings, tunc prefecti Tubingensis et affinis sui, terminum amicissimis mihi prefixit verbis. Tandem statutus est mihi terminus finalis et dies concludendi.*

[12] Miller, »Breuning« (1955).

[13] Vgl. grundsätzlich zu Konrad Breuning Forderer, »Breuning« (1931). Vgl. zu Familie Breuning Seigel, *Gericht* (1960), S. 181–184 und Schmauder, *Aufstand* (1998), S. 24. Zu Konrad Breunings Rolle im Aufstand „Der arme Konrad" vgl. ebd., S. 118–122.

[14] King, AB, S. 215*: *Quarto igitur idus Octobris supradicti anni, habito etiam consensu patris mei Leonhardi Kingsattler, desponsata est mihi predicta Agnes in aedibus prenominati Gregorii infra primam et secundam horas pomeridianas.*

[15] King, AB, S. 215*f.: *Cui per predictum patrem suum promissi sunt in dotem ducenti florini, accedente ad hoc matris consensu, in presentia egregiorum doctorum Jacobi Lemp, Joannis Halieti et Casparis Forestarii, prudentum quoque virorum Conradi Prünig, Georgii Keller, tunc civium magistri Tubinge, Conradi Speisser, Joannis Beringer, Christophori Stoffel, Seboldi Stoffel et quorundam aliorum honestorum virorum.*

eine in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Eheschließung gehandelt haben. Die Liste der Zeugen liest sich wie das „Who's who" der Tübinger Honoratioren, inklusive der Universitätsangehörigen. Mit Jakob Lemp, Johannes Gentner, und Kaspar Forstmeister zählte King bedeutende Vertreter der juristischen und theologischen Fakultät auf, die diesen Akt bezeugten.[16] Bei den Vertretern auf Seiten der Stadt und der Familie Stoffel war mindestens genauso viel soziales und symbolisches Kapital zusammengekommen. Von Konrad Breunings Ausnahmestellung war bereits die Rede; die Kellers gehörten ebenso zu jenen Familien, die sich über Tübingen hinaus in den württembergischen Städten in machtvollen Positionen etabliert hatten.[17] Während die Person hinter dem Namen Konrad Speisser nicht eindeutig zu identifizieren ist, muss es sich bei den im Folgenden Aufgezählten um Agnes' engste Familie handeln. Johannes Beringer könnte Agnes' Großvater mütterlicherseits gewesen sein, da Kings Schwiegermutter mit Mädchennamen Beringer hieß.[18] Dass sich hinter Sebald ein Bruder von Agnes verbirgt, wurde bereits ausgeführt; genauso muss es sich bei Christopher Stoffel verhalten.[19]

Es ging bei diesem Akt jedoch nicht nur darum, möglichst viel symbolisches Kapital in einem Raum zu versammeln. Eheschließungen zwischen Stadtbürgern und den *cives academici* waren eine problematische Angelegenheit.[20] Die Universitätsangehörigen waren überwiegend Fremde in Tübingen, unterstanden somit nicht nur einer anderen Gerichtsbarkeit, sondern waren in vielerlei Hinsicht auch privilegiert, so zum Beispiel durch die grundsätzliche Befreiung von Steuerabgaben.[21] Die Stadt hatte kein besonders großes Interesse daran, dass von den Steuern befreite und einem eigenen Rechtsbereich unterstehende Universitätsangehörige Tübinger Bürgerstöchter heirateten und somit den Kreis an Privilegierten vergrößerten, denn auch die Kinder, die aus diesen Verbindungen hervorgingen, gehörten dem Rechtskreis der Universität an. Aus diesem Grund wurden bereits im 15. Jahrhundert die Einheiraten von Universitätsangehörigen in die Bürgerschaft und deren Grundstückserwerb in der Stadt eingeschränkt.[22] An den Universitäten scheinen Verheiratete jedoch noch immer einen Fremdkörper dargestellt zu haben.[23]

Da in Tübingen Frauen und Kinder seit 1518 auch nach dem Tod des eigentlichen Universitätsangehörigen von der Korporation versorgt werden mussten, hatte

---

[16] Zu Forstmeister vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 116–120, zu Halietus ebd., S. 126–134, zu Lemp Hermelink, *Fakultät* (1906), S. 166–168.

[17] Zur Familie der Keller vgl. Schmauder, *Aufstand* (1998), S. 24; speziell zu oben genanntem Georg oder Jörg vgl. Seigel, *Gericht* (1960), S. 223, Nr. 183.

[18] Die zweite Tochter wurde nach Kings Schwiegermutter benannt, King, AB, S. 216*: *Margaretha, quod fuit etiam nomen aviae maternae, socrus meae Margarethae Beringerin, tunc viventis, *et nomen meae maternae aviae**. *…* später von King nachgetragen.

[19] Vgl. Rebinger, »Ahnen« (1933), S. 73–75.

[20] Vgl. grundsätzlich mit weiterführender Literatur Füssel, »Universitätsverwandte« (2011).

[21] Vgl. Thümmel, »Universität« (1977). Dieses Privileg kollidierte mit dem Erwerb von Grundbesitz in der Stadt, was weiter unten von Belang sein wird, s. u. Kapitel 6.2.

[22] Ebd., S. 44f.

[23] Vgl. Wagner, »Verheiratete« (2010) und Algazi, »Habitus« (2010).

auch diese kein gehobenes Interesse an der Verheiratung ihrer Angehörigen.[24] Hans-Wolf Thümmel hält fest, dass die Zahl der direkten Eheschließungen zwischen Stadt- und Universitätsbürgern in Tübingen nicht sehr groß gewesen sei, allerdings ist die Ehe zwischen King und Agnes eine von immerhin vier vor der Reformation nachweisbaren.[25] Es wurden am 28. September 1514 im Hause Stoffel nicht nur zwei Personen und ihre Familien in einer Ehe verbunden, sondern mit ihnen standen zwei Korporationen vor dem Traualtar, so dass die Anwesenheit ihrer höchsten Repräsentanten nur verständlich ist: Jakob Lemp war seit dem 1. Mai Rektor der Universität und Georg Keller am selben Tag zum Tübinger Bürgermeister gewählt worden.[26]

Am 8. November desselben Jahres, nur sechs Wochen nach der Verlobung, wurde die Ehe im Angesicht der Kirche geschlossen.[27] Während Kings Vater bei der Verlobung nicht anwesend war, erschien er zu dieser Feier: *Es waren viele hochangesehene Doktoren, Magister, Ratsmitglieder, Bürger und mein Vater mit meinen ebenso ehrenvollen Blutsverwandten und angeheirateten Verwandten gekommen; so Leonhard Hermann, zu dieser Zeit Bürgermeister von Oettingen und Gatte meiner Tante mütterlicherseits, oder Peter Zückmantel, mein Onkel und seinerzeit Amtmann im Kloster Auhausen, sowie der Ehemann der Tochter meines Onkels Peter King.*[28]

In den Personenaufzählungen bei Verlobung und kirchlicher Trauung ist genau auf die Lozierung der einzelnen Teilnehmer zu achten. Wie es sich für einen überzeugten Doktor beider Rechte gehörte, denn in diesem Bewusstsein und in dieser Rolle verfasste King am Ende seines Lebens seine Autobiographie, firmierten die Doktoren an erster Stelle, gefolgt von den Magistern. Anschließend wurden erst die Ratsherren und Bürger der Stadt genannt, schließlich die Verwandten. Sogar seinen Vater ließ King erst folgen, nachdem er alle anderen Gäste von Rang und Namen benannt hatte. Aus diesen Aufzählungen geht hervor, dass vor allem die Qualität der einzelnen Freunde, Verwandten und Bekannten – die Qualität ihres sozialen Kapitals – für die Platzierung verantwortlich war, nicht die verwandtschaftliche Nähe; für King zählte die gesellschaftliche Position seiner Gäste, wie viel symbolisches Kapital, wie viel Prestige und Ansehen sie mitbrachten. Dank der Doktoren

---

[24] Vgl. Thümmel, »Universität« (1977), S. 50f.

[25] Thümmel weist neben der Ehe Kingsattlers lediglich die von Lupfdich nach; vgl. ebd., S. 63. Finke, *Professoren* (2011), S. 214 mit Anm. 24 zeigt jedoch, dass auch Hemminger und Winkelhofer mit Tübinger Bürgersfrauen verheiratet waren. Die Versippung der Tübinger Juristen mit der Württemberger „Ehrbarkeit“ wird allein in den weiblichen Paten zu Kingsattlers Kindern deutlich.

[26] Vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 200. Der Wahltermin zum Bürgermeister lag in Tübingen acht Tage nach *Georgii*, was ebenfalls den 1. Mai bedeutet; vgl. Seigel, *Gericht* (1960), S. 27, 223.

[27] King, AB, S. 216*: *Postea sexto idus Novembres eiusdem anni solennisatum est dictum matrimonium in facie ecclesiae* […].

[28] King, AB, S. 216*: […] *presentibus multis egregiis doctoribus, magistris, consulibus, civibus et patre meo, cum honestis quibusdam consanguineis et affinibus meis, videlicet Leonhardo Hermann, tunc civium magistro in Oettingen, marito matertere meae, Petro Zuckmantel, avunculo meo, et Georgio prefecto in Ahusen, marito filie patrui mei Petri King.*

an der Universität verfügte er – zumindest aus seiner eigenen Perspektive – über das bedeutendste soziale und symbolische Kapital. Wie er dieses für sich nutzbar machen konnte, und seine Ehe somit nicht nur aus finanziellen Gründen seine universitäre Laufbahn befördern sollte, ist im Folgenden zu zeigen.

Paten, Freunde und Förderer

Zehn Monate nach der kirchlichen Trauung, am 21. September 1515, kam Kings erste Tochter zur Welt.[29] Sie wurde noch am selben Tag auf den Namen Anna, nach Kingsattlers Mutter, getauft und erhielt zwei prominente Paten: *Aus der Taufe hoben sie der angesehene Herr Petrus Suitter aus Kempten, Magister der artes und Lizentiat im kanonischen Recht, sowie die ehrenwerte und vornehme Frau Magdalena Kussenpfennig, Frau des Doktors Caspar Forestarius.*[30] Hatte King von seinem eigenen Taufpaten, Johannes von Seckendorf, nicht weiter profitieren können, sollten sich die Vorteile des institutionalisierten sozialen Kapitals bei der Patenwahl für seine Kinder deutlich in andere Kapitalsorten transferieren lassen.[31] Es ging King jedoch nicht in erster Linie darum, seine Kinder nach seinem potentiell frühzeitigen Ableben gut versorgt zu wissen, auch nicht darum, dass sie von ihren Paten im guten christlichen Glauben unterwiesen wurden, wie es heute Taufpaten mit auf den Weg gegeben wird. King wollte hochwertiges soziales Kapital erlangen. Hierfür war die Patenschaft im Mittelalter die „flexibelste und verbreitetste Form", insofern gängige Praxis, wie an der Eltern-Generation gezeigt werden konnte. King setzte diese Praxis besonders geschickt für seine eigenen Zwecke ein. In Annas Fall wurden mit den beiden Taufpaten keine neuen Verbindungen geknüpft. Das wäre auch an dieser Stelle schwerlich möglich gewesen. Peter Suitter oder Sutor war Kingsattler aus der Tübinger Universität bekannt – ein Kollege, der als Lizentiat im kanonischen Recht allerdings schon erheblich weiter auf der Karriereleiter geklettert war als King. Magdalena Kussenpfennig – auch wenn King sich ihrer als *honesta matrona* erinnerte – zeichnete sich in erster Linie als Ehefrau des Doktors für Kirchenrecht, Kaspar Forstmeister, aus. Sie entstammte darüber hinaus der Württemberger „Ehrbarkeit" und dürfte somit auch der Stoffelschen Seite genehm gewesen sein.[32] Ob es sich bei

---

[29] King, AB, S. 216*: *Anno salutis restauratae M. D. xv. undecimo kalendas Octobres in die Sancti Mathei apostoli et evangelistae predicta uxor mea Agnes peperit filiam primogenitam mane paulum ante horam quartam. Quae eodem die Tubinge in ecclesia collegiata et parrochiali baptisata fuit et Anna nomine matris meae vocata.*

[30] King, AB, S. 216*: *Levaverunt eam de sacro fonte spectabilis vir Petrus Suitter Campidonensis, arcium magister et iuris canonici licentiatus, et honesta matrona Magdalena Kussenpfennigin, uxor doctoris Casparis Forestarii. Petrus Suitter* oder „Petrus Sutor" (= Schuster) wurde im April 1497 als *Petrus Sutor de Campidona Mag. Ingelst.* in die Tübinger Matrikel eingetragen. Er ist identisch mit *Petrus Sünther de Campidona*, der am 23. November 1490 in Ingolstadt immatrikuliert worden war und dort 1494 seinen Magistertitel erworben hatte; vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 115 und Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), Sp. 207. Im RAG werden die beiden Einträge nicht zusammengeführt.

[31] Vgl. zum Folgenden Jussen, »Verwandtschaft« (2001).

[32] Die vermögende Familie Kussenpfennig stammte aus Calw und ist in der Matrikel in Tübingen zu finden: Laurentius wurde 1508, Johannes 1509 Magister – am selben Tag wie King lozierte er

Sutor und Forstmeister um Freunde Kings im engeren Sinne handelte, die er aus emotionalen Gründen zu Paten seiner erstgeborenen Tochter auserkoren hatte, kann weder bejaht noch verneint werden. Dass Forstmeister Kings Verlobung beigewohnt hatte, dürfte korporativen Gründen geschuldet gewesen sein und dass der mindestens zehn Jahre ältere und erfolgreiche Forstmeister – er war noch dazu gräflicher Abstammung – emotionale Bande zum armen King pflegte, ist stark zu bezweifeln.[33]

In den Jahren bis zu seiner Promotion zum Doktor beider Rechte im Februar 1518 war King jedoch nicht nur mit seiner Familiengründung beschäftigt. *Am Tag des Heiligen Martin* [11. 11.] *1515 wurde ich zum Konventor der zuvor genannten Realistenburse gewählt, auf den Posten, den Georg Simler bis zu den elften Kalenden des Januars* [22.12.] *desselben Jahres versah. Am Tag vor Heiligabend* [23.12.] *trat ich mein Amt als Konventor an.*[34] King stellte demnach einen von fünf Konventoren, die in der Realistenburse lehrten und für die Organisation zuständig waren.[35] Schon der Name dieses Amts lässt auf den grundsätzlich klosterähnlichen Zuschnitt der Burse schließen. Nur drei der Konventoren waren jedoch zum Wohnen in den Räumlichkeiten der Burse verpflichtet, so dass King mit seiner Frau Agnes und der Tochter Anna zu diesem Zeitpunkt außerhalb wohnte.[36] Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Johannes mit seiner Familie in das Haus des Schwiegervaters gezogen war.[37]

Kings Co-Konventoren und diejenigen, die ihm direkt vorangegangen waren, verdienen an dieser Stelle kurze Erwähnung, denn sie zeigen, in welchem geistigen Umfeld King sich in diesen Jahren aufhielt: Georg Simler kannte er bereits aus seiner Pforzheimer Lateinschulzeit, genau wie Johannes Hiltebrant, der ebenso nach Tübingen an die Artistenfakultät gewechselt war und kurz vor Kings Anstellung als Konventor verstarb. Beide waren später als King nach Tübingen gelangt und beide

---

hinter diesem. Vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 142 und 153 sowie Eberlein/Lang (Hrsg.), *Matrikel* (2006), S. 161 und 220.

[33] Insofern ist Finkes Aussage anachronistisch, Forstmeister sei „somit wohl ein Freund und Förderer Kingsattlers“ gewesen, da er die vormodernen Konzepte von Freundschaft und Patronage mit keinem Wort reflektiert oder problematisiert: Finke, *Professoren* (2011), S. 119.

[34] King, AB, S. 214*: *Anno M. D. xv. circa festum S. Martini electus sum in conventorem predicte Realium bursae in locum Georgii Simlers, qui eandem conventoriam providit usque ad IX. kalendas Januarias eiusdem anni; quo die, quae erat vigilia vigiliae sanctae, ego incepi esse conventor.*

[35] Vgl. zu den Konventoren Teufel, *Universitas* (1977), S. 164f. und Lorenz, »Einleitung« (2006), S. 21.

[36] Haller betont, dass der zölibatäre Charakter der Artistenfakultät auch in Tübingen zu dieser Zeit vorbei gewesen sei: Haller, *Anfänge I* (1927), S. 91. Wenn diese Aussage so kategorial auch nicht unterstützt werden kann, wird Kingsattler keine Ausnahme gewesen sein, wie Haller unter Verweis auf die Freiburger Verhältnisse konstatiert. Vgl. grundsätzlich zu den Konventoren Lorenz, »Einleitung« (2006), S. 21 und Lorenz, »Bebel« (2011) sowie Teufel, *Universitas* (1977), S. 174–177.

[37] Mathias Beer weist für Nürnberg nach, dass es für frisch Vermählte durchaus üblich war, für einige Zeit bei den Eltern zu wohnen: Beer, *Eltern* (1990), S. 113f. Vor dem Hintergrund, dass King die Mitgift seiner Frau anderweitig benötigte, liegt diese Annahme auch für die Kings nahe.

hatten erst später als dieser den Grad des Magisters erworben.[38] Nur kurze Zeit nach King sollte Philipp Melanchthon ein weiterer Konventor der Realistenburse werden. King lehrte Seite an Seite mit humanistischen Größen dieser Zeit, doch er lernte nicht mehr bei ihnen und hatte zu dieser Zeit sicher mehr damit zu tun, die juristischen Vorlesungen zu besuchen und seine Familie zu versorgen, als dass er dazu gekommen wäre, Griechisch zu lernen oder seinen Stil im Lateinischen zu verbessern, wovon sein autobiographischer Text beredt Auskunft gibt. Nichtsdestoweniger weilte er in der Tübinger Realistenburse im „neuen Zentrum der Studia humaniora" und hatte Umgang mit herausragenden Humanisten dieser Generation.[39]

Über Kings Aktivitäten in den folgenden acht Monaten ist nichts weiter überliefert, doch es fällt nicht schwer, sich sein Arbeitspensum vorzustellen. Neben seinen Pflichten als Konventor in der Realistenburse – angefangen mit der Lehre über ökonomisch-organisatorische Belange bis hin zur Aufsicht über den Alltag – hörte er an der juristischen Fakultät Vorlesungen. Die Doppelbelastung blieb. Knapp drei Monate nach Annas Geburt zeugte er ein zweites Kind, das am 19. August 1516 zur Welt kam. Über die Geburt seiner zweiten Tochter berichtete er ebenso ausführlich: *Am 19. August im Jahr 1516, kurz vor der elften Nachmittagsstunde, gebar dieselbe Agnes, meine Frau, die zweite Tochter, die am folgenden Tag, nämlich des heiligen Bernhard* [20. August]*, in der Pfarrkirche in Tübingen auf den Namen Margaretha getauft wurde. Dies war der Name ihrer Großmutter, meiner Schwiegermutter, Margarethe Beringer, die zu jenem Zeitpunkt noch lebte, sowie der Name meiner Großmutter mütterlicherseits.*[40]

Nicht nur für den Familienforscher sind diese Bemerkungen von Interesse, auch über die Praxis der Namensgebung im universitären Milieu geben sie Aufschluss. Schon Anna wurde nicht nach der Taufpatin Magdalena benannt, genauso wenig wie Margaretha, die von *Doktor Jacob Lemp und der Frau Doktor Georg Simlers aus der Taufe gehoben* wurde.[41] Wiederum waren es zwei prominente Angehörige der höheren Fakultäten, die King als Gevattern an sich band. Es ging ihm auch bei dieser Patenschaft um die Verbindung zur Universität, zu Georg Simler, der mittlerweile wenigstens das Lizentiat beider Rechte erworben hatte, vielleicht bereits zum Doktor promoviert worden war.[42] King hielt weder den Vornamen noch den

---

[38] Vgl. Mertens, »Hiltebrant« (1972).

[39] Lorenz, »Bebel« (2011), S. 180.

[40] King, AB, S. 216*: *Anno a salute reddita M. D. xvi. die xix. Augusti paululum ante horam undecimam pomeridianam peperit eadem uxor mea Agnes filiam secundogenitam, quae die sequenti, videlicet S. Bernhardi, baptisata est in ecclesia parrochiali Tubingae et nominata Margaretha, quod fuit etiam nomen aviae maternae, socrus meae Margarethae Beringerin, tunc viventis, *et nomen meae maternae aviae*.* *…* ist im Manuskript am linken Rand von King nachgetragen.

[41] King, AB, S. 216*: *Levaverunt eandem filiam de sacro fonte doctor Jacobus Lemp et uxor doctoris Georgii Simler.*

[42] Am 2. November 1515 wurde er als *eximius dominus Georgius Symler* für die außerordentliche Vorlesung im weltlichen Recht engagiert, am 9. Januar 1517 als *doctor Georgius Simler*; vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 32 und Finke, *Professoren* (2011), S. 303.

Mädchennamen von dessen Frau fest, sondern erinnerte sich ihrer lediglich als *uxor doctoris Georgii Simler*. Georg Simler hatte bereits auf Kings Verlobungsfeier und der Hochzeit getanzt, denn er war ein noch älterer Bekannter als Jakob Lemp. Er war während Kings Aufenthalt in Pforzheim Schulleiter an der dortigen Lateinschule gewesen, bei ihm hatte Kingsattler sich über zehn Jahre zuvor als *coadiutor* verdingt – ihm dürfte King auf besondere Weise verbunden gewesen sein. Seine Erinnerung wird ihn selbst 14 Jahre später nicht getäuscht haben – Simler war verheiratet.

Erstaunlicherweise ist dies außer in Kings autobiographischem Text nirgends bezeugt. Nur so ist meines Erachtens jedoch zu erklären, dass Simler niemals zum Rektor der Universität gewählt wurde, obwohl er häufig bei deren Verwaltungsgeschäften hervortrat.[43] Dasselbe gilt für Konrad Blicklin alias Ebinger, der ebenfalls in Kings Gevatterschaft verwoben werden sollte.[44] Weder „fehlten seiner Persönlichkeit die repräsentativen Eigenschaften, die das Amt verlangte“, wie Haller behauptet, noch versuchte er sich „im Interesse seiner Lehrtätigkeit übermäßigen Verwaltungsaufgaben zu entziehen“, wie Finke mutmaßt.[45] Beide Annahmen sind anachronistisch. Es gab einen anderen triftigen Grund: Ebinger und Simler waren beweibt und konnten aus diesem Grund nicht über geistliche Universitätsangehörige richten, was laut Statuten ihre Aufgabe als Rektor war: *Außerdem steht dem jeweiligen Rektor die Jurisdiktion über jeden einzelnen der Doktoren, Magister und Untergebenen der Universität zu* […].[46] Auf diese Weise ist zu erklären, dass die Hälfte der insgesamt 16 verheirateten Tübinger Juristendoktoren, die Finke aufzählt, nicht zum Rektor der Universität gewählt wurde.[47] Auch für King sollte dieser Umstand relevant werden.[48]

Zunächst kam, fast genau ein Jahr nach der Geburt der zweiten, die dritte Tochter zur Welt. Am 10. September 1517 wurde Catharina von *Agnes Lempin und Bruder Sebastian Aurifabri, Bursierer des Klosters Bebenhausen,* aus der Taufe gehoben.[49] Mittlerweile waren die Kings zu fünft, hatten vielleicht schon das Haus in der Burgsteige

[43] Vgl. ebd., S. 304.

[44] Seine Frau wurde Patin zu Kings erstgeborenem Sohn Bernhard.

[45] Haller, *Anfänge I* (1927), S. 142 und Finke, *Professoren* (2011), S. 69f., mit Anm. 28.

[46] Teufel, *Universitas* (1977), S. 256, übersetzt aus Roth, *Urkunden* (1877), S. 44: *Habeat praeterea Rector pro tempore iurisdictionem singulorum Doctorum Magistrorum et suppositorum universitatis.* Vgl. Teufel, *Universitas* (1977), S. 191–204. Vgl. grundsätzlich Wagner, »Verheiratete« (2010).

[47] Vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 37. Die anderen waren entweder vor ihrer Eheschließung zum Rektor gewählt worden (z. B. Gentner oder Forstmeister) oder überlebten ihre Ehefrauen und wurden dann zum Rektor gewählt, vgl. grundsätzlich die Biographien ebd.

[48] S. u. Kapitel 6.2.

[49] King, AB, S. 217*: *Anno domini M.D.xvii. decimo die Septembris media hora post undecimam in nocte nata est mihi ex eadem Agnete uxore mea legitima filia terciogenita, quae die immediate sequenti mane post horam septimam baptisata est in ecclesia parrochiali et vocata Catharina, eamque de sacro fonte levarunt Agnes Lempin et frater Sebastianus Aurifabri, bursarius Bebenhusensis.* Vgl. zu Aurifabri Sydow/Maurer, *Bebenhausen* (1984), S. 289. Dass es sich bei Agnes Lemp nicht um eine Frau Jakob Lemps handeln kann, versteht sich zu dieser Zeit noch von selbst, denn der war Theologe und somit selbstverständlich unverheiratet.

bezogen, denn langsam dürfte es selbst im großzügigen Haus des Gregor Stoffel eng geworden sein. Außer den Geburten war bei Familie Kingsattler in den vergangenen drei Jahren nicht viel passiert; die ersten Monate des Jahres 1518 sollten jedoch außerordentliche Ereignisse bereithalten – angefangen mit Kings Promotion zum Doktor beider Rechte: Am 1. Februar 1518, an seinem 32. Geburtstag, stellte King sich dem Privatexamen.

Promotion durch Gevattern

Im Jahr 1518 wurde ich zum Privatexamen zugelassen, um die Lizenz in beiden Rechten zu erwerben. Diese Prüfung fand am 1. Februar statt. Meine Prüfer waren Konrad Ebinger, der mich in beiden Rechten prüfte und dem Kanzler eidlich beschwor, dass ich in beiden bestanden hätte. Er füllte nämlich auch den Platz von Doktor Johannes Hemminger im weltlichen Recht, da dieser wegen einer Angelegenheit für den Fürsten abwesend war. Mein zweiter Prüfer im Kirchenrecht war Jakob Lemp, Doktor der Theologie und des Kirchenrechts, der den Platz von Johannes Halietus ausfüllte, der kurz zuvor verstorben war – möge seine Seele in Frieden ruhen. Der dritte Prüfer im Kirchenrecht war Heinrich Winkelhofer. Im weltlichen Recht aber waren der zweite Prüfer Kaspar Forstmeister und der dritte Georg Simler.[50]Aus Kings Beschreibung wird deutlich, in welchen Schritten und nach welchem Muster die Promotion ablief.[51] Zunächst musste er zum privaten oder rigorosen Examen zugelassen werden, das heißt die nötige Studiendauer (5 Jahre) sowie den Besuch ausreichender Vorlesungen und Disputationen nachweisen können, außerdem alle anderen moralischen Voraussetzungen erfüllen; daraufhin hatte er seine Prüfer zu benennen.[52] King nahm das Ergebnis des eigentlichen Examens im ersten Satz vorweg: Konrad Ebinger bestätigte dem Kanzler, dass King das private Examen bestanden habe. Bevor King jedoch die weiteren Schritte – das öffentliche Examen (*inceptio*) und die Feier – aufführte, erinnerte er sich noch der *puncta*, der Prüfungsthemen: im Kirchenrecht über das Schwören des Eides (*De iure iurando*),[53] im weltlichen Recht über das zweite Buch der Pandekten: *De iurisdictione omnium iudicium*.

Nachdem King das private Examen bestanden hatte, wurde bald einstimmig beschlossen, ihn dem Kanzler zu präsentieren und zum öffentlichen Examen zu

---

[50] King, AB, S. 214*: *Anno M.D.xviii fui probatus privato examine pro licencia in utroque iure adipiscenda, et fuit hoc examen celebratum primo die Februarii. Et fuerunt tunc examinatores mei doctor Conradus Ebinger, qui examinavit et iuramento suo cancellario fidem fecit de sufficientia mea in utroque iure. Supplevit enim vices doctoris Joannis Hemminger in iure civili, qui tunc absens erat in negocio principis. Secundus examinator in iure canonico fuit Jacobus Lemp, theologiae et iuris pontificii doctor, supplens vices doctoris Joannis Halieti, paulo ante defuncti, cuius anima in pace requiescat. Tercius examinator in iure canonico fuit doctor Henricus Winckelhofer. Sed in iure civili secundus examinator fuit doctor Caspar Forestarii, tercius doctor Georgius Simler*. Vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 165.

[51] Vgl. dazu grundsätzlich Burmeister, *Studium* (1974), S. 263–299; Verger, »Examen« (1993) und Verger, »Universitätslehrer« (1993), S. 140. Speziell zur juristischen Fakultät in Tübingen Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 69–73.

[52] Vgl. Burmeister, *Studium* (1974), S. 263–299.

[53] Dekretalen, Buch II, Titel 24, Kapitel 15, King gibt das Incipit an: *Verum in ea quaestione*.

führen. Dies geschah vier Tage später.[54] *Daraufhin wurde ich am 6. Tag desselben Monats Februar desselben Jahres zum öffentlichen Examen zugelassen. Meine Prüfer waren Ambrosius Widmann, beider Rechte Doktor, Propst der Stiftskirche in Tübingen und Kanzler der Universität, Konrad Ebinger, Johannes Hemminger, Kaspar Forstmeister, Heinrich Winkelhofer und Georg Simler, alle und jeder einzelne Doktor beider Rechte, sowie Jakob Lemp, Doktor der Theologie und des Kirchenrechts.*[55] Es handelte sich im Wesentlichen um dieselben Prüfer, nur dass mit Ambrosius Widmann diesmal der Kanzler der Universität und zusätzlich der beim Privatexamen verhinderte Johannes Hemminger anwesend waren. Die *puncta*, über die er im öffentlichen Examen geprüft wurde, waren denen des privaten ähnlich.[56] Am 10. Februar fand die feierliche Übergabe der Doktorinsignien statt, wie er den nächsten Absatz überschrieb: *Insignia doctoralia 1518/Am zehnten Februar 1518 empfing ich die Lizenz und die Doktorinsignien in beiden Rechten mit den einzelnen Feierlichkeiten entsprechend den Statuten und dem Ritus der Tübinger Universität in Anwesenheit meines besonders teuren Vaters, Leonhard Kingsattler, und meines Schwiegervaters, Gregor Stoffel, und vieler anderer ehrbarer Männer.*[57] Nur zwei Tage nach der Übergabe der Doktorinsignien wurde King von der Tübinger Universität für die öffentliche und ordentliche Vorlesung der Institutionen engagiert.[58]

Endlich war King am Ziel seiner langen Bildungsbestrebungen angelangt. Es war ein steiniger Weg gewesen, das hatte King häufig genug betont, doch er hatte seine verschiedenen Kapitalien so gut eingesetzt, wie es nur ging; zuletzt vor allem sein soziales Kapital. Ohne einen Anachronismus produzieren zu wollen, denn die größte Hürde stellten bewiesenermaßen die Prüfungsgebühren dar, dürfen Kings familiäre Bindungen zu seinen Prüfern, die gleichzeitig Vertreter in der Fakultätsversammlung waren, nicht unterschätzt werden.[59] Sein Prüfer im Kirchenrecht, Jakob Lemp, hatte eigenhändig Kings Tochter Margaretha aus der Taufe gehoben. Zwei seiner Prüfer im weltlichen Recht, Georg Simler und Kaspar Forstmeister, hatte er auf ähnliche Weise an sich gebunden; ihre Frauen waren Annas und Margarethas Taufpaten geworden. Steht dem Leser der Analyse die Strategie direkt vor

[54] King, AB, S. 214*: *Et finito examine fui mox admissus concorditer ad praesentandum domino cancellario pro publico examine apetendo.*

[55] King, AB, S. 214*: *Postea anno eodem die sexto eiusdem mensis Februarii fui probatus publico examine. Fuerunt autem examinatores Ambrosius Widmann, J. U. doctor, prepositus ecclesiae collegiatae Tubingensis et cancellarius universitatis ibidem; item Conradus Ebinger, Joannes Hemminger, Caspar Forestarii, Heinricus Winckelhofer et Georgius Simler, omnes et singuli J. U. doctores, Jacobus Lemp theologie et iuris canonici doctor.*

[56] Im Kirchenrecht wurde er in den Dekretalen über Buch 2, Titel 24, Kapitel 17 geprüft: *Brevi sedem apostolicam sciscitatus es quaestione*; in den Pandekten im zweiten Buch über *De iurisdictione omnium iudicium*, allerdings Kapitel 17 statt wie im privaten Examen 15.

[57] King, AB, S. 214*: *Anno MDxviii die decimo mensis Februarii accepi licenciam et insignia doctoralia in utroque iure cum singulis solemnitatibus iuxta ordinationem et ritum universitatis Tubingensis ad hoc requisitis, presentibus patre meo dilectissimo Leohardo Kingsattler et socero meo Gregorio Stoffel et multis aliis honestis viris.*

[58] King, AB, S. 214: *Anno M. D. xviii. duodecimo die mensis Februarii conductus sum ad legendum publice et ordinarie institutiones imperiales in universali studio Tubingensi* […].

[59] Vgl. zur Fakultätsversammlung Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 19–21.

Augen, so hatte King die Kapitaltransformationen in seinem Narrativ durch die Struktur verschleiert. In der Originalhandschrift befindet sich die Schilderung der Doktorpromotion auf der Vorderseite von Blatt drei, die Beschreibung der einzelnen Kinder beginnt aber erst auf der Rückseite von Blatt vier. Der Leser weiß nach der Lektüre der gesamten Notizen zwar, dass die Doktorpromotion chronologisch nach Hochzeit und Geburt der ersten drei Kinder erfolgte, sein Leseerlebnis vermittelt aber einen anderen Eindruck. Der Leser, der sich mühsam durch Kings häufig schwer lesbare Handschrift gekämpft hat, erinnert auf Blatt fünf aber unter Umständen nicht mehr, dass Jakob Lemp nicht nur Pate seiner Tochter Margaretha, sondern auch Prüfer in seinem Privatexamen war. Dem unvoreingenommenen Leser der Autobiographie kann diese Besonderheit nicht auffallen, da die Gevatterschaftsverhältnisse erst erheblich später geschildert werden. Dass King hier keine bewusste Verschleierung unterstellt werden darf, mag ein berechtigter Einwand sein. Und zugegeben: Die Form, in der das Manuskript dem Historiker heute vorliegt, war von King sicher nicht zur Lektüre durch andere vorgesehen. Hinzu tritt, dass Patronage im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit keineswegs so negativ konnotiert war wie heute – im Gegenteil zeugen unzählige Briefe, Widmungs- und Empfehlungsschreiben von dieser allseits akzeptierten Praxis.[60] Auf der anderen Seite erwähnte King bei der eingehenden Schilderung seines privaten Lizenzexamens nicht, dass Jakob Lemp und die Frauen von Kaspar Forstmeister und Georg Simler Paten seiner beiden ältesten Töchter waren.

Warum musste es plötzlich so schnell gehen? 32 Jahre war Kingsattler alt geworden, seit fast 13 Jahren hatte er Universitäten besucht, seit über drei Jahren verfügte er über das zur Promotion nötige Geld, seit sieben Jahren hörte er Vorlesungen in beiden Rechten (zwei Jahre länger als unbedingt nötig) und dennoch wurde er erst jetzt innerhalb von zwei Wochen vom *magister artium* zum Doktor beider Rechte mit einer ordentlichen Lektur befördert.[61] Es gibt mehrere Aspekte, die beim genaueren Hinsehen Aufschluss über Kingsattlers Glück im Februar 1518 geben. Er selbst hielt einen wesentlichen Anlass in seinen Notizen fest: Kurz vor Kings Privatexamen war der Ordinarius für weltliches Recht verstorben – Johannes Gentner.[62] King sollte eine durch diesen Verlust freiwerdende Position im Lehrkörper der Juristenfakultät zuteilwerden. Nur so ist verständlich, dass ihm erstens trotz der Abwesenheit von Johannes Hemminger das private Examen abgenommen und dass King zweitens von Doktoren geprüft wurde, die thematisch andere Lekturen versahen, als sie nun prüften: Forstmeister im weltlichen Recht, obwohl er für Kirchenrecht angestellt war, und Jakob Lemp im Kirchenrecht, obwohl er an der theologischen Fakultät Vorlesungen hielt. „Es wird ein Ausnahmefall gewesen sein,

[60] Vgl. grundsätzlich Thiessen, »Klientel« (2007), mit weiterführender Literatur. Speziell für das gelehrte Feld vgl. Jancke, »Patronage« (2007) und Mauelshagen, »Netzwerke« (2003).
[61] Vgl. zur Studiendauer Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 68f.
[62] Vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 132.

daß man ihn in Vertretung des gerade verstorbenen Johannes Adler heranzog.“[63] Ein Ausnahmefall, aber mit Sicherheit kein Zufall.

Alles deutet daraufhin, dass der Tod des Ordinarius für weltliches Recht eine Rotation im Lehrkörper der juristischen Fakultät möglich machte, die King unmittelbar zugutekam. Der Lehrkörper der Juristenfakultät ergänzte sich unter Beachtung des Anciennitätsprinzips aus dem eigenen akademischen Nachwuchs und so geschah es nun auch mit King.[64] Zwei Tage nach seiner Promotionsfeier erhielt er eine Anstellung für die mit 45 Gulden Jahresgehalt am geringsten besoldete Lektur über die Institutionen. Die Aufstiegschancen standen ihm anhand der anderen Doktoren jedoch unmittelbar vor Augen.[65] Hemminger übernahm am gleichen Tag die außerordentliche Vorlesung des weltlichen Rechts (bei 70 bzw. 80 Gulden Gehalt), die zuvor Georg Simler besetzt hatte. Dieser übernahm seinerseits die ordentliche Vorlesung des weltlichen Rechts (90 Gulden), die kurz zuvor durch den Tod von Johannes Gentner freigeworden war. Kein Wunder, dass King Gentners Seele in seinem autobiographischen Text gedachte: *cuius anima in pace requiescat*.[66] Am 12. Februar wurden alle sechs Lekturen in der juristischen Fakultät vertraglich neu festgeschrieben.[67] Die drei gerade aufgezählten wurden neu gemischt, die drei im kirchlichen Recht verblieben bei Winkelhofer, Forstmeister und Blicklin.

King wurde auch deshalb so schnell promoviert, weil er nur wenige Tage später seine erste Vorlesung halten sollte: zwischen Mittwoch und Sonnabend nach Invocavit, das heißt zwischen dem 24. und 27. Februar.[68] Er begann seine Vorlesung über Justinians Institutionen jedoch erst am 1. März.[69] Das faszinierende Tempo hatte seine Schattenseiten, wie King geradezu selbstkritisch notierte: *Diese Vorlesung hielt ich unter größter Anstrengung. Denn bevor ich die Doktorinsignien empfing, war ich mit anderen Arbeiten ausgelastet gewesen, um mir Lebensunterhalt, Kleidung und Bücher zu verdienen. So konnte ich mich den Vorlesungen der Institutionen nicht mit der Aufmerksamkeit widmen, die nötig gewesen wäre*.[70]

Die Gevatterschaften mit einigen der *doctores regentes* waren für King im Februar 1518 somit von doppeltem Vorteil, denn er war zu diesem Zeitpunkt sehr wahrscheinlich nicht der einzige kurz vor der Promotion stehende Jurastudent, der auf einen solchen Posten lauerte. Auf diese Weise schaffte King es, sein inkorporiertes

---

[63] Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 73.

[64] Ebd., S. 33.

[65] Vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 19.

[66] Vgl. das Schaubild bei Finke, *Professoren* (2011), S. 61.

[67] Vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 18f.

[68] Vgl. ebd., S. 19.

[69] King, AB, S. 215*: *Eodem anno die primo Marcii incepi ordinarie legere in Institutiones tit. de oblig. quae ex quasi delicto nascuntur.* Das ist in den Institutionen Buch IV, Titel 5: *De obligationibus quae quasi ex delicto nascuntur.*

[70] King, AB, S. 215*: *Hanc lectionem ego maximis legi laboribus. Nam antequam susciperem insignia doctoralia, occupatus fui aliis laboribus, quibus victum, amictum et libros quesivi, ita quod non adeo diligenter, sicuti necesse fuerat, potui incumbere lectionibus iuris.*

kulturelles Kapital mit Hilfe seines sozialen Kapitals, gestärkt und etabliert durch die Patenschaften, nicht nur in institutionalisiertes, sondern auch in ökonomisches Kapital umzuwandeln. Die zu Beginn des Absatzes formulierte Frage müsste folglich umgedreht werden: Es ist nicht danach zu fragen, warum er so lange gewartet hatte, bis er endlich promoviert wurde, sondern weshalb er sich früher hätte promovieren lassen sollen. Die Investition der Promotionsgebühren lohnte sich in Kings Fall nur bei Aussicht auf eine baldige Anstellung an der Tübinger Universität.[71]

Es scheint paradox, dass King ökonomisches Kapital in enormem Umfang aufbringen musste, um ökonomisches Kapital zu erhalten, doch zunächst musste King nochmals investieren. 33 Gulden und 14 Schillinge betrugen allein die Gebühren zur Doktorpromotion in beiden Rechten an der Tübinger Universität.[72] Dabei hatte er bereits die günstigere Variante gewählt. Er ließ sich Lizenz und Doktortitel gleichzeitig verleihen und sparte so achteinhalb Gulden gegenüber der getrennten Promotion.[73] Hinzukamen die Kosten für die Sachleistungen: „ein Festmahl (*prandium*) für sämtliche Insignienträger, jedem Doktor der Regenz ein Barett nach Anordnung der Fakultät, Handschuhe aus Hirschleder für die Doktoren, andere von guter Qualität für die Magister. […] Außerdem mußte der Kandidat für Schmuck und Vasen in Silber sorgen.“[74] Vor dem Hintergrund dieser Bestimmungen erschließt sich, dass King aus eigenen Stücken diese Hürde nicht hätte überwinden können und dass die Mitgift von 200 Gulden mit der Promotion bereits zu einem großen Teil Verwendung fand.

Die Dimension dieser Ausgaben wird jedoch erst dann greifbar, wenn sie im Verhältnis zu Kingsattlers erstem Gehalt betrachtet wird. Er wurde angestellt mit einem Jahresgehalt von 45 Gulden.[75] Sein gesamtes erstes Jahresgehalt als Lektor für die Institutionen hätte nicht ausgereicht, um die Gesamtheit der Promotionskosten zu bestreiten.[76] Bei weitem nicht, so muss wohl ergänzt werden, denn allein mit den Gebühren wären ja schon drei Viertel des Gehalts aufgebraucht gewesen. Neben dem Brief des Thomas Langschneyderius aus den *Epistolae obscurorum virorum* sei an dieser Stelle auf die fiktive, aber aus vielerlei Quellen schöpfende und anschauliche Darstellung einer Doktorpromotion von Hans-Werner Prahl

[71] Ähnliches wird auch im nächsten Kapitel für Johannes Eck alias Mayer zu berichten sein. Magister Kaspar Volland wurde im Dezember 1538 eine Vorlesung unter der Bedingung zugeteilt, dass er möglichst bald den Doktorgrad in den Rechten erwerbe; vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 75.

[72] Für die genaue Aufschlüsselung der Gebühren vgl. Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 75.

[73] Vgl. ebd.

[74] Ebd. und Roth, *Urkunden* (1877), S. 283f.

[75] King, AB, S. 214*: […] *pro stipendio quadraginta quinque florinum ad anni spacium*.

[76] Vgl. Frijhoff, »Lebensweg« (1996), S. 293: „Gewöhnlich waren die akademischen Titel sehr teuer. Sie kosteten mindestens den Gegenwert mehrerer Monatslöhne, oft mehr als ein Jahresgehalt […].“

verwiesen.[77] Er lässt die universitäre Karriere des „Doktor Schmaus“ anlässlich dessen feierlicher Promotion zum Doktor beider Rechte Revue passieren.[78] Doktor Schmaus hatte einen Vater, der für des Sohnes Promotion tief in den Geldbeutel greifen musste – wobei er zugleich um einen kompetenten Nachfolger für seine Handels-Gesellschaft wusste.[79] Beides traf bei King nicht zu; er hatte weder einen wohlhabenden Vater noch bei diesem eine gut dotierte Anstellung nach der Promotion sicher. King griff auf die Mitgift seiner Frau zurück. Ihm war jedoch bewusst, dass er noch einmal demonstrativ konsumieren, dass er sich finanziell noch einmal verausgaben musste, bevor er eine distinguierte Position im gelehrten Feld besetzen konnte. Kings Entscheidung gegen ein Dasein als Lateinschullehrer und gegen das Priestertum war eine reflektierte, denn er hatte mit seiner Entscheidung für das Studium der Rechte alles auf eine Karte gesetzt.

5.2 Doktor oder Bürgermeister? (WP)

Abberufung aus Pavia

Bevor Willibald den Doktorgrad erwerben konnte, wurde er von seinem Vater in die Heimat zurückgerufen (*revocatus*).[80] Im Gegensatz zur *patria*, von der Willibald in seinen Aufzeichnungen im *Digestum vetus* sprach, dürfte er in diesem Fall mit *patria* tatsächlich Nürnberg gemeint haben. Seine *Vita* schrieb er aus einer rückwärtsgewandten Perspektive, zu einem Zeitpunkt, an dem er 35 Jahre lang in Nürnberg gelebt und sich mit den Geschicken der Stadt identifiziert hatte.[81] Weshalb der Vater ihn nach Nürnberg und nicht nach München beorderte, scheint Willibald jedoch erklärungsbedürftig: *Dorthin hatte sich sein Vater bereits begeben, der den Hof der Fürsten und die Last der Geschäfte aufgegeben hatte; denn wegen des Alters seines Vaters musste er die familiären Angelegenheiten in die Hand nehmen.*[82] Willibalds Vater war 1489, nach dem Tod seiner Frau und kurz nachdem er seinen Sohn zum Bischof von Eichstätt geschickt hatte, nach Nürnberg zurückgekehrt.

Der Großvater (1415–1492) war zu diesem Zeitpunkt bereits weit über siebzig Jahre alt, so dass Willibalds Begründung für die Rückkehr seines Vaters plausibel erscheint. Willibalds Großvater war nicht nur alt, sondern auch krank, wie Franz Fuchs anhand des Rezeptbuches von Hartmann Schedel nachweisen konnte.[83] Bereits 1486 habe sich Hans Pirckheimer ständig bei Schedel in Behandlung

[77] Vgl. Prahl, »Doktor« (1988).
[78] Vgl. Bömer, *Epistolae II* (1924), S. 7–9 und Prahl, »Doktor« (1988).
[79] Ebd., S. 106f.
[80] WP, Vita, S. 142: *Deinde a patre revocatus in patriam rediit* [...].
[81] S. o. Kapitel 2.1.
[82] WP, Vita, S. 142: *Quo et pater eius iam se a principum aula et negotiorum mole exonerans se contulerat, cum ob patris sui senectutem res familiares tractare coactus fuisset.*
[83] Vgl. Fuchs, »Pirckheimer« (2006).

befunden.[84] Interessanterweise tilgte Willibald im Manuskript seiner *Vita* den folgenden Satz, der kein gutes Licht auf seinen Großvater wirft und einen weiteren Grund für die lange Abwesenheit Johanns von Nürnberg bietet:[85] Johann Pirckheimer hatte seine Dienste bei Hof aufgegeben und war nach Nürnberg zurückgezogen, *obgleich er sich stets – solange sein Vater noch lebte – von dort ferngehalten hatte, weil sein Vater sehr mürrisch gewesen war*.[86] Nicht bloß im Alter, so Fuchs, dürfte Hans Pirckheimer ein komplizierter Mensch gewesen sein, doch über das Verhältnis von Hans und Johann Pirckheimer soll an dieser Stelle nicht weiter spekuliert werden.[87] Eines fällt jedoch auf: Auch Willibalds Vater Johann ging nicht aus freien Stücken nach Nürnberg zurück, so legte es jedenfalls Willibald durch seine Wortwahl nahe. Der Vater wurde gezwungen (*coactus*), sich um die Familiengeschäfte zu kümmern, wenn nicht explizit durch seinen Vater, so durch die Verpflichtungen, die die Geburt in ein Nürnberger Patriziergeschlecht mit sich brachte.

Das weichenstellende Ereignis seines Lebens beschrieb Willibald im nächsten Absatz seiner Vita: Nach seiner Rückkehr aus Italien – der Großvater war bereits verstorben – überlegte Willibald mit seinem Vater, wie er sein Leben einrichten sollte.[88] Wollte man Willibalds Leben verfilmen, würde diese Zusammenkunft eine Schlüsselszene darstellen: Der ungefähr 55-jährige und von den Anstrengungen des Lebens gezeichnete Vater Johannes – wenige Jahre später sollte er die Priesterweihe nehmen und in das Franziskanerkloster eintreten – und sein 25-jähriger, großgewachsener und kräftiger Sohn Willibald sitzen sich in ihrem Nürnberger Patrizierhaus am Herrenmarkt, mit Blick auf den Schönen Brunnen und die Frauenkirche, in der atemberaubenden Bibliothek des Vaters und Großvaters umgeben von Folianten in schweren Sesseln gegenüber. Jeweils einen mit dem Pirckheimer-Wappen beschlagenen Becher mit italienischem Rotwein in Händen teilt der Sohn dem Vater mit, wie er sich sein weiteres Leben vorstellt: Willibald strebte danach, den sogenannten Doktorgrad zu erwerben und an den Hof des Kaisers zu gehen, schrieb er in seiner Vita.[89] Der Sohn wollte es dem Vater gleichtun und noch ambitionierter nicht nur bei Landesfürsten, sondern im Zentrum der Macht als gelehrter Rat dienen, beim Kaiser. Die erhoffte positive Reaktion blieb jedoch aus. Die horrenden Ausgaben, die für die Doktorpromotion in Pavia nötig gewesen wären, schreckten den Vater bei seiner Entscheidung sicher am wenigsten. Er selbst hatte in seinem Kodex der Novellen Rechnung über seine Ausgaben in Padua abgelegt:

[84] Vgl. ebd., S. 44.
[85] Reimann weist bereits auf diese getilgte Passage hin, vgl. Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 112 mit Anm. 2.
[86] BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 22r: **Siquidem a qua quum vivente patre, qui morosior erat, semper abstinuerat, ut curam**. *…* im Original gestrichen.
[87] Vgl. Fuchs, »Pirckheimer« (2006), S. 44.
[88] WP, Vita, S. 142: *Reversus igitur Bilibaldus avo iam mortuo cum patre deliberabat, quodam deinde vitae genus institueret* [...].
[89] WP, Vita, S. 142: *Siquidem doctoratus (ut vocant) gradum suscipere et Caesaris aulam sequi intendebat.*

Allein für die Promotion zum Doktor beider Rechte hatte er 140 Dukaten aufbringen müssen.[90] Ohne vorzugreifen, scheint es Willibald in seinem Leben niemals an Geld gemangelt zu haben. Der Vater wäre aus ökonomischer Sicht bestimmt bereit gewesen, dem Sohn den Erwerb des Doktorgrades zu ermöglichen. Der Grund für die abschlägige Reaktion war ein anderer: *Als aber der Vater ihm die Nachteile des Hoflebens und die ungeheuren Mühen, die er einst ertragen hatte, ins Gedächtnis rief und vor Augen führte, brachte er ihn von seinem Vorhaben ab, besonders deswegen, weil er infolge des väterlichen Reichtums von keinem Mangel bedrückt wurde und weil er eine reiche Erbschaft erwartete.*[91] Dies ist die einzige Stelle in seiner Vita, in der Willibald von Geld spricht – freilich auch hier nur insofern, als es ihm daran nicht mangeln würde. Offenbar teilte der Vater seinem Sohn mit, dass er bald das Familienvermögen erben würde, wenngleich es noch sieben Jahre dauern sollte, bis der Vater ins Kloster ging und bald darauf verstarb. Aus des Vaters Argumenten spricht dessen Frustration über seinen eigenen Lebenslauf, gepaart mit der für Humanisten typischen Hofkritik. Offenbar hatte auch er sich sein Leben anders vorgestellt, jedenfalls scheint er nicht zufrieden gewesen zu sein mit der Entscheidung, Nürnberg verlassen und sich als gelehrter Rat in die Dienste der Fürsten gestellt zu haben. Seine Entscheidung für den Doktorgrad war seinerzeit zwar eine bewusste gegen ein Leben als Nürnberger Ratsherr gewesen. Ihre Reichweite hatte Johann 30 Jahre zuvor jedoch nicht abschätzen können.[92] Seinem Sohn sollte es besser ergehen. Johann setzte sich durch und brachte Willibald wohl nicht allein durch seine guten Argumente von dessen Vorhaben ab: Willibalds Abhängigkeit von seinem Vater sowie seine patrizische Identität mit allen ihren Verpflichtungen ließen ihm keine rechte Wahl. Es ist bemerkenswert, dass der Vater in Willibalds Vita seinem Sohn in diesem Moment keine Alternative vor Augen führte. Sie war selbstverständlich: Willibald sollte sich in den Nürnberger Rat wählen lassen, was allerdings eine weitere Bedingung voraussetzte, die zu jenem Zeitpunkt noch zur Disposition stand: Willibald musste eine standesgemäße Frau heiraten.

---

[90] Reimann, *Pirckheimer* (1944), S. 121 mit Anm. 2: *Item habui pro doctoratu 140 duc.* Vgl. zu den Geldwerten Spufford, *Money* (1988), S. 291–293, demzufolge Johann umgerechnet die fabelhafte Summe von 155 rheinischen Gulden für seine Promotion bezahlt hatte.

[91] BL, *Arundel 175: Vita ipsiusmet* (1527), Bl. 22r: *Ceterum cum pater illi* [a]*ante oculos posuisset*[a] [b]*aulae incommoda nec non*[b] *immensos labores, quos* [c]*ipse principem aulas*[c] [d]*ipse aliquando*[d] *exantlaverat* [e]*ob oculos et quorumque ipse*[e]*, ad memoriam reduceret et ob oculos poneret, a proposito* [f]*eum*[f] *avertit, praecipue cum* [g]*ob patris opulentiam*[g] *nulla premeretur inopia* [h]*hereditatemque expectaret amplam*[h]. Auch an dieser Stelle sei der Buchstabenbefund aus dem Manuskript angeführt, um zu zeigen, wie intensiv Pirckheimer an den Sätzen arbeitete: a…a gestrichen; b…b über der Zeile nachgetragen; c…c gestrichen; d…d über der Zeile nachgetragen; e…e gestrichen; f…f über der Zeile nachgetragen; g…g über der Zeile nachgetragen, h…h am Rand nachgetragen.

[92] S. o. Kapitel 2.1.

Eheschließung

Während King in seinen Notizen ausführlich die Eheanbahnung mit Agnes schilderte, formulierte Willibald diesen für seinen weiteren Lebenslauf fundamentalen Einsetzungsritus in seiner *Vita* so rational, emotionslos und kurz, wie man es sich nur vorstellen kann: *Da er eine Frau nehmen musste, wählte er ein Mädchen aus patrizischem Geschlecht, das nicht weniger ehrenhaft als begütert war* [...].[93] Bezeichnenderweise floss ihm dieser Satz absolut zielstrebig, ohne eine einzige Streichung oder Ergänzung aus der Feder. Die Geschwindigkeit der Ereignisabfolge soll an dieser Stelle reflektiert werden, um die möglichen Umstände der Eheanbahnung bis zur Hochzeit am 13. Oktober 1495 zu analysieren. Am 23. November 1494 hatte Willibald einen Brief aus Pavia an den Vater geschrieben, in dem noch keine Rede von seiner Rückkehr nach Nürnberg gewesen war.[94]

Emotional erschwerend kam hinzu, dass Willibald in Italien offenbar das Herz einer jungen Frau erobert hatte. Als diese Bernardina am 14. September 1495 in Pavia einen Brief an ihren geliebten Willibald verfasste, wusste sie zwar, dass dieser in Nürnberg einer anderen *donna* versprochen war. Trotzdem beteuerte sie, dass ihre Liebe für Willibald fortbestehen würde.[95] Spätestens Ende August musste Willibald Bernardina geschrieben haben, dass er in Nürnberg heiraten und nicht nach Italien zurückkehren würde. Es blieb etwa ein halbes Jahr, um eine Patriziertochter kennenzulernen, ihr den Hof zu machen und schließlich um ihre Hand anzuhalten. Oder waren es vielmehr die patrizischen Jungfrauen Nürnbergs, die sich um Willibald bemühten. Sowohl der Status, einem der ältesten Geschlechter Nürnbergs anzugehören, als auch die Tatsache, über enormes ökonomisches Kapital zu verfügen, sowie die Aussicht, dass Willibald in absehbarer Zeit in den Rat gewählt werden würde, dürften ihn – neben seinem stattlichen Äußeren – zu einer außerordentlich guten Partie gemacht haben.[96] Allein das Tempo der Ereignisse und die Tatsache, dass Willibald sein Herz scheinbar in Italien gelassen hatte, womit er übrigens gegen eine der Verhaltensmaßregeln des Vaters verstoßen hatte, werfen Zweifel auf, dass er seine Frau selbst und aktiv auswählte.

Dass es nicht seine Entscheidung gewesen war, zu diesem Zeitpunkt Italien den Rücken zu kehren, in Nürnberg zu heiraten und somit seine Bildungsbestrebungen aufzugeben, zeigen wiederum die Prädikate in seinen Ausführungen: es war sein Vater, der ihn von dem Vorhaben abbrachte, sich zum Doktor beider Rechte promovieren zu lassen (*pater eum avertit*), und Willibald selbst wurde gezwungen (*coactus*)

---

[93] WP, Vita, S. 143: *Uxorem igitur ducere coactus puellam e patricia gente non minus honestam quam locupletem elegit* [...].

[94] Allein dieser Brief dürfte bei einer Entfernung von fast 700 Kilometern wenigstens eine Woche für die Übermittlung nach Nürnberg gebraucht haben. Vgl. grundsätzlich Szabó, »Post« (1995) und Ohler, »Reisen« (1995).

[95] Vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 4, S. 27. Bernardina schloss den Brief recht eindeutig: *Et pregolo, che me volia amare de lo solito et pristino amore, imperochè io non altro poteria fare*.

[96] Vgl. für Kriterien bei der Wahl der Gattin in der Nürnberger Oberschicht Beer, *Eltern* (1990), S. 81–96.

zu heiraten. Darüber hinaus äußerte Willibald sich weiter unten in seiner *Vita* unerhört negativ über die Ehe: Nach dem Tod seiner Frau wurde er von seinen Freunden gedrängt, erneut zu heiraten, er bewies ihnen jedoch, dass es für ihn nicht in Frage kam, *seinen Nacken erneut unter das eheliche Joch zu beugen*.[97] Mathias Beer identifiziert im 15. und 16. Jahrhundert eine Entwicklung hin zu einer modernen, auf Zuneigung beruhenden Eheschließung.[98] Die aktive Beteiligung der Ehepartner am Zustandekommen der Ehe fand nun ihren Niederschlag auch in der Formulierung: „Die passive Verbalform wich der aktiven."[99]

In Willibalds Fall ist nicht auszuschließen, dass das Sichten der heiratsfähigen Patriziertöchter bereits während seiner Abwesenheit stattfand. Beer weist jedoch nach, dass sich in Willibalds Generation in seinem unmittelbaren sozialen und geographischen Umfeld Beteuerungen von Liebesehen finden ließen, die zum Teil sogar gegen den Willen der Eltern geschlossen worden seien.[100] Die von ihm untersuchten Selbstzeugnisse, vor allem Autobiographien, scheinen ein häufiger Fundort dieser Formulierungen zu sein. Selbst wenn die Autoren die Kriterien für die Wahl ihrer Gattinnen am Ende ihres Lebens topisch geschönt haben sollten, zeugen sie doch von der grundsätzlichen Möglichkeit, von solchen überhaupt zu sprechen und zu schreiben. Dass Willibald so nüchtern von seiner Ehefrau und der Eheanbahnung berichtete und die eigentliche Hochzeitsfeier nicht mit einem Wort erwähnte, ist insbesondere im Vergleich zu Kings Beschreibung bemerkenswert. Willibald schrieb lediglich von einem aus patrizischem Geschlecht stammenden Mädchen, das nicht weniger ehrbar (*honesta*) als reich (*locuples*) war. Es ist weder die Rede von seiner Schönheit, noch einer besonderen Zuneigung, die womöglich noch auf Gegenseitigkeit beruhte. Nicht einmal den Namen seiner Frau hielt Willibald an dieser Stelle in seiner *Vita* fest.

Crescentia Rieter entstammte genau wie ihr Gatte einem der *neuen Geschlechter*, weshalb Willibald sie berechtigterweise als *e patricia gente* beschrieb. Sie war die jüngste Tochter des Paul Rieter (1430–1487) und der Katharina Volckamerin (1434–1494), die nur wenige Meter nördlich der Pirckheimers direkt unterhalb der St. Sebalduskirche ein stattliches Anwesen bewohnten.[101] Da die Rieters genau wie

[97] WP, Vita, S. 145: *Eo tempore uxorem amisit, cum ei quinque iam filias peperisset; verum eum novissime filium venuisset, in partu, defecit. Quamobrem magno affectus est dolore; unice enim illam ob probitatem, et morum honestatem diligebat nec umquam postea ab amicis multum illi instantibus induci potuit, ut aliam duceret, sed quam plurimis eis rationibus ostendit, nequaquam illi convenire, ut iterum coniugali iugo collum subderet.*

[98] Vgl. zu den Schwierigkeiten, eine Entwicklung in dieser Hinsicht vom Mittelalter hin zur Neuzeit zu konstruieren Schnell, *Sexualität* (2002), S. 31f. mit Anm. 70.

[99] Beer, *Eltern* (1990), S. 103. In Willibalds Fall würde bei einer historisch-semantischen Kookkurenzanalyse zu dem aktiven *elegit* in unmittelbarer Nachbarschaft ein passives *coactus* treten, was die Eindeutigkeit des Befundes zunichte machen oder neutraler formuliert: veruneindeutigen würde. Vgl. zum Verfahren der Kookkurrenzanalyse Mehler/Schwandt/Gleim, et al., »eHumanities« (2011).

[100] Vgl. Beer, *Eltern* (1990), S. 97–112.

[101] Vgl. zu den Rieter zuletzt Fleischmann, *Ratsherren* (2008), S. 855–878. Das Geschlecht bestand schon im 15. Jahrhundert in Nürnberg in zwei Linien, zu Paul Rieter vgl. ebd., S. 858–862.

die Pirckheimers zu den *neuen Geschlechtern* gehörten, kam auch Paul nie über das Amt des *Jüngeren Bürgermeisters* hinaus. Beiden Familien stand der Rathaussaal zum Tanz offen und so wurde die Hochzeit am 13. Oktober 1495 auf dem Rathaus gefeiert. Hatte Willibald zu Beginn seiner *Vita* auf die altehrwürdige Herkunft seines Geschlechts gepocht, war es ihm an dieser Stelle keine Erwähnung wert, wobei die Erlaubnis, auf dem Rathaus zu tanzen, deutlichster Ausdruck des hervorragenden Status gewesen wäre. Willibald war am Ziel seiner Träume angelangt oder, besser gesagt, der Träume seines Vaters: Er erfüllte alle Voraussetzungen und wurde prompt bei der Osterwahl am 6. April 1496 in den Nürnberger Rat gewählt.[102]

5.3 Zufall oder Fügung? (JE)

[In Marg: *7. September 1510, Disputation in Ingolstadt] Durch einen glücklichen Zufall kam ich nach Ingolstadt, um die berühmte Universität zu besichtigen. Da ich nicht müßig erscheinen wollte, bat ich die Vorsitzenden der Universität, dass sie mich zu einer Disputation zuließen. Die Disputation streckte sich über einen ganzen Tag hin und fand in Gegenwart der Väter und Magister statt. Am nächsten Tag wurde ich in einer Predigt ebenso vom Volk gehört. Und ich erwarb mir sowohl bei der ganzen Universität als auch bei den Bürgern so viel Wohlwollen, dass sie den ausgesprochen ehrwürdigen Herzog von Bayern eilends – denn ich war im Begriff, wieder aufzubrechen – drängten, mich von Freiburg weg auf die theologische Lektur nach Ingolstadt zu berufen – ich nahm sie an.*[103] Nahezu identisch mit den Sätzen in der *Replica*, jedoch mit feinen Unterschieden, beschrieb Johannes Eck die Begebenheit in seiner *Epistola*: *Als ich zufällig die Universität in Ingolstadt besuchte, fragten mich ihre Vorsitzenden, bei denen ich durch meinen Ruf als Disputator bereits bekannt war, ob ich mich auf einen Versuch in ihrem Ring einlassen und auch zum Volk predigen würde. Ich leistete nicht ungern Folge und erwarb mir bei ihnen durch die Disputation derartig ihre Gunst, dass sie sich mit allen Kräften beim hochberühmten Fürsten Bayerns, dem Herzog Wilhelm, darauf verwandten, mich mit der durch den Tod des hochangesehenen Zingel freigewordenen Theologielektur zu betrauen. Ich leistete dem Wunsch Folge und zog im November nach Ingolstadt.*[104]

---

102 WP, Vita, S. 144: […] *moxque in senatum lectus.*

103 Eck, Replica, Bl. 54r/v: [in Marg. *1510 7. Septem. Disputatio Ingolstadij*] *Forte fortuna Ingolstadium veni, celebre gymnasium visurus: & ne asymbolus haberer & amusus, à praesidibus studii impetravi, ut ad disputandum admitterer: auditus sum à patribus et magistris diligenter in disputatione tota die: auditus sum à plebe sequenti die in declamatione: Et tantam mihi conciliavi apud totam Academiam & cives benevolentiam: ut motu proprio (nam confestim ego abii) apud Illustrissimum Bavariae principem sollicitarent & Tutores eius, ut ex Friburgo vocarer ad lectionem Theologicam: quam acceptavi.*

104 Eck, Epistola, S. 46f.: *Dum autem a casu Ingolstatense gymnasium inviserem, moderatores eiusdem, apud quos fama disputationum mearum inclarverat, rogarunt, ut in eorundem palaestra periculum facerem et ad populum declamarem. Quibus non illibenter morem gerens, tantum favoris disputando apud eos mihi conciliavi, ut omnibus remis et velis ab illustrisimo principe Boioariae, duce Wilhelmo, contenderent, me lecturae theologiae tunc per obitum optimi viri Zinglii vacantis praefici; unde mox nobilissimus princeps honorificio stipendio clementer me Friburgo evocavit. Cuius votis obsecutus, ad Ingolstadium migravi in Novembri.*

Im Folgenden wird ein noch größeres Objektiv verwendet, um drei Monate zwischen Ecks Besuch (Anfang September 1510) und dem Beginn seiner Lehrveranstaltungen als ordentlicher Lektor der Theologie (13. November 1510) in Ingolstadt zu untersuchen.[105] Zu rekonstruieren, „wie es eigentlich gewesen", wird nicht möglich sein, doch in der Forschung wurden in diesem Zusammenhang einige Vermutungen so oft zitiert, dass sie mittlerweile als Tatsachen gelten und wenigstens zu hinterfragen sind. Außerdem lassen sich durch Ecks narrativen Einsatz dieser Begebenheiten in seinen unterschiedlichen Texten Rückschlüsse darauf ziehen, wie er sich selbst verstand und von anderen verstanden werden wollte. Die Passage gibt darüber hinaus Aufschluss über die Praktiken des gelehrten *self-fashioning* im ausgehenden Mittelalter.

Im Folgenden soll aus drei verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden, wie Johannes Eck zu seiner Lektur in Ingolstadt gelangte: zunächst aus Ecks eigener Sichtweise, die aus seinen Selbstzeugnissen gewonnen werden kann, anschließend aus der Perspektive seiner Biographen und schließlich aus der Sicht der Universität und der Herzöge von Bayern. In einem vierten Schritt sollen die einzelnen Deutungen problematisiert werden.

Mit Ecks Augen

Es ist faszinierend, wie und in welchen Kontexten Eck die Behauptung verwendete, er sei zufällig nach Ingolstadt gekommen. Zunächst fällt auf, dass er in seiner *Replica* von *fortuna*, in seiner *Epistola* von *casu* spricht. Eingedenk der Tatsache, dass Johannes selbst Aristoteles' Physik unterrichtet und kommentiert hatte, drängt sich die Frage auf, was Johannes seinem eigenen Verständnis zufolge 1510 tatsächlich nach Ingolstadt verschlug – Fügung oder Zufall? Allein Fügung (*fortuna*) scheint logisch richtig, denn sie ist eine Ursache im nebensächlichen Sinn. Der gerade zum Lizenziaten der Theologie promovierte Johannes geht nach Ingolstadt, um die Universität zu besichtigen, und trifft dabei auf eine vakante Theologielektur, von der er nicht wusste, dass sie existierte. Diese Begebenheit entspricht dem Beispiel, das Aristoteles in seiner Physik für Fügung anbringt: Angenommen, *dass jemand zufällig (a fortuna) auf den Markt gegangen ist und dort jemanden getroffen hat, der ihm sehr gelegen kam, mit dessen Dortsein er aber nicht gerechnet hatte.*[106] Er ist zwar nicht auf den Markt gegangen, um dort jemanden zu treffen, er geht auch nicht regelmäßig zum Markt, doch der Grund dafür, dass die beiden sich getroffen haben, besteht darin, dass die Person sich überhaupt dazu entschlossen hat zum Markt zu gehen. Zufall, so Aristoteles weiter, ist zwar der weitere Begriff, alle Fügung demnach auch Zufall, aber nicht jeder Zufall ist auch Fügung. Aristoteles grenzt den (blinden) Zufall deutlich von

[105] Vgl. grundsätzlich zur Universität Ingolstadt Seifert, *Verfassungsgeschichte* (1971); und ders. *Universität* (1973); sowie zuletzt Schuh, *Aneignung* (2013) und die Beiträge in Fanz (Hrsg.), *Humanismus* (2013).

[106] Aristoteles, *Physik*, II, 6, 197b; deutsche Übersetzung nach Aristoteles, *Physikvorlesung* (1967), S. 47–49.

der Fügung ab: *Wir sprechen bei denen an ihnen selbst zweckmäßigen Ereignissen dann von Zufallsgeschehen, wenn das durch den außer ihm liegenden Grund Begründete (d. h. das zweckmäßige Ereignis) nicht um der eingetretenen Folge willen eingetreten ist. Ergebnis bloßer Fügung nennen wir hingegen aus dem genannten Kreis alle diejenigen Ergebnisse, welche, an sich zur Klasse der möglichen Zwecke für die zwecktätigen Wesen zählend, aus blindem Zufall eintreten.*[107]

Es ist bemerkenswert, dass Johannes in seiner *Epistola* von *casu* und nicht von *fortuna* sprach, denn er hätte nur in seinem eigenen Physikkommentar von 1518 nachzulesen brauchen, um diesen Fehler zu vermeiden. Er selbst führte dort zwei Beispiele zur Fügung (*fortuna*) an: *Eckard will das Fundament für ein Haus ausgraben und findet einen Schatz. Das Auffinden des Schatzes hat sich gefügt.*"[108] Im zweiten Beispiel deutet schon die Marginalie darauf hin, dass Johannes hier selbst als Referenz angeführt wird: [In Marg.: *Johannes Eckius*] *Eck ging nach Ingolstadt, um die Universität zu besuchen, die ordentliche Lektur findet er durch Fügung vakant vor; er disputiert und wird sofort nach der Disputation vom Fürsten auf die Lektur berufen. Das Auffinden der vakanten Lektur geschah durch Fügung.*[109] Das persönliche Beispiel in seinem gedruckten Aristoteleskommentar zeugt deutlich von Ecks Selbstvertrauen, von seinem Bedürfnis sich und sein Leben mitzuteilen, wie es weiter unten noch für andere Stellen nachzuweisen sein wird, an denen man ihn nicht als Referenz erwartet hätte.[110] Seinen eigenen Namen, gleich Autoritäten wie *Ockham* oder *Albertus*, in die Marginalie zu setzen, stellt dabei den Gipfel der Selbstinszenierung dar. Diese Episode spricht jedoch vor allem dafür, dass Eck davon überzeugt war, durch Fügung zum richtigen Zeitpunkt nach Ingolstadt gelangt zu sein. All die Spitzen, die seine Gegner später in dieser Hinsicht gegen ihn abschossen, musste er zu dem Zeitpunkt, als er seinen Physikkommentar verfasste, noch nicht erwidern.

Die Perspektive der Biographen

Heinrich Pantaleon erklärte Ecks Berufung nach Ingolstadt im dritten Teil seiner *Prosopographiae heroum atque illustrium virorum totius Germaniae* (1566) nicht durch Zufall oder Fügung. Ein Jahr zuvor war Eck zum Lizentiaten promoviert worden und *besuchte Ingolstadt, nachdem er in Augsburg vom Ratskonsulenten Conrad Peutinger Briefe erbeten hatte.*[111] Conrad Peutinger (1467–1547), *doctor iuris utriusque*, Augsburger

[107] Ebd. Für die zeitgenössischen Begrifflichkeiten vgl. die gedruckten lateinischen Übersetzungen von Wilhelm von Moerbeke (z. B. Venedig 1482) oder durch Johannes Peyligk (Leipzig 1503).

[108] Eck, *Physicae* (1518), Bl. 35r: *Exempla de fortuna sunt facilia. Eckardus vult fodere fundamentum pro domo, invenit thesaurum: Inventio illa est fortuita* [...].

[109] Eck, *Physicae* (1518), Bl. 35r: *Eckius adiit ingoldstadium visendi studii gratia lecturam ordinariam fortuito reperit vacantem, disputat in lectorem statim post disputationem a principe vocatus, inventio vacantis lecturae fuit a fortuna.*

[110] Vgl. Seifert, *Logik* (1978), S. 38f.

[111] Pantaleon, *Prosopographiae III* (1566), S. 110: [...] *petitis Augustae à Conrado Peutingero Iureconsulto literis, Ingolstadium invisit* [...]." In Pantaleons eigener deutschen Übersetzung, Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 124, heißt es: *Damalen name er von Conradt Peutinger einem Doctor der Rechten zu Augspurg Brieffe und zog gehn Ingolstadt.*

Stadtschreiber und Humanist, war einer der bekanntesten und einflussreichsten Gelehrten dieser Generation und soll Johannes auf dessen Bitte hin ein Empfehlungsschreiben ausgestellt haben, bevor dieser nach Ingolstadt zog. Pantaleon wird mit diesem Satz in der Eck-Forschung immer wieder zitiert und auf diese Weise wird meist impliziert, dass Eck bereits 1510 sein soziales Kapital in Augsburg bemühte, um an die Lektur in Ingolstadt zu gelangen. Ecks Worte, er habe die Mitglieder der Universität durch seine Disputation und das Volk durch seine Predigt überzeugt, fallen dabei weitgehend unter den Tisch oder werden ihm als übertriebene Selbststilisierung ausgelegt und daher nicht abgenommen. Selbst Pantaleon schrieb, dass Eck in der Disputation seinen *hohen verstand* bewiesen habe.[112] Im Vergleich zum sozialen Kapital durch Peutinger und damit mehr oder weniger gleichbedeutend dem sozialen und ökonomischen Kapital der Fugger fällt Ecks inkorporiertes kulturelles Kapital wenigstens in der Wahrnehmung des späteren Lesers, der um die weiteren Verwicklungen weiß, jedoch weniger stark ins Gewicht. Für den Brief von Peutinger lässt sich jedoch ausschließlich Pantaleon als Nachweis anführen, dabei war dieser nicht einmal Zeitgenosse, sondern schrieb sein Werk fünfzig Jahre später nieder und verließ sich dabei auf Werke, die er selten einer Quellenkritik im modernen Sinne unterzog.[113] Ihn als einzigen Gewährsmann ins Feld zu führen, scheint demnach außerordentlich problematisch.

Dass Eck bei den Herzögen empfohlen wurde, steht fest. In einem Brief vom Beginn des Jahres 1514 schrieb Hieronymus von Croaria (ca. 1460–1527), Inhaber der ordentlichen Professur für Kirchenrecht in Ingolstadt von 1509 bis 1516, dass Ecks *Chrysopassus* zur Zierde der gesamten *Achademie* werden möge, dass er wisse, wie viel Arbeit, nächtliches Studium und Lektüre notwendig gewesen seien, und dass er ihn vor diesem Hintergrund in den vergangenen Jahren um so lieber den

[112] Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 125.

[113] Wiedemann, *Eck* (1865), S. 431, dessen Biographie zu großen Teilen auf Ecks eigenen Schriften beruht und in diesem Detail auf Pantaleon verweist, ist anderer Meinung und gibt folgendes Urteil: „Diese mit Wärme geschriebene Biographie verdient vollen Glauben, da sie von einem Zeitgenossen herrührt, der mit Eck in näheren Verhältnissen stand; denn sämmtliche Angaben haben sich als wahr erprobt, nur die Versicherung, Eck sei von mittlerer Leibesgröße gewesen, steht mit der Angabe Mosselan's im Widerspruch." Diese Aussage entbehrt jeglicher historischer Quellenkritik, denn ihr vermeintlicher Verfasser, nach Wiedemann ein zeitgenössischer „Anonymus, der mit Eck in näheren Verhältnissen" stand, war niemand anderes als Pantaleon selbst, der offensichtlich Ecks autobiographische Texte paraphrasierte und gelegentlich ergänzte. Heinz Holeczek widerspricht Wiedemann grundsätzlich: „Das Werk bietet in drei Teilen zahlreiche panegyrische Biographien mit Porträts zur deutschen Geschichte, die allerdings nur einen geringen bio-bibliographischen Wert besitzen." Holeczek, »Pantaleon« (1991). Vgl. grundsätzlich zu Pantaleon und seinem Heldenbuch Buscher, *Pantaleon* (1946). Eine Episode, die ebenso häufig angeführt wird, aber allein auf Pantaleons Kurzbiographie beruht, ist die angebliche Berufung von Eck nach Basel im Jahr 1507. Selbst Eck weiß von ihr nichts zu berichten, obwohl es seine Ausführungen über die leeren Versprechungen der Freiburger *seniores* unterstützt hätte – nur aus diesem Grund blieb er laut Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 124, in Freiburg. Johann Peter Wurm betont die „Zuverlässigkeit von Pantaleon": Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 92.

Herzögen von Bayern empfohlen habe.[114] Dass Croaria mit seiner Empfehlung die für Johannes' Berufung drei Jahre zuvor meint, liegt nahe. Croaria gehörte jedoch zur Universität, dürfte Ecks Disputation beigewohnt haben und das Empfehlungsschreiben – wie Rektor Ribeisen – erst nach der Disputation und der Predigt an den Herzog von Bayern gerichtet haben. Auch Pantaleon schrieb, dass Eck disputiert und gepredigt habe, *damit die Professores etwas Gewüsses von jm an Hertzogen in Bayern schreiben kennen*.[115] Herzog Wolfgang berief sich in seinem Brief vom 24. September ausdrücklich auf Ribeisens Empfehlung, so dass es durchaus plausibel erscheint, dass Croaria und Ribeisen sich beim Herzog für die Neubesetzung der vakanten Lektur durch Johannes Eck eingesetzt hatten. Es gibt jedoch keine stichhaltigen Beweise dafür, dass Conrad Peutinger Ecks Berufung an die Universität Ingolstadt unterstützte. Die Beiträge von Joseph Greving, Hermann Mayer, Klaus Rischar, Remigius Bäumer und zuletzt auch die von Johann Peter Wurm finden ihre Referenz allesamt – zum Teil mit dem Umweg über Wiedemanns Monographie – in Pantaleons *Heldenbuch*.[116] Außer Pantaleons nicht nur in dieser Beziehung wenig vertrauenswürdigen Aussagen gibt es kein Indiz dafür, dass Eck vor der Augsburger Disputation im Januar 1514 mit Peutinger in Verbindung getreten ist.[117] Keines der Empfehlungsschreiben ist direkt überliefert und Eck verlor kein Wort über solche in seinen autobiographischen Schriften.

Aus der Sicht des Herzogs und der Universität

Wenn nicht nur Ribeisen persönlich, sondern auch hochkarätige Gelehrte Eck ein Empfehlungsschreiben mit auf den Weg gegeben hätten, müssten diese in den Reaktionen der Herzöge auftauchen. Im Brief vom 24. September ist dies jedoch nicht der Fall. Dort sprach Herzog Wolfgang lediglich davon, dass Ribeisen bei ihm vorstellig geworden sei und davon berichtet habe, dass ein Lizentiat an der Universität

---

[114] Eck stellte diesen Brief seinem *Chrysopassus* voran; Hieronymus von Croaria an Johannes Eck (Anfang 1514); Eck, BW, Nr. 12: *Ut quod de abstrusissimo praedestinationis mysterio non pauca complectatur secretiora ac rara, quae continentissimas vigilias, annixissima studia multijugamquae lectionem exposcant, fecique eo libentius quam te superioribus annis ceu virum doctum praefatis principibus commendavi.*

[115] Pantaleon, *Heldenbuch III* (1570), S. 125.

[116] Vgl. Greving, *Eck* (1906), S. 61 mit Anm. 1; Mayer, »Eck« (1908), S. 18 mit Anm. 114; Rischar, »Professor« (1968), S. 193; Bäumer, »Eck« (1986), S. 38; Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 89; Wurm, »Eck« (2008), S. 577. Wurm nimmt Pantaleons Heldenbuch in seiner Bibliographie zwar unter die Quellen auf, behandelt es an dieser Stelle aber nicht wie eine solche, sondern lässt die Aussage unreflektiert stehen: „Schon 1510 war Peutinger Eck bei der Bewerbung um die Ingolstädter Professur behilflich gewesen [...].“

[117] Auch die Studien zu Peutinger stellen dar, dass Peutinger und Eck erst während des Zinsstreits in engere Verbindung traten, doch auch bei ihnen taucht jenes ominöse Empfehlungsschreiben aus dem Jahre 1510 auf: Lutz, *Peutinger* (1958), S. 110 mit Anm. 66 (371) verweist auf das Schreiben und bezieht sich direkt auf Pantaleon; Joachimsen, »Peutingeriana« (1903), S. 272 formuliert vorsichtiger: „Mit Peutinger, der ihn, wie es scheint, schon 1510 an die Universität Ingolstadt empfohlen hatte, fand er sich im selben Jahr [1514] enger zusammen.“ Joachimsen zitiert aber ohne weitere Reflexion Wiedemann und somit indirekt Pantaleon.

sich in Disputation zue latein, auch in eyner Preedig zue teutsch hören hat lassen, der auch euch unnd gemainigklich gantzer Universitet des alten unnd neuen Wegs sonder wolgefal [...].[118] Zunächst war ausschließlich die Rede von Ecks wissenschaftlicher und rhetorischer Leistung, die nicht nur den Rektor Ribeisen, sondern die gesamte Universität, sowohl die Anhänger der *via antiqua* als auch die der *via moderna* überzeugt habe. Der Herzog fuhr fort, dass die Universität in Person ihres Rektors Ribeisen den *angeregten Licentiaten so hoch beriembt* habe, dass er ihn unter bestimmten Auflagen auf die Lektur berufen wolle. Eine davon war der Erwerb des Doktorgrades: *so ver dan eher Doctor in der heyligen Schrift werden mag* [...] *so megen wur leyden, das ir ime die Lectur, so weylandt Doctor Zingel gehabt, zueschreibt unnd ine zue euch erfordert.*[119] Eine andere Bedingung bestand darin, dass Johannes *die lectur des alten wegs lesen unnd in gebrauch fieren, auch sich des verpflichten* solle. Sobald er die Auflagen erfülle, wolle der Herzog sich an das Domkapitel in Eichstätt wenden, um Johannes dort eine Pfründe zur Versorgung seiner Lektur zu verschaffen.[120] Damit verbunden waren das Vizekanzlariat und die Predigtverpflichtungen, wie sie auch Zingel hatte erfüllen müssen. Von einem Empfehlungsschreiben war keine Rede, der Herzog hob ausschließlich auf Ecks Leistung ab, die ihm von Ribeisen in den schönsten Farben geschildert worden war.

„Bleibeverhandlung" und Berufung

Es erscheint zunächst nicht plausibel, dass Eck *forte fortuna*, durch eine glückliche Fügung, just zu der Zeit nach Ingolstadt gelangte, um die Universität zu besuchen, als dort eine Theologielektur vakant und zu vergeben war. Man kam im Jahr 1510 nicht lediglich durch Fügung von Freiburg in das über 300 Kilometer entfernt liegende Ingolstadt. Um die Strapazen dieser beschwerlichen Reise auf sich zu nehmen, musste es einen guten und lukrativen Grund gegeben haben. Ein anderer als die vakante Lektur lässt sich allerdings aus keiner Quelle erschließen. Selbst ohne überregionalen Stellenmarkt dürfte Johannes nicht verborgen geblieben sein, dass die Ingolstädter Lektur seit Zingels Tod 1508 vakant war. Für eine solche Ignoranz war das gelehrte Feld im Heiligen Römischen Reich oder noch begrenzter: das theologische Milieu der Universität nicht groß genug.
Ein weiteres Indiz stellt Ecks Eintrag in die Ingolstädter Matrikel dar. Nicht erst nach der Promotion zum Doktor in Freiburg (22. Oktober 1510) und nicht erst nach dem Antritt der Professur in Ingolstadt (13. November 1510) ließ Eck sich in die Matrikel eintragen, sondern bereits am 3. September 1510: *Magister Iohannes Maioris Eckius sacre theologie licentiatus clericus Augustensis diocesis*.[121] Ihm wurden aus anderen Gründen als seinem Onkel in Köln oder Kingsattler in Freiburg die Immatrikulationsgebühren erlassen – er war kein *pauper*. Darüber hinaus wurde sein Name

[118] Seifert, *Universität* (1973), S. 73f., Nr. 13.
[119] Ebd.
[120] Ebd.
[121] Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), Sp. 339.

unterstrichen. Im Rest der Matrikel ist diese Art der Gratisimmatrikulation in Kombination mit dem unterstrichenen Namen ausschließlich bei solchen Personen nachzuweisen, die als Lehrer in die Universität aufgenommen wurden.[122] Warum hätte Eck sich bereits am 3. September auf diese Weise immatrikulieren lassen sollen, wenn er nicht vorhatte zu bleiben? Wenn Johannes direkt oder wenigstens zeitnah nach seiner Ankunft in das eigentliche Matrikelbuch eingetragen wurde und nicht erst Monate später, muss dem Rektor und seinem Schreiber unmittelbar klar gewesen sein, dass sie hier ein Mitglied des Lehrkörpers immatrikulierten.[123]

Die sich widersprechenden Angaben Ecks in *Replica* und *Epistola*, wer um seine Disputation gebeten habe, weisen darauf hin, dass Eck eine Umdeutung vorgenommen hat: In der *Replica* bat er die Regenten der Universität disputieren zu dürfen, in der *Epistola* baten die Regenten ihn. Dieser Bruch lässt aufhorchen in Bezug auf die Glaubwürdigkeit von Ecks Aussagen. Die Freiburger Überlieferung wiederum deutet darauf hin, dass Eck Druck auf die Freiburger ausüben und zunächst sein Gehalt verhandeln wollte: Bevor er sich in Freiburg zum Doktor promovieren ließ und gen Ingolstadt zog, hatte er beim Rat der Freiburger Universität um eine Gehaltserhöhung gebeten, so geben es die Protokolle des Senats vom 30. September 1510 wieder: *Auf die Bitte des Lizentiaten Eck hin, hat die Universität ihm 40 Gulden angewiesen, die ihm als Lohn auszuzahlen sind, dann nämlich, wenn er weiter in Theologie Vorlesung hält*.[124] Außerdem sollte er sein Programm an der Artistenfakultät weiter lesen und zusätzlich an der juristischen Fakultät sowohl lernen als auch lehren.[125] Taktierte Eck nur? Wollte Eck eigentlich in Freiburg bleiben und versuchte, was bereits im Mittelalter durchaus üblich war, sein Gehalt zu verhandeln?[126] Zu diesem Zeitpunkt dürfte Eck noch keine Nachricht aus Ingolstadt erhalten haben, denn er nahm die Konditionen zunächst an, nur um kurze Zeit später doch aus Freiburg zu scheiden.

Kann ihm in dieser Hinsicht eine Umdeutung der Begebenheiten attestiert werden, so müssen die Aussagen hinsichtlich seiner Leistung bei Disputation und Predigt in Ingolstadt zunächst für sich Bestand haben und dürfen nicht als Lüge diskreditiert werden. Der Brief des Herzogs motiviert die Entscheidung, Eck unter bestimmten Bedingungen anzustellen, ausschließlich über die von Ribeisen beschriebene Leistung, nicht über ein oder gar mehrere vor der Disputation in Auftrag gegebene Empfehlungsschreiben. Es würde auch nicht zu Ecks Selbstverständnis

---

[122] Ein anderes Beispiel ist Hieronymus von Croaria, der im März 1497 als *ordinarius* zusammen mit seinem *famulus* gratis immatrikuliert wurde (*ex favore*). Vgl. ebd., Sp. 257.

[123] Zur Praxis, die zu Immatrikulierenden zunächst in eine einfache Liste einzutragen und erst später in das eigentliche Buch, vgl. z. B. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. IV oder Toepke, *Matrikel I* (1884), S. XXVIIIf.

[124] Zitiert nach Mayer, »Eck« (1908), S. 18 mit Anm. 116f.: [...] *ad petitionem licentiati Egg universitas sibi assignavit 40 florenos pro stipendio sibi solvendo, ita videlicet, quod idem dominus licentiatus continuet lectionem in theologia prius ad aliquod tempus per eum lectam*.

[125] Ebd., S. 18 mit Anm. 116f.: 30. September 1510: *Item quod legat cursum suum in artibus liberalibus deputatum vel deputandum, item quod studio facultatis iuridice inhereat iuxta tenorem statuti universitatis, in quo tres collegiati iuris adtribuuntur, quorum dictus dominus licentiatus unus de numero ordinatus est.*

[126] Vgl. Wagner, »Bleibeverhandlung« (2006) und zuletzt Wagner, »Mittelalter« (2012).

und Inszenierungsdrang passen, die Unterstützung hochkarätiger Gelehrter nicht zu erwähnen. Allein in der *Replica* zählte er kurz zuvor 14 berühmte gelehrte Freunde auf. Die Möglichkeit, zwei überaus angesehene und humanistisch gebildete Juristen in dieses Netzwerk aufzunehmen, hätte er nicht ausgespart; er hätte dieses schwerwiegende soziale und symbolische Kapital in seinen autobiographischen Texten nicht ungenutzt gelassen, geschweige denn es zu verschleiern gesucht. Nichtsdestoweniger nehmen sich Disputation und Predigt eher wie eine aktive Bewerbung aus – keineswegs wie Fügung, geschweige denn Zufall. Für diesen Zeitraum hatte Johannes über das unkollegiale Verhalten der arrivierten Professoren in Freiburg geklagt und es wenige Zeilen, bevor er in seiner *Replica* vom Antritt seiner Lektur berichtete, ausdrücklich niedergeschrieben: *Dieser Neid zwang mich über meinen Weggang aus Freiburg nachzudenken*.[127]

Der Oktober stand für Eck im Zeichen der ‚Bleibeverhandlungen', die offensichtlich nicht hinter verschlossenen Türen stattfanden, sondern offensiv in die Öffentlichkeit getragen wurden – in erster Linie durch Eck selbst.[128] Die Senatsprotokolle berichten davon, dass Eck sich während dieser Tage anmaßend verhielt und er einen Konflikt heraufbeschwor.[129] Es kam zunächst zu einer Einigung zwischen der Freiburger Universität und Eck, denn dieser versprach, sich in Zukunft jeglicher Beleidigungen gegen die Universität und ihre Angehörigen enthalten zu wollen. Schließlich nahm er jedoch den Ruf nach Ingolstadt an, was unter seinen Anhängern zu offener Kritik an den Regenten der Freiburger Universität führte. Am 7. Oktober hefteten anonyme Verfasser Verse an die Tür des Kollegiums, die Eck in Schutz nahmen und die Regenten der Universität für Ecks Weggang verantwortlich machten. Darin wurden sie mit den Clodiern verglichen, die einst Cicero aus Rom vertrieben hatten.[130] Eck selbst beschrieb diese Begebenheiten in seiner *Replica*: *Welche Hochachtung mir die Gemeinschaft der Magister, die beiden Contubernien, die adligen Rechtsberater sowie die eifrige Jugend erwies, wird darin deutlich, dass überall Eck zu Ehren Gedichte verbreitet und angeheftet wurden, in denen einige Alte der Universität schrien, sie seien beleidigt worden*.[131] Diese Reaktionen führten zu heftigen Tumulten und Ausschlüssen aus der Universität, so Eck weiter.

Erneut spielte Eck in seiner *Replica* all sein soziales Kapital aus, indem er die anonymen Verfasser der Gedichte beim Namen nannte:[132] *Wolfgang Capito, Urbanus Rhegius, Johannes Guida, Abenbergius, Gervasius Vaim und andere Anonyme*. Sie alle sollten sich später einen Namen machen als Humanisten und Reformatoren. In diesem Zusammenhang schien es für Eck auch kein Problem zu sein, dass er sich mit zwei

[127] Eck, Replica, Bl. 54v: *Haec invidia me coegit meditari migrationem*.
[128] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 18.
[129] Vgl. ebd.
[130] Vgl. Mayer, »Eck« (1908), S. 18 mit Anm. 118.
[131] Eck, Replica, Bl. 55r: *Quantum autem me observaverit uniuersitas magistrorum utriusque contubernii et nobiles iureconsulti ac studiosa iuventus, ex eo manifeste apparuit, quod abituro Eckio tot carmina undique spargebantur et affigebantur in laudem Eckii, in quibus aliqui seniores studii clamabant se laesos* […].
[132] Eck, Replica, Bl. 55r.

der drei Genannten später bitter überwerfen sollte: Urbanus Rhegius und Gervasius Vaim.[133] Eck verfügte über genug Anhänger, die er in seiner *Replica* wiederum besonders in Szene setzte: *Ein anderes Zeichen, wie beliebt Eck war, ist darin zu erkennen, dass der scheidende Eck bis Waidkirch von einer großen Schar begleitet wurde. Graf, Doktor, Kanoniker, Magister, Adlige und Scholaren verabschiedeten Eck und einige waren unter ihnen, die ihre Tränen nicht zurückhalten konnten. So etwas war zuvor an der Freiburger Universität noch nie beobachtet worden.*[134] Wie stark Eck in seiner *Replica* übertrieben hat, lässt sich nicht bestimmen, da keine Parallelüberlieferung existiert, nicht einmal Eck selbst sprach in seiner *Epistola* über diese Episode. Es ist durchaus vorstellbar, dass ihn wenigstens die Studenten bis ins 15 Kilometer entfernte Waidkirch begleiteten. Die besondere Beziehung zu seinen Studenten wurde bereits mehrfach betont und sollte in Ingolstadt und während der Reformationsjahre nochmals bedeutsam für Eck werden.

5.4 Synthese

Waren die Protagonisten im letzten Kapitel am Ende ihrer Adoleszenz angelangt, endet mit diesem Kapitel endgültig ihr psychosoziales Moratorium – sie treten in ihr Berufsleben ein.[135] Während Willibald dem ererbten Kapitalvolumen nach die meisten Möglichkeiten offen gestanden hatten, war er in seiner Entscheidungsfindung im Vergleich zu den beiden anderen Protagonisten am stärksten eingeschränkt, da sein Vater ihm den Weg immer wieder vorgab. Aus den bisher beschriebenen Passagen in seiner *Vita* sprach eine deutliche Abneigung gegen die Wünsche und Entscheidungen seines Vaters, die er in dieser Deutlichkeit zu dessen Lebzeiten nicht hatte artikulieren können. Er fügte sich, während die anderen beiden Protagonisten ihr Glück selbst in die Hand nahmen.

King hatte seine Kapitalsorten ausgesprochen geschickt eingesetzt. Zunächst hatte ihm sein inkorporiertes kulturelles Kapital Kredit eingetragen, denn Agnes' Vater vertraute ihm die Hand seiner Tochter und eine Mitgift von 200 Gulden an, die ihm gemeinsam mit dem sozialen Kapital der Gevatterschaften innerhalb der Universität nicht nur seine Promotion zum Doktor beider Rechte, sondern auch die

[133] S. u. Kapitel 7.3. Vgl. z. B. den Brief von Vaim an Eck vom 22. Juli 1527 (Eck, BW, Nr. 207): *Ego perpetuo inter precipuos te numeravi amicos eoque maxime, quod inter nos studiorum sentenciarumque sit summa consensio, ut interim non tanti faciam familiaritatem, qua multis retro annis mutua contraximus philanthropia; quo magis admiror quid acciderit, ut me traducere non te puduerit.* […] *Tu contra, nescio quo cacodemone autore, subita metamorphosi totus inversus amicum exuisti et iniquissimum te constituisti delatorem, quod, que nec dixi nec cogitavi unquam, capiti meo conatus sis assuere.*

[134] Eck, Replica, Bl. 55r: *Aliud signum, quod tanta caterva Eckium abeuntem comitata est, usque Waidkirchen.Comes, doctor, Canonici, magistri, nobiles, et scholastici, ut antea in Friburg. gymnasio numquam fuerit visum, et plures erant, qui lachrymas continere non potuerint, Eckium valedicentes.*

[135] Vgl. grundsätzlich Erikson, *Luther* (1975) und Erikson, *Identität* (1973) und zuletzt Schäfers/Scherr, *Jugendsoziologie* (2005).

umgehende Anstellung für die Lektur der Institutionen sicherte. Ecks Beschreibungen seiner Berufung nach Ingolstadt sind ebenso nach dem Motto „Jeder ist seines Glückes Schmied“ zu deuten. Selbst wenn er das Auffinden der vakanten Lektur als Fügung beschrieb, die von Rektor Ribeisen gegenüber dem Herzog gelobte Leistung hatte er selbst vollbracht. Mit dem Antritt seiner Lektur in Ingolstadt im November 1510 wurde Johannes in seiner *Replica* erwachsen: *Bis zu diesem Zeitpunkt reichen Kindheit und Adoleszenz, gleich darauf zog ich nach Ingolstadt, wo ich an meinem Geburtstag, mit dem ich mein 24. Lebensjahr vollendete und in das 25. eintrat, meine erste Vorlesung in der Theologie begann.*[136]

Nach den verschiedenen in diesem Kapitel beschriebenen Einsetzungsriten stellt sich nun jedoch die Frage, wie Eck, King und Willibald im Folgenden ihre Rollen einnahmen und die neuen Begebenheiten in ihre Identitäten einbauten. Dass Kings erste eigene Vorlesung ihn vor erhebliche Probleme gestellt hatte, thematisierte er selbst in seinen Notizen. Welche Konsequenzen zog er daraus? Sollte Pirckheimer in seiner Rolle als Ratsherr aufgehen, obgleich er sich offenbar zu anderen Dingen berufen fühlte? Würde Eck sich mit seiner Berufung auf die Theologielektur in Ingolstadt auf diese Rolle festschreiben lassen? Wurden die Protagonisten als Studierte zu Fachmenschen im Sinne Max Webers, die ihr erworbenes Wissen in die Dienste von Fürsten oder der Kirche stellten, oder blieben sie auch Gelehrte, die sich weiterhin der Wissenschaft und ihrer Vermittlung widmeten?[137]

---

[136] Eck, Replica, Bl. 55r: *Hactenus de pueritia & adolescentia usque quo migravit Ingolstadium; nam ipso die natali meo, dum iam vicesimum quartum annum perficerem & ingrederer 25. primam meam lectionem Theologicam incepi.*

[137] S. o. die Definition von Gelehrten in der Einleitung; vgl. programmatisch Rexroth, »Kodifizieren« (2007), S. 395.

6. Experten

6.1 Vom beliebten Professor zum meistgehassten Mann im Feld (JE)

Johannes Eck bespielte zunächst das gesamte gelehrte Feld und wusste sich auch auf den benachbarten Feldern zu bewegen. Als Lektor der Theologie an der Universität Ingolstadt identifizierte er sich jedoch in besonderem Maße mit der Position, die ihm durch diese Berufung zugewiesen worden war. Sein primäres Interessenobjekt war die Wissenschaft und so berichtete er Moritz von Hutten in seiner *Epistola* ausführlich, welchen Gegenständen er sich in Ingolstadt gewidmet hatte: *Doch damit Du verstehst, verehrungswürdiger Vater, dass ich immer um die Wissenschaften bemüht gewesen bin, wenngleich meine Fortschritte gering waren, will ich fortfahren und Dir vom Abschluss meiner Studien in Ingolstadt berichten. Ich beschäftigte mich mit den Werken des Johannes Duns Scotus, Franciscus de Mayronis, weiter mit den Arbeiten anderer bekannter Scotisten und des Pierre d'Ailly, Johannes Mayer und anderer Kommentatoren. Nach zwei Jahren bot ich eine Probe meiner Vorlesungen in der äußerst schwierigen Materie der Prädestination dar. Nachdem ich sie meinen Hörern vorgetragen hatte, brachte ich das Werk unter dem Titel Chrysopassus zum Druck. In diesem sind meine Nachtwachen zu erkennen, die ich über den Sentenzenkommentaren und den Schriften des Augustinus zubrachte, der mir damals besonders am Herzen lag.*[1] Danach habe Eck sich der Moralphilosophie zugewandt, sich mit

[1] Eck, Epistola, S. 48f.: *At ut intelligas, reverende pater, semper me pedem movisse in literis licet parum promoverim, pergam narrare studia mea Ingolstadii confecte. Nam Doctoris subtilis, Francisci Maronis, et*

Gerson und Kaysersberg beschäftigt – mit alten Bekannten, denn diese hatte ihm während seiner *pueritia* bereits sein Onkel nahegebracht. Zentral blieb freilich die Bibel.[2] Er widmete sich dem gesamten Spektrum von Themen, die von einem gelehrten Theologen erwartet wurden. *Ich beschäftigte mich mit der Vertragslehre, dem Wucher, dem Nichtwissen, der Beichte, den Sakramenten und der Gemeinschaft der Heiligen. Zum Teil brachte ich die Schriften zum Druck, zum Teil stritten sie sich zu Hause mit den Holzwürmern.*[3]

Zinsstreit

So unaufgeregt Eck 1538 in der *Epistola* seine Beschäftigung mit der Frage des Zinsnehmens mit einem Wort vermerkte, so hohe Wellen hatte die Angelegenheit 1514 und 1515 im gelehrten Feld geschlagen und Eck zum ersten Mal zu einer polarisierenden Figur gemacht.[4] Das kirchliche Zinsverbot schien nicht mehr zeitgemäß und insbesondere die Augsburger Kaufleute suchten trotz eines Zinses von fünf Prozent, nicht ihres Seelenheils verlustig zu gehen. Der Augsburger Jurist Sebastian Ilsung machte den Anfang der Gutachten, in dem er den Zins von fünf Prozent als rechtmäßig und zulässig verteidigte. Der Nürnberger Anton Kreß verfasste ein Gegengutachten, in dem er seinerseits Verträge mit derartigen Kapitalzinsen für unzulässig erklärte. Dass die Front ausgerechnet zwischen Augsburg und Nürnberg verlief, war nicht unbegründet, so Johann Peter Wurm: Das alte Nürnberger Patriziat hielt nicht Schritt mit dem avancierten Denken der Augsburger Kaufleute. Johannes Eck hatte im Winter 1513/1514 eine Vorlesung über den Wucher auf der Grundlage von Johannes Duns Scotus' Sentenzenkommentar gehalten, von der er im Mai 1514 eine Nachschrift für seine Hörer herausgab. Die Frage des Wuchers gehörte in das Repertoire eines jeden Theologen, so Wurm, und die Karmeliten Zenesius und Stephanus von Brescia luden Johannes Eck nicht nur aufgrund seiner Kompetenzen in dieser Hinsicht im Januar 1514 nach Augsburg zu einer Disputation ein. Die genauen Inhalte der Augsburger Disputation sind durch Quellen nicht belegt, es liegt jedoch nahe, dass Zins und Wucher disputiert wurden und Eck durch seine „fortschrittlichen Ideen Aufsehen erregte". So wurden die Fugger auf ihn aufmerksam und wenig später bat Jakob Fugger ihn um die Erstellung eines theologischen Gutachtens über den Fünf-Prozent-Vertrag. Der Verlauf des Zinsstreites und die Inhalte von Ecks Gutachten müssen an dieser Stelle nicht weiter

asseclarum placitis, Aliacensis, Maioris et aliorum commentariis invigilans, lapso deinde biennio specimen lectionem mearum exhibui in altissima praedestinationis materia; quam praelectam auditoribus meis invulgavi opere, quod Chrysopassum inscripsi, in quo licet videre vigilias in commentariis sententiarum theologicarum et Augustino, quo tunc familiariter utebar, adhibitas.

[2] Eck, Epistola, S. 49: *Tum animum appuli ad moralia, Gersonem evolvens et Kaiserspergium, praecipue sacra scriptura ut Lydio lapide iudice ascito.*

[3] Eck, Epistola, S. 49f.: *Unde contractum, usurarum, iuramenti, votorum, ignorantiae, confessionis, sacramentorum, communionis sanctorum et huiusmodi rerum telam exorsus, quorum partem publicavi, partem domi cum tineis rixantur.*

[4] Vgl. grundsätzlich und im Folgenden zum sogenannten Zinsstreit Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 72–91.

ausgeführt werden, da Wurm dies in seiner Dissertation detailliert getan hat. Wichtig für diese Untersuchung sind die Konsequenzen, die der Auftrag der Fugger aus dem ökonomischen Feld und Ecks Annahme dieser Rollenzuschreibung hatten.

In seinem beliebtesten, weil erfolgreichsten Format wollte Eck sein Gutachten verteidigen, doch die für den 6. Oktober 1514 in Ingolstadt angesetzte Disputation kam nicht zustande. „Vielmehr verursachte Ecks Vorhaben einen öffentlichen Skandal von kaum vorhersehbarem Ausmaß.“[5] Die Eichstätter und Nürnberger Humanisten, allen voran Willibald Pirckheimer und der mit ihm befreundete Eichstätter Domherr Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, hatten den Bischof von Eichstätt, Gabriel von Eyb, der gleichzeitig Kanzler der Ingolstädter Universität war, davon überzeugen können, die Disputation zu verbieten. Diese Intervention stand ihm nicht zu, wie Eck der theologischen Fakultät der Universität in Mainz schilderte, um ihre Bestätigung zu erhalten – diese blieb jedoch aus.[6] Allein Ecks Anfrage zeugt von seinem außerordentlichen Selbstbewusstsein als Doktor der Theologie. Ähnlich wie Martin Luther seinen Doktorgrad als Argument ins Feld führte, jede beliebige Frage disputieren zu dürfen, sah Eck in diesem Fall seine Rechte als Doktor unberechtigterweise beschnitten.[7] Die Motive Adelmanns mögen inhaltlich motiviert gewesen sein; dass der soziale Aufsteiger Eck im adligen Eichstätter Domkapitel einen Fremdkörper darstellte, dürfte jedoch erschwerend hinzugetreten sein.[8] Während Eck den Domherren mangelnde Bibelkenntnisse vorwarf, verachteten sie ihn als Emporkömmling.[9] Bereits Eck führte das Disputationsverbot auf Bernhard Adelmann zurück und schrieb ihm offenbar einen gepfefferten Brief, der zwar nicht überliefert, jedoch über Willibald Pirckheimers Stellungnahme zu erschließen ist: Willibald traute Adelmann die erfolgreiche Einflussnahme auf den Bischof ebenso zu und freute sich über die Zurechtweisung des jungen Eck, wie sein Brief an Adelmann vom Oktober 1514 verrät.[10]

Kurz zuvor war es zum ersten Zusammentreffen zwischen Willibald und Eck in Ingolstadt gekommen. Willibald hatte versucht, Eck freundschaftlich von seinem Vorhaben einer Zinsdisputation abzubringen – vergeblich.[11] Eck seinerseits konnte Bischof Gabriel von Eyb nicht umstimmen, die Disputation zu erlauben. Er führte es auf seine versäumte Ehrerweisung zu Beginn von dessen Amtsantritt zurück, verfasste innerhalb von drei Tagen eine Vita Friedrichs I., um sie dem Bischof zu widmen, verzichtete aber schließlich darauf.[12]

---

[5] Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 131.
[6] Vgl. Eck, BW, Nr. 18.
[7] Vgl. zu Luthers Wissen um die Bedeutung seines Doktortitels z. B. Kaufmann, *Luther* (2006), S. 81f.
[8] Vgl. Schuh, »Erfurt« (2015).
[9] Vgl. Rowan, »Zasius« (1977), S. 86 und Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 133.
[10] Vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 337, S. 474f.
[11] Vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 378, S. 598–600.
[12] Vgl. Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 137f. und Gerste/Wurm, »Barbarossa« (2000), S. 53.

Nicht einmal sein ehemaliger Freiburger Lehrer Ulrich Zasius unterstützte ihn in der Zinsfrage.[13] Eck hatte ihn um die Subskription seines Zinsgutachtens gebeten, offensichtlich in der Erwartung, Zasius könne ihm diesen Freundschaftsdienst nicht abschlagen. Dieser verweigerte dem Gutachten jedoch nicht nur die Unterschrift, sondern erklärte zugleich den Vertrag für nicht zulässig. Wurm konstatiert, dass Zasius' Stellungnahme nicht als „echte Begutachtung" gelten kann, weil er Ecks Gutachten kaum zur Kenntnis genommen hatte. Diese Deutung ist plausibel, denn Zasius betonte bereits in der Adresse an Eck, worin er das Problem begründet sah: *Udalricus Zasius LL doctor Joanni Egkio theologo*. Zasius machte den Zinsstreit zu einem Streit der Fakultäten, denn er war als Doktor des weltlichen Rechts ausgewiesener Fachmann für diese Materie, dem Theologen Johannes Eck sprach er die Kompetenz in dieser Hinsicht ab.[14] Außerdem attestierte Zasius seinem ehemaligen Schüler Weitschweifigkeit und strafte ihn in geradezu schulmeisterlicher Manier ab: Eck trage zwar viele hübsche Dinge vor und bediene sich wie ein Orator vieler Gemeinplätze, Zasius könne ihm mit seinen eigenen Worten jedoch jederzeit das Gegenteil beweisen.[15] Zasius meinte, so harsche Worte gegen Eck im Mund führen zu können, da die beiden eine einzigartige Freundschaft verbinde (*singularis amicitia*), doch um ihre Freundschaft war es mit diesem Brief geschehen.[16]
Die Möglichkeit der Disputation bot sich Eck schließlich im Juli 1515 in Bologna.[17] Allein ihre Vorbereitung war kapitalintensiv, wie Ecks eigenhändige Aufzählung der hochrangigen Personen zeigt, die darin involviert waren.[18] Sein ausführlicher Reisebericht, den er am 3. September 1515 an Konrad Reuter, Abt des Klosters Kaisheim, schickte, gibt Auskunft über sein umfangreiches soziales Kapital, denn für jede Zwischenstation konnte er eine renommierte Persönlichkeit aufzählen, die ihm gerne Quartier bot. Eck berichtete, dass ein gewisser Herr, der ihm in Bologna noch freundschaftlich und höflich begegnet war, der darüber hinaus in den Humaniora derart gebildet war, dass Eck sich sogar zu ihm hingezogen fühlte, nun Gerüchte über seine Gesundheit und den Verlauf der Disputation in Umlauf

---

[13] Vgl. zum Folgenden Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 157–168 und den Brief von Zasius vom 28. Februar 1515: Eck, BW, Nr. 20.

[14] Wurm stellt heraus, dass Eck durchaus juristisch stichhaltig argumentierte; vgl. Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 165.

[15] Eck, BW, Nr. 20: *Quamvis multa pulchra suadeas ut orator communibus tamen locis uteris, quibus aliquis etiam contractus tueri sine contegi facile esset; confinge mihi quomodocunque velis morbosum contractum, qui tamen aliquo colore obduci possit, mox adero, ex tuis verbis suadebo, viros probos esse qui contraxerunt, esse fide dignos commendandum contrahentium ec.*

[16] Eck, BW, Nr. 20. Vgl. grundsätzlich zum bereits in Freiburg nicht unproblematischen Verhältnis zwischen Eck und Zasius Rowan, »Zasius« (1977).

[17] Vgl. zum Folgenden Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 170–200.

[18] Johannes erhielt ausdrücklich die Erlaubnis der Fürsten Wilhelm von Bayern und des Markgrafen Friedrich von Brandenburg sowie des Senats der Universität, in Bologna zu disputieren; in Italien vermittelten Lorenzo Campeggi und Anton von Albersdorf. Vgl. Eck, BW, Nr. 20 und Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 175.

brachte. Dieser Herr, Johannes Cochläus, hatte eine negative Schilderung des Disputationsverlaufes verfasst, worauf Eck reagierte, indem er seine Wahrnehmung als Erwiderung zum Druck gab. Keiner der italienischen Doktoren habe seine Thesen unterstützt, hatte sein Gegenspieler fälschlicherweise behauptet. Eck jedoch brachte *Unterschriften und Siegel der Bologneser Doktoren neben dem Zeugnis des Rektors* mit nach Deutschland, so dass sich alle von seinem Erfolg überzeugen konnten.[19]

Der Bericht von Cochläus und die Studie von Wurm stellen indes heraus, dass Ecks Disputation bei weitem nicht so erfolgreich war, wie er selbst sie wahrgenommen hatte. Die Disputationszeugnisse fielen nicht einheitlich aus, bezogen zum Teil nicht einmal Stellung hinsichtlich der Disputationsthesen, sondern ergingen sich in „allgemeinen Lobsprüchen".[20] Mit der Drucklegung dieser Dokumente im Dezember 1515 erwies Eck sich einen Bärendienst.[21] Hatte er im Auftrag der Fugger eine intellektuelle Herausforderung gesehen und sie angenommen, musste er ein Jahr später seine Ehre gegen die Anfeindungen von Cochläus verteidigen, die mittlerweile auf einer persönlichen Ebene angelangt waren. Er gab in seinen *Orationes tres non inelegantes* neben den die Disputation betreffenden Dokumenten und seinem Brief an Reuter auch einen vermeintlich freundlichen Brief von Cochläus in Druck, worauf dieser verärgert reagierte und seinerseits zum Gegenschlag ausholte.[22] Die Angelegenheit verselbständigte sich nicht zuletzt aufgrund der Druckerpresse, die dem Konflikt eine andere Wirksamkeit und Nachhaltigkeit verlieh, als es handschriftlichen Unikaten möglich gewesen wäre. Willibald Pirckheimer trat als Vermittler zwischen den beiden Kontrahenten auf, wenigstens liest sich sein Brief an Eck am Ende des Jahres so. Er habe dafür gesorgt, dass Cochläus seine Schriften gegen Eck zurückhalte, doch müsse nun auch Eck von weiteren Angriffen absehen.[23] Bereits zu diesem Zeitpunkt ist jedoch eine Entfremdung der beiden wahrzunehmen, ihre Humanistenfreundschaft – wie substantiell sie auch gewesen sein mag – stand nur mehr auf tönernen Füßen. Der Zinsstreit hatte gravierende Folgen für Ecks Positionierung im gelehrten Feld, denn mit ihm war Eck polarisierend in die akademische Öffentlichkeit getreten. Er hatte sich aufgrund seiner Expertenrolle, die ihm aus einem anderen Feld von den umstrittenen Fuggern angetragen worden war, im gelehrten Feld in eine ambivalente Position manövriert.

Im Juli 1516 brach Eck gemeinsam mit dem Ingolstädter Professor im Kirchenrecht, Franz Burkhardt, nach Wien auf. Burkhardt war als Advokat gefragt und Eck wollte die Gelegenheit nutzen, um in Wien seine Zinsthesen zu verteidigen. Seine

[19] Eck, BW, Nr. 20: *Ut vero hanc diluerem labeculam, praefato doctori Sebastiano et nobili viro Leonhardo de Eck I.U. doctori, alijsque bonis fautoribus doctorum Bononiensium subscriptiones ac syngraphas, cum Magnifici rectoris Bononiensis literis demonstravi, quibus liquido intellexerunt, vanum et inanem priorem fuisse rumorem.* Der Brief von Cochläus an den Nürnberger Ratsherrn Hieronymus Ebner ist nach einer Abschrift abgedruckt bei Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 180f.

[20] Ebd., S. 187.

[21] Vgl. Metzler, *Orationes* (1930), S. LXXIV sowie Eck, *Orationes* (1515), Bl. Fiiiv–Fivr.

[22] Vgl. Wurm, *Zinsstreit* (1997), S. 189–192.

[23] Vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 378, S. 598–600.

Bitte um eine eigene Disputation wurde von Martin Huper, dem Dekan der theologischen Fakultät, in Absprache mit Johannes Cuspinian, dem Superintendenten der Universität, negativ beschieden. Eck sollte lediglich an einer Probedisputation teilnehmen, was ihm jedoch nicht angemessen erschien. Dass er die zu disputierenden Thesen mit Zusätzen versah und im Druck erscheinen ließ, verärgerte die Wiener Theologen umso mehr, wie Eck selbst in seinem Brief an den Bischof von Eichstätt, Gabriel von Eyb, festhielt.[24] Er insistierte derart auf sein Recht, einer Disputation zu präsidieren, dass die Antwort vom Dekan am 4. August 1516 ausgesprochen ungehalten ausfiel. Sogar die formalen Regeln wurden aufgegeben: *Herr Doktor, Ihr habt die endgültige Antwort erhalten, dass wir in den Semesterferien für eine öffentliche Disputation keinen Platz haben und auch keine Notwendigkeit für eine weitere theologische Disputation erkennen. Ich bitte daher, die Fakultät und mich nicht länger damit zu belästigen.*[25]

In seinem Brief an den Bischof von Eichstätt schrieb Eck, dass bösartige Gerüchte über ihn in Umlauf gebracht worden seien und er sich wundere, wie schnell sich diese verbreiteten und wie übel man ihm mitspiele.[26] Die Wirkung von Disputationsberichten und Gerüchten über seine Person dürfte ihm noch lebhaft vor Augen gestanden haben, denn Cochläus' Bericht über die Disputation in Bologna hatte ihn bereits in eine problematische Position im gelehrten Feld gerückt. Ecks Dünkel – er wollte in einem größeren Saal seine eigenen Thesen disputieren – sorgte an der Wiener Universität berechtigterweise für Unmut; wie zwei Jahre zuvor in Ingolstadt intervenierte die geistliche Obrigkeit, diesmal jedoch zu Gunsten Ecks und setzte seine Disputation durch. Am 18. August durfte er in der Hauptaula disputieren. Um eventuellen negativen Berichten zuvorzukommen, ließ er bereits Ende Januar 1517 seinen Brief an Gabriel von Eyb zusammen mit anderen Dokumenten der Wiener Disputation im Druck erscheinen: darunter auch die *scheda disputationis,* das Zeugnis über seine erfolgreiche Disputation.[27]

Gemeinsam mit diesem Zeugnis brachte Eck auch ein Lob auf die Humanisten heraus, die die griechischen Quellen zugänglich machten und den *bonae artes* einen großen Dienst erwiesen: Erasmus von Rotterdam, Jakob Wimpfeling, Willibald Pirckheimer, Johannes Cuspinian, Conrad Peutinger, Johannes Reuchlin, Heinrich Bebel, Joachim Vadian, Beatus Rhenanus firmieren im Text, in der Marginalie noch

[24] Vgl. Eck, BW, Nr. 32.

[25] Eck, BW, Nr. 31: *Domine doctor: Finale habuistis responsum et singulariter, quod hoc tempore videlicet disputationum aularium non est locus, nec oportunitas alterius disputationis theologicae. Rogo itaque, ne molestis facultatem aut me.*

[26] Eck, BW, Nr. 32: *Verum, ut est hominum in mundo viventium mos corruptissimus detrahendique studium apud omnes prorsus ut virus pestilentissimum irrepsit, non defuere, qui Eckium morderent, et detraherent ac factum ipsum nimis temerarium esse affirmarent multaque commentarentur conficta, solius gloriolae studio moti et exacerbati, nullam gloriam Eckium Viennae consecutum vano rumore diffunderent, et quanto quisque indoctior ac magis in unum vel alium nimis haerenter affectus, tanto peiores et biliosas effundit invidiae aspergines.*

[27] Vgl. Metzler, *Orationes* (1930), S. LXXV und Eck, *Disputatio* (1923).

weitere, namentlich Heinrich Brassicanus, Hieronymus Gebwiler, Johannes Aventin, Georg Hauer und sogar Johannes Cochläus.[28] Eck glaubte noch immer an seine Zugehörigkeit zu den humanistischen Zirkeln. In Pirckheimers Apologie für Johannes Reuchlin, die Ende August 1517 im Druck erschien, fand er einen Fürsprecher, obwohl Willibald ihn zwei Jahre zuvor für sein Verhalten im Zinsstreit gerügt hatte. Willibald nahm Eck unter die ehrenwerten Theologen auf: *Jemand, der sich des Lorbeerkranzes der Theologie für würdig hält, sollte nichts nicht kennen, sondern sich so durch Klugheit, Bildung, Geübtheit und Erfahrung auszeichnen, dass er in jeglicher Hinsicht als ein Mann von hervorragender Weisheit und Gelehrsamkeit anerkannt werde.*[29] Unter den Lebenden zählte Willibald unter anderen den Kardinal von Gurk, Matthäus Lang, Giovanni Francesco Pico della Mirandola, Bernhard Adelmann, Melchior Pfintzing und Georg Beheim, Erasmus von Rotterdam, Johannes Cochläus und *Iohannes Eckius* auf.[30] Im August 1517 war es Willibald noch möglich gewesen, Eck in eine illustre Reihe von Gelehrten zu stellen – vielleicht aufgrund von Ecks Lob auf ihn in dessen Schrift über die Wiener Disputation.

Willibald sah sich kurz darauf jedoch mit dem Unmut eines anderen Benannten aus seinem Theologenkatalog konfrontiert: Bernhard Adelmann bedankte sich am 25. Oktober bei Willibald für die Aufnahme, konnte sich aber nicht erklären, was ihn bewegt hatte, den *Schwätzer und Sophisten Eck* mit aufzunehmen.[31] In einem nicht erhaltenen Antwortbrief schilderte Willibald, offenbar bereits nicht mehr gut auf Eck zu sprechen, dass er auch schlechte Theologen aufgenommen habe, diese allerdings an die *Stelle der Kloake*, das heißt, ans Ende gesetzt habe.[32] Adelmann war zufrieden und diffamierte Eck seinerseits weiter: *Besteigt er das Rednerpult, dann setzt er eine Theologenkapuze auf, die mit Ziegenfell gefüttert ist (eine andere geht ihm wegen seiner Verschwendung ab), und schleppt einen langen Schwanz hinter sich her. In seiner Körperhaltung verrät er ganz den Scharlatan. Wenn er dann mit seinen Lippen, die wegen seiner angeborenen und gewohnheitsmäßigen Sauferei vor Geifer triefen, zu reden beginnt, welches Geschrei könntest du hören. Du würdest meinen, er wolle den Stentor besiegen, manchmal aber flüstert er wieder so, dass niemand versteht, was er sagt.*[33] Diese Vorwürfe bestimmten Ecks Image besonders

[28] Ebd., S. 70f.

[29] WP, BW, Bd. III, Nr. 464, S. 162: *Nil igitur, qui theologica laurea se dignum arbitratur, ignoret sed ita prudencia, erudicione, usu, experiencia excelleat, ut plane quempiam exquisitae sapienciae et doctrinae virum referre videatur.*

[30] WP, BW, Bd. III, Nr. 464, S. 162.

[31] WP, BW, Bd. III, Nr. 479, S. 198: *Quod vero me quoque in tuo albo inter theologos collocasti licet immeritum, tibi tamen habeo agoque gracias, tametsi non satis non (!) possim mirari, quid te moverit, quod garrulum istum sophistam Eckium inter tuos theologos enumerasti* […].

[32] So ist es aus Adelmanns Antwortbrief zu schließen, WP, BW, Bd. III, Nr. 482, S. 207: *Consilium tuum, quare sophistam istum aliis miscueris, non reprehendo, maxime cum eum loco cloacae in tuo opere collocaveris, ut pote e cuius ore nil preter spurcum ac detestandum egeratur.*

[33] WP, BW, Bd. III, Nr. 482, S. 207: *Nam dum ad orandum pulpitum ascendere vellet, induit se capitio isto theologorum pellibus caprinis suffulto (deerat enim ei aliud ob suam profusionem). Ac longam post se caudam trahens motuque corporis nihil aliud quam histrionem agens et cum udis suis labiis ob innatam ac continuam*

nachhaltig. Bereits ein Jahr zuvor, im Spätsommer 1516, hatte Ecks Ansehen bleibenden Schaden genommen: Ulrich von Hutten hatte in Bologna Auszüge aus dem Brief des Philipp Schlauraff unter die Leute gebracht und Cochläus berichtete im September an Willibald, dass in diesem neuen Brief ein Dunkelmann durch ganz Deutschland reise und Willibalds Schrift über den Wucher erwähnt werde, ebenso der *magister noster*, der den Zins in Bologna disputiert habe.[34] Im Frühjahr 1517 erschien die Satire im Druck und Eck wurde unwiderruflich zu einem *vir obscurus*, zu einem Dunkelmann. Da half auch Pirckheimers Intervention zu Gunsten Ecks wenige Monate später in der *Epistola apologetica* für Reuchlin nicht mehr.

Spätestens als Eck im Februar 1518 mit Erasmus von Rotterdam den Säulenheiligen der Humanisten kritisierte, war es um sein soziales Kapital bei dieser Fraktion im gelehrten Feld geschehen.[35] Dabei stand Eck nicht allein mit dieser Kritik. Für seine Bibelausgabe war Erasmus bereits zuvor von Jacques Lefèvre d'Etaples und Edward Lee kritisiert worden. Erasmus' Auslegung der heiligen Schrift sei fehlerhaft und Aurelius Augustinus habe er nicht gelesen, so Ecks schwerwiegende Vorwürfe, die Erasmus in seinem Brief vom 15. Mai vehement zurückwies.[36] Bereits im August gingen die Briefe in Erasmus' *Auctarium* in Druck, so dass das gesamte gelehrte Feld von Ecks Affront sowie von Erasmus' deutlicher Zurückweisung der Vorwürfe Kenntnis nehmen konnte. Erasmus diffamierte Eck in seinem Antwortschreiben auf so geschickte Weise, dass niemandem seine Abscheu gegenüber dem Ingolstädter Theologen verborgen blieb.[37] Eck habe großmütig versprochen, Erasmus weiterhin auf Fehler hinzuweisen. Das störe Erasmus nicht, jedoch fragte er rhetorisch, wer so ungelehrt sei, dass er nicht an jedem fremden Buch etwas zu kritisieren fände. Er sei sehr wohl kritikfähig, doch manche Personen seien zu ungebildet, als dass er aus ihrer Kritik Nutzen ziehen könne; manche kritisierten lediglich aus Überheblichkeit, gar um Erasmus dem Spott preiszugeben und sich selbst auf diese Weise Ruhm zuzusprechen und vergäßen dabei, dass sie selbst ebenso fehlbar seien. Subtiler hätte er Eck kaum vorführen können. Eck hatte Erasmus sein Werk über die Wiener Disputation zugesandt, für das Erasmus ihm ironisch dankte: *Ich danke dir für die mir übersandten Bücher. Ich gratuliere Dir zu Deinem Erfolg, applaudiere Deinen Triumphen und dem Beifall, der Dir entgegengebracht wurde. Noch mehr aber werde ich gratulieren, wenn Du dahin gelangst, dass Muße und Verstand Dich zum Studium jener verborgenen Lehre Christi in tiefster Stille und Zurückgezogenheit des*

---

temulenciam orare incepisset, proh quales clamores audisses, ut, si affuisses, dixisses eum Stentora vincere voluisse. Aliquando vero adeo submisse mussitabat, ut, quid diceret, nemo audiret seu intelligeret. Übersetzung zitiert nach Schneid, »Zinsverbot« (1891), S. 587.

[34] Vgl. WP, BW, Bd. III, Nr. 395, S. 27; Johannes Cochläus an WP, Bologna, 9. September 1516: *Mitto ad te, observandissime mi domine Bilibalde, Marcum Hutteni nostri, qui hoc vespere nobiscum coenavit aliquot nobis novas recitans Epistolas multo cum risu, ex quibus una per totam fere Germaniam vagata est. Tui quoque facit mentionem, quod contra usuram scripseris, quam magister noster disputavit Bononiae.*

[35] Vgl. Eck, BW, Nr. 52.

[36] Vgl. Erasmus, *Auctarium* (1519), S. 29–33 und 33–43 und Eck, BW, Nr. 52 und 58.

[37] Vgl. Eck, BW, Nr. 58.

Geistes hinführen.[38] Aus diesem Satz spricht ähnlich wie aus dem fingierten Brief des Philipp Schlauraff das eigentliche Interessenobjekt der Humanisten. Während Eck auf seine Siege in der Arena der Wissenschaft und auf seine Zeugnisse pochte, bedurften die Humanisten nicht unbedingt ausdrücklicher Zeugnisse über ihr kulturelles Kapital, Willibald Pirckheimer zum Beispiel keines Titels, um als Gelehrter anerkannt zu werden und das Vertrauen seiner Mitspieler zu genießen. In Nürnberg stellte sich dem Dunkelmann Schlauraff Willibald Pirckheimer in den Weg, *der nicht Magister war (qu non est magister)*, und bedeutete seinem Gegenüber, dass er mit Freunden für Reuchlins Sache einstehen werde.[39] Insbesondere dass Eck seine Schrift über die Wiener Disputation mit den Zeugnissen so ostentativ verschickte, brachte ihm den Ruf der Überheblichkeit ein – gepaart mit den harschen Anwürfen gegen Erasmus steuerte er auf eine isolierte Position im gelehrten Feld zu. Adelmann hatte bereits im Oktober 1517 an Willibald geschrieben, dass Eck sich abfällig über Erasmus geäußert habe. Dass Eck Erasmus einen solch kritischen Brief, noch dazu zur Freundschaftsanbahnung schrieb, war alles andere als weitsichtig und zeugt von seiner „Möglichkeitsblindheit“[40], was mit seinem Brief passieren konnte. Er mag diese Option bewusst gezogen haben, um seine Position als scholastischer Theologe zu untermauern; dass er die Konsequenzen in ihrer potentiellen Reichweite antizipierte, ist jedoch zu bezweifeln. Er selbst brachte Briefe zum Druck und hätte damit rechnen müssen, dass auch Erasmus – als besonders artikulationsfähiger und mächtiger Akteur im gelehrten Feld – sich diese Vorwürfe nicht gefallen lassen, sie in aller Deutlichkeit beantworten und seine Schriften zum Druck bringen würde. Was einmal im Druck erschien, war so schnell nicht mehr aus der Welt zu schaffen.

Leipziger Disputation

Ecks Verlust an Kapitalvolumen hinsichtlich der humanistischen Zirkel veränderte zugleich seine Position im gelehrten Feld, die er zu diesem Zeitpunkt nicht ausschließlich negativ einschätzte. Im Gegenteil, er nahm seine Rolle als Kontroverstheologe und polarisierende Gestalt an, gefiel sich in ihr. Dabei ging er jedoch noch immer seinen anderen Interessen nach: Er verfasste Aristoteleskommentare und war an den Reformen der Universität Ingolstadt beteiligt.[41] Mit der

---

[38] Eck, BW, Nr. 58: *Pro libellis ad me missis habeo gratiam. Gratulor tuae felicitati, applaudo triumphis et ovationibus. Magis autem gratulabor, ubi tibi contigerit ocium et animus arcanam illam Christi philosophiam in altissimo silentio mentisque secessu recognoscendi, cum te ducet sponsus in cubiculum et in cellam penuariam.*

[39] Bömer, *Epistolae II* (1924), S. 105f.: *Tunc timens eius* [Philomusus, IT] *furiam, transivi ad Nurmbergam,/Ubi quidam Pirckheymer, qui non est magister,/Fecit mihi instantiam, sed audivi ibi clam,/Quod cum multis sociis, in partibus diversis,/Magna in coniuratione vellet stare pro Capnione,/Et contra nos theologos facere multos libros./Et fuit mihi dictum, quod noviter unum librum/Scripsit de usura, quam admittit theologia,/Sicut Bononiae est disputatum, et per magistros nostros probatum.*

[40] Vgl. zu diesem Ausdruck Pörksen/Detel, »Kollaps« (2012). Vgl. zum ungleich geschickteren Umgang Luthers mit dem neuen Medium Druck Burkhardt, *Reformationsjahrhundert* (2002).

[41] Vgl. Seifert, *Logik* (1978).

Leipziger Disputation, einem Medienereignis über die Grenzen des gelehrten Feldes hinaus, sollten Ecks vielseitige Interessen jedoch gänzlich in den Hintergrund gedrängt und er bald danach auf eine bestimmte Rolle festgeschrieben werden.[42] In seiner *Epistola* legte er Moritz von Hutten auf einer geschlagenen Seite die Inhalte dar, mit denen er sich während seiner Zeit in Ingolstadt auseinandergesetzt hatte, bis *sich von Norden her das Unheil ausbreitete, als Karlstadt und Luther das Schiff Petri zum Kentern zu bringen versuchten*.[43]

In seiner *Replica* zäumte Eck die Angelegenheit von den Disputationen her auf. Hatte er versucht, sich in Wien einen Ruf als unbesiegbarer Disputator zu erarbeiten und wurde er von seinem Freund Christoph Scheurl auch als *disputator acerrimus* gerühmt, stieß sein Umgang mit dem Druckmedium zunehmend auf Irritation.[44] Die außerordentliche Bescheidenheit (*modestia*), die er sich im Brief an Martin Luther vom 20. September 1518 attestierte, kaufte ihm niemand mehr ab – im Gegenteil.[45] Er sah sich fortwährend dem Vorwurf der Arroganz ausgesetzt, wie 20 Jahre später sogar die Marginalie in seiner *Replica* beweist: *Eckius non arrogans*, schrieb er dort, nur, um wenige Zeilen später seinen unbesiegten Disputationsstand zu betonen: *Gott verlieh mir den unbesiegten Geist, gegen die Gegner der Kirche zu disputieren. Ich spreche nicht von den scholastischen Disputationen in Heidelberg, Tübingen, Köln oder Freiburg; auch nicht von derjenigen, der ich meinen Ruf von Freiburg an die Universität Ingolstadt und an das in so erbärmlichen Zustand befindliche Domkapitel in Eichstätt verdanke oder die Disputationen in Bologna oder Wien. Diese Disputationen waren lediglich Vorspiele zu ernsteren. Als Gott mich rief, stand ich bereit und folgte Karlstadt und Luther nach Leipzig*.[46]

Die Leipziger Disputation und ihre Anbahnung müssen an dieser Stelle ebenso wenig aufgearbeitet werden wie der Zinsstreit, obgleich sie für die betroffenen Generationen im gelehrten Feld einen „Kristallisationspunkt“[47] darstellt. Anselm Schubert hat überzeugend dargelegt, wie stark dieses Ereignis auf der einen Seite den akademischen Traditionen und Regeln verhaftet war, wie radikal auf der anderen Seite mit ihnen gebrochen wurde:[48] Erstens: In Rom war gegen Luther der

---

[42] Vgl. grundsätzlich zur Leipziger Disputation, der auch von Kirchenhistorikern in Bezug auf den Verlauf Reformation immer größere Bedeutung beigemessen wird, Hein/Kohnle (Hrsg.), *Leipziger* (2011); Schubert, »Libertas« (2008) und Kaufmann, *Geschichte* (2009), S. 233–249. Zum Begriff des Medienereignisses in dieser Zeit vgl. Kühlmann (Hrsg.), *Reuchlins Freunde* (2010).

[43] Eck, Epistola, (1543), Bl. A3r/v: *Ecce panditur malum ab Aquilone, pessimis ventis Carlstadio et Luthero, naviculam Petri subvertere conantibus.*

[44] Vgl. Scheurl, *Briefbuch* (1872), S. 13.

[45] Eck, BW, Nr. 64.

[46] Eck, Replica, Bl. 48v–49r: *Deus dedit mihi invictum disputandi spiritum adversus hostes ecclesiae: non loquor de disputationibus scholasticis, Heidelbergae, Tibingae, Coloniae & Friburgi exercitatis, etiam contra Albertum Pontanum minoritam.* […] *Neque tantifacio disputationem Ingolstadiensis qua merui ut ex Friburgo vocarer ad lectionem ordinariam Theologiae & Canonicatum Eistettensis. Haec fuerunt praeludia severiorum: Sed quando Deus excitavit me* […] *sequutus sum Carstadium & Luterum ad Lypsiam.*

[47] Vgl. zum Begriff des Kristallisationspunktes Schulz/Grebner, »Generation« (2003), S. 3f. und Heinrich, »Ereignisse« (1996).

[48] Vgl. auch zum Folgenden Schubert, »Libertas« (2008).

Ketzerprozess eröffnet worden – die Disputation war politisch. Zweitens: Sie fand nicht unter Ausschluss der Öffentlichkeit in einem universitären Hörsaal statt, sondern in der Pleißenburg in einem wenigstens einer Elite geöffneten Raum und über die zirkulierenden Berichte, die auch im Druck erschienen, war sie wenigstens einer „reformatorischen Öffentlichkeit"[49] zugänglich. Drittens: Die Kontrahenten verfolgten eine eigene Agenda, waren nicht in erster Linie an der Wahrheitsfindung interessiert.[50] Die Disputation endete am 16. Juli, ohne dass eine klare Entscheidung über den Sieger gefällt worden wäre, dieses wurde unparteiischen Universitäten überlassen. Die Kontrahenten hatten Vereinbarung getroffen, dass so lange nichts veröffentlicht würde, wie die Urteile der Pariser und Erfurter Universität nicht bekannt waren; brieflich zirkulierten jedoch schnell Mitschriften der Disputation, Berichte und Urteile der Anwesenden. Eck selbst schickte am 24. Juli 1519 einen Bericht an den Kölner Jakob von Hoogstraeten, in dem er seine Eindrücke und insbesondere die Aspekte schilderte, in denen er sich ungerecht durch die *Wittenberger* behandelt fühlte: Sie hätten Bücher mit zur Disputation gebracht – er hingegen habe alles aus dem Gedächtnis geschaffen. Außerdem hätten sie alles notiert und sich hinterher darüber beraten; *ich habe niemals auch nur ein Wort gesehen, bis die Disputation vorüber war*. Und schließlich seien sie in großer Schar angereist, *ich hingegen stand allein, nur von der Gerechtigkeit begleitet*.[51] In diesem Brief bemühte Eck das soziale Kapital, das er sich einst in Köln erwirtschaftet hatte, denn er ließ über Hoogstraeten auch Arnold von Tongern, seinen ehemaligen Lehrer grüßen.[52] In der Hoffnung, dass Hoogstraeten sich in Paris für ein Eck positives Urteil einsetzen würde, bezog er plötzlich auch Stellung in der Reuchlin-Affäre, indem er vor einer ähnlichen Verselbständigung der Angelegenheit wie beim Streit um die Judenbücher warnte.[53] Dass Eck aktiv wurde, sich selbst und seine Sache im besten Licht, die Gegner im möglichst schlechten darstellte, versteht sich von selbst. Die Gegenpartei hielt es nicht anders.

In Ecks Brief vom 1. Juli 1519, den er kurz vor der nachmittäglichen Disputation mit Karlstadt (mit Luther disputierte Eck erst vom 4. bis 14. Juli) an seine Ingolstädter Kollegen Franz Burkhart und Georg Hauer schrieb, zeigte sich erneut, dass er nicht hinreichend antizipierte, was in einer solch brisanten Zeit mit seinen

[49] Vgl. zum Begriff Wohlfeil, »Öffentlichkeit« (1984).

[50] Vgl. Schubert, »Libertas« (2008), S. 419.

[51] Eck, BW, Nr. 91: *Tertio, erant eorum plures, quia ipsi Doctores duo, Dominus Langius Augustiniarum Vicarius, duo Licentiati Theologi, unus nepos Reuchlin, multum arrogans, tres Doctores Iuris, Magistri plurimi, qui et privatim et publice iuvabant, etiam in ipso facto Disputationis. At ego solus, aequitate comitatus, astabam.*

[52] Eck, BW, Nr. 91: *Paucis habeo, venerande Pater, quae ad te in causa fidei velim fieri, idque scriptum puta Praeceptori nostro, Domino Arnoldo de Tongris, et Doctori Michaeli Swas.*

[53] Eck, BW, Nr. 91: *Nam certissimum est grammatistarum turbam hos inferre errores in ecclesiam. Quod si summus Pontifex via regia dudum fuisset progressus, et non audisset in utramque nostrae subsannationem a grammaticellis factam, non esset, quo iam caput suum murmure attentarent, ut ante in examine Cabale dudum tumultuantibus, et quasi furibundi, et quasi insalutato hospite abierunt Wittenbergenses.*

Briefen passieren konnte.[54] Er berichtete über Karlstadts klägliche Disputation, der seine Argumente vom Blatt ablas, wofür er vom Senat ermahnt wurde, und legte dar, dass Luther zunächst nicht disputieren wollte. Diese und die kleineren politischen Informationen, die Eck seinen Ingolstädter Freunden mitteilte, waren nicht weiter problematisch, auch nicht in dem Moment, als der Brief in die falschen Hände geriet. Mit zwei unscheinbaren Sätzen lieferte Eck seinen Gegnern jedoch Munition, die sie gegen ihn verwenden sollten. Er eröffnete seinen Brief mit seinem ausgesetzten Bierkonsum: *Zunächst ist mir das Starkbier schlecht bekommen; zwischen Pfrümd und Gera habe ich keinen Schluck genommen, der mir geschmeckt hätte. Auch in Leipzig fand ich stets für mich ungenießbares Bier, so daß ich sechs Tage lang auf Bier verzichtete und es mir damit besser ging.*[55] Joseph Schlecht verteidigt Ecks Schwäche für gutes Bier und schreibt, dass sich diese auch in den Senatsakten der Ingolstädter Universität niederschlug. In Zeiten, in denen der Wein teuer und das Bier schlecht waren, fürchtete der Prokanzler Eck um die Versorgung der Universitätsbesucher und um die Konkurrenzfähigkeit der Universität.[56] Dass die Bayerische Landesverordnung am 23. April 1516 durch die Herzöge Wilhelm IV. und Ludwig X. ausgerechnet in Ingolstadt erlassen wurde und unter anderem die Reinheit des Bieres festschrieb, dürfte Eck bei seiner despektierlichen Feststellung über das sächsische Starkbier ebenso vor Augen gestanden haben. Er beschloss seinen Brief mit einem Satz, mit dem er später noch direkter diffamiert wurde als mit dem ohnehin topischen Alkoholmissbrauch: *Hier sind viele liebenswerte Frauen; Leipzig ist überhaupt eine liebenswerte Stadt.*[57]

Allein die Tatsache, dass das Autograph heute in der Universitätsbibliothek in Basel aufbewahrt wird, deutet auf seinen sonderbaren Überlieferungsweg hin.[58] Der Brief muss Ecks Gegnern schnell zugespielt worden sein, denn im darauffolgenden Jahr wurde der Satz über die Leipziger Frauen von Luther in seiner Schrift *Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen* (1520) aufgespießt: *Wen du die Augen so fleyssig in die Bucher kerest, als du sie auff die venereas veneres zu Leyptzck hafftest, davon du schreybst gen Ingolstadt, und der Truncke dich messigist, szo mochstu zu letzt erkennen dein falsch ungeleret Hertz, Mund und Fedder.*[59]

Während die Wittenberger zügig und ohne Abschied aus Leipzig abreisten, blieb Eck weitere elf Tage in der Stadt, nahm Einladungen von hochrangigen Persönlichkeiten an und ließ sich von Herzog Georg und der Leipziger Universität hervorragende Zeugnisse (*optima testimonia*) ausstellen, wie er am 26. August 1519 an

---

[54] Vgl. Schlecht, »Briefe« (1922), S. 41–46.

[55] Eck, BW, 87: *Primo omnium cerevisia illa potentior me male accepit, a Pfrümd usque ad Gere non feci haustum, qui placeret. In Liptzig quoque sensi semper cerevisiam mihi adversam unde his sex diebus abstinui et melius habui.*

[56] Vgl. Schlecht, »Briefe« (1922), S. 43 mit Anm. 2.

[57] Eck, BW, Nr. 87: *Hic autem sunt Venereae Veneres, est omnino charitum civitas.*

[58] UBB, *G I 25: Bl. 13-14: Eck an Hauer und Burkhart.*

[59] Luther, *WA, Schriften*, Bd. 6, S, 583.

Christoph Tengler berichtete.[60] Am 29. August wohnte Eck der Hochzeit Christoph Scheurls bei, seines Freundes und des „Freundschaftsbrokers“ schlechthin im gelehrten Feld. Scheurl vermerkte in seinem Geschlechterbuch eigenhändig, wer bei seiner Hochzeit anwesend war und zum Teil sogar, was die Gäste schenkten: *Doctor Eck von Ingolstat ein krona.*[61] Willibald war als *Genannter* des *Kleineren Rats* ebenfalls geladen und so begegneten sich Eck und Pirckheimer in Nürnberg wieder. Freundschaftliches dürften sie sich zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht mehr zu sagen gehabt haben.

Die als Schiedsrichter bestimmten Universitäten ließen unterdessen weiterhin auf ihre Urteile warten; Erfurt entzog sich schließlich der Entscheidung und das Votum der Pariser theologischen Fakultät lag erst am 15. April 1521 vor. Es konnte nicht ausbleiben, dass beide Lager in der Zwischenzeit die Druckerpresse bemühten, um ihre eigenen Versionen und Deutungen des Disputationsverlaufs zu veröffentlichen. Am 8. November 1519 stellte Eck Dokumente zur Leipziger Disputation zusammen und ließ sie durch seinen Neffen, Michael Knab, in Ingolstadt drucken.[62] Er hätte gern bis zur Bekanntgabe des Urteils durch die Pariser Universität geschwiegen, schrieb Eck an Kurfürst Friedrich, sehe sich aber durch die Aussagen Luthers veranlasst, die Dinge richtig zu stellen.[63] Es ist bemerkenswert, was in diesen Monaten alles im Druck erschien; einige Jahre später sollte Eck sich darüber beschweren, dass niemand mehr Schriften gegen Luther druckte.[64] Die Schrift wurde Johann von Schwarzenberg gewidmet, bei dem Eck Ende des Jahres zum Abendessen geladen war. Bernhard Adelmann berichtete am Neujahrstag aus Augsburg an Willibald von dieser Zusammenkunft. *Tags zuvor hatte mich Johann von Schwarzenberg zum Abendessen geladen. Oh, wenn du doch bei diesem Convivium, nein eigentlich Symposium dabei gewesen wärst! Was für Unsinn du aus dem Mund dieses Rotzbesoffenen hättest hören können! Er sagte unter anderem, dass in Nürnberg ein Buch in der Volkssprache – ich weiß nicht welches – gegen ihn erschienen sei. Er könne jedoch, noch bevor er die Maß Wein ausgetrunken habe, eine lange und elegante Antwort darauf verfassen, was er auch tun wolle.* […] *Der Wein heizte ihm dermaßen ein, dass, wären nicht der Graf von Helfenstein und der Freiherr von Geroldseck dabeigewesen, aus den Worten möglicherweise Handgreiflichkeiten geworden wären,*

---

[60] Eck, BW, Nr. 92: *Princeps et universitas optima dederunt mihi testimonia.*

[61] Löffelholz Kolberg, »Hochzeit« (1881), S. 159, 166.

[62] Eck, *Underricht* (1519).

[63] Vgl. Eck, BW, Nr. 97: *Gnädigister Herr: E.Ch.F.G. Schreiben mitsampt der Antwurtung E.Ch.F.G. Doctorn hab ich in aller Untertänigkeit, wie sich gebührt, entpfangen, auch dieselbigen verlesen und so ich wart des Entschieds von Paryß, wär wohl mein Meinung gewesen zu schweigen. Herwiederumb hab ich erwegen, daß D. Martin Ludder die Unwahrheit auflegt den heiligen Concilien und mir darzu, acht ich, not sein, E.Ch.G. desselbig zu entdecken, bittend in aller Untertänigkeit auf demütigist, dieselbig wölle nit in Ungnaden aufnehmen, auch deß kein Verdruß haben.*

[64] Vgl. im Brief von Dekan und Doktoren der theologischen Fakultät zu Wien an Eck vom 24. Mai 1525 (Nr. 188): *Querimur et nos calcographorum copiam nobis deesse, si quid a nobis scriptum aedere vellemus.* Kaum ein Jahr später klagte Eck dem Herzog Wilhelm von Bayern (Nr. 201), dass die Drucker in den Reichsstädten nichts mehr gegen Luther druckten: *Si trucken in den stetten nichts wider den Lutter.* Trotzdem wolle er weiterhin den *alten Glauben* stärken.

wie es uns indes in Ingolstadt zuteil wurde. Weshalb er nicht mehr so ehrenvoll von dir spricht und schreibt, weiß ich nicht.[65] Der Vorwurf des übermäßigen Alkoholkonsums stand auch hier im Raum, was eingedenk Adelmanns topischer Diffamierungen nicht verwundert. Dass Willibald Adelmann offenbar gefragt hatte, warum Eck nicht mehr freundschaftlich an ihn schreibe, ihr Verhältnis nicht mehr so harmonisch wie früher sei, ist bemerkenswert, denn nur sechs Wochen später bat Adelmann seinen Freund Willibald um den *Eckius dedolatus*.[66] Mit dieser ausgesprochen bitteren Satire wurde Eck noch mehr zum saufenden Dunkelmann, als der er bereits zuvor von seinen Gegnern diffamiert worden war. Weitere anonyme Schriften folgten in den nächsten Jahren und Eck reagierte seinerseits extrem.[67]

Doch zunächst zurück zu seiner neuen Rolle als „Sachverständiger für den 1520 wieder in Gang gekommenen Luther-Prozeß“.[68] Mit der Leipziger Disputation, insbesondere mit seinem vehementen Einsatz, den Primatsanspruch des Papstes zu verteidigen, hatte Eck sich als treuer Anhänger der Papstkirche ausgewiesen. Am 10. Februar 1520 schrieb Eck an Johannes Cuspinian in Wien, wobei der Brief so humanistisch wie möglich ausfiel – sowohl in Schrift als auch Stil:[69] Ecks Hand ist als leicht humanistisch geprägt zu bezeichnen. Das Schriftbild ist klar, doch Eck schaffte es nicht, Schlaufenbildungen und unziales *d* völlig zu vermeiden. Dass er sich im Brief an Cuspinian besondere Mühe gab, seine humanistische Hand zu benutzen, zeigt der Vergleich mit dem wenige Monate zuvor verfassten Brief an Hauer und Burkhart. Dieser war, so Eck, in nur einer Stunde auf Papier geworfen worden, doch das Schriftbild hat einen viel gedrängteren Charakter, enthält erheblich mehr Schlaufen an den Oberlängen und Kürzungen, die Eck in seinem Brief an Cuspinian vermied. Eck verwendete die Schriftart demnach bewusst unterschiedlich je nach Adressat [Abb. 3].

---

[65] WP, BW, Bd. IV, Nr. 656, S. 170: *Fui pridie, quam hasce ad te darem, a Ioanne de Schwartzenberg ad prandium vocatus ac me inscio maledicus iste. O utinam interfuisses non convivio sed simposio! Proh quas nugas temulentissimi istius audisses. Dixit inter caetera nescio quem Nurnbergensem libellum contra eum lingua vernacula edidisse ac se, antequam ebibat vini mensuram, longe eleganciorem responsionem scribere posse, sicut se facturum asseruit.* […] *Adeo vino fuit accensus, ut, ni comes de Helffensteins ac baro de Gerolseck praesentes fuissent, forsan ex verbis ad verbera deventum fuisset, sicuti nuper apud nos ac Ingolstat contigit. Quid causae sit, quod non tam honorifice de te loquatur ac scribat, ignoro.*

[66] WP, BW, Bd. IV, Nr. 670, S. 199: *Quod in fine tuarum literarum fateris penes te dialogum esse, quem si desiderem, velis mihi mittere, fateor et ego tibi ingenue me nonnihil tibi subirasci. Nam quia aliorum fides me delusit, putas forsan eo minus mihi credendum esse. Quare, si mihi vis reconciliari, fac, ut, quanto cicius poteris, eum dialogum mihi ea condictione mittas, qua iubes, ne mihi a te missum cuiquam dicam.*

[67] Vgl. Wurm, »Eccius« (1996).

[68] Vgl. Iserloh, *Eck* (1981), S. 49.

[69] Vgl. ÖstA, *AVA FA Harrach Fam. in spec 778.44: Eck an Cuspinian*, Bl. 3r/v und Cuspinian, *Briefwechsel* (1933), S. 113–116.

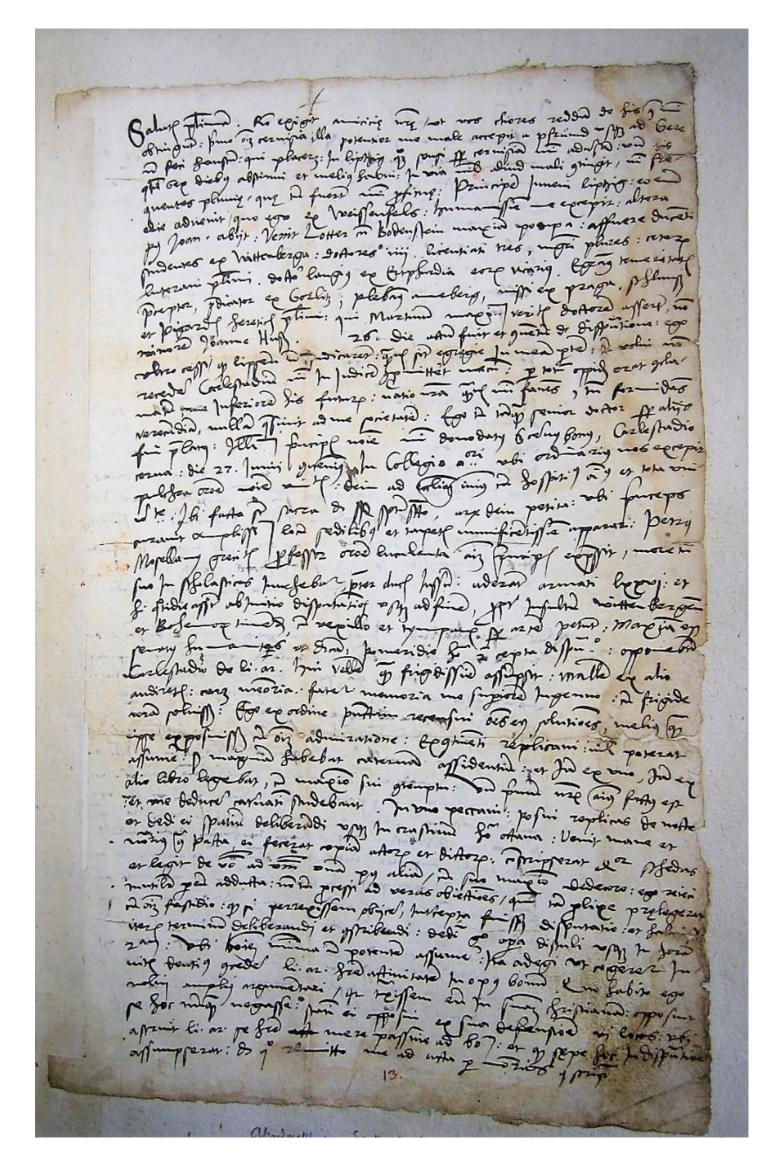


Abb. 3: Johannes Eck an Georg Hauer und Franz Burkhart, 1519, UBB, G I 25: Bl. 13–14, hier 13r.

Doch zurück zum Inhalt: Eck befinde sich bereits im Aufbruch gen Rom, wo er dem Papst seine drei Bücher über den Primat Petri überreichen wolle: *Ich weiß nicht, wie willkommen ich als Gast dort aufgenommen werde, da viele Mißbräuche des Papstes und der Bischöfe darin aufgelistet werden. Dennoch verteidige ich unwiderlegbar den apostolischen Stuhl*

gegenüber den Häresien Ludders.[70] Eck benannte die reformwürdigen Missstände in Rom und in den Diözesen, war sich der Reformnotwendigkeit der Kirche bewusst und hinsichtlich des Ablasses nicht weit von Luthers Position entfernt, doch die Rolle, die ihm in Rom angetragen wurde, sollte ihm diese Kritik verunmöglichen.[71]

Protonotar

In seiner *Replica* schrieb Eck einige Jahre später, er sei nach Rom gerufen worden, habe sich nicht angebiedert – das hatte sich im Brief an Cuspinian jedoch anders angehört.[72] Am 1. April 1520 widmete Eck Papst Leo X. seine Schrift *De primatu Petri adversus Ludderum*, wenige Wochen später wurde er in die Viererkommission aufgenommen, die die Bannandrohungsbulle gegen Luther entwarf, wie Eck selbst in seiner *Replica* später berichtete.[73] Am 18. Juli ernannte Papst Leo X. Eck zu seinem Nuntius und Orator und beauftragte ihn damit, die Bulle *Exsurge Domine* in die Diözesen Brandenburg, Meißen und Merseburg sowie zu Kurfürst Friedrich von Sachsen und seinem Bruder zu tragen und dafür zu sorgen, dass sie in angemessener Weise verkündet werde.[74]

Der Auftrag, die Bannandrohungsbulle zu publizieren, bereitete Eck Kopfzerbrechen und Unbehagen und er schien unmittelbar zu wissen, dass er sich mit der Annahme dieses Auftrags viele Feinde machen würde. Wenn nicht zum „meistgehaßten Mann im Reich“[75], wie Friedrich Zoepfl über Eck schreibt, so wurde Eck spätestens mit der Bulle *Exsurge Domine* zum meistgehassten Mann im gelehrten Feld – nicht zuletzt, da er eigenmächtig mit Willibald Pirckheimer, Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Andreas Karlstadt, Johannes Döltsch, Silvius Egranus

---

[70] Eck, BW, Nr. 101: *Nescio, quam gratus hospes sim adventurus, quod multi abusus summi pontificis et episcoporum catoniane taxantur; tamen sedes apostolica ab haeresibus Ludderi defenditur invicte.*

[71] Vgl. z. B. den Brief an Cuspinian vom 13. Oktober 1518, in dem Eck Luther in Bezug auf den Missbrauch des Ablasses zustimmte und ihn in dieser Beziehung lobte, Eck, BW, Nr. 65: *Luther laudo, a quibus a vulgo laudatur.*

[72] Eck, Replica, Bl. 48r: *Mirum quod mihi non obiicit Romam; sed non me ingessi, sed vocatus per breve apostoliccum a Leone papa se. re.* Überschrieben ist die nächste Seite mit *Eckius se non intrusit Augustae, Romae*, womit Eck die Vorwürfe Bucers erwiderte, er habe sich sowohl bei den Reichstagen in Augsburg und Worms als auch in Rom beim Papst aufgedrängt.

[73] Eck, Replica, Bl. 48r: *Et dum pontifex deliberaret concludere, post plures alias consultationes habitas cum magna maturitate, Martiani quatuor convocavit, duos cardinales, duos Theologos, et ex his eram unus.* Vgl. grundsätzlich Iserloh, *Eck* (1981), S. 49.

[74] Eck, BW, Nr. 105: *Volentes igitur, ut literae nostrae praedictae in illis partibus fideliter publicentur et in eis contenta executioni debite demandentur, ac sumentes in tua prudentia in arduis comprobata et persona tua quampluribus insignita fidutiam in Domino spetialem, te cum benedictione illius cuius vices in terris gerimus et qui curam gregis sui nobis committere dignatus est, ad venerabiles fratres nostros Brandenburgensem et Misnensem ac Merseburgensem et alios episcopos et praelatos necnon dilectos filios nobiles viros Fredericum ducem Saxoniae et alios sacri imperii electores ac Joannem ex ducibus Saxoniae omnesque alios Germaniae basse et alte principes barones communitates et universos praelatos et ad alia loca ad quae te declinare contigerit, nuntium et oratorem nostrum mittimus.*

[75] Zoepfl, »Eck« (1958), S. 196.

und Lazarus Spengler angesehene Gelehrte in die Bulle aufnahm.[76] Hatte Pirckheimer ihn drei Jahre zuvor noch zu den guten, modernen Theologen gezählt, ihn mehr oder weniger freundschaftlich um Mäßigung in der Zinsangelegenheit gebeten, so ließ Willibald – beeinflusst von den ihn umgebenden Akteuren – indes den *Eckius dedolatus* anonym zum Druck bringen und kassierte dafür eine extreme Reaktion Ecks.[77]

Die Publikation der Bulle bereitete Eck erhebliche Schwierigkeiten, sicher nicht zuletzt aufgrund seiner ambivalenten Position in dieser Angelegenheit. Er war zu sehr selbst involviert in die Auseinandersetzung, als dass er von den Landesherren unhinterfragt als Autorität akzeptiert wurde.[78] Dass es Eck auch aus persönlichen Gründen nicht leichtfiel, die Bulle zu verkünden, zeigen verschiedene Briefe, in denen er die Adressaten um ihre Veröffentlichung bat. Am 14. Oktober schrieb er an den Bischof von Augsburg oder Eichstätt: *Der Papst ließ eine Bulle ausfertigen und beauftragte mich mit ihrer Veröffentlichung, die ich nur widerwillig und nach langem Sträuben übernahm.*[79] Am 15. Oktober musste er den Nürnberger Rat über seine Pflicht, die Bulle zu verkünden, in Kenntnis setzen:[80] Der Papst habe ihn beauftragt, die Bulle *Exsurge Domine* zu *publiciern und exequiern*, obwohl er sich lange dagegen gewehrt habe, da er schon genug Mühe und Arbeit mit dieser Angelegenheit gehabt habe. *Yedoch bäpstliche Heiligkeit mich deß nit hat wöllen erlassen und mich verordnet in der Sach Nuncium et Oratorem Apostolicum unnd Executorem der Bull.* In diesem Brief musste Eck zusätzlich mitteilen, dass er zwei angesehene Nürnberger Bürger in die Bulle aufgenommen hatte: Willibald Pirckheimer und Lazarus Spengler hätten die *ludderisch irrig verfuerisch Leer meer dann ziemlich gelobt, gefurdert und auffgeblassen*. Auch sie müssten wie *Luder* innerhalb von sechzig Tagen die Absolution erlangen, sonst müsse der Nürnberger Rat mit ihnen verfahren, wie die Bulle es fordere. Wie unterschiedlich sich Ecks Empfinden über seine vermeintlich unliebsame Aufgabe darstellte, die Bulle zu verkünden, zeigt sich in den Briefen an die Universitäten Wittenberg, Wien und Ingolstadt. Am 3. Oktober 1520 schrieb er nach Wittenberg: *Was aber mich und die mir gegen meinen Willen und Widerstand verliehene Beauftragung angeht, bitte und ersuche ich Euch bei unserem Erlöser, dass Ihr die Bestimmungen der Bulle durchführt* […]. *Anderenfalls wäre der Heilige Vater gemäß dem Inhalt der Bulle gezwungen, zur Aufhebung sämtlicher Privilegien zu schreiten, die der Heilige Vater Eurer Hochschule verliehen hat, verbunden mit ihrer Schließung, was Ihr im Interesse der wahren christlichen Frömmigkeit und Eurer Ehre verhindern*

---

[76] Vgl. Fabisch/Iserloh, *Dokumente* (1991), S. 317–445, hier 331–338.

[77] Vgl. die diversen Dokumente in dieser Angelegenheit in WP, BW, Bd. III, vor allem von Oktober 1520 (Nr. 710) bis Ende Januar 1521 (Nr. 745 mit Anhängen).

[78] Ecks Briefwechsel mit den verschiedenen Landesherren spiegelt deren reservierte Haltung gegenüber Ecks Kompetenzen; vgl. Eck, BW, Nr. 118–140 (November 1520 bis März 1521).

[79] Eck, BW, Nr. 109: *Summus Pontifex bullam super hoc edidit ac michi publicandam iniunxit, licet invito et diu renitenti.*

[80] Im Folgenden Eck, BW, Nr. 112.

mögt.[81] In dem Brief vom 14. Oktober an die Universität Wien war keine Rede davon, dass er die Bulle gegen seinen Willen verkündete; dass er vom Papst beauftragt wurde, hob er jedoch deutlich hervor.[82] Im Brief an die Universität Ingolstadt vom 17. Oktober trat Eck erheblich selbstbewusster auf: Dort präsentierte er die Bulle feierlich, kraft seiner vom Papst übertragenen Vollmacht und bat im Namen des Heiligen Vaters um Amtshilfe.[83]

Es scheint jedoch, als wollte er die Rolle des Nuntius und Protonotars von seiner bislang präsentierten Person trennen, denn er unterschrieb die Briefe als *Nuntius et orator apostolicus, Nuncius Apostolicus* oder *Protonotarius Apostolicus*, nicht wie sonst als *theologus*, *doctor* oder schlicht *tuus*.[84] Der Titel des Protonotars bescherte ihm symbolisches Kapital und symbolische Macht über die Grenzen des gelehrten Feldes hinaus. Dass diese Rolle zu Ecks Identitätsbildung, zu seiner Subjektwerdung beitrug und er sie bereitwillig annahm, zeigt die Veränderung seines Wappenexlibris.[85] Noch im Jahr 1516 hatte Eck, inspiriert von den Wappenexlibris seiner Gastgeber in Wien, Christoph Tengler und Georg Tannstetter, in Nürnberg oder Augsburg ein Exlibris bestellt [Abb. 4]. Dieses trägt ein heraldisch nach links gekehrtes Wappen, das im Schild ein gelb bemaltes Dreieck zeigt. Rechts vom Helm ist Gott Vater mit Weltkugel in Wolken abgebildet, links das aus den Buchstaben H. E. T. bestehende Monogramm Ecks. Der Schild steht auf einem schmalen Sockel mit der Inschrift: *Eckivs*.[86] Dass Eck die Bedeutung von Wappen ausgesprochen hoch einschätzte, zeigen nicht nur die Titelblätter seiner zum Druck gebrachten Werke, die

---

[81] Eck, BW, Nr. 108: *Quantum autem ad me attinet et commissionem, mihi invito et renitenti factam, oro et obsecro vos per Salvatorem nostrum, ut huiusmodi fiat apud vos huius bullae executio* […]. *Alioquin iuxta continentiam bullae S.D.N. ad privationem omnium privilegiorum a sede apostolica indultorum procedere cogeretur, cum inhabilitatione studium tenendi etc, quod vos pro sincera Christiana religione et honore vestro praecavere oportebit.*

[82] Vgl. Eck, BW, Nr. 111: *Functurus ergo officio meo, Vestris Paternitatibus copiam Bullae in Urbe impressam, Sigillo Praelati et subscriptione Notarii munitam transmitto, quantum ex me est orans et obsecrans, ac Summi Pontificis nomine requirens et praecipiens, ut quatenus fieri poterit, omnes Vestrae iurisdictioni subiectos sub debita Obedientia convocetis, ac eis convocatis Bullam publicetis; mandando eisdem iuxta continentiam Bullae, ne quisquam articulos condemnatos vel legendo, vel disputando aut scribendo defendat, laudet, doceat aut affirmet, sub poenis in Bulla contentis et Exclusionis ab Universitate.*

[83] Eck, BW, Nr. 113: *Posteaquam sanctus dominus noster diligenti praehabito examine Ludderana dogmata reperta erronea damnavit, ego ex commissione sanctitatis suae et iniuncto mihi officio vestris excellentiis bullae copiam in urbe impressam sigillo praelati et subscriptione notarii munitam offero ac praesento rogans et nomine sancti domini papae requirens, ut convocatis omnibus vestrae iurisdictioni subiectis bullae continentiam eisdem publicetis inhibentes et inhibitionem huiusmodi cum effectu exequentes* […].

[84] *Johannes Eckius sedis apostolice nuncius et orator* (Nr. 107, Dr. Heinrich Schmidbergern, Offizial in Zeitz); *Eccius Nuntius et orator apostolicus* (Nr. 108, Universität Wittenberg); *Caplan Johann Mair von Eck, Nuncius Apostolicus* (Nr. 109, Herzog Johann von Sachsen); *Johannes Eckius, nuntius et orator apostolicus* (Nr. 110, Bischof von Augsburg oder Eichstätt); *Joannes Eckius Protonotarius et Nuncius Apostolicus* (Nr. 111, Universität Wien); *Johann von Eck, Protonotarius et Nuntius Apostolicus* (Nr. 112, Rat von Nürnberg); Sogar den Brief an die Universität Ingolstadt, deren Vizekanzler er war, unterschrieb er mit *Eckius nuntius et orator apostolicus* (Nr. 113).

[85] Vgl. Ankwicz-Kleehoven, »Bücherzeichen« (1947/48).

[86] Warnecke, *Bücherzeichen* (1890), S. 55.

häufig von Wappen geziert wurden. Zum einen wurden die Wappen der Bewidmeten abgebildet, so zum Beispiel das Wappen der Familie Küngsberg in seiner *De materia iuramenti* (1518) und das Wappen von Herzog Ernst von Bayern auf dem Titel von Ecks Physikkommentar (1518).[87] Die Kommentare zu Aristoteles' Büchern *De coelo, De generatione* und *Meteororum* widmete er 1519 Bischof Georg von Bamberg, die zu *De anima, De sensu, De memoria* etc. Bischof Christoph von Brixen und stellte auch diesen Drucken die Wappen der Bischöfe voran.[88]

[87] Vgl. zu Ecks „heraldischer Neigung" auch Gerste/Wurm, »Historie« (1997), S. 150f.
[88] Vgl. Eck, *De coelo* (1519) sowie Eck, *De anima* (1520).



Abb. 4: Johannes Eck, Exlibris von 1516, UB der LMU München, 2 ° Cod. ms 254, im vorderen Deckel.



Abb. 5: Johannes Eck, Exlibris von 1520, UB der LMU München, 4 ° Cod. ms 800, im hinteren Deckel.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Titel, die er seinen Kommentaren zur *Dialectica* und den *Summulae* des Petrus Hispanus voranstellte: Diese werden geziert von einem Holzschnitt Hans Burgmairs, der den doppelten Reichsadler und zu dessen Füßen drei Stadtwappen mit den Gründungsdaten der dort beheimateten Universitäten zeigt, die für Ecks wissenschaftliches Wirken maßgeblich waren: *Ingolstadium 1473*, *Friburgum 1462* und *Tibinga 1478*, heißt es in den Bannern über den Wappen.[89] In der *Dialectica* flocht er sein eigenes Wappen in eine philosophische Lehrtafel ein: In ihre Ecken ließ Eck den doppelten Reichsadler, das Wappen Bayerns, sein eigenes sowie das des bewidmeten Kardinals Matthäus Lang setzen.[90] Für Eck waren Wappen offensichtlich mehr als bloßer Zeitvertreib. Dass er die Wappen seiner Freunde in Glas fertigen ließ, wie einem Brief an Hieronymus Aleander vom 10. März 1535 zu entnehmen ist, deutet daraufhin, dass er sie anstelle von oder zusätzlich zu Porträts nutzte, um seine körperlich abwesenden Freunde vertreten durch ihre Wappen in seinem Haus zu vergegenwärtigen.[91] Dabei vertrat das Wappen seinen Halter in noch stärkerem Maße als ein Tafelbild, denn im Unterschied zu Bildern verfügen Wappen über eine „Eigen-Gerichtetheit".[92] Bilden jene nur ab, so besitzen diese eine eigene „Seiendheit" und „Eigenkörperlichkeit", weshalb man beim Wappen aus seiner Perspektive heraus von heraldisch links und rechts spricht, beim Bild jedoch nicht.

An Ecks eigenem Exlibris wird die Bedeutung des Wappens für sein Selbstverständnis besonders deutlich. Vermutlich kurz nach seiner Ernennung zum Protonotar ließ Eck sein Wappenexlibris verändern [Abb. 5]: Der Helm und die Wappendecken wurden ersetzt durch den violetten *Galero*, den Prälatenhut mit zwölf Quasten (*fiocchi*) – die für einen apostolischen Protonotar angezeigte Wappenüberhöhung.[93] Deutlicher als in diesem Selbstzeugnis konnte Eck seine Statuserhebung kaum zum Ausdruck bringen. Versteht man das Wappen als „Zweit-Körper", der die eigentliche Person vollständig vertritt, ist Ecks Wahl des Prälatenhutes als ausgesprochen bedeutsam einzuschätzen, denn sie ging aus der vollständigen Identifizierung mit dem Amt des Protonotars hervor.[94] Spätestens im Jahr 1522 ließ Eck sich ein drittes Exlibris anfertigen, in dem der Prälatenhut abgelegt und dafür ein plastisches Dreieck in die Mitte eines reich verzierten Renaissanceportals gestellt

[89] Vgl. Wiedemann, *Eck* (1865), S. 464f. und Eck, *Summulas* (1516) sowie Eck, *Dialectica* (1517).

[90] Vgl. Eck, *Dialectica* (1517), Bl. XXXv.

[91] Vgl. Eck, BW, Nr. 299: *Fenestra tua faberrime facta est, et sors contigit illi ut conjuncta sit cum fenestra episcopi Misnensis*; und das Regest zu Ecks Brief an Gerwig Blarer vom 8. Dezember 1531 bei Blarer, *Briefe* (1914), S. 181f. Vgl. zur Anwesenheit abwesender Personen durch Porträts und Wappen Belting/Kruse, *Erfindung* (1994), S. 43.

[92] Seitter, »Wappen« (1982), S. 303.

[93] Farbe des Hutes und Anzahl der Quasten bezeichnen den Rang innerhalb der kirchlichen Hierarchie; vgl. Hildebrandt, *Handbuch* (2007), S. 181–184.

[94] Eck klebte dieses Exlibris z. B. in die Deckel der *Codices 4° Cod. ms 617* (vorderer Deckel) und *4° Cod. ms 800* (hinterer Deckel) der Universitätsbibliothek München.

wurde.[95] Die Zuweisung seiner Rolle und seines Status als Protonotar durch den Papst war auf eine bestimmte Aufgabe beschränkt und so änderte Eck bald nach der Erfüllung des päpstlichen Mandats auch sein Wappenexlibris. Seine Wappenüberhöhung, den Galero mit zwölf *fiocchi* und damit verbunden seine Identifizierung mit dem Amt des Protonotars, legte Eck zwar ab, die Gegner, die er sich während seiner Amtszeit als Nuntius und Orator des Papstes gemacht hatte, wurde er jedoch nicht mehr los.

6.2 Ordinarius und Anwalt (JK)

Während Eck sich auf die Auseinandersetzung mit Karlstadt und Luther vorbereitete, bescherte die letzte finanzielle Verausgabung an der Universität King und seiner Familie endlich den lang ersehnten warmen Geldregen, der bis zu seinem Tod anhielt. Die kommenden Jahre nutzte er nicht nur, um sein Gehalt an der juristischen Fakultät kontinuierlich zu verbessern und Kinder zu zeugen. Auch außerhalb der Universität profitierte er von seiner Graduierung, seinem institutionalisierten kulturellen Kapital. Er wob sich sowohl in das soziale Netz der Württemberger Oberschicht als auch in das des gelehrten Feldes ein. Seine Glückssträhne hielt an, denn mit der Wahl zum Dekan am 7. Mai 1518 stieg sein Ansehen; finanziell lohnte sie sich allerdings nicht, denn der Dekan erhielt pro Amtszeit lediglich einen Gulden und wurde nicht gesondert bei den Promotionsgebühren berücksichtigt.[96]

Bevor King beim Schreiben seiner Autobiographie in seinem Almanach auf die Wahl zum Dekan gestoßen war, hatte dieser ihn an ein trauriges Ereignis erinnert, das er aufgrund der Systematik seiner Lebensbeschreibung allerdings an einer anderen Stelle notieren musste: *Am 30. April 1518 brachte meine Frau Agnes ein totes Mädchen zur Welt.* Hatte er für alle Kinder eine Seite reserviert, so wurde dieses Ereignis in Kings Manuskript an den untersten Rand des Blattes (5v) gedrängt. Im oberen Drittel hatte er Geburt, Taufe und Konfirmation der dritten Tochter Catharina vermerkt und den Rest der Seite frei gelassen, um im Laufe der Zeit Ergänzungen vornehmen zu können. *Quarta filia*, überschrieb King diesen Eintrag, wobei er bereits nach der ersten Zeile merkte, dass er mehr erinnerte als das bloße Datum – er reduzierte die Größe der Buchstaben. *Ich glaube, dass es an den schlimmen und schrecklichen Fieberträumen lag, die sie* [Agnes] *des Nachts heimsuchten. Durch ihre Schreie im Traum erschrak sie mich dermaßen, dass ich deswegen später selten ruhige Nächte verbrachte. Die Tochter wurde auf dem St. Jakobs-Friedhof begraben.*[97] Die Annahme, dass Eltern im Mittelalter

[95] Vgl. Ankwicz-Kleehoven, »Bücherzeichen« (1947/48), S. 8.

[96] Vgl. Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 26.

[97] King, AB, S. 217*: *Anno dominicae incarnationis M.D.xiii trigesimo die Aprilis peperit uxor mea Agnes filiam mortuam; credo ego propter grave et horribile somnium, quod in nocte habuit de igne, et clamavit in somno meque adeo terruit, quod postea raro habui quietas noctes propter somnia sua. Sepulta est apud S. Jacobum*. Vgl. auch das Manuskript UBT, *Mh 819: Familien-Notizen Kingsattler*, Bl. 5v.

aufgrund der hohen Kindersterblichkeit kaum emotionale Bindung zu ihren Kindern aufbauten, war lange Zeit umstritten, wird heute in dieser Deutlichkeit jedoch nicht mehr vertreten.[98] Kings vornehmliche Sorge um seinen Schlaf und die marginale Position seiner vierten Tochter, die in seiner Autobiographie nicht einmal einen Namen erhielt, zeugt nicht von einer besonders emotionalen Bindung. Dagegen spricht allerdings, dass die Tochter ebenso auf dem Gedächtnismal aufgeführt wurde wie alle anderen Kinder; dort ist sie als fünfte von rechts dargestellt und erhielt einen Namen. Das Banner über ihrem Kopf trägt den Schriftzug *Angnes*.[99] Bereits 13 Monate später sollte Kings Frau mit Barbara eine weitere Tochter zur Welt bringen.

Ein Haus beim Schloss für die Familie

Spätestens zu diesem Zeitpunkt zog die fünfköpfige Familie bei den Stoffels aus und richtete sich in einem Haus direkt unterhalb des Schlosses ein. Am Abend des 25. Juli 1518 übernahm King von Gall Wagner das Haus mit Garten in der Burgsteige (Nr. 141).[100] In Kings Nachlassinventar von 1536 wurde vermerkt: *Item Hauss sampt dem Gerttlin an der Burgstaig, zwischen Caspar Schniderns, unnd Ulrichen Morhart gelegen deshalb letzter Übergab unnd Vertigungbrieff laut allso, Ich Gall Waggner Bürger zuo Tubwingen etc. Endet uff Jacobi Apostoli Abennt Anno etc. achtzehenn.*.[101]

King mag das Haus schon früher gekauft und bezogen haben, doch ab dem 25. Juli 1518 war er endgültig Besitzer dieses Hauses. Im Inventar ist ausdrücklich vom letzten Übergabe- und Fertigungsbrief die Rede, denn weitere sieben alte papierne Kaufbriefe und Quittungen über abgeleistete Zahlungen und Zinsen, die das Haus an der Burgsteige betreffen, deuten darauf hin, dass Kingsattler schon in der Zeit zuvor Schulden abtrug, bis das Haus 1518 endgültig in seinen Besitz überging.[102] Der Zeitpunkt scheint zugleich ungünstig wie günstig: Mit den Gebühren für die Promotion zum Doktor beider Rechte und allen damit verbundenen Kosten hatte King die Mitgift seiner Frau, wie oben beschrieben, wahrscheinlich nahezu halbiert. Seiner Lebensbeschreibung zufolge dürfte er über kein weiteres Eigenkapital verfügt haben, zu prekär waren seine Lebensumstände bis zu diesem Zeitpunkt

[98] Vgl. Orme, *Children* (2001) und Beer, *Eltern* (1990), S. 310f. und explizit auf Ariès' These bezugnehmend Classen, »Consequences« (2005).

[99] Die sechste Tochter, die nach nicht einmal drei Monaten am 24.09.1522 verstarb, wurde ebenfalls auf den Namen Agnes getauft und ist auf dem Gedächtnismal direkt neben dem Allianzwappen in der Mitte in weißem Kleid dargestellt.

[100] Die Nummern in Klammern hinter den jeweiligen Hausbesitzern verweisen auf den Katasterplan von Tübingen aus dem Jahr 1819, s. Abb. 6; als Beigabe zu Sydow, *Geschichte* (1974), auch über die Homepage des Stadtarchivs Tübingen abrufbar: http://www.tuebingen.de/43.html#45.

[101] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 6r. Kaspar Baumann Schnider (Nr. 140) war kein Universitätsangehöriger und wurde 1544 mit einem Gulden besteuert; Ulrich Morhard (Nr. 142), am 20. Mai 1523 als *impressor* inskribiert, mit vier; vgl. Rau, *Steuerlisten* (1970), S. 25, 52 und Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 247 mit Anm. zu 49a.

[102] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 6r: *Papyern allt Kouffbrieff auch Quittantzn der Zahlung unnd abgeleister zinshalb beriert Haus an der Burgstaig betreffendt*.

gewesen, so dass die Anzahlung und die ersten Raten für das Haus die Mitgift restlos aufgebraucht haben dürften. Auf der anderen Seite verfügte er nun zwar nicht über ein hohes Einkommen, viel wichtiger aber scheint, dass seine Zukunft an der Tübinger Universität als gesichert gelten konnte. Dass an der Juristenfakultät eine Hierarchie herrschte, bei der die Professoren mit fortschreitendem Dienstalter eine Art *cursus honorum* durchliefen, war King in seinen Tübinger Jahren nicht verborgen geblieben. Er konnte in naher Zukunft auf seinen Aufstieg in dieser Rangfolge hoffen und seine Hoffnungen wurden im Gegensatz zu denen von Eck in Freiburg nicht enttäuscht.

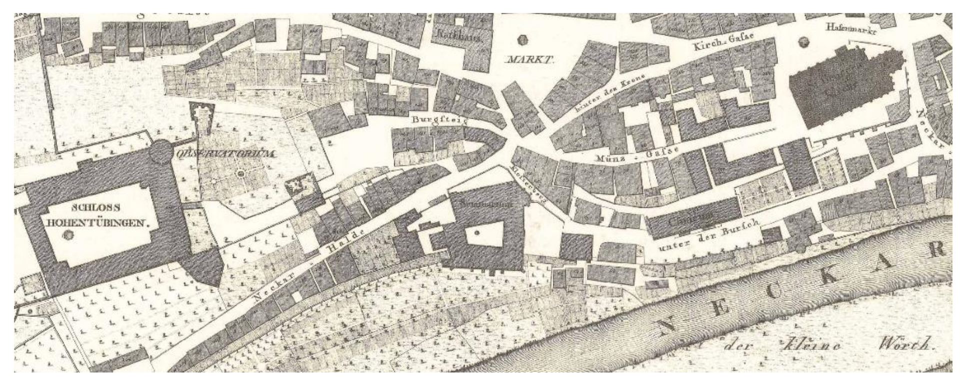


Abb. 6. Ausschnitt aus dem Tübinger Katasterplan von 1819, Lithographie von Conrad Kohler; Stadtarchiv Tübingen D30/K234.

Zunächst zurück zu seinem Haus in der Burgsteige. Bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts lebten in diesem Bereich direkt unterhalb des Schlosses keine ausgezeichneten Personen, sondern vor allem Burghandwerker.[103] Mit dem Einzug der Universität 1477 erfuhr die Burgsteige jedoch eine Aufwertung, die sich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fortsetzte.[104] Allerdings stellte der Erwerb von Grundbesitz in der Stadt durch Universitätsangehörige ein Problem dar, denn die *cives academici* waren durch den Freiheitsbrief Graf Eberhards aus dem Jahr 1477 grundsätzlich von den Steuern befreit.[105] Da die Stadt Tübingen jährlich eine feste Steuersumme an den Landesherrn abzutreten hatte, die auf die einzelnen Haushalte verteilt wurde, hätte sich die Umlage für diejenigen, die nicht von ihr befreit waren, durch jeden weiteren steuerfreien Grundbesitzer erhöht. Diesem Problem war 1486 begegnet worden, indem Graf Eberhard am 26. April verordnete, dass diejenigen Universitätsangehörigen (*der Universitet zu Tüwingen zugewandten*), die steuerbare Güter erwürben oder erbten, weiterhin die Steuern für diese zu entrichten hätten.[106]

[103] Vgl. Sydow, *Geschichte* (1974), S. 60f.
[104] Vgl. ebd.
[105] Vgl. im Folgenden Thümmel, »Universität« (1977), S. 38f. Vgl. auch Teufel, *Universitas* (1977), S. 66 mit Anm. 92.
[106] Vgl. die Verordnung von Graf Eberhard vom 21. April 1486 bei Roth, *Urkunden* (1877), S. 140f.

King war demnach nicht von sämtlichen Steuern befreit; so ist zu erklären, dass er und seine Kollegen in den Tübinger Steuerlisten aufscheinen, die einen umfassenden Einblick in die Tübinger Vermögensverhältnisse gewähren.[107]

Ähnlich wie Willibald in Padua zog es King in Tübingen ins Zentrum der Gelehrsamkeit. Geographisch und sozialtopographisch bewegte er sich dabei nach oben, direkt unter das Schloss in gute Nachbarschaft. Die Herdstättenliste aus dem Jahr 1525, die die Steuerwerte der einzelnen Wohnungen und Häuser angibt, zeugt von Kings neu errungenem Wohlstand.[108] Sein Vermögen wurde auf 300 Gulden geschätzt, womit er nicht nur über dem Tübinger Durchschnitt von 50 bis 150 Gulden, sondern auch über den Verhältnissen seiner direkten Nachbarschaft anzusiedeln ist.[109] Zu seiner Linken wurde Friedrich Volmers' Vermögen auf 200 (Nr. 142), gegenüber das der Witwe von Hans Yselin (Nr. 143) auf 100 Gulden und zu deren Linken Martin Götelfingers (Nr. 144) und Claus Schnyders Vermögen (Nr.145) noch weit geringer geschätzt.[110] Zur Rechten der Yselins allerdings wurden *Doctor Bernhartz'* (Nr. 136, 450 Gulden) und des Stadtschreibers (250 Gulden) Vermögen sowie zwei Häuser rechts von King, im Übergang von der Burgsteige in die Münzgasse, das von Doktor Kaspar Forstmeister (Nr. 134, 600 Gulden) ungleich höher veranschlagt.[111] Bis zum Jahr 1529, wenigstens elf Jahre, lebte King mit seiner Familie in dem dreigeschossigen Haus in der Burgsteige. Es blieb bis zu seinem Tod in seinem Besitz und wurde auch danach weiterhin vermietet: Die Pfleger seiner minderjährigen Kinder vermerkten in ihrer Abrechnung über Einnahmen und Ausgaben, dass Konrad Ebinger 1534 elf, im darauffolgenden Jahr noch sieben Gulden für die Miete des Hauses in der Burgsteige entrichtete.[112] Im Jahr 1544 wurde Magister Mathias Garbitius Illyricus (* um 1505) mit sechs Gulden und sieben Batzen in diesem Haus besteuert. Das Haus blieb nicht nur im Besitz eines Universitätsangehörigen, sondern auch in dem der Familie Kingsattler, denn Illyricus hatte Anfang Februar 1538 Kings zweite Tochter Margaretha geheiratet.[113] Im Jahr 1563 wurde das Haus an den Tübinger Magister Leonhard Engelhard (1526–1602) verkauft:[114] Sage und schreibe 800 Gulden musste er aufbringen, davon 400 Gulden in bar und die anderen 400 nach und nach bei einem Zins von fünf Prozent. Das Haus hatte

[107] Dass die Universitätsverwandten – dazu zählen auch die Mägde oder Kinder verstorbener Doktoren und Magister – in der Türkensteuerliste von 1544 von den Tübinger Bürgern an anderer Stelle aufgeführt wurden, spricht wiederum für ihren Sonderstatus; vgl. Rau, *Steuerlisten* (1970), S. 52–56.

[108] Vgl. Rau, *Steuerlisten* (1970).

[109] Vgl. ebd., S. 25: *Doctor Hans Küngen* 300. Vgl. auch Seigel, *Gericht* (1960), S. 55.

[110] Vgl. Rau, *Steuerlisten* (1970), S. 25.

[111] Ebd., S. 23, 25. Hinter Dr. Bernhartz verbirgt sich Thomas Berner aus Veringen, der 1511 an der Universität Tübingen zum Doktor der Medizin promoviert und 1512 für drei Jahre angestellt wurde; vgl. Kötz, »Matrikeln« (2008), S. 286 und Zeitler, *Liber* (1978), S. 86.

[112] Vgl. UAT, *285/2: Dr. iur. Johann König Pflegschaft für seine Kinder* 1534–1543, März 1536, Bl. 5r.

[113] Maier, »Garbitius« (1934).

[114] Vgl. UAT, *5/15: Liber insinuationis contractuum,* 1563, Bl. 2v.

somit eine enorme Wertsteigerung (weit über 100 Prozent) erfahren, denn im Jahr 1525 war Kingsattlers Gesamtvermögen, inklusive Haus, auf lediglich 300 Gulden taxiert worden.[115]

Es darf an dieser Stelle nicht vergessen werden, dass Kingsattler bei aller Hoffnung, bald eine besser besoldete Lektur an der juristischen Fakultät zu erhalten, lediglich für ein Jahr angestellt worden war. Seine Hoffnung auf eine Vertragsverlängerung und -verbesserung muss einem Vertrauen in diese gleichgekommen sein, denn der Kauf des Hauses spricht eindeutig für seine langfristigen Pläne in Tübingen. Als promovierter Jurist standen seine Chancen vergleichsweise gut und die weiteren Anstellungen, wie er selbst und der *liber conductionum* sie verzeichneten, gaben ihm Recht. Nur drei Monate nach dem Kauf des Hauses, acht Monate nach seiner ersten Anstellung, wurde seine Lektur über die Institutionen verlängert (*continuatus*). Zwei weitere Jahre sollte King die Einführungsvorlesung in den Rechten halten bei einer Vergütung von 55 im ersten und 60 Gulden im zweiten Jahr. Es war absolut üblich, kurzfristige Verträge zu schließen, eine Anstellung auf Lebenszeit stellte die Ausnahme dar. Die 16 potentiellen Fehltage, die King laut Anstellungsbuch gewährt wurden, erwähnte er in seiner Autobiographie nicht, genauso wenig den nächsten Vertragsabschluss: Am 20. August 1520 wurde *Johannes Konig* bei einem Gehalt von 60 Gulden und einer Zulage von 10 Gulden für weitere fünf Jahre angestellt.[116] Die potentiellen Fehltage erhöhten sich auf zwanzig, was nicht ohne Interesse ist, denn er ging bereits anderweitigen Verpflichtungen nach, wie die Schilderungen der weiteren Geburten belegen.

Am 19. Mai 1519, zwischen vier und fünf Uhr morgens, war Kings fünfte Tochter zur Welt gekommen. Sie wurde nach Kings Großmutter mütterlicherseits auf den Namen Barbara getauft und erhielt am selben Tag prominente Taufpaten: Johannes von Fridingen, der Abt des Klosters Bebenhausen, und Agnes Keser, die Frau des Juristen Philipp Erer, der bald darauf Advokat in Stuttgart wurde.[117] King weilte just an diesem Tag auf dem Landtag des Schwäbischen Bundes in Esslingen, wie er selbst schrieb. Im März und April des Jahres 1519 war der Bund militärisch gegen Herzog Ulrich von Württemberg vorgegangen, der nach Kaiser Maximilians

[115] Vgl. Rau, »Burgsteige« (1967), S. 32: Bis ins Jahr 1644 blieb das Haus im Besitz von Universitätsangehörigen.

[116] Vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 22.

[117] King, AB, S. 217*: *Anno salutis redditae M. D. xix die xix Maii mane infra quartam et quintam horas eadem Agnes uxor mea legitima peperit filiam, quae eodem die in ecclesia parrochiali Tubinge baptisata est et vocata Barbara, quod fuit nomen aviae meae paternae. Levaverunt eam de sacro fonte dominus Joannes de Fridingen, canonicus ecclesiae cathedralis Wormaciensis, et Agnes Keserin, uxor doctoris Philippi Erer, me tunc existente in Esslingen in dieta Suevicae confederationis.* Vgl. zu Johannes von Fridingen Sydow/Maurer, *Bebenhausen* (1984), S. 245f.; Erer war laut Tübinger Steuerlisten wohlhabender als King: Er wurde mit 400 Gulden veranschlagt und wohnte in Kings unmittelbarer Nachbarschaft (Nr. 103); vgl. Rau, *Steuerlisten* (1970), S. 23.

Tod, am 12. Januar 1519, die Sedisvakanz genutzt und die Freie Reichsstadt Reutlingen überfallen und eingenommen hatte.[118] Ulrich unterlag den Bundestruppen und im April eroberten sie Tübingen, wohin sich Ulrich zurückgezogen hatte. Seit dem 18. Mai verhandelten die Mitglieder des Bundes auf dem Bundestag in Esslingen darüber, was mit dem Herzogtum Württemberg geschehen sollte, da eine Zerschlagung und Zuteilung der einzelnen Gebiete an die Bundesmitglieder durch die reichsrechtlich garantierte Unteilbarkeit Württembergs unmöglich war. Wahrscheinlich beriet King die Ehefrau Herzog Ulrichs, Sabina von Bayern, die um das Wohl ihrer Kinder, insbesondere um das Erbe ihres Sohnes Christoph besorgt war, während seine eigene Tochter Barbara in Tübingen zur Welt kam und getauft wurde. Bei Annas Geburt, vier Jahre zuvor, war er als Rektor des Pädagogiums in der Pfauenburse noch damit beschäftigt gewesen, dass die Scholaren ihre Veranstaltungen besuchten und bezahlten – nun beriet er die Ehefrau seines Landesherrn in reichspolitischen Fragen.

Bis ans Ende seiner Tage

Die nächsten drei Jahre, bis Ende Oktober 1523, waren außerordentlich erfolgreich für King: Zunächst wurde am 1. März 1522 sein Vertrag *ad dies vite sue*, auf Lebenszeit, verlängert.[119] Einige Jahre zuvor, etwa 1510, hatte sich die Universität noch gegen solche Anstellungsverhältnisse gewehrt. Das Ersuchen Herzog Ulrichs, Johannes Gentner auf Lebenszeit anzustellen, wurde abgelehnt. Wenn die Lekturen der Juristen auf Lebenszeit besetzt würden, so die Universität, bestünde die Gefahr, dass die Lektoren sich weniger um ihre *schüler* bemühten.[120] Außerdem würden andere Lektoren fordern, auf dieselbe Weise bestallt zu werden, woraus der Universität ein erheblicher *Nachtayl* entstünde.[121] In dieser Auseinandersetzung wird der grundlegende Unterschied der Tübinger Verhältnisse zu denen anderer Universitäten deutlich. Graf Eberhard hatte die Lekturen von den Chorherrenpfründen lösen lassen: Papst Sixtus IV. hatte 1482 auf seinen Antrag hin die Kanonikate der Tübinger Stiftskirche aufgehoben, ihre Inhaber abgefunden und die Pfründen zum größten Teil der Universität zur Verfügung gestellt. Durch diese Maßnahme saßen die Lektoren in Tübingen nicht auf lebenslänglichen Pfründen, sondern wurden meist nur kurzfristig angestellt, um höhere Flexibilität zu gewährleisten hinsichtlich

[118] Vgl. zum Folgenden Carl, *Bund* (2000), S. 443–451 mit Verweis auf ältere Literatur, z. B. die ausführliche Ereignisgeschichte bei Ulmann, *Geschichte* (1867), S. 125–200.

[119] Zeitler, *Liber* (1978), S. 25: *Eadem die* [1. März 1522] *fuit conductus et perpetuatus egregius dominus doctor Johannes Kinig ad lectiones suam Institutionum ad dies vite sue, ita quod legat omni die legibili iuxta ordinationem, stipendio sexaginta florenorum adiunctione decem usque ad revocationem universitatis et quod possit negligere quadraginta lectiones in anno questus causa et non ultra*. Vgl. auch Finke, *Professoren* (2011), S. 166.

[120] Roth, *Urkunden* (1877), S. 120.

[121] Ebd. Vgl. grundsätzlich auch Finke, *Professoren* (2011), S. 53f.

Neubesetzungen und finanzieller Anreize.[122] 1522 wurde mit diesem Prinzip gebrochen und nicht nur die Juristen Heinrich Winkelhofer, Kaspar Forstmeister, Johannes Hemminger, Georg Simler und Johannes Kingsattler auf Lebenszeit angestellt, sondern auch der Theologe Balthasar Käuffelin und der Ordinarius für Medizin Rudolph Unger.[123]

Finke stellt fest, dass die Lektoren vor der Willkür der österreichischen Regentschaft geschützt werden sollten. Der zukünftige Regent hatte sicher kein Interesse daran, die hochqualifizierten Juristen als Gesandte und Berater einzusetzen, die einst Herzog Ulrich unterstützt hatten. Er hätte die Lekturen mit unvorbelastetem Personal besetzen können, nachdem die kurzfristigen Verträge ausgelaufen wären – dieses Vorgehen war ihm jetzt nicht mehr möglich. Dass auch die Ordinarien für Theologie und Medizin auf diese Weise angestellt wurden, war vor dem Hintergrund der abschlägigen Begründung von 1510 nur konsequent. King führte diesen Vertragsabschluss ebenfalls in seiner Autobiographie an, wobei es ihm wichtig war, seine Pension im Krankheitsfall zu betonen: *Selbst, wenn es mir unmöglich sein sollte, meine Vorlesungen zu halten, sollte ich im ersten Jahr das volle, danach die Hälfte meines Gehaltes bekommen.*[124] Mehr Sicherheit als mit dieser Anstellung konnte es nicht geben. 60 Gulden Jahresgehalt stellten zwar ein gutes Einkommen dar, nahmen sich jedoch im Vergleich zu dem anderer Rechtsprofessoren oder auch zu denen von Johannes Eck und Willibald Pirckheimer gering aus.[125]

King berichtete in seinen Familiennotizen weiter von seinen universitären Anstellungen. Eine davon ist so im *Liber conductionum* nicht nachzuweisen. Ihm wurde knapp drei Monate nach seiner Anstellung für die Institutionen auf Lebenszeit, am 27. Juni, die ordentliche Vorlesung im Kirchenrecht über den *Liber Sextus* und die *Clementinen* übertragen.[126] Heinrich Winkelhofer war im Juni von Ferdinand, der mittlerweile die Herrschaftsrechte Kaiser Karls V. in Württemberg vertrat, zu seinem Kanzler ernannt worden, so dass die Lektur im Kirchenrecht frei wurde und King vertretungsweise in diese Position aufrücken konnte.[127] Sein Gehalt betrug

[122] Vgl. Haller, *Anfänge I* (1927), S. 30f. und ausführlicher Teufel, *Universitas* (1977), S. 128–136.

[123] Vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 23–26. Bei Käuffelin ist der Wortlaut identisch mit dem der anderen (*conductus et perpetuatus*), jedoch fehlt das *ad dies vite sue*.

[124] King, AB, S. 215*: *Quod si contingeret me inutilem fieri ad legendum, deberem tunc per integrum annum posse percipere totum stipendium, sed postea solum medium.*

[125] Vandermeersch, »Universitätslehrer« (1996), S. 200: „An den deutschen Rechtsfakultäten des 15. und 16. Jahrhunderts stieg die Obergrenze der dort üblichen Gehälter von 140 Gulden um 1520 auf 200 um 1540 und 300 um 1560." Eck erhielt aus seiner Eichstätter Domherrenstselle 100 Gulden, darüber hinaus weiter in Ingolstadt angesiedelte Pfründen und schließlich noch ein Gehalt vom Herzog über 200 Gulden, vgl. Greving, »Pfründen« (1917).

[126] Vgl. King, AB, S. 215*: *Postea eodem anno xxvii die Junii sum conductus ad ordinariam lectionem Sexti et Clementinarum stipendio nonaginta florinorum*. Im Anstellungsbuch findet sich der erste Eintrag für diese Vorlesung für den 29. Oktober 1523, bei dem jedoch ausdrücklich von einer Vertragsverlängerung (*continuatus*) die Rede ist; vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 39.

[127] Vgl. zu den Hintergründen Finke, *Professoren* (2011), S. 389–391.

nunmehr 80 Gulden bei einer vorbehaltlichen Zulage von 10 Gulden; jene Sicherheit aus der lebenslänglichen Anstellung für die Institutionenvorlesung ging ihm dabei nicht verloren.

Anwalt

Bei 30, im Ausnahmefall 40, möglichen Fehltagen konnte Kingsattler auch zur Genüge seinen anderen Tätigkeiten nachgehen, denn kurz zuvor hatte er außerhalb der Universität von Winkelhofers neuer Position als Württembergischer Kanzler profitiert.[128] Noch bevor King die Vorlesung zum *Liber Sextus* und den *Clementinen* übernommen hatte, wurde er an Stelle von Winkelhofer von zehn oberschwäbischen Prälaten im Schwäbischen Bund bei einer jährlichen Besoldung von 40 Gulden als *advocatus* engagiert.[129] Selbst wenn er nicht das Ansehen eines Ulrich Zasius besaß und er für seine Beratertätigkeit nicht so phantastische Honorare erhielt wie Martin Prenninger, brachten King diese Tätigkeiten einen erheblichen Nebenverdienst ein.[130] King vertrat die im Schwäbischen Bund gut organisierten Prälaten vor dem Bundesgericht längerfristig; wenigstens bis 1532 stand King als Rechtsberater in ihren Diensten.[131]

Spätestens in diesem Moment war King zum Experten geworden. Er bewegte sich nun nicht mehr ausschließlich im universitären Milieu, sondern sein kulturelles und soziales Kapital wirkten als symbolisches über die Grenzen des gelehrten Feldes hinaus. Ein halbes Jahr später, im Januar 1523, wurde er erneut um sein juristisches Sonderwissen angefragt; diesmal von der Stadt Memmingen, die ihn bei einem jährlichen Gehalt von zwanzig Gulden in einem Rechtsstreit mit den Besitzern der Eisenburg angestellt hatte. King vermittelte im Zuge der Fehde, die 1522 von den Memmingern gegen die Besitzer der Herrschaft Eisenburg, Sebastian von Berwangen und Hans Jungenauer, angezettelt worden war. Diese hatten zuvor wegen eines Streites um die Jagdrechte den Memminger Patrizier Stoffel Sättelin und dessen Knecht erschlagen, was die Memminger zum Zug gegen die Burg veranlasste.[132] Diese Anstellung sollte Kingsattler bis 1532 erhalten bleiben, wie er in seiner Autobiographie später ergänzte.[133] Das Nachlassinventar zeugt von dieser

[128] Vgl. ebd., S. 389.

[129] King, AB, S. 215*: *Eodem anno die xiii eiusdem mensis conductus sum per decem prelatos Suevos, qui sunt de imperio, ut essem eorum advocatus, stipendio annuo XL florinorum.*

[130] Vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 236–262, 256f. Martin Prenninger will innerhalb von 12 Jahren mehr als 300 Gutachten geschrieben haben. Wenn er für jedes, wie er Geiler von Kaysersberg schrieb, 40 Gulden verlangt und bekommen hätte, wären ihm allein aus dieser Tätigkeit 12 000 Gulden zugegangen.

[131] Böhme, »Kollegium« (1987), S. 277, führt King zwar als Heinrich, es kann sich aber nur um Johannes handeln. Vgl. grundsätzlich Carl, *Bund* (2000), S. 140–149.

[132] Vgl. Unold, *Geschichte* (1826), S. 133.

[133] King, AB, S. 215*: *Postea in mense Januario anno 1523 conductus sum a Memmingensibus annuo stipendio xx florenorum, ut essem advocatus in causa quadam quam habuerunt contra possessores castri Eisenpurg;* **expiravit illa conductio anno 1532**. *…* später nachgetragen, vgl. UBT, *Mh 819: Familien-Notizen Kingsattler*, Bl. 3v.

Anstellung: Allein sechs Akten, davon manche in mehreren Büscheln, wurden dort in Zusammenhang mit dieser Angelegenheit vermerkt.[134]

Darüber hinaus wurde King im Januar 1532 bei einem Jahresgehalt von 30 Gulden von dem hochadligen Wilhelm von Waltburg angestellt.[135] Ähnlich wie bei seinen universitären Anstellungen vermerkte er nicht alle außeruniversitären Aufträge. Der Notar Gabriel Sattler führte unter der Rubrik *Ratschlaige* in Kings Nachlassinventar 30 von King verfasste *Consilia* auf, von denen 26 nicht näher bestimmt wurden, bei vier wurden weitere Auftraggeber Kings benannt: die ritteradligen Geschlechter von Baldeck und von Habsberg, der Abt von Kloster Salmannsweiler sowie Jörg Truchsess und Graf Heinrich von Helfenstein.[136] Der Notar vermerkte, dass noch weitere zusammengebundene Gutachten vorlagen, die jedoch nicht im Einzelnen benannt wurden.[137] Weitere Akten wurden im Inventar aufgeführt, die nicht näher zu bestimmende Rechtshändel betrafen, zum Beispiel eine Angelegenheit der Reichsabtei Ochsenhausen oder Herzog Ulrichs.[138]

Mit dem Erwerb des Doktortitels hatte King sein inkorporiertes in institutionalisiertes kulturelles Kapital umgewandelt und bald wirkte es als symbolisches Kapital. War er zuvor nicht weniger intelligent gewesen, hatte er vor seinem öffentlichen Examen nicht weniger gewusst als danach, so machte dieser Einsetzungsritus den entscheidenden Unterschied. Nicht nur von der Universität bekam er nun ein ansprechendes Gehalt, sondern auch außerhalb wurde sein Wissen in Rechtsangelegenheiten anerkannt und angefordert. Mit den Doktorinsignien und der *licentia ubique docendi* zeichnete er sich innerhalb des gelehrten Feldes, innerhalb der Universität als Fachmann unter Fachleuten aus. Als Anwalt wurde er aus einem anderen Feld angerufen und somit zu einem Experten in Sachen Jurisprudenz gemacht. Die Prälaten, die Stadt Memmingen sowie Wilhelm von Waldburg vertrauten auf sein spezielles Wissen und seine juristische Expertise. Es ist wahrscheinlich, dass sich sein einstiger Examinator, Heinrich Winkelhofer, bei Kings lukrativer Anstellung als Prokurator der Prälaten im Schwäbischen Bund für diesen ausgesprochen hatte und somit auch soziales Kapital explizit im Spiel war. Ausschließlich wegen dessen Fürsprache hätte King die Anstellung jedoch nicht so lange innegehabt. Winkelhofer hätte sich lächerlich gemacht, seine eigene Position aufs Spiel gesetzt, wenn King seinen Vertrauensvorschuss nicht eingelöst und die Erwartungen der Prälaten enttäuscht hätte.

---

[134] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 18v.

[135] King, AB, S. 215*: *Postea in mense Januario sum conductus annuo stipendio xxx florenorum a Wilhelmo Truchsess barone de Waltpurg anno 1532.* Auch dieser Eintrag wurde von King nachträglich hinzugefügt, woraus sich der *terminus ante quem* für die erste Redaktionsstufe von vor 1532 ergibt. Zu Wilhelm von Waldburg-Trauchburg, dem Reichserbtruchsess und Obersthofmeister König Ferdinands in Wien, vgl. ausführlich Vochezer, *Waldburg* (1900), S. 122–306.

[136] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 18v.

[137] Ebd.: […] *unnd sonst mancherley Hanndlungen zusammen gebunndenn.*

[138] Ebd., Bl. 18v, 19r

King kaprizierte sich jedoch nicht auf diese Rolle, ließ sich nicht vollständig auf die des Ratgebers und Rechtsbeistandes festschreiben. Seine Anstellung für den *Liber Sextus* und die *Clementinen* wurde 1523, 1524 und 1526 kurzfristig verlängert und 1529 längerfristig auf fünf Jahre, wobei er immer sein Rückkehrrecht auf die 1522 übertragene lebenslängliche Lektur der Institutionen hätte geltend machen können.[139] Seit seiner Übernahme der Vorlesung im Kirchenrecht wurden ihm bei jedem Vertragsabschluss 30 Fehltage zugesprochen. Eingedenk der Aufgaben, die er als Rechtsbeistand regelmäßig erfüllte, und weiterer Termine, die er in Diensten der Universität auch außerhalb Tübingens bald wahrnahm, hätten es weniger *egressiones* nicht sein dürfen, sonst hätte King Strafe zahlen müssen.[140] Vorlesungsfreie Zeit sowie Feier- und Promotionstage, an denen keine regulären Vorlesungen gehalten werden durften, reduzierten die *dies legibiles* im Jahr ohnehin auf lediglich 130 bis 150, so dass 30 bis 40 mögliche Fehltage eine enorme Summe bedeuteten.[141]

Bibliothek

Kings Bibliothek, in die das von Gabriel Sattler penibel geführte Nachlassinventar Einblicke ermöglicht, spiegelt die zwei Bereiche seiner Tätigkeit. Wie für Willibald festgestellt, muss auch King die aufgeführten Bücher nicht alle gelesen, geschweige denn sie intensiv bearbeitet haben.[142] Nichtsdestoweniger ermöglichen die 83 Titel Rückschlüsse auf Kings Interessen und zeugen zugleich von seinem erworbenen Wohlstand. Hatte King 1513 noch mühevoll all sein Geld zusammenkratzen müssen, um sich einen Grundstock an Büchern zuzulegen, verfügte er am Ende seines Lebens über eine stattliche Privatbibliothek, die nach seinem Tod anderen Professoren als Fundus diente. Bartholomäus Amantius lieh elf besonders umfangreiche juristische Werke, darunter eine fünfbändige Ausgabe des *Corpus iuris civilis*, für die der Nürnberger Buchführer Heinrich Kepner 30 Jahre zuvor allein zehn Gulden von Lorenz Beheim verlangt hatte.[143] Dass ausgerechnet Bartholomäus Amantius diese Werke benötigte, ist insofern bemerkenswert, als er später selbst eine umfangreiche Bibliothek im Wert von 1500 Gulden besitzen sollte.[144] Der nahezu

[139] Vgl. Zeitler, *Liber* (1978), S. 96 und Finke, *Professoren* (2011), S. 166f.

[140] Vgl. Roth, *Urkunden* (1877), S. 85f. und Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 62–65.

[141] Verger, *Gens* (1998), S. 139–157, hier S. 147.

[142] Um dies nachzuweisen, müssten die potentiellen Ausgaben der Werke ausfindig gemacht werden, um sie auf Besitzvermerke, Glossierungen oder überhaupt Gebrauchsspuren hin zu untersuchen. Stichproben waren in den Bibliotheken in Tübingen, München und Stuttgart jedoch nicht von Erfolg gekrönt.

[143] Bei den anderen von Amantius geliehenen Werken handelt es sich um 1. Johannes de Plateas Kommentare zu den Institutionen, 2. das *Repertorium iuris utriusque* des Giovanni Bertachini, 3. Panormitanus' fünfbändigen Kommentar zu den Dekretalen, 4. die *Summa Hostiensis/Aurea*, 5. ein fünfbändiges *Corpus iuris civilis*, 6. ein dreibändiges *Corpus iuris canonici*, 7. einen fünfbändigen Kommentar des Bartolus zum Römischen Recht, 8. einen dreiteiligen des Paulus de Castro, Institutionenkommentare von Heinrich von dem Birnbaum (9.), Christophorus Portius (10.) und Jason de Mayno (11.). Vgl. UAT, *285/3: Inventar King* (1536), Bl. 34r/v.

[144] Vgl. Ludwig, »Bartholomäus« (2002), S. 130.

ungeminderte Wert der Werke zeigt sich darin, dass sie auch nach Amantius' Aneignung noch zu einem stolzen Preis verkauft wurden: 1538 erstand Konrad Schot Kings Kommentare von Paulus de Castro und Nikolaus de Tudeschi zum Römischen Recht sowie den von Henricus de Segusio (*Summa Hostiensis* oder *Aurea*) zum Kirchenrecht für insgesamt elf Gulden.[145]

Während in anderen Inventaren, zum Beispiel wohlhabender Kaufleute, lediglich Laden mit Büchern genannt werden, nicht jedoch die einzelnen Titel, wurde in anderen Tübinger Gelehrteninventaren genauso verfahren wie bei King.[146] Im Inventar von Kings Nachbar, dem Doktor beider Rechte Heinrich Ebinger, wurden die hinterlassenen Bücher auf 15 Seiten nachgewiesen – an erster Stelle Nauclers Weltchronik.[147] Das detaillierte Verzeichnen der Bücher stellt somit eine Besonderheit des gelehrten Feldes dar, denn der Notar der Universität wusste um den herausragenden ideellen und ökonomischen Wert der gelehrten Bibliothek.

Kings Bücher zeugen von einer auf die Rechtswissenschaften und die juristische Praxis spezialisierten Bibliothek und bestätigen die zuvor identifizierten Rollen als Lektor der Rechte und Anwalt. Mehr als die Hälfte seiner Bücher entstammt diesem Wissensgebiet. Neben den eigentlichen Gesetzessammlungen, die ebenso an Amantius verliehen wurden,[148] finden sich die mehrbändigen Kommentare von Bartolus oder Johannes de Platea,[149] darüber hinaus juristische Einführungswerke wie der *Modus legendi abbreviaturas in utroque iure* oder Sebastian Brants *Expositiones in utroque jure*.[150] Der gut informierte Besucher seiner Bibliothek hätte ebenso schnell um Kings praktische Tätigkeit gewusst. Mit zwei Ordnungen des Schwäbischen Bundes (der *zehn-* und *elfjährigen Einigung*), der *Reformation der Statt Wormbs* oder dem *Layenspiegel* lagen partikulare Rechtsordnungen in seinen Regalen, mit denen King sich regelmäßig befasste; selbst die in der Einleitung angeführte Formularsammlung von Alexander Huge, die *Rhetorica und Formulare Teutsch*, fehlte nicht. Der Bücherliste ist ebenso zu entnehmen, dass King einige Zeit an der artistischen Fakultät studiert und gelehrt hatte, denn er besaß zum einen mehrere Grammatiken: die von Jakob Heinrichmann, Guarinus Veronensis, Jakob Wimpfeling und den oben erwähnten alten Donat – bezeichnenderweise ist das *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei jedoch nicht aufgeführt;[151] Konrad Summenharts *Commentaria in Summam Physicae Alberti Magni* oder Johannes Versors *Expositio in Summulas Logice Petri Hispani* weisen

---

[145] UAT, *285/2: Dr. iur. Johann König Pflegschaft für seine Kinder* (1538), Bl. 6r. Konrad Schot wurde 1544 in Tübingen zum Doktor beider Rechte promoviert, vgl. RAG.

[146] Simon-Muscheid, *Dinge* (2004), S. 429ff.: Das Inventar der Waltburg Frybergerin aus dem Jahr 1532 in Basel verzeichnet lediglich „5 gebundene Bücher klein und groß" oder „eine Kiste voll gebundener alter Bücher".

[147] Vgl. UAT, *285/5: Inventar Heinrich Ebinger*, Bl. 13r–20r.

[148] S. o. Anm. 143.

[149] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 34r.

[150] Ebd., Bl. 15r, v.

[151] Ebd., Bl. 16r; s. o. Kapitel 3.2.

zugleich Kings philosophische Verortung bei den Realisten aus.[152] Einige wenige Schriften deuten auf Kings Besuch der theologischen Fakultät, so zum Beispiel die *Summa Angelica* des Angelus de Clavasio oder die Werke des Nicolaus d'Orbellis. Andere zeugen von Tübinger Lokalkolorit, wie die auch in Ebingers Inventar verzeichnete *Chronica Nauclerii*, die zweibändige Weltchronik des Tübinger Gründungsrektors Johannes Vergenhans[153] oder die Schriften Bebels (zum Beispiel *De Institutione Puerorum*).[154]

Wenn für Kings jugendliche *ambulatio* eine Affinität zur neuen Bildungsbewegung festgestellt wurde, so spiegelt sich diese auch in der Bücherliste des Inventars wider: Immerhin dreimal taucht Cicero auf, darunter gleich zweimal seine Schriften über die Pflichten, das Alter und die Freundschaft;[155] die Briefe des Franciscus Philelphus oder die *Disputationes Camaldulenses* des Christopherus Landinus deuten wenigstens auf Kings Interesse an der neuen Bildungsbewegung.[156] Durch die Dunkelmännerbriefe ist nicht automatisch auf Kings Engagement im Judenbücherstreit und der folgenden humanistischen Eskalation zu schließen. Die *Epistolae obscurorum virorum* waren ausgesprochen witzig und sind wie die von Johann Adelphus Muling herausgegebenen *Fazetien* von Hermolaus Barbarus und Marsilius Ficinus als Literatur, nicht in erster Linie als politische Positionierung zu betrachten. Dass King darüber hinaus *etlich biechlin reuchlini* besaß, deutet jedoch auf eine wenigstens passive Teilnahme am Reuchlinstreit hin.[157] Auffällig ist außerdem, dass kein einziges Werk Luthers im Inventar vermerkt wurde, dafür mehrere von Kings einstigen Prüfer Johannes Eck: die fünf Predigten über die Hoffnung, die Türken zu besiegen aus dem Jahr 1532 und *De Supremo Domino* (1532); außerdem besaß King die *Apologetica defensio contra Ioannem Eckium* (1519) von Ulrich Zasius, in der es nicht bloß um die persönlichen Animositäten zwischen Lehrer und Schüler ging, nicht bloß um das Heimzahlen der Kränkungen, die Zasius durch Eck erfahren hatte, sondern ebenso um die Zuständigkeitsbereiche der Fakultäten, zwischen denen King sich einst entschieden hatte – Theologie und Jura.[158] Selbst die Abwesenheit Luthers in Kings Bibliothek ist zu plausibilisieren, da er offenbar bis zuletzt ein Anhänger der Papstkirche blieb und sich aufgrund der späten Ankunft der Reformation in Württemberg nach seinem Tod im Jahr 1534 nicht unmittelbar mit Luther und seinen Anhängern auseinanderzusetzen brauchte – abgesehen von der Speyrer Protestation.[159]

---

[152] Ebd.

[153] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 15v.

[154] Ebd., Bl. 15v, 17r.

[155] Ebd., Bl. 15v, 16r, 17r.

[156] Ebd., Bl. 16r, v.

[157] Ebd., Bl. 17r.

[158] In diesem Fall ist offenbar die Ordnung beibehalten worden, denn die drei Johannes Eck betreffenden Werke stehen direkt hintereinander, vgl. ebd., Bl. 16v.

[159] S. u. in diesem Kapitel Anm. 174.

Ein Haus beim Hörsaal

Das Inventar spiegelt Kings Bibliothek in seinem Haus in der Münzgasse, wohin er im Jahr 1529 umzog. *Und zu der Zeit, als ich mich auf dem Reichstag in Speyer aufhielt, zog sie [Kings Frau, IT] mit den Kindern und dem Hausrat aus meinem Haus auf der Burg in mein größeres Haus in der Münzgasse in Tübingen, das ich unlängst gekauft hatte.*[160] Was ihn dazu veranlasste, ausgerechnet jetzt umzuziehen, kann letztgültig nicht geklärt werden. Dass der Umzug eine einschneidende Veränderung und eine soziale Grenzüberschreitung für King und seine Familie darstellte und deshalb so schnell wie möglich vollzogen werden musste, wird im Folgenden erläutert. Dass King in Speyer weilte, lässt den Zeitpunkt für den Umzug – Agnes war noch dazu im sechsten Monat schwanger – jedoch noch ungünstiger erscheinen.

Aus dem Haus in der erhöht gelegenen Burgsteige zog Kingsattler, was den physischen Raum betrifft, zwar hinunter, in Bezug auf Prestige und Status des sozialen Raums jedoch auf den Gipfel Tübingens – insbesondere des universitären Geschehens. Der Abstieg im physischen Raum war nur ein relativer, denn Kingsattler blieb weiterhin auf dem Hügel bei der Stiftskirche, zog nicht ins Tal zu den Handwerkern und Bauern. Auch für diesen Kaufvertrag sind *Incipit* und Datierung im Nachlassinventar überliefert. Schon aus diesen spärlichen Angaben wird deutlich, in welch illustre Nachbarschaft Kingsattler umsiedelte, und dass sein Haus zuvor nicht irgendjemandem gehört hatte [Abb. 6]: *Item Haus unnd Hoffraitlin sampt dem Schurlin inn der Münz, zwischen Her Rudolph von Ehingen Behausung und der Probsty gelegenn laut ains Kouffbrieffs so anfacht: ich Marsilius Prenninger, baider Rechte Doctor, Wirtzburgischer Kanzler etc. unnd enntlich, der gebenn ist uff Johannis Evangeliste (27. Dezember) Anno zwanzig und neun ist auch von gemeltem Doctor Marsilius underschrieben.*[161]

Es handelt sich um das Haus des Marsilius Prenninger, eines der wohlhabendsten und angesehensten Tübinger Juristen dieser Epoche. Er stand seinem Vater, Martin Prenninger, in Bezug auf Prestige und Reichtum in nichts nach.[162] Die Herdstättenliste veranschlagte sein Vermögen 1525 auf 700 Gulden (Nr. 90).[163] Nur eine Handvoll Tübinger Hofstätten wurde höher geschätzt. Das Haus lag zwischen dem sogenannten Blaubeurer Hof (Nr. 91) zur Linken, dem Haus des mit 450 Gulden veranschlagten Rudolf von Ehingen[164] und der Propstei (Nr. 87) zur Rechten. Gegenüber wohnte Juncker Ernst von Fürst (Nr. 76 und 77),[165] dessen Vermögen 1525 schon mit 450 Gulden veranschlagt wurde. Zu dessen Linken (Nr. 78) wurde 1525 *Maister Michel Gretzingers* Vermögen auf 300 Gulden taxiert. 1544 wurde er als *Doctor*

---

[160] King, AB, S. 221*: *Et quum postea tempore Pascatis essem in dieta imperiali, ipsa migravit cum pueris et suppellectili ex domo mea apud arcem sita in aliam domum meam magnam per me nuper emptam in platea Monetaria sitam Tubinge.*

[161] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 5v.

[162] Vgl. Zeller, *Prenninger* (1973), S. 52–54.

[163] Vgl. auch zum Folgenden Rau, *Steuerlisten* (1970), S. 23, 52f.

[164] Rudolf von Ehingen entstammte einem Adelsgeschlecht und war bis 1519 Rat Herzog Ulrichs von Württemberg.

[165] Es handelt sich um den Bruder des adligen Juristen Veit von Fürst (um 1468–1515).

Michel Gretzinger – mittlerweile Doktor der Rechte – mit 13 Gulden und 18 Batzen besteuert, so dass sein Vermögen auf über 2600 Gulden geschätzt wurde. Zur Rechten von Juncker Ernst von Fürst wohnten Hanns Spengler (Nr. 74, 400 Gulden) und die *allt Kutzenbachin* (Nr. 75, 350 Gulden) und schließlich – in die Burgsteige übergehend – der Doktor beider Rechte Konrad Ebinger (Nr. 94, 600 Gulden) gegenüber dem Doktor der Medizin, Nikolaus Esslinger (Nr. 92, 300 Gulden).[166] Wie diese Auflistung und die Studie zur Münzgasse von Reinhold Rau belegen, handelte es sich bei den Bewohnern der Münzgasse zwar nicht ausschließlich um Angehörige der Universität, sondern auch der städtischen Oberschicht und des Stadtadels, gemein war aber allen hier Behausten ein überdurchschnittlich großes Vermögen. Neben der Gegend rund um Markt und Rathaus gab es keinen von wohlhabenderen Familien bewohnten Tübinger Straßenzug. Mit der Stiftskirche und dem Sitz des Propstes, der zugleich erster Ordinarius der Theologie und Kanzler der Universität war, befanden sich die zentralen Universitätsgebäude in der Münzgasse; der Hörsaal der Juristen, der im Kollegium untergebracht und für King am interessantesten war, lag schräg gegenüber seinem neuen Wohnhaus (Nr. 79).

Diese Zusammenstellung lässt Deutungen zu, die hinsichtlich der kulturgeschichtlichen Frage nach der Aneignung von Raum oder der soziologischen Frage nach Habitaten von großem Interesse sind. Nicht nur die Doktoren, sondern auch die Studenten hielten sich in diesem Bereich der Stadt auf. Sie hörten in den Häusern ihrer Professoren Vorlesungen und gingen zum Teil auch bei ihnen zu Tisch. Die Aneignung des physischen Raums durch die Universitätsverwandten fand durch diese räumliche Ballung unweigerlich statt. Es nimmt daher nicht wunder, dass Kingsattler Häuser in der Burgsteige und Münzgasse kaufte und nicht etwa in der Kirchgasse oder am Markt, wo die städtische Oberschicht Tübingens ihre Häuser besaß, geschweige denn am Kleinen Ämmerle (Nr. 343–415), wo die Unterschicht Tübingens wohnte.[167] An direkt benachbarten Straßen wird auf diese Weise deutlich, wie sich der soziale Raum im physischen niederschlug. Für Kingsattler bestätigt sich, dass der von ihm „eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben".[168]

In Ergänzung zu den historischen Studien, die sich insbesondere mit der Aneignung städtischen Raums durch besondere Zeremonien oder Rituale beschäftigen, kann anhand dieser Ausführungen nachvollzogen werden, dass allein die Besitzstruktur, der Aufenthaltsort im Alltag für eine solche Aneignung sorgte.[169] Neben

[166] Zu Konrad Ebinger vgl. Finke, *Professoren* (2011), S. 64–72.
[167] Vgl. Rau, *Steuerlisten* (1970), S. 46–47, mit den Nummern 804–843.
[168] Bourdieu, »Raum« (1991), S. 26. Vgl. für die neueren Ansätze der Raumsoziologie und Sozialtopographie Löw/Sturm, »Raumsoziologie« (2005), aus historischer Perspektive zuletzt Igel, *Bürgerhaus* (2010), S. 19–21 und 157f.
[169] Vgl. Füssel, »Grenzen« (2006).

anderen identitätsstiftenden Momenten kann Kings Umzug in das Haus der Prenningers sowie der Kauf desselben nicht hoch genug veranschlagt werden. Mit 43 Jahren, nach zehn Jahren als Doktor beider Rechte, gehörte er nun zu denjenigen, die durch ihren Habitus als Doktor der Rechte das exklusive Habitat machten:[170] den Raum zwischen der Tübinger Stiftskirche auf der einen und dem Augustinerkloster, in dem sich der Hörsaal der Theologen befand, auf der anderen Seite. Auf diese Weise trug er selbst zu der durch Kohabitation geschaffenen Gruppenidentität der Universitätsangehörigen bei; diese wirkte gleichzeitig auf Kings persönliche Identität zurück und dürfte wesentlich zu seinem Selbstverständnis als Ordinarius der Tübinger Universität beigetragen haben.

Rektor

Ein weiterer Einsetzungsritus sollte zur Stabilisierung dieser Identität beitragen: Am 12. Oktober 1530 wurde er zum Rektor der Tübinger Universität gewählt. Um dieses Amt ausüben zu können, musste er jedoch unbeweibt sein, was den Tod seiner Frau voraussetzt:[171] Im Oktober 1528 hatte sie den letzten Sohn empfangen und litt außerordentlich unter dieser Schwangerschaft. *Kurz nach Ostern im darauffolgenden Jahr verschlimmerte sich ihr Zustand derart, dass die Freunde und Bekannten alle Hoffnung ihrer Genesung aufgaben*.[172] King hielt sich, wie oben erwähnt, zu diesem Zeitpunkt auf dem Reichstag in Speyer auf, so dass ein Bote nach ihm geschickt wurde. Er verließ den Reichstag kurz vor Ende. Kaum war er bei seiner Frau angelangt, erholte sie sich ein wenig.[173] Es ist bemerkenswert, dass King nicht mehr Worte über diesen Reichstag verlor, denn seine Bedeutung dürfte auch er erfasst haben. Es ging ihm in seinen Familiennotizen jedoch nicht um (kirchen-)politische Ereignisse. In diesem Moment schilderte er die Geburt seines letzten Sohnes und die letzten Lebensmonate seiner Frau – selbst die Protestation von Speyer hatte dort keinen Platz.[174] Es ist unwahrscheinlich, dass King den Umzug von der Burgsteige in die Münzgasse dafür verantwortlich machte, dass sich der Gesundheitszustand seiner Frau im April 1529 erheblich verschlechterte. Die beiden Ereignisse stehen allerdings zeitlich in unmittelbarer Nähe.

---

[170] Vgl. Bourdieu, »Raum« (1991), S. 32: „Kurzum, es ist der Habitus, der das Habitat macht, in dem Sinne, daß er bestimmte Präferenzen für einen mehr oder weniger adäquaten Gebrauch des Habitats ausbildet."

[171] Vgl. zuletzt flüchtig zum Witwer als Rektor Wagner, »Verheiratete« (2010), S. 94.

[172] King, AB 221*: *Et paulo post tantam incidit infirmitatem, quod omnes amici et noti eius desperabant de eius vita.*

[173] King, AB, S. 221*: *Anno salutis restaurate M.D.xxviii in mense Octobri uxor mea Agnes concepit ultimum filium, quem magnis laboribus, gravibus infirmitatibus in utero portavit.*

[174] Ob King in Speyer die Angelegenheit der Stadt Memmingen vertrat oder bereits in Diensten der Barone von Waldburg stand (Freiherr Georg Truchsess von Waldburg war Statthalter Ferdinands in Württemberg) oder einer ganz anderen Partei zugehörte, kann letztgültig nicht geklärt werden. Vgl. grundsätzlich zur Protestation von Speyer Schmidt, »Protestation« (1997).

Schon während der Schwangerschaft mit Heinrich, dem bis dahin jüngsten Sohn, hatte Agnes Schwierigkeiten gehabt. Das Kind wurde ungeboren von einer Hebamme getauft.[175] Agnes hatte auch während der Schwangerschaft mit dem letzten Sohn häufig Blutungen und ihr Mann machte sich Sorgen, sein Kind könne tot geboren werden:[176] *Da ich diese Gefahr fürchtete, vertraute ich den ungeborenen Sohn jeden Tag und noch häufiger Gott und ohne Unterbrechung der Heiligen Jungfrau Maria und allen anderen Heiligen an.*[177] King ging weiter seinen Verpflichtungen nach und so befand er sich am Tag der Geburt wegen einer Angelegenheit der Universität noch in Stuttgart. Er kehrte rechtzeitig zurück: *Noch bevor meine Frau, die ich mit der Geburt beschäftigt, entkräftet und völlig erschöpft vorfand, das Kind zur Welt brachte, kehrte ich heim und durch meine Ankunft belebt und erfreut, gebar sie sofort.*[178] Durch diesen Satz inszenierte King seine besondere Verbindung zu Agnes. Als habe sie auf ihn gewartet, brachte sie den Sohn erst in seiner Anwesenheit zur Welt. Bei der Geburt von Juliana im Februar 1526 war dies nicht der Fall gewesen. Wie King eindrucksvoll schilderte, war er kurz vor der Geburt aus dem Haus in der Burgsteige ins Tal geeilt, um eine Hebamme zu Hilfe zu holen. Doch als die beiden durch die Haustür in der Burgsteige traten, hörten sie den Säugling bereits schreien.[179] Juliana kam zu Kräften und heiratete später Magister Joachim Lustnauer. Das 15. Kind, Kings jüngster Sohn, starb hingegen nur wenige Tage nach seiner Geburt am 7. August 1529. Es war bereits das fünfte Kind, das Johannes und Agnes früh verloren und doch klingt Kings Erinnerung an den schönen Sohn (*pulcher filius*) ausgesprochen emotional und widerlegt somit wenigstens für diese Familie die These, dass vormoderne Eltern keine emotionale Beziehung zu ihren Kindern aufgebaut hätten – King hatte bereits eine zu seinem ungeborenen Sohn.[180]

Die letzten Lebenswochen seiner Frau lagen in näherer Vergangenheit, wodurch sich die größere Dichte und Emotionalität der Passage in Kings Notizen erklärt. Zwölf Wochen habe Agnes auf dem Krankenlager zugebracht ohne irgendeine Besserung. Dann erholte sie sich leicht. Johannes und Agnes wurden von den helfenden

[175] King, AB, S. 221*: *Filius fuit baptisatus, priusquam ab utero matris penitus separaretur. Baptisavit eum una ex obstetricibus Hirschbederin in mea presentia in nomine patris et filii et spiritus sancti.*

[176] King, AB, S. 221*: *Anno salutis restaurate M.D.xxviii in mense Octobri uxor mea Agnes concepit ultimum filium, quem magnis laboribus, gravibus infirmitatibus in utero portavit. Sed postea sepius fluxerunt menstrua, et tandem ante partum et in partu ita copiose fluxerunt, quod puer creditur suffocatus, priusquam de utero matris exiret.*

[177] King, AB, S. 221*: *Quum enim ego huiusmodi pericula timerem quottidie et sepius commendavi puerum in utero existentem Deo et intercessioni beate Marie virginis et omnium sanctorum.*

[178] King, AB, S. 221*: […] *et cum magna devocione ipso die partus, quo non eram domi, sed in itinere de Studtgartdia, ubi fueram in negocio universitatis, veni tamen Tubingam, priusquam pareret uxor mea, quam inveni partu laborantem, debilitatam et penitus exhaustam, que per me animata et de adventu meo gavisa statim peperit.*

[179] King, AB, S. 220*: *Donec ego cum obstetrice venirem et nobis ingredientibus domum audivimus infantulam vagire.*

[180] Die Zwillinge Christopher und Leonhard verstarben bald nach ihrer Geburt im Jahr 1525, vgl. King, AB, S. 220*. Für alle Kinder nennt King den Bestattungsort.

Frauen überzeugt, dass Agnes wieder schwanger sein müsse, obwohl der Mediziner Rudolph Unger, einer der beiden Ordinarien an der medizinischen Fakultät, in ihrem Urin kein Anzeichen dafür nachweisen konnte.[181] Ein halbes Jahr später *sank Agnes aufs Totenbett und 19 Wochen lang verschlechterte sich ihr Zustand stetig*.[182] Sie litt offenbar an der Wassersucht, wie King vermerkte. Er litt mit ihr und drückte sein Leiden in einer Körpermetapher aus, um seinen Schmerz zu beschreiben: *Immer wenn ich die ständigen und ununterbrochenen Schmerzen meiner Frau mit ansah und -hörte, wurde ich aufs Schlimmste gefoltert und nahm ohne zu zögern große Kosten auf mich*.[183] Schließlich starb sie am 23. August 1530.

King legte Wert darauf, dass sie einen guten, ruhigen Tod hatte. Sie erhielt die Sakramente und sprach ruhig und sinnvoll, bevor sie verstarb. *Sie ließ mich als Witwer allein mit zehn von uns gezeugten Kindern zurück*.[184] Die älteste Tochter, Anna, war noch nicht 15, der jüngste Sohn Heinrich (1. April 1528) gerade zweieinhalb Jahre alt. Als wollte er weiter ausführen, wie kostbar seine besonders ehrenvolle und teure Frau (*honestissima et delectissima uxor*) ihm gewesen war, schilderte King den Grabstein, den er ihr anfertigen ließ: Er sei so wertvoll gewesen, dass es King nicht angemessen erschien, ihn auf dem Friedhof in den Dreck zu legen.[185] Es fällt schwer, bei dieser Schilderung Topik zu vermuten, insbesondere, weil King nicht einmal verschwieg, dass der Steinmetz den Stein gegen seinen Willen so kostbar verzierte. Es handelte sich in seiner Erinnerung letztlich um keine reine Zweckheirat. Schon das romantische Erbitten um Agnes' Hand hatte Zweifel daran aufkommen lassen; mit der rührenden Schilderung ihrer Krankheit und ihres Todes machte King deutlich, dass in ihrer Beziehung auch Emotionen im Spiel waren. Die Tatsache an sich ist dabei nicht erstaunlich, dass King so ausführlich darüberschrieb, sehr wohl.[186]

Eineinhalb Monate nach dem Tod seiner Frau wurde er am 12. Oktober 1530 zum ersten Mal zum Rektor der Universität gewählt.[187] Er vermerkte dieses Ereignis in seinen Familiennotizen und datierte gleich doppelt redundant.[188] Auf der einen

---

[181] Vgl. zu Rudolph Unger Kötz, »Matrikeln« (2008).

[182] King, AB, S. 222*: *Anno post Christum natum M. D. xxviiii post crebras infirmitates tandem xii. die Septembris Agnes uxor mea dilectissima incidit in lectum egritudinis, in quo absque spe vitae residue graviter per xii septimanas continuas decubuit.*

[183] King, AB, S. 222*: *Et ego videns et audiens continuos et absque intermissione dolores uxoris mee, ultra modum cruciatus sum et magnas feci expensas absque tedio; maiora enim de me merita erat.*

[184] King, AB, S. 222*: *Reliquit me viduum cum decem pueris ex se et me genitis.*

[185] King, AB, S. 222*: *Et ibidem deberet epitaphium lapidi incisum esse, sicut disposueram. Sed lapicida preter meam voluntatem ita preciosum fecit lapidem, quod in lutum ponere non videbatur congruum.*

[186] Vgl. zu Emotionen in frühneuzeitlichen Selbstzeugnissen Krusenstjern, »Tränen« (2001) und Prühlen, *Annäherung* (2005). Vgl. zum vormodernen Nebeneinander von materiellen Interessen und Emotionen unter Einbezug von Bourdieus Theorie der Praxis Medick/Sabean, »Emotionen« (1984).

[187] 1532 rückte King nach dem Tod seines einstigen Examinators Jakob Lemp auf dessen Rektorat nach und im Mai 1533 wurde er nochmals zum Rektor bestellt.

[188] King, AB, S. 223*: *Anno a reddita salute M. D. xxx. quarto idus Octobris, qui est eiusdem mensis duodecimus et dies S. Maximiliani martiris, electus sum in rectorem universitatis Tubingensis.*

Seite war das Amt des Universitätsrektors mit großer Würde ausgestattet, denn er wurde laut Protokoll bei Prozessionen sogar vor einem Bischof oder einem Herzog loziert.[189] Auf der anderen war es mit erheblichem Zusatzaufwand verbunden, denn von ihren Lehrverpflichtungen wurden die Rektoren nicht befreit, so dass das Amt wenig attraktiv war.[190] Davon zeugt die ausgelobte Strafe von drei Gulden für das Ablehnen der Wahl, wenn nicht gute Gründe vorgewiesen werden konnten.[191] Der Rektor profitierte auch finanziell nur bedingt, da er von Immatrikulations-, Promotions- und Strafgebühren jeweils einen kleinen Anteil und bei Promotionen an den höheren Fakultäten ein Birett und lederne Handschuhe erhielt. Auch davon zeugt Kings Nachlassinventar, denn der Notar verzeichnete zwei neue, ungebrauchte Birette.[192] Ein wesentlicher Nachteil entstand ihm daraus, dass er weniger außeruniversitären Anstellungen nachgehen konnte, da seine Anwesenheit an der Universität regelmäßig notwendig war. Er hatte die Straf- und Disziplinargerichtsbarkeit über die Universitätsangehörigen inne, fungierte als Exekutivorgan und sorgte mit Hilfe seiner Pedelle dafür, dass Beschlüsse umgesetzt sowie Ordnungen und Statuten eingehalten wurden. Schließlich war er Geschäftsführer der Universität, so dass er bei den täglichen Geschäften permanent beteiligt war, etwa durch die Einberufung und Leitung von Ratssitzungen oder das Führen der Matrikel.[193]

In Kings Fall scheint es, als hätten die Regenten der Universität nur darauf gewartet, ihn in dieses Amt zu wählen. In den Jahren zuvor waren es vor allem die Ordinarien der Theologie gewesen, die das Amt besetzen mussten: Käuffelin, Brun, Müller, Armbruster und Lemp teilten das Amt unter sich auf, wobei die Statuten vorsahen, dass die den Rektor stellende Fakultät regelmäßig wechselte.[194] Wie oben beschrieben, waren in Tübingen zu diesem Zeitpunkt alle Ordinarien der Rechtswissenschaften beweibt. Ihre Ehen stellten den Hinderungsgrund dar, sie in das Amt zu wählen, selbst wenn die Notwendigkeit des Unbeweibtseins in den Statuten nicht festgeschrieben war.[195] Nur so ist zu erklären, dass King umgehend nach dem Tod seiner Frau Rektor wurde. Wie unattraktiv das Amt auch gewesen sein mag, Kings universitären Lebenslauf krönte es unverhofft. Er notierte alle drei Amtszeiten in seiner Autobiographie, was von ihrer Bedeutung für sein Selbstverständnis zeugt [Abb. 7]. Sein erstes Rektorat begann jedoch mit einer Hiobsbotschaft: Die Pest veranlasste die Universität dazu Tübingen zu verlassen. King notierte es auf der letzten Seite seiner Autobiographie genau: *Die Universität zog sich wegen einer tödlichen Seuche, oder vielmehr der Gefahr der Pest, aus Tübingen zurück. Die Burse der antiqui oder Realisten zog nach Blaubeuren, die Burse der moderni oder Nominalisten fand ihren Sitz in Neuenburg. Die Doktoren und andere, die sich nicht in einer Burse aufhalten mussten, teilten sich*

[189] Vgl. Teufel, *Universitas* (1977), S. 191–204 und grundsätzlich Schwinges, *Rektorwahlen* (1992).
[190] Vgl. auch Schwinges, *Rektorwahlen* (1992), S. 30.
[191] Vgl. Roth, *Urkunden* (1877), S. 43.
[192] Vgl. UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 20v.
[193] Vgl. Teufel, *Universitas* (1977), S. 194–198.
[194] Vgl. ebd., S. 192f.
[195] Vgl. Wagner, »Verheiratete« (2010).

auf. Ich aber floh mit sieben Kindern, die noch bei mir in Tübingen waren, und meiner übrigen Familie nach Ofterdingen, wo wir vom 31. Oktober bis zum 8. Mai des folgenden Jahres in der Burg bzw. dem Schloss wohnten. Gelobt sei der Herr.[196]

Es war nicht das erste Mal, dass King mit seiner Familie aus Tübingen vor der Pest floh. Zehn Jahre zuvor hatte er sich mit seiner Frau und fünf Kindern nach Ofterdingen in Sicherheit gebracht. Im Jahr 1530 trug er jedoch besondere Verantwortung. Seine Frau lebte nicht mehr und so lastete die Sorge um seine Kinder auf ihm allein; als Rektor der Universität musste ihm daran gelegen sein, so wenige Angehörige dieser Institution wie möglich zu verlieren. Die Flucht aus Tübingen und die Verlegung der Universität spiegelt sich auf einzigartige Weise in der Matrikel wider. Hermelink stellt in der Einleitung fest, dass die Einträge des 95. und 96. Rektorats sich im Schriftbild erheblich von allen anderen abheben. Sie seien während der Pest von „den betreffenden Rektoren oder anderen des kalligraphischen Schreibens nicht gewohnten Hilfskräften“ vorgenommen worden.[197] Die Erklärung ist richtig, doch es handelt sich eindeutig um dieselbe Hand – die von King [Abb. 8].Ungewöhnlich ausführlich und in ausgesprochen großer Schrift hatte er den zweiten Pergamentband der Matrikel weitergeführt – mit dem in seiner Autobiographie nahezu identischen Wortlaut: *Im Rektorat des ausgezeichneten Mannes Johannes Kingsattler, genannt King, aus Oettingen in Schwaben, der freien Künste und beider Rechte Doktor, Ordinarius für den Liber Sextus und die Clementinen wurde die Universität wegen einer tödlichen Seuche, oder vielmehr der Gefahr der Pest, aufgeteilt. Die Burse der antiqui oder Realisten ging nach Blaubeuren, die Burse der moderni oder Nominalisten nach Neuenburg; der Rektor*

---

[196] King, AB, S. 223*: *Postea recessit universitas a Thubinga propter morbi epidemie seu pestis pericula. Et bursa Antiquorum sive Realium in Plabeuren, bursa Modernorum seu Nominalium in Novo Castro vulgo Neuenpürg sedem locavit. Sed doctores et alii, qui non tenentur esse apud bursas, disgregati sunt. Ego vero cum septem pueris, quos mecum retinui, et reliqua familia mea fugi ad Oftertingen, ubi castrum seu arcem inhabitavimus ab ultimo die Octobris prefati anni, quo Tubingam exivimus, usque ad octavum diem Maii, qui est dies S. Victoris martiris, anno post Christum natum M. D. xxxi. Laus deo.* Margaretha und Bernhard hatte King bereits vorher in Sicherheit gebracht, wie er auf den ihnen reservierten Seiten nachträglich vermerkte; King, AB, S. 217*: *Eandem filiam meam misi ad Novum Castrum vel Neuenpurg propter pestem Tubinge sevientem xxi die Octobris anno 1530 et commisi eam doctori Petro Nesser et uxori eius. Postea ultimo die Octobris eiusdem anni ego cnm reliqua familia recessi ad Oftertingen et ibi castrum inhabitavi. Antea vero, dum pestis regnaret Tubinge, videlicet anno domini M.D.xxx., in vigilia S. Bartholomei fugi etiam a Tubinga ad Oftertingen et ibidem alias edes inhabtitavi usque ad nonum diem Marcii anni MDxxxi, quo die sani redivimus Tubingam. Anno domini M.Dxxxi. 19. die Maii rediit filia mea Margaretha ex Novo Castro, ubi tempore pestis fuit, sana ad Thubingam.* Bernhard gab er auf die Lateinschule nach Marchtal, wo er wegen der Pest eineinhalb Jahre blieb; King, AB, S. 218*: *Anno M. D. xxx. die lune post Mauricii, qui fuit xxvi dies Septembris, misi predictum filium meum Bernhardum ad Marchtal, ut ibidem scholam visitaret, *propter pestem Tubinge sevientem; ubi ille filius meus permansit ad anni spacium cum dimidio et rediit postea ad me Thubingam*.* *…* später mit anderer Tinte von King hinzugefügt.

[197] Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. IV.

*selbst aber floh nach Ofterdingen. Von Lucentag an im Jahr 1530 wurden die Folgenden eingeschrieben *bis Lucentag 1531*.*[198]

Nicht nur aufgrund der fehlenden Schilderung der Pestflucht unterscheiden sich alle anderen Rektoratswechsel der Tübinger Matrikel deutlich von diesem: Sie begnügten sich bis zum Datum mit sieben Wörtern, zum Beispiel im Wintersemester 1529: *Sub Rectoratu eximii viri Doctoris Galli Muller*.[199] Kings weitere Einträge spiegeln anschaulich die von Hermelink beschriebene Praxis der Immatrikulation. Die zu Immatrikulierenden wurden zunächst auf einem Zettel notiert, um sie dann am Ende des jeweiligen Rektorats in einer Redaktion mehr oder weniger ordentlich auf das Pergament im Matrikelband zu schreiben. Kings Vorgänger, Balthasar Käuffelin, hatte diesen Redaktionsschritt vor der Flucht aus Tübingen offenbar nicht mehr vollziehen können und so musste King die 21 während des Sommersemesters 1530 notierten Mitglieder der Universität in der Matrikel nachtragen. Dafür stand ihm jedoch nur noch eine halbe Seite zur Verfügung (Bl. 23r), da er auf Blatt 23v bereits mit den Immatrikulierten unter seinem Rektorat begonnen hatte.[200] Nicht einmal das dreispaltige Prinzip der Matrikelführung übernahm King von den Schreibern der Semester zuvor. Des weiteren wurden die unter Kings Rektorat verzeichneten Mitglieder bis zum 1. Mai nicht von diesem selbst aufgenommen, wie es normalerweise des Rektors Pflicht gewesen wäre. Er weilte, wie er selbst vermerkte, in Ofterdingen und konnte keine Studenten der Artistenfakultät in die Schwureinung aufnehmen. Diese Aufgabe übernahmen die Magister der jeweiligen Burse in Blaubeuren und Neuenburg, wie die ersten sieben Einträge zeigen: Magister Martin Kügelin nahm in Blaubeuren diejenigen auf, die sich für die *via antiqua* entschieden hatten, Magister Johannes Sturm in Neuenburg die der *via moderna*.[201] Ab dem Wintersemester 1531 übernahm wieder ein geübter Schreiber den Martrikelband, denn das Schriftbild wurde wieder klar und kalligraphisch anspruchsvoller gestaltet.

---

[198] Vgl. UAT, *5/25: Matricula Universitatis II*, Bl. 23v: *Sub Rectoratu eximii viri Joannis Kingsattler dicti King Oettingensis Suevi artium liberalium et Juris Utriusque doctoris Sexti et Clementinarum ordinarii fuit universitas disgregata propter morbi epidemie seu pestis pericula. Et Bursa antiquorum sive Realium in Blapeuren, Bursa modernorum seu nominalium in Novo Castro. Ipse vero rector in Offtertingcn. Et tunc a festo S. Luce Anno salutis restaurate M.D.XXX. Intitulati sunt sequentes *usque ad festum s. Luce 1531**. *…* später hinzugefügt.

[199] Vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 264.

[200] UAT, *5/25: Matricula Universitatis II*, Bl. 23r.

[201] Vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 267f.

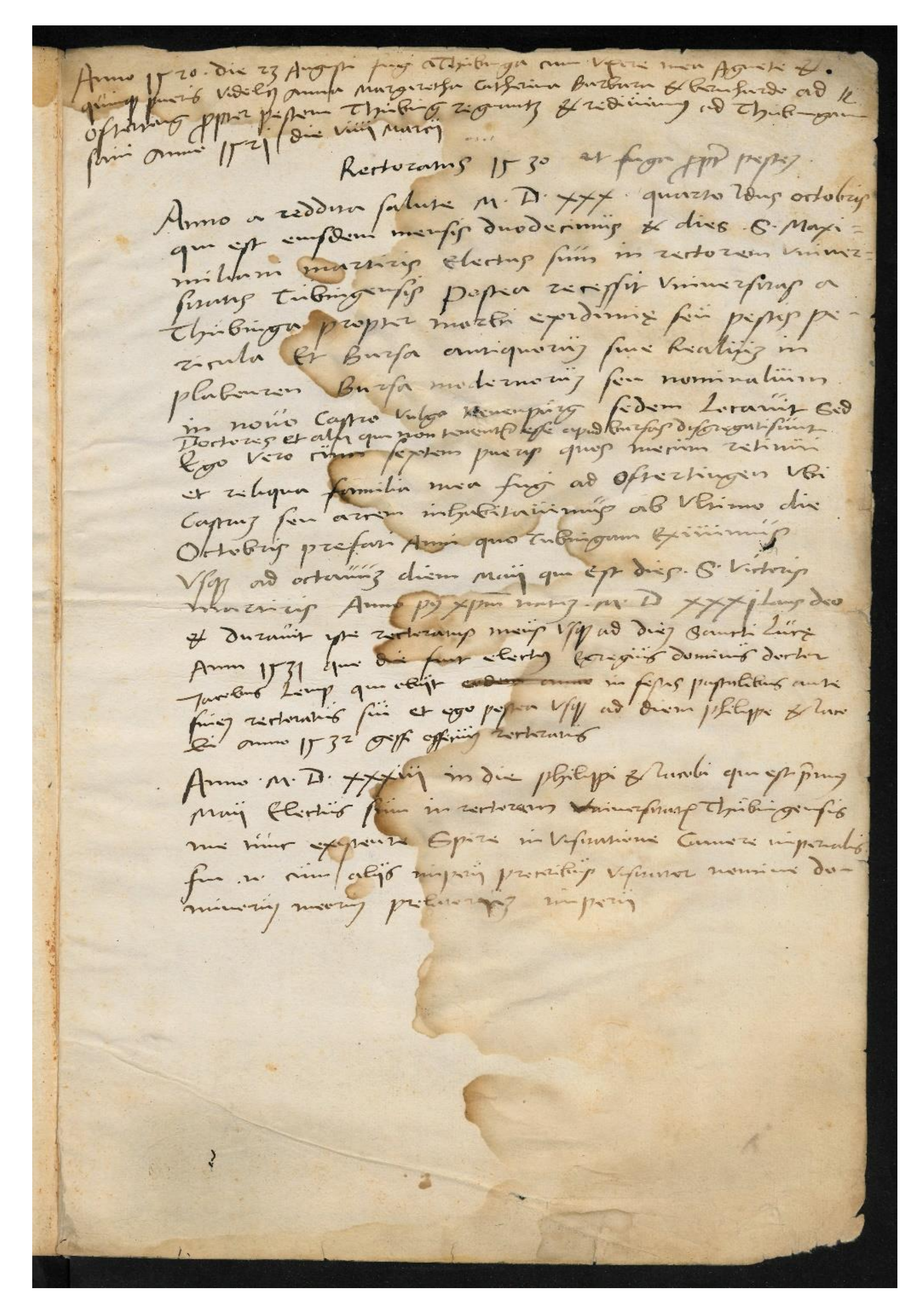


Abb. 7: Familiennotizen von Kingsattler, letzte Seite, nach 12. März 1534 (?), UBT, Mh 819: Familien-Notizen Kingsattler, Bl. 12r.

+ 1530
Sub Rectoratu eximij viri
Joannis Kingsattler dicti King
Ottingensis Sueui artium
Liberalium et J. V. doctoris
Sexti & Clementinarum
ordinarij fuit vniuersitas
disgregata propter morbi
epidimie seu pestis pericula
Et Bursa antiquorum sive
Realium in Blaubeuren
Bursa modernorum seu
Nominalium in Nouo
Castro Ipse vero Rector in
Offterdingen Et tunc
a festo S. Luce Anno
Salutis restaurate M.D.XXX
Intitulati sunt sequentes
vsque ad festum S. Luce 1531

Anno 1531

Abb. 8: Rektorat Nr. 96 (Kingsattlers Hand), 1530/31, UAT, 5/25: Rektoratsmatrikel Tübingen II, Bl. 23v.

Als Rektor musste King während der Flucht die Insignien der Universität verwahren und so ist es möglich, dass er zu diesem Zeitpunkt oder während seiner anderen Rektorate im ersten Matrikelband etwas nachtrug.[202] Am 15. April 1509 war King in die *universitas* aufgenommen worden und wahrscheinlich am Ende des Semesters von derselben Hand wie alle anderen in diesem Semester auch als *Johannes King de Oettingen* in den zwischen zwei Holzdeckel gebundenen Pergamentband geschrieben worden.[203] Hermelink vermerkt, dass der Eintrag mit anderer Tinte vorgenommen wurde.[204] Das ist zwar richtig, jedoch nur in Bezug auf die vorhergehenden Einträge – die darauffolgenden sind sowohl von der selben Hand als auch mit derselben Tinte vorgenommen. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass dieser Teil von Kings Eintrag später nachgetragen worden wäre, wie Hermelink behauptet.[205] Sehr wohl nachgetragen wurde hingegen *baccl. Friburgensis/dictus Kingsattler*, und zwar von King persönlich. Es scheint, als wollte King den Eintrag richtigstellen, indem er *dicti Kingsattler* hinzufügte.

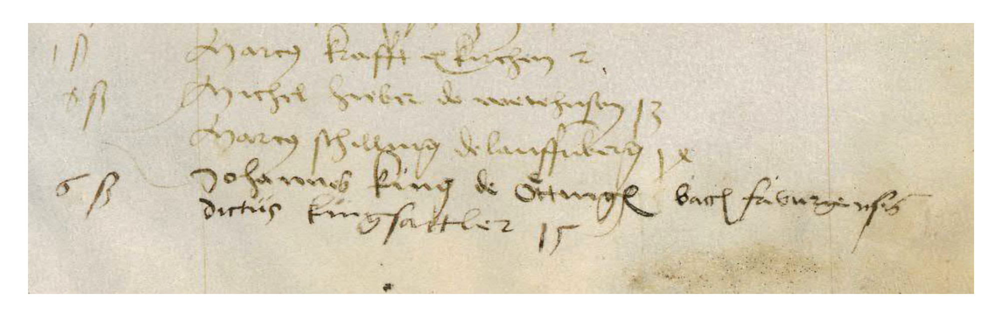


Abb. 9: Immatrikulation des Kingsattler, 1509, UAT, 5/24: Rektoratsmatrikel Tübingen I, S. 157.

Wie für Johannes Eck, der die Ingolstädter Matrikel ausgiebig aktualisierte und ergänzte, stellte die Tübinger Matrikel für King mehr dar als eine bloße Namensliste, mehr noch als die Zugehörigkeit zur *universitas*.[206] Die Einträge dienten nicht zuletzt als Ausweisdokument, auf das sich zum Beispiel Eck später berief, als es um die vermeintlich kapriziöse Latinisierung seines Namens ging. King verstand die Matrikel ebenso und aus diesem Grund wollte er, dass sein Name vollständig in diesem Dokument auftauchte. Nicht zuletzt war sie das Dokument, über das sie ihren privilegierten Status ausweisen konnten. Beide hatten nur deshalb die Möglichkeit, sich auf diese Weise in der Matrikel zu verewigen, weil sie mehrfach zum Rektor ihrer Universität gewählt worden waren, somit für die Matrikel verantwortlich zeichneten

[202] Roth, *Urkunden* (1877), S. 48. Der erste Matrikelband reicht bis ins Jahr 1519, vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. III.
[203] Vgl. UAT, *5/24: Matricula Universitatis I*, S. 157 (die Blätter wurden später paginiert).
[204] Vgl. Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 168.
[205] Vgl. ebd.
[206] Zuletzt betonen Asche/Häcker, »Matrikeln« (2011) diesen Aspekt besonders stark.

und sie verwahrten.[207] King bekleidete sein zweites Rektorat nur einen Monat lang im April 1532, da er den verstorbenen Jakob Lemp ersetzte, sein drittes vom 1. Mai bis zum 18. Oktober 1533.

Haller hebt in seiner Jubiläumsschrift für die Zeit von Kingsattlers Rektoraten die Konflikte zwischen Stadt und Universität hervor, die im Februar 1534 sogar eine Intervention der Landesregierung nötig machte.[208] Auch King war an der erfolgreichen Schlichtung beteiligt. Die letzte Sitzung des Universitätsrates, der King als Rektor vorsaß, hatte am 14. Oktober stattgefunden und nicht ausschließlich politische Auseinandersetzungen zum Inhalt: *Der großartige Herr Rektor, die Herren Vorsitzenden und Kanzler brachten die Frage ein, ob das Urteil eines Vaters zur Examensprüfung des Sohnes hinzugezogen werden müsse, oder ob ein Vater seinen Sohn examinieren dürfe, wie im Fall von Dr. Konrad Ebinger und Dr. Rudolph Unger, die den Prüfungen ihrer Söhne vorgesessen hatten. Die Senatoren beschlossen, dass in dieser Angelegenheit erst dann entschieden werden solle, wenn ein ähnlicher Fall auftrete.*[209] Beide besagten Söhne waren in die Fußstapfen ihrer Väter getreten: *Conrad Ebinger iunior*, 1516 immatrikuliert, war dieser Eingabe im Senat der Universität zufolge vor dem 14. Oktober 1533 von seinem Vater zum Lizentiaten der Rechte promoviert worden; *Bernhardus Unger* wurde am 5. November 1533 in Tübingen zum Doktor der Medizin promoviert – auch er hatte das private Examen zur Erlangung der Lizenz wenigstens drei Wochen zuvor bei seinem Vater abgelegt.[210] Die Antwort auf Kings Frage, ob die eigenen Väter ihre Söhne promovieren dürften, wurde im Oktober 1533 auf einen späteren Termin verschoben. War den Regenten bewusst, wie heikel die Angelegenheit war? Insbesondere bei den Juristen und Medizinern fällt auf, dass sie in dieser Generation in Tübingen nahezu alle heirateten. Die Probleme, die diese Ehen der Stadt und der Universität verursachen konnten, wurden bereits angesprochen.

Ein anderer, zukunftsweisender Aspekt kündigt sich in dieser Eingabe an: die sogenannte Familienuniversität nördlich der Alpen. Wie hätten die sechs Söhne von Konrad Ebinger zu einem akademischen Grad – standesgemäß dem des Juristen – gelangen sollen, wenn sie nicht von ihrem Vater hätten promoviert werden dürfen? Es gab nicht genug ordentliche Lektoren an der Rechtsfakultät, um den Sohn ohne die Beteiligung des Vaters zu promovieren. Noch schwieriger hätte sich dieses Unterfangen für die Promotion von Bernhard Unger gestaltet, denn es gab zu diesem Zeitpunkt nur zwei Lektoren der Medizin: Bernhards Vater Rudolph und Michael

---

[207] Johannes Eck wurde insgesamt sechs Mal zum Rektor gewählt, vgl. Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), Sp. 539f.

[208] Vgl. Haller, *Anfänge I* (1927), S. 329.

[209] UAT, *2/1a: Acta Senatus*, Bl. 77r: *Magnificus dominus Rector, domini praepositi & cancellarii quaestionem in medium tulit, Nimirum an patris de filio iudicium in doctorandorum examinibus admittere debeat, aut pater filium examinare possit, veluti Doctor Cunradus Ebingensis, & iam fere Doctor Rudolphus Unger, in filiorum suorum examinibus praestiterunt. Sed patres tunc super hac re statuendum censuerunt, si casus consimilis evenerit.*

[210] Vgl. Kötz, »Matrikeln« (2008), S. 290 mit Anm. 34.

Rucker.[211] Die Söhne hätten sich an einer anderen Universität promovieren lassen müssen, die Mehrkosten wären erheblich gewesen und die Tübinger Ordinarien dürften im Geiste bereits einen ihrer Söhne nach ihrem Abtreten auf ihrem Lehrstuhl gesehen haben. Noch bevor sich die protestantische Familienuniversität in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts etablierte, lässt sich dieses Phänomen an den medizinischen und juristischen Fakultäten im Reich feststellen.[212] Die Statuten und Neuordnungen der Tübinger Universität zeugen von einem Problembewusstsein für den klerikalen Status ihrer Angehörigen. In Tübingen, und der Forschung zufolge allgemein nördlich der Alpen, scheint um 1500 die erste Generation aufzutreten, in der dieser Umstand zum Problem wurde.[213] King dürfte für seine eigenen Kinder ebenfalls an der Tübinger Universität ein Auskommen antizipiert haben und somit betraf die Frage im *consilium* der Universität auch den amtierenden Rektor. Den konkreten Fall erlebte der Jurist jedoch nicht mehr – King starb am 21. Juli 1534.

6.3 Multipler Experte, aber kein Weltweiser (WP)

Ratsherr

Ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit (6. April 1496) wurde Willibald als *Jüngerer Bürgermeister* in den Nürnberger Rat gewählt. Erneut wenig bescheiden schrieb er in seiner *Vita*, die Geschäfte mit so großem Geschick und Eifer geführt zu haben, dass die Nürnberger ihn bereits im ersten Jahr seiner Ratstätigkeit zu verschiedenen Fürsten schickten – eine Ehre, die niemandem zuvor zuteil geworden sei.[214] Drei Jahre nach seiner Wahl in den Rat eröffnete sich ihm die Möglichkeit, in eine andere Rolle zu schlüpfen, einem anderen Interessenobjekt nachzugehen. Am 13. April 1499 bestimmte der Rat Willibald zum Hauptmann über ein Nürnberger Kontingent von 300 Mann, das Kaiser Maximilian im Schweizerkrieg unterstützen sollte.[215] Dass er zum Ritter geboren, seine Natur hierfür besonders geeignet war, hatte Willibald in seiner *Vita* bereits geschildert, an dieser Stelle war es ihm wichtig zu betonen,

[211] Vgl. Kötz, »Matrikeln« (2008), S. 290 mit Anm. 34.

[212] Vgl. zu Gelehrtenfamilien in Württemberg die innovative Familienbiographie von Kümmerle, *Luthertum* (2008). Zur sogenannten Familienuniversität vgl. grundsätzlich Asche, »Nutzen« (1998) und die Studien von Moraw, z. B. Moraw, »Aspekte« (1982).

[213] Vgl. Algazi, »Scholars« (2003) und zuletzt Algazi, »Habitus« (2010) sowie Wagner, »Verheiratete« (2010).

[214] WP, Vita, S. 143: *Civilia negotia ea diligentia ac dexteritate tractare coepit, ut in primo anno ad varios principes legati nomine a Nurenbergensibus mitteretur, qui honor nulli antea contigerat*. In den ersten Jahren seiner Ratstätigkeit kümmerte er sich unter anderem um die von seinem Vater eingerichtete Poetenschule; vgl. Bauch, »Poetenschule« (1901 und Holzberg, *Willibald* (1981).

[215] Vgl. WP, BW, Bd. I, Nr. 7 mit Anm. 1, S. 78f. Vgl. grundsätzlich zum Schweizer- oder Schwabenkrieg Fankhauser (Hrsg.), *Gedenkschrift* (1999) und Niederhäuser (Hrsg.), *Freiheitskrieg* (2000).

dass er sich *weder um diese Aufgabe beworben noch überhaupt daran gedacht hatte, sie zu übernehmen*.[216] Obwohl ihm seine Freunde wegen der großen Gefahr davon abrieten, nahm er die Herausforderung gerne (*lubens*) an und führte seiner *Vita* zufolge die Truppe bis zum Ende des Krieges so *umsichtig und beharrlich, dass er vom Kaiser gelobt und durch die Nürnberger geehrt wurde*.[217] Die Briefe, die Willibald 1499 mit dem Rat wechselte, zeugen von seiner großen Nähe zu König Maximilian: Sie berichten nicht nur von Truppenverschiebungen oder benötigtem Geld, sondern vor allem von Willibalds diplomatischen Aufgaben beim König in anderen Angelegenheiten.[218] Am 28. September 1499 wurde Willibald vom Nürnberger Rat nach Hause beordert. Der Rat hatte vernommen, dass die Schweizer und der König Frieden geschlossen hätten: *Ist unser Bevelh an euch, so das also durch die Benannten unsere Geschickten euch zugeschriben wirdet, Ir wöllent ewrern Abschid daoben furderlich nemen, euch anhaims ze ziehen schicken, auf das euch weyter nicht angesunnen werde etc.*[219] Willibald holte 29-jährig nach, was er über zehn Jahre zuvor seinem Vater zuliebe aufgegeben hatte und rühmte sich in seiner *Vita* seiner militärischen Leistungen: *Er wurde vom Rat nicht nur mit ehrenden Worten gerühmt, sondern für die tatkräftig geleisteten Dienste auch mit einer goldenen Schale ausgezeichnet. Etwas später traf ein Schreiben des Kaisers ein, in dem die Nürnberger für die geleistete Unterstützung gepriesen und Willibald mit vielen Lobesworten geehrt wurden.*[220]

Nach dem Schweizerkrieg bemühte der Nürnberger Rat Willibald weiterhin um seine diplomatischen Geschicke und schrieb ihm in dieser Hinsicht eine besondere Rolle zu. Nach dem Tod seines Vaters im Mai 1501 schied Willibald zunächst aus dem Rat aus, kehrte jedoch Ostern 1505 als *Jüngerer Bürgermeister* zurück und wurde umgehend mit bedeutenden Aufgaben betraut.[221] *Sogleich schickte ihn die Stadt als ihren Gesandten nach Köln gemeinsam mit einem ihm damals befreundeten Amtsgenossen.*[222] Auf dem

---

[216] WP, Vita, S. 143: *Cumque undique circumspicerent, copiarum tandem praefecturam Bilibaldo nec ambienti nec cogitanti ultro etiam detulerunt.*

[217] WP, Vita, S. 143: *Quam ille nequaquam respuit amicis etiam plerisque ob periculi magnitudinem dissuadentibus, sed lubens suscepit eamque ad belli exitum usque adeo* [a]*prudenter*[a] *et* [b]*industrie*[b] *egit, ut non minus a Caesare laudaretur, quam Nurenbergensibus decori esset.* [a…a] und [b…b] im Manuskript über der Zeile nachgetragen; gestrichen wurden *diligenter* und ein nicht mehr zu entzifferndes Wort, vgl. , Bl. 22r.

[218] Vgl. das Regest zu WP, BW, Bd. I, Nr. 10, S. 84–86, in dem Willibald sich unter anderem bei Maximilian gegen die „Achtsentledigung" des Ritters Kunz Schott einsetzen sollte. In den Briefen Nr. 13 und 16 (Juni 1499) wurde Willibald vom Rat aufgefordert beim König die Befestigungsmaßnahmen der Stadt Nürnberg zu verteidigen, da Markgraf Georg von Brandenburg gegen diese protestierte. Von Truppen und Geld handeln insbesondere die Briefe im Juli und August, wobei es Ende August und Anfang September vermehrt um den Abzug der Nürnberger Truppen ging, vgl. die Briefe Nr. 28, 31, 32, 33, 34, 36, 37.

[219] WP, BW, Bd. I, Nr. 39, S. 120f.

[220] WP, Vita, S. 144: *A senatu non solum verbis honorificis laudatus, sed et patera aurea ob operam strenue navatam donatus est. Supervenere et paulo post a Caesare literae, quibus Nurenbergenses ob missum subsidium commendabantur ac Bilibaldus multa verborum laude celebrabatur.*

[221] Zu seinem Ausscheiden aus dem Rat s. u. Kapitel 7.1.

[222] WP, Vita, S. 146: *Confestim igitur a re publica sua legatus Coloniam Agrippinam missus est cum collega sibi tum amicissimo.*

Kölner Reichstag sollte der pfälzisch-bayrische Erbfolgekrieg beendet werden, was Maximilian am 30. Juli mit dem sogenannten *Kölner Schiedsspruch* tat.[223] Er hatte Nürnberg für seine Beteiligung am Krieg umfangreiche Gebietsgewinne versprochen, die es nun durch die Nürnberger Gesandten zu sichern galt.[224] Weder die Reichstagsakten noch die Briefbücher des Nürnberger Rates geben Auskunft darüber, doch Willibald ließ es sich in seiner *Vita* nicht nehmen, seine Leistung und die seines Begleiters, Anton Tetzel, hervorzuheben: *Dort erreichte die Stadt Nürnberg, dank der gemeinsamen Bemühungen und des Rates Willibalds und seines Amtsgenossen, Friedensbedingungen, die sowohl ehrenhaft als auch nützlich für die Stadt waren.*[225]

Der Konflikt mit der Pfalz keimte jedoch wieder auf und die Auseinandersetzung mit dem Markgrafen von Ansbach nahm ebenfalls kein Ende. Willibald reiste als Gesandter zum Vermittlungstag in Würzburg (März 1506), im September zum Bundestag nach Donauwörth, im Januar und April 1507 zu den Bundestagen nach Augsburg, auf denen er sich nicht nur durch seine Rechtskenntnisse, sondern vor allem durch seine besondere Redegabe auszeichnete, wie er in seiner *Vita* schrieb:[226] *Dort trat Willibald im Namen des Nürnberger Rats als äußerst gewandter Redner auf und erregte allgemein höchste Bewunderung. Er bewies dabei sein außerordentliches Gedächtnis, indem er beispielsweise gezwungen war, auf sechzig Klagen seiner Feinde gleichzeitig einzugehen und selbst nicht weniger Klagen anzubringen, wobei ihn sein Gedächtnis niemals im Stich ließ.*[227] Willibald bewährte sich und versah mit einer längeren Unterbrechung bis ins Jahr 1519 Gesandtschaftsreisen für den Nürnberger Rat.[228]

Die Erziehungs- und Ausbildungsstrategie des Vaters zahlte sich aus, denn Willibalds rhetorische Fähigkeiten, seine fundierten Rechtskenntnisse und seine Expertise im höfischen Milieu dürften ihn für diplomatische Aufgaben prädestiniert haben. Mit seinem ausgezeichneten Gedächtnis, dessen er sich wie Eck rühmte, trug Willibald neben seinem juristischen Sonderwissen einen weiteren Bestandteil inkorporierten kulturellen Kapitals aus dem gelehrten in das höfisch-politische Feld und wusste es zu seinen Gunsten einzusetzen.[229] Durch die an den Universitäten eingeübten Rededuelle, die Disputationen, hatte er rhetorische Strategien und Denkprozesse derart verkörperlicht, dass sie ihm gepaart mit seiner Expertise im höfischen Zeremoniell einen Vorsprung gegenüber seinen Mitstreitern bescherten.

[223] Vgl. grundsätzlich Heil/Angermeier (Hrsg.), *Reichstag* (2008).

[224] Vgl. auch die Regesten der Briefe in WP, BW, Bd. I, Nr. 70–81.

[225] WP, Vita, S. 146: *Ibi igitur communi Bilibaldi et collegae opera ac consilio eas res publica Nurenbergensis pacis assecuta est condiciones, quae non minus illi honorificae quam utiles essent.*

[226] Vgl. Scheible, »Jurist« (2010), S. 341f. und WP, BW, Bd. I, Nr. 119–121 (Donauwörth), 142–145 (Augsburg, Januar), 164–167 (Augsburg, April).

[227] WP, Vita, S. 146: *Bilibaldus suae rei publicae nomine in omnibus facundissime peroravit non sine maxima hominum admiratione, cum stupendae memoriae ac maximae eloquentiae specimen praestitisset, siquidem sexaginta nonnumquam aut pluribus etiam adversariorum querelis eodem momento respondere cogebatur, cum interim non pauciores ipse proposuisset, numquam tamen memoria labebatur.*

[228] Vgl. Scheible, »Jurist« (2010), S. 343f.

[229] Vgl. zur Habitualisierung des Disputationsablaufes Füssel, *Gelehrtenkultur* (2006), S. 155.

Er war zwar nicht der Einzige, der auf den Reichstagen zu Beginn des 16. Jahrhunderts über diese Fertigkeiten verfügte, er erfüllte die Anforderungen des Nürnberger Rates jedoch – abgesehen von der gelegentlich mangelnden Berichterstattung – zu dessen Zufriedenheit, so dass ihm, als er sich mit Georg Holzschuher und Siegmund Groß im April 1507 auf dem Bundestag in Augsburg aufhielt, ausdrücklich das Vertrauen des Rates ausgesprochen wurde: *Stet alles in dem Wesen, win zu ewerm Abschid, und ist davon an euch unser Begeren, wollet in unseren Sachen, als Ir abgefertigt seidt, das Pest handeln und thun, wie wir an das nicht Zweivels tragen; und was euch begegent, uns zu wissen notturftig, last uns zu yeder Zeit unverspart der Potenlonn wissen*.[230]

Jurist

Der Nürnberger Rat griff regelmäßig auf Willibalds juristisches Fachwissen zurück und war sicher nicht unglücklich darüber, dass einer aus ihren Reihen sich auf Augenhöhe mit ihren Ratskonsulenten unterhalten konnte.[231] Wie Willibald selbst in seiner *Vita* schrieb, bescherten ihm seine außerordentlichen Fertigkeiten und seine Erfolge jedoch auch Neider: *Indessen trug ihm dies mehr Neid als Vorteil bei denen ein, die ihre persönlichen Leidenschaften dem gemeinen Nutzen vorziehen*.[232] Dieser Neid spiegelt sich zu Teilen in den Klagen gegen Willibald, auf die er in einer rhetorisch ausgefeilten Gerichtsrede am 18. August 1511 vor dem Rat antwortete, so jedenfalls deutete er die Anschuldigungen.[233] Vier Anklagepunkte versuchte er zu entkräften: Er kassiere Tagegeld, ohne zu Rat zu sitzen, beeinflusse die Mitglieder des Rates durch sein ständiges Dazwischenreden, was sich im übrigen nicht zieme. Er warte das Ende der Ratssitzungen nicht ab, sondern verlasse den Saal vorzeitig und gehe als Ratsherr anwaltlichen Tätigkeiten nach. Willibald sah seine Ehre in Gefahr und erwiderte die Vorwürfe in der Peroratio mit seinem Austrittsgesuch aus dem Rat. Er konnte die Ratsmitglieder zwar von seiner Unschuld überzeugen, so dass sie ihn nicht aus dem Rat ausscheiden ließen; er sollte sich in Zukunft jedoch des Advozierens enthalten außer in Angelegenheiten seiner Freunde oder solcher, die *piae causae* seien, so der Rat.[234]

Diese Ausführungen und der langwierige Konflikt zwischen Willibald und Hans Schütz zeugen von dem Interessenkonflikt, der durch Willibalds gleichzeitige Tätigkeit als juristischer Berater und als Ratsmitglied entstand. Am 19. März 1514 hatte Schütz eine Schmähschrift gegen Willibald an 25 Personen in Nürnberg gesendet.[235] Schütz begann seine Schrift mit dem Vorwurf, Willibald habe Georg Fröschel,

230 WP, BW, Bd. I, Nr. 164, S. 526.
231 Vgl. zu den Nürnberger Ratskonsulenten und ihrer Beteiligung am Entscheidungsfindungsverfahren Frommer, »Recht« (2010), S. 205f.
232 WP, Vita, S. 146f.: *Verum ea res plus sibi invidiae quam commodi peperit apud eos, qui privatos affectus publicae utilitati praeferre solent*.
233 Vgl. zum Folgenden WP, BW, Bd. II, Nr. 193 und Scheible, »Jurist« (2010), S. 344–346.
234 Vgl. ebd., S. 350f. und WP, BW, Bd. II, Nr. 193, S. 91.
235 Vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 302.

Schützens Kompagnon, in einer Streitsache zunächst beratend zur Seite gestanden und den Rechtsstreit schließlich, nachdem er 40 Gulden von Fröschel erhalten hätte, im Rat durch seine Stimme zu Ungunsten von Schütz entschieden. Schütz habe dadurch *mercklichen Schaden* genommen.[236] Damit habe Willibald gegen seinen Ratseid verstoßen und das nicht bloß einmalig: Willibald habe *vil Personen zu Nurmberg wider sein eregeschwornen Ratspflicht advocirt, Ratschlag, Suplicacion den Partheyen an Einen Rat gemacht, rechtlicher und ander Hendel, so fur ainen Rat gehorig, die anweist, hilft und rätt darinnen, und wo dieselben in Gericht oder bey ainem Rat gehandelt, sitzt er unverschewcht dabei und hilft darinnen rechtlich und gutlich beschließen, als ich derselben ob zweintzig Hendel antzutzaigen weßt, die alle offenbar am Tag ligen und keiner Beweisung bedürfen.* Die Vorwürfe von Schütz hatten es in sich und Willibald antwortete am 24. April vor dem Rat wiederum mit einer durchkomponierten Gerichtsrede.[237] Er müsse die Schmähungen in diesem *libell famos* nicht erwidern, da er davon überzeugt sei, dass der Rat um die Unwahrheit der Behauptungen von Hans Schütz wisse. Er verantwortete sich trotzdem und forderte schließlich den Rat auf, mit aller notwendigen Härte gegen Hans Schütz und seine Hintermänner vorzugehen. Willibalds Argumentation hinsichtlich seiner Beratertätigkeit ist bemerkenswert: Er habe immer nur den gemeinen Nutzen verfolgt, sich nicht durch sein Advozieren bereichern, sondern ausschließlich die *armen Bürger vor Unrecht schützen* wollen.[238] Damit *ich dan nit gar umbsunst gestudirt het, meyn Mue und Erbeyt, auch den Kosten so meyn frum Elteren auf mich gelegt haben, verlure, so hab ich mich understanden nit von eynichs Gewins oder Nutz wegen, sonder Gott zu Lob und mit selbs zu Ubung, etlicher Person, die vergeweltigt sind worden und denen Unrecht weschehen ist, rechtlich Sach zu ferfechten.*[239] Er wollte sein aufwendig erworbenes Sonderwissen nicht brach liegen lassen, sondern es im Sinne des gemeinen Nutzen einsetzen, wie es sich für einen *pidermann* gehörte, als der er sich fortwährend bezeichnete. Ende Februar 1518, drei Jahre nach Beginn der durch die Schmähschrift von Schütz ausgelösten Auseinandersetzung, entwarf Willibald seinerseits, nachdem Schütz sich lange Zeit der Nürnberger Gerichtsbarkeit entzogen hatte, eine Anklageschrift gegen ihn.[240] Willibald forderte eine Talionsstrafe für Schütz: Der Verfasser der Schmähschrift sollte die Strafe erleiden, in deren Gefahr er den Geschmähten mit seinem Pasquill gebracht hatte.[241] Da Willibald im

[236] WP, BW, Bd. II, Nr. 302, S. 341. Des Weiteren warf Schütz Willibald Frauengeschichten vor, mit denen er den frommen Frauen die Ehre abschneide (ebd.).
[237] WP, BW, Bd. II, Nr. 310.
[238] WP, BW, Bd. II, Nr. 310, S. 384: *Und ob ich in sachen, die der ungelter unpillich furneme, auch der keynen fug het, wider denselben advociret, het ich deß nit scheuhen, wo ich eynen iglichen armen burger for unrecht weschutzet, wer auch nit wider meyn pflicht, dan ich alleyn gemeyner stat nutz, so fil die Recht und nit Unrecht hat, zu fuderen schuldig pin*.
[239] WP, BW, Bd. II, Nr.310, S. 382.
[240] Vgl. WP, BW, Bd. III, Nr. 525.
[241] Vgl. Schmidt, *Libelli* (1985), S. 238; vgl. grundsätzlich Mohrmann, »Schmähen« (1990); Lieberwirth, »Beleidigung« (2008) und Rublack, »Anschläge« (1995).

schlimmsten Fall mit der Todesstrafe habe rechnen müssen, wenn den Anschuldigungen von Schütz Glauben geschenkt worden wäre, so sei diese im Gegenzug für Schütz anzuwenden; in jedem Fall solle er endlich *peinlich* bestraft werden. Dabei berief Willibald sich, wie die Marginalie in seinem Konzept zeigt, auf die *Lex Cornelia de iniuriis*, ein im Zuge der *Leges Corneliae* von Sulla erlassenes Gesetz zum Umgang mit Beleidigungen.[242] Er hatte vor, sein Sonderwissen und damit seinen Expertenstatus auszuspielen. Dieser spiegelt sich in seinem Manuskript darüber hinaus darin, dass er im letzten Drittel des Konzeptes, in dem er begründete, dass die Angelegenheit nicht verjährt sein konnte, ins gelehrte Lateinische wechselte. Mit dem Sprachenwechsel änderte sich, wie in allen seinen Manuskripten, seine Handschrift – selbst in den flüchtigsten Konzepten. Hatte er den deutschen Text in einer gotisch geprägten Bastarda verfasst, wechselte er im lateinischen umgehend und scheinbar automatisch in die vertraute humanistische Kursive.[243] Diese war in Willibalds Kopf unlöslich mit der lateinischen Sprache verknüpft; er hatte diese Verbindung verkörperlicht, denn selbst bei einzelnen Wörtern, wie *libell famoß* im ersten Teil des Konzepts, wechselte Willibald die Schriftart.[244]

In anderen juristischen Angelegenheit wurde Willibald noch ausdrücklicher zum Experten gemacht. Wie Helga Scheible feststellte, verfasste Willibald mindestens zehn juristische Gutachten.[245] Das von Scheible besprochene Gutachten für den Würzburger Bischof Lorenz von Bibra hatte einen konkreten Rechtsstreit zur Grundlage, in dem Willibald sich nach Anbringung vielfältiger Beweise und Verweise auf das *Corpus iuris civilis* für den Bischof aussprach. Im Jahr 1527 fragte der Nürnberger Rat Willibald – zu diesem Zeitpunkt war er bereits aus gesundheitlichen Gründen aus dem Rat ausgeschieden – um ein Gutachten an, das weitreichende Folgen für die Rezeption des Römischen Rechts zeitigte. Johannes Baptista Egnatius hatte Willibald bereits im Januar 1527 die Ankunft Gregor Haloanders angekündigt, der mit Hilfe von Florentiner Handschriften eine Neuausgabe des *Corpus iuris civilis* anstrebte und auf die finanzielle Unterstützung der Stadt Nürnberg hoffte.[246] Obwohl sich eine Kommission, bestehend aus zwei Ratsherren, Christoph Koler und Hieronymus Baumgartner, sowie vier Juristen, die Doktoren Christoph Scheurlin, Valentin Kotzler, Christoph Gugel und Johann Mullner, bereits für die Drucklegung ausgesprochen hatte, wurde von dieser ausdrücklich geraten, Willibald Pirckheimer und Philipp Melanchthon Haloanders Materialien ansehen zu lassen.[247]

Willibald verfasste ein geradezu überschwängliches Gutachten, in dem viele von seinen Kompetenzen und seine Erfahrung – mittlerweile war er 58 Jahre alt – zum

[242] Vgl. WP, BW, Bd. III, Nr. 525, S. 292 mit Anm. 10.
[243] Vgl. SBN, PP 364. 20, Bl. 11, Z. 27–37.
[244] SBN, PP 364.20, Bl. 11, Z. 5.
[245] Vgl. Scheible, »Jurist« (2010), S. 357.
[246] Vgl. WP, BW, Bd. VI, Nr. 1078.
[247] Vgl. grundsätzlich Kisch, »Haloander« (1969), S. 214. Melanchthons Stellungnahme ist nicht überliefert.

Ausdruck kamen.[248] In erster Linie war sein juristisches Wissen gefragt, um die Qualität von Haloanders Arbeit einzuschätzen. Er wusste um die Schwierigkeit, überhaupt an die Handschriften zu gelangen: *Dan ich weisß, mit was grosser Verwarung die rechten Originalia zu Florentz, dahin sy von Pisa gefurt sind worden, behalten werden, also das auch weder Kunigen, Keysern noch Papst kein Zugang darzu verhenckt worden ist*.[249] Dass Haloander überhaupt Abschriften habe anfertigen dürfen, hält er gar für eine *Schickung von Got*, die Nürnberg zu Ruhm, Lob und Ehre gereichen werde.[250] Obwohl er krank war und nicht einmal selbst schreiben konnte, war es ihm eine große Freude, in dieser Angelegenheit eine Hilfe gewesen zu sein. Wenn er könnte, würde er sich der Sache selbst annehmen, nicht zum eigenen Ruhm, ewigen Gedächtnis oder zur eigenen Ehre, sondern weil die Neuausgabe des *Corpus iuris civilis* der Allgemeinheit von großem Nutzen sein werde. Willibald antizipierte auch die Kosten für das Projekt und beruhigte Christoph Koler und mit ihm den Nürnberger Rat: Haloander sei kein geldgieriger Mensch und das Werk werde seine Kosten selber tragen. Es ginge nur darum, die Kosten beim Drucker vorzustrecken. Der Absatz der Bücher stehe nicht zur Debatte, so Willibald weiter, denn *diese Bucher werden nit allein in diese Land, sonder auch in Franckreyh, Hispanien, Welsch und ander Land seer dienstlich sein, also das ich an Zweyfel pin, wo der auch ein grosse Summen gedruckt sey, wurd als pald und mit gutem Gewin verkauft mogen werden, die weyl sy meniglich und in alle Land dienend*.[251] Schickte man hundert Exemplare an das Reichskammergericht, sie würden alle an einem Tag verkauft werden, so Willibalds Prognose.[252] Selbst die Bedenken eines unerlaubten Nachdrucks entkräftete Willibald, denn wegen der griechischen Typen würde sich so schnell niemand daran wagen, außerdem könne man ein Druckprivileg beim Kaiser erwirken, was dann auch geschah.[253]

Der Nürnberger Rat war überzeugt und Haloander wurde die Unterstützung zuteil, die er benötigte, so dass im Frühjahr 1529 die drei Bände der Pandekten in Nürnberg bei Petreius im Druck erschienen. Codex und Novellen ließen aufgrund von Nachverhandlungen mit dem Drucker bis zum Frühjahr 1531 auf sich warten. Die Entscheidung, des Nürnberger Rates, Haloanders Projekt zu finanzieren, verbreitete sich schnell und im gelehrten Feld war Willibald und Nürnberg bedeutender Ruhm sicher.[254] Am 14. November 1529 lobte Johannes Baptista Egnatius Willibald

[248] Vgl. WP, BW, Bd. VII, Nr. 1158.
[249] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1158, S. 34.
[250] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1158, S. 34: *Darumb ich warlich nit anders achten kan, dan das diese Handlung ein Schickung von Got sey und ein sondere Gnad, diesem loblichen Commun for anderen zu Rom, Lob und Eren zu gewendt*.
[251] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1158, S. 35.
[252] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1158, S. 35: *Bin an Zweyfel, wen ir hundert an das Camergericht allein kemen, sy wurden all auff eynen Tag verkauft*.
[253] Vgl. Kisch, »Haloander« (1969), S. 215.
[254] Vgl. eine Zusammenstellung der Stellungnahmen von Vertretern aus dem gelehrten Feld mit weiterführender Literatur und Quellen ebd., S. 202f.

und den Nürnberger Rat in den höchsten Tönen.[255] Am 28. April 1530 begeisterte Ulrich Zasius sich für Haloanders Übersetzung der Novellen, aus der Willibald ihm erste Auszüge geschickt hatte.[256] Wie hoch Willibalds juristisches und sprachliches Geschick bis kurz vor seinem Tod geschätzt wurde, zeigt sich darin, dass Haloander selbst Willibald um Rat hinsichtlich seiner Übersetzungen fragte: Er kenne niemanden, den er aufgrund seiner großen Zuneigung und Gelehrsamkeit, der vorzüglichen und tatkräftigen Urteile um Rat bitten könne außer Willibald.[257]

Die Drucklegung des Codex und der Novellen sollte Willibald nicht mehr erleben; seine Rolle als ausgewiesener Experte in sprachlichen und juristischen Angelegenheiten hatte er jedoch erneut unter Beweis gestellt und sich sichtlich gefreut, seinen wissenschaftlichen Leidenschaften – dem Griechischen und der Jurisprudenz – noch einmal so intensiv nachzugehen und nicht nur der Wissenschaft, sondern der Nachwelt von Nutzen gewesen zu sein: *Ich hab auch, wie wol schwach und krank, dise treffenliche Gotzgab, die dem gemeinen Nutz und so vil gelerten, fromen Menschen zu Nutz komen mag, mit gantzen Begirden und Freueden auch lieber gesehen dan kein zeytlich Ding, das mir auff Erden gewisen het mogen werden.*[258]

Arzt

Sind Willibalds bisher beschriebene Expertisen hinreichend bekannt und durch seine Ausbildung legitimiert, stellen seine medizinischen und alchemistischen Interessen einen weniger gut erforschten Aspekt dar:[259] Willibald wurde von seinen Zeitgenossen auch zu einem Experten in Sachen Medizin gemacht. Wieso meinten Willibalds Briefpartnerinnen und –partner, obgleich er niemals Medizin studiert hatte, ihn um Rat in allen möglichen medizinischen Angelegenheiten anfragen zu können?

Kurt Greiner behauptete in seiner schmalen Arbeit aus dem Jahr 1953, dass die Medizin im ausgehenden Mittelalter eine Buchwissenschaft gewesen sei. Derjenige, der Geld und Zeit hatte, sich medizinischen Werken nicht nur zu widmen, sondern diese auch aus aller Welt zusammenzutragen, habe einem Arzt, der ein Medizinstudium absolviert hatte, nicht viel nachgestanden.[260] So einfach liegen die Dinge in Willibalds Fall nicht, denn er hatte vor allem praktisches Interesse an der Medizin. Joachim Telle konstatierte 1970, dass Pirckheimers Sammeltätigkeit nicht in einer antiquarischen Gesinnung wurzelte, sondern die Impulse dafür durch seine gesundheitlichen Beschwerden ausgelöst wurden, denn Willibald klagte bereits frühzeitig

[255] Vgl. WP, BW, Bd. VII, Nr. 1255.

[256] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1287. Zu Willibalds Übersetzung von *De officio episcopi* des Gregor von Nazianz vgl. ebd., Nr. 1215 und Holzberg, *Willibald* (1981), S. 348–351.

[257] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1313, S. 392: *Nam neminem praeterea habeo, quem pro amoris magnitudine, pro eruditionis copia, pro excellentia et acrimonia iudicii in consilium adhibere possim quam te.*

[258] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1158, S. 34.

[259] Vgl. zuletzt zum Arzt als Experte Kintzinger, »Experientia« (2012).

[260] Greiner, *Medizin* (1953), S. 36; vgl. grundsätzlich Stolberg, »Heilkunst« (2004).

über Nierensteine und Podagra.[261] Seine naturwissenschaftlich-medizinischen Neigungen seien ein weiterer Grund für sein Interesse an dieser Materie gewesen.[262] Dass Willibald seine besondere Affinität für Medizinisches schon seit frühester Kindheit in Fleisch und Blut übergegangen sein soll, ist gut vorstellbar. Bereits sein Urgroßvater Franz hatte in Krakau Medizin studiert und an Vater und Großvater dürften die innovativen Vorlesungen der Medizinischen Fakultät während ihres Jurastudiums in Padua nicht spurlos vorbeigegangen sein.[263]

Die Lektüre von Willibalds genauen Beschreibungen, wie bestimmte Medikamente herzustellen seien, die Selbstversuche, wie zum Beispiel am besten Haare zu färben oder ob die verschiedenen Salben dick oder dünn aufzutragen seien, zeugt deutlich von der praktischen und empirischen Ausrichtung seiner Interessen. Der Leser seiner Briefe und Rezepte kann sich Willibalds Labor vorstellen, ausgerüstet mit einer Vielzahl pflanzlicher, tierischer oder mineralischer Rohstoffe für Heilmittel, Stimulanzien und Gewürze, einem Ofen, einem Alambik, Retorten, Tiegeln und Stößeln.[264] Dass Willibald sein Labor regelmäßig nutzte, um Medikamente herzustellen, und andere um seine Expertise in dieser Hinsicht wussten, beweisen diverse Anfragen, von denen nur zwei anschauliche Beispiele vorgestellt seien.

Am 9. Februar 1506 dankte Lorenz Beheim Willibald für eine Salbe, die dieser ihm geschickt hatte. Sie habe gewirkt, doch offenbar bereitete die Syphilis Beheim neue Probleme, bei denen sein bemühter Barbier ihm jedoch nicht helfen konnte, im Gegenteil: Beheim beschwerte sich lautstark über diesen bei Willibald: *Ich grüße dich, teuerster und geliebter Freund. Deine Liebe mir gegenüber zeigt sich in jeder Hinsicht. Denn wenngleich du ein besonderes Geheimnis hütest, lässt du mich daran teilhaben und hast mir eine heilbringende Salbe geschickt, die sehr wertvoll ist. Als ich in diesen Tagen am Penis infolge von Reiben eine kleine Entzündung hatte, konnte ich die übertriebenen Forderungen des Barbiers kaum zufriedenstellen, der mir jedoch, soviel ich sehen konnte, außer einem Bleipflaster nichts verabreichte. Diese Ungebildetsten glauben, dass sie Asklepios und Apoll vorangestellt seien. Aber, Gott sei Dank, brauche ich sie nun nicht mehr, und dennoch ist es gut zu wissen, welcher Art sie sind. Da du es aus freien Stücken angeboten hast, bitte ich dich kühn und verlange dringend, dass du mir das Rezept dieses Salböls zuschickest; ich werde dir alles, was in meinem Besitz steht, zurückerstatten. Und gleichzeitig schicke mir bitte das schwarze Haarfärbemittel. Ich bete, dass*

[261] Vgl. Reicke, »Podagra« (1971).

[262] Vgl. Telle, »Aufzeichnungen« (1970), S. 189; Reicke, »Podagra« (1971), S. 190.

[263] Vgl. Siraisi, »Fakultät « (1993), S. 324.

[264] Neben den unzähligen Rezepten aus Pirckheimers und anderer Schreiber Hand findet sich in den Pirckheimer-Papieren auch eine Zeichnung einer Apparatur zur Destillation mit einer ausführlichen Beschreibung des Ablaufes auf der Rückseite, SBN, PP 364, U.1, 109r/v. Die medizinischen und alchemistischen Stücke der Pirckheimer-Papiere sind bisher nicht ansatzweise ausgewertet. Ein Gesamtkatalog der Pirckheimer-Papiere, der trotz der langjährigen Bearbeitung noch nicht verfertigt wurde, wird zur Zeit von den Professoren Niklas Holzberg und Franz Fuchs vorbereitet.

du mir schreibst, ob man die Salbe dick oder dünn auftragen muss, direkt auf die Haut oder auf den Verband.[265]

Am 18. Oktober 1525 schickte Melchior Pfintzing Willibald aus Mainz das Rezept für eine Kur gegen Podagra: Er habe es vor gut einem halben Jahr selbst erhalten und mittlerweile an zwei Personen ausprobiert und für gut befunden. Im Gegenzug, auch wenn er es so explizit nicht formulierte, bat er Willibald um ein Rezept.[266] Pfintzing trug Sorge um die Nebenwirkungen der Quecksilberbehandlung: *Nun weys ich, das ir die Kunst khonnt, die auch an etlichen experirt habt, den Mercurium durch ein Pod wider von Leuten zupringen. Bit ich euch als meinen Hern mit hohstem Vleis, ir wellet mir solich Recept ghonstigclichen mitteylen. Soll das durch mich nicht weytleuffig gemocht, sonnder allein zu mein selbs Cur gebraucht werden.*[267] Dass Willibald praktisch orientiert war und seine Salben besser halfen als die vom Barbier, haben diese Briefe deutlich gemacht. Dass seine Expertise darüber hinaus auf enormem Buchwissen beruhte, versteht sich bei einem so hochkarätigen Humanisten fast von selbst. Wie weit und aktuell sein medizinisches Buchwissen aufgestellt war, zeigen ein weiterer Brief an Melchior Pfintzing und der Bestand von medizinischen Frühdrucken aus Willibalds Bibliothek. Am 5. Dezember 1530, fünf Jahre nach dem zuvor zitierten Brief und ungefähr zwei Wochen vor Willibalds Tod, bat Pfintzing wegen seiner Syphilis-Erkrankung erneut um Willibalds Rat.[268] Diesmal fragte er Willibald nach seiner Meinung zu Paracelsus' jüngst erschienener dreibändiger Syphilis-Studie und machte diesen aufgrund seiner Belesenheit zu einer Art Meta-Experten in Sachen Medizin.[269] Wieder ging es um die Nebenwirkungen der Quecksilberbehandlung, denn Paracelsus hatte in seiner neuen Schrift die Möglichkeit in Aussicht gestellt, ihre Nebenwirkungen zu lindern: *Dieweyl ich dann nun mit solicher Kranckheit beladen gewesen und geschmirt worden bin, auch allerley Gebrechen, so er* [Paracelsus] *anzeigt aus Misbrauchung des Mercurio erwachsen, bei mir empfynndt und hierinn meinen Getrauen und Rat bey euch vor anndern zufynnden hoffe, bit ich euch dinstlich, ir wellet mir in geheim anzeigen, ob auch der man mit den Werckhen seinem Ausschreyben gleichmessig und was Hoffnung bey ime sey. Dann wo sich die Werckh seinem Verheyssen vergleichten und das bey euch in Rat funnde, wolt ich und ander guet Gesellen ine besuchen, Rat und Hilff bey ime holen.*[270] Pirckheimer sollte

---

265 WP, BW, Bd. I, Nr. 99, S. 330: *Salve amice precosissime idemque amantissime. Tuus enim in me amor undequaque se ostendit. Nam quod vel secretissimum tenes, me facis tua bonitate participem, siquidem misisti unguentem salutiferum, quo mihi nil iam gracius. Nam cum his diebus in virga habuissem ex confricacione parumper mali, vix potui barbitonsorem contentare, qui mihi tamen me videre praeter diaquilon nil applicuit. Sic enim rudissimi vel Apollini aut Esculapio praestare sese autumnent. Sed Dei gratia iam non egeo, tamen bonum est scire huiuscemodi. Quare, quod promisisti tua sponte, audacter peto instanterque postulo: uti receptam istius unguenti mittas; remissurus tibi quodcunque fuerit meae proprietatis cum summa etiam gratiarum actione. Simulque mittas tinctuaram capillorum nigram. Tu quoque scribas oro, ob man das emplastrum dick ader [sic] dünn auftrag, an super corio, aut tela, ac ceteras circumstantias.*

266 WP, BW, Bd. VI, Nr. 979.

267 WP, BW, Bd. VI, Nr. 979, S. 43.

268 WP, BW, Bd. VII, Nr. Nr. 1334.

269 Paracelsus, *Kranckheit* (1530).

270 WP, BW, Bd. VII, Nr. Nr. 1334, S. 444.

Pfintzing anzeigen, wie viel Vertrauen der neuen Schrift von Paracelsus geschenkt werden könne, was voraussetzt, dass sie ihm bekannt war und er sich ein kompetentes Urteil erlauben konnte. Selbst wenn Willibald diesen Brief wohl nicht mehr beantwortete, wurde ihm von Pfintzing diese Kompetenz unterstellt, eine Expertenrolle an ihn herangetragen.

Die frühen medizinischen Drucke, die David Paisey in seinem Aufsatz über Willibalds Bücher in der British Library anführt, bestätigen die von Telle beschriebene besondere Affinität zur Medizin und legen seinen Expertenstatus im Sinne eines Bucharztes nahe.[271] Das Vorhandensein der im Folgenden benannten Bücher in seiner Bibliothek bedeutet freilich nicht, dass er sie auch intensiv benutzt und gelesen hat, doch wenigstens einen Hinweis auf seine medizinische Bildung geben sie. Für einige Drucke weist Paisey ausdrücklich Benutzungsspuren durch Willibalds Hand nach, so zum Beispiel für das erste illustrierte medizinische Werk, das überhaupt im Druck erschien: Johannes Kirchheimers *Fasciculus medicinae*.[272] Zum großen Teil handelt es sich bei den medizinischen Drucken um von Italienern verfasste Werke, die weniger theoretisch und abstrakt Medizin beschrieben, als vielmehr überaus praktisch orientiert Medizin betrieben: so zum Beispiel die *Medicinae praecepta* von Alexander Benedictus (1445–1525), der an der Universität in Padua Anatomie und Chirurgie lehrte und als plastischer Chirurg in die Geschichte eingehen sollte. Er führte die erste Nasen-Operation durch, bei der Haut aus dem Arm ins Gesicht transplantiert wurde.[273] Oder die *Chirurgia* von Petrus de Argellata (gest. 1523), dessen Werk empirische Ansätze und Kritik an der zeitgenössischen Chirurgie aufweist, so Klaus Bergdolt.[274] Ähnlich verhält es sich mit den Werken von Arnaldus de Villa Nova, der zwar ein Anhänger des an den europäischen Universitäten vorherrschenden Galenismus war, seine strenge theoretische Grundlage aber immer auf die Praxis ausrichtete – zum Beispiel auf die Alchemie.[275] Es finden sich auch die Klassiker von Celsus, Galen und Hippokrates, doch ebenso der *Aggregator Medicamentorum* des Jacobus de Dondis, der wiederum von Willibalds Interesse für Arzneimittel und praktische Medizin zeugt.[276] Dass sich das *Luminare Maius* des italienischen Mediziners Johannes Jacobus Manlius de Bosco in seinem

[271] Paisey, »Books« (2008).

[272] Vgl. ebd., S. 205, Nr. 40: „[…] with two leaves added at the end, of which the first three pages bear ms. prescriptions in Latin *ad morbum gallicum*, all in Pirckheimer's hand from various periods of his life." Vgl. zu Ketham alias Kirchheimer zuletzt mit weiterführender Literatur Kruse, »Kirchheimer« (2005). Bartholomäus Montagnanas *Consilia medica* annotierte Willibald ebenfalls und nutzte daraus z. B. das *Unguentum Montagnana*, um beim ersten Auftreten der Gicht im Jahr 1512 seine Schmerzen zu lindern; vgl. Paisey, »Books« (2008), S. 208, Nr. 50; vgl. zu Pirckheimers Gicht Benedek, »Gout« (1983), S. 534 und Reicke, »Podagra« (1971), S. 191.

[273] Vgl. Paisey, »Books« (2008), S. 199, Nr. 16. Vgl. zu Alexander Benedictus Ferrari, *Benedetti* (1996).

[274] Bergdolt, »Pietro d'Argelata« (1993); vgl. Paisey, »Books« (2008), S. 198, Nr. 10.

[275] Paniagua/Manselli/Jüttner, »Villanova« (1980); Paisey, »Books« (2008), S. 198, Nr. 12.

[276] Vgl. ebd., S. 202, Nr. 25.

Besitz befand, scheint nur konsequent, denn dieses erhielt in Nürnberg 1529 in Teilen sogar Gesetzeskraft.[277]

Willibald und die mit ihm korrespondierenden Gelehrten hatten jedoch nicht nur umfangreiche Büchersammlungen zur Verfügung, sondern eine ebenso große Sammlung von Rezepten, wobei die Weitergabe hier noch restriktiver gehandhabt wurde. Willibald beanspruchte gar eine Art Copyright auf seine Rezepte; dies wurde schon in Pfintzings Bitte um das Bad zur Entfernung des Quecksilbers aus dem Körper deutlich – nur für sich wollte Pfintzing das Rezept benutzen. Zu Beginn des Jahres 1528 im Briefwechsel mit Veit Bild wird dies noch stärker sichtbar. Am 10. Januar hatte Bild Willibald um ein Rezept für ein Medikament gebeten, das sowohl gegen die Gicht als auch gegen den Stein helfe, und versprochen, es nicht weiter zu verbreiten.[278] Bevor Willibald ihm am 5. Februar 1528 schrieb, wie er bei der Gewinnung von Myrrhenölextrakt vorzugehen habe, wies er seinen Briefpartner darauf hin, dass es sich beim Extrahieren von Myrrhe um ein besonderes Wissen handele, das keinesfalls mit Unwürdigen geteilt werden dürfe.[279]

Es gab jedoch weitere Gründe, Willibald um Rohstoffe für Heilmittel zu bitten: Nürnberg war das „Zentrum für den Arzneimittelhandel Deutschlands".[280] So nimmt es nicht wunder, dass Willibald nicht selten gebeten wurde, bestimmte Arzneimittel zu besorgen. Balthasar Graf, Barbier in Nördlingen, den Pirckheimer wohl während seines dortigen Aufenthaltes im Jahr 1505 kennengelernt hatte, schrieb Willibald im Herbst 1507: *Auch hab ich ein Knecht, der sagt mir, wie der Apodeger bey unser Lieben Frawen so guten Mercurium suplymatum hab und geb ein Lot umb XII Pfennig. Wollt ich Eych gar fleysig byten, Ir wellet mir III Lot schiken, der weyss sey, denn unser Apodeger geyt in nit mer her den umb XXV Pfennig.*[281] Mehr als das Doppelte sollte Graf in Nördlingen für Quecksilbersublimat ($HgCl_2$) bezahlen als Willibald in Nürnberg – bei diesem Preisunterschied rechneten sich sogar die Transportkosten für die immerhin 90 Kilometer von Nürnberg nach Nördlingen. Dass der Apotheker bei der Frauenkirche, in direkter Nachbarschaft zu Willibalds Wohnhaus, erheblich günstiger anbieten konnte als der in Nördlingen, ist sicher auf Nürnbergs Bedeutung als zentraler Umschlagplatz für Arzneimittel in Europa zurückzuführen.[282] Im April 1520 bestätigte sich diese Annahme, denn Willibald überraschte Johann Jakob von Klingenberg in Augsburg damit, dass dieser für die von Willibald geschickte Medizin nur 20 Kreuzer schuldig sei. Er hatte mit wenigstens 10 Gulden gerechnet, was das 30-fache gewesen wäre.[283]

[277] Vgl. Schmitz, »Manlius de Bosco« (1993); Paisey, »Books« (2008), S. 207, Nr. 46.
[278] WP, BW, Bd. VII, Nr. Nr. 1148.
[279] WP, BW, Bd. VII, Nr. 1151: *Salve, vir optime. Accepi litteras tuas una cum observacione umbrarum benivolenciamque tuam gratanter amplector. Verum quod doceri cupis, quo pacto myrrhae oleum sine igne extrahatur, lubens tibi indico, eciamsi rem hanc precipuam esse sciam et haudquaquam indignis participandam.*
[280] Schmitz/Kuhlen, *Geschichte* (1998), S. 446.
[281] WP, BW, Bd. I, Nr. 174,i.
[282] Vgl. auch Bartels, *Drogenhandel* (1966).
[283] WP, BW, Bd. IV, Nr. 682.

In einem Brief seiner Tochter Klara aus dem Klarakloster in Nürnberg vom 30. August 1527 wird jedoch deutlich, dass Willibald neben der Nähe zu den Wirkstoffen über Wissen und Erfahrung verfügte, auf die seine Briefpartnerinnen dankend zurückgriffen: *Die Muter pit dich freuntlich, das du ir fur einen Gulden einen venedischen Driacker und ein Pfund Metradat kaufst, als du einen gen Pergen gekauft hast. Dann sy ist an einem Ort in einem Kloster darumb gepeten worden. Wenn wir in schon selber ließen kaufen, so hab wir Sorg, man geb uns kainen solchen guten. Was es gesteht, wol wir dir genczlich bezaln und verzeich uns, das wir dich ymer also muen.*[284] Die Nonnen wünschten das „berühmteste und traditionsreichste Arzneimittel unter den Composita", das nach seinem Erfinder Mithridates VI., König von Pontos, benannte Mithridatium, das später auch Theriak genannt wurde. Es handelt sich beim Theriak um ein hochkompliziertes, über 60 zum Teil exotische Inhaltstoffe wie Schlangenfleisch enthaltendes und daher kostbares Universalheil- und Stärkungsmittel. Klara und Caritas artikulierten in ihrer Anfrage bereits das Problem dieser „Königin der Arzneien".[285] Sie wurde häufig gefälscht oder verschnitten und somit in schlechter Qualität angeboten. In Nürnberg hatte man sich früh dieses Problems angenommen. Dem Vorbild Venedigs folgend, durfte kein Theriak mehr ungeprüft und ohne Ratssiegel in den Verkauf gehen.[286] Offenbar vertrauten die Nonnen zusätzlich auf Willibalds Erfahrung und sein Ansehen in Nürnberg und nahmen an, dass ihm so leicht niemand verschnittene Medizin verkaufen würde.

Für die Nonnen im Klarakloster war Willibald mehr als ein erfahrener Arzneimittelhändler – er war gleichzeitig Bruder und Vater und somit Familienoberhaupt. Verschiedene Ebenen spielten eine Rolle, wenn Willibald um Rat gefragt wurde. So in dem Brief vom 1. Mai 1527, in dem Willibalds Schwester Sabina, Nonne im Kloster Bergen, ihrem Bruder für die medizinischen Ratschläge dankte und gleichzeitig um neuerlichen Rat bat.[287] Im Kloster grassierte eine schwere Grippe, die elf Schwestern das Leben kostete und viele weitere in Lebensgefahr brachte. Zunächst schilderte Sabina, dass der Arzt aus Eichstätt sie falsch beraten habe und sie seinem Ratschlag, keine der Nonnen zur Ader zu lassen, besser nicht gefolgt wäre. Offenbar hielt der Studierte es nicht einmal für nötig zum Kloster zu kommen, denn er antwortete lediglich in einem Brief, es werde schon nicht so gefährlich werden. Ein Eichstätter Apotheker hingegen *keret großen Fleiß an. Ich halt dafür, er hab aine oder drei erret, wie wol drei sturben, weil er erczeneiet. Ich hab mer Gelaubens an in denn an keinen Doctor; het ich in nur er gehabt.*[288]

Der Glaube in den studierten Mediziner aus Ingolstadt war bereits erschüttert und als dann zu Ostern Willibalds Tochter Caritas schwer erkrankte, verlor die Schwester jegliches Vertrauen in diese Experten. Im gleichen Brief berichtete

---

284 WP, BW, Bd. VII, Nr. 1.126,a (Nachtrag zu Bd. VI), S. 507.
285 Vgl. Schmitz/Kuhlen, *Geschichte* (1998), S. 441.
286 Dilg, »Theriak« (1997).
287 WP, BW, Bd. VI, Nr. 1107.
288 WP, BW, Bd. VI, Nr. 1107, S. 330.

Sabina, dass Caritas sie über Ostern erschreckt habe. Wegen Schmerzen ließ man sie zweimal zur Ader; später bekam sie vom Apotheker ein Abführmittel. Dann wurde sie so krank, dass man sie schon aufgegeben hatte. Der Apotheker hielt es für Epilepsie und nach zwei weiteren Anfällen in zwei Stunden meinte er, einen dritten werde sie nicht überleben. *Wolt man ir helfen, gehöret vil darzu; es gehört einem Doctor zu. Schicket ich eilent gen Ingolstat nach einem Doctor, der kam in VI Stunden her. Wie wol es si die weil wider berüret, west der Doctor auch nit, für wen ers haben solt.*[289] Pirckheimers Tochter hatte weitere heftige Krampfanfälle. *Hat aber von den Genaden Gotz nach gelassen, ist iecz gut umb si. Besorg aber, die Kranckheit wer widerkumen. Pit ich dich umb dein treuen Rot.*[290]

Autorität erhielt Willibald nicht nur über seine Position als Familienoberhaupt. Den institutionellen Ausweis über Wissen und Bildung stellen akademische Grade zur Verfügung. Die *Salutationes* in den Briefen an Willibald geben darüber Aufschluss, welcher Status und welche Autorität ihm oft fälschlicherweise zugeschrieben wurde. Wie oben beschrieben, hatte Willibald sich aufgrund der Nürnberger Gepflogenheit, keinen Graduierten in den Rat zu wählen, niemals promovieren lassen. Balthasar Graf, der bereits zitierte Barbier aus Nördlingen, eröffnete seine beiden überlieferten Briefe an Willibald jedoch wie folgt: *Dem erwirdigen und wollgelerden Hern Doctor Birkhemer, meinem ginstigen Hern.*[291] Der Mathematiker und Geograph Johann Schöner sprach Willibald in all seinen Briefen mit Doktor an, zum Beispiel am 28. November 1525: *Dem hochgelartten, wolgeachten Doctori Bilibaldo Pyrckhemer.*[292] Auch in lateinischer Sprache wurde Willibald als Doktor adressiert, so von Jakob Montanus. Der bat Willibald im Juli 1527 darum, sein Buch *De auctoritate verba dei* in Nürnberg zum Druck zu bringen: *Excellentissimae auctoritatis et eruditionis viro Billibaldo Pirckheymero apud Nurenbergam principi doctori, amico suo syncerissime diligendo.*[293] Sogar Kaiser Maximilian sprach ihn am 3. Dezember 1516 als Doktor an: *Dem ersamen Gelertn unserm liebn Getreuen Doctor Wilpoldn Pirkhaimer unnserm Rat.*[294] Nicht alle seine Briefpartner nahmen an, dass Willibald promovierter Mediziner war – die meisten dachten sicher, er sei in den Rechten promoviert worden. In einem Fall ging die Zuschreibung von Expertise und Status jedoch einen Schritt weiter. Der Prokurator Doktor Wolfgang von Thurn schrieb, ohne dass ein Datum ermittelt werden konnte:[295] *Hochgelehrter Herr Doktor, ich schicke Euch meinen Urin zu Eurer Herrschaftlichkeit. Bei dem, was sich im höheren Glas befindet, handelt es sich um den Harn, den*

[289] WP, BW, Bd. VI, Nr. 1107, S. 330f.
[290] WP, BW, Bd. VI, Nr. 1107, S. 331.
[291] WP, BW, Bd. I, Nr. 174bis und 174III.
[292] WP, BW, Bd. VI, Nr. 987.
[293] WP, BW, Bd. VI, Nr. 1123.
[294] WP, BW, Bd. III, Nr. 406.
[295] Vgl. zu Wolf von Thurn (Dürn) Press, *Calvinismus* (1970), S. 176 in Anm. 26. Er war *Doctor iuris utriusque*, nicht etwa Doktor der Medizin, wie Eis, »Rezepte« (1965), S. 351 behauptet. 1507 war Thurn Prokurator am Reichskammergericht, 1513 am Hofgericht in Ansbach, 1514–1517 Assessor am Reichskammergericht, von 1522 bis 1524 Mitglied des Reichsregiments.

ich zur dritten Stunde in der Nacht gelassen habe; beim anderen um den von diesem frühen Morgen, als ich aufgestanden war. Nunmehr leide ich weniger an den Nieren als gestern, dennoch scheint es mir, dass der Magen auf andere Art leidet, weil ich morgens immer aufstoßen muss […]. *Dennoch zweifle ich nicht, dass Ihr sicherer – kraft des fachlichen Urteils aus dem Urin – diese und andere Dinge erkennt, als von mir aus den Indizien gemutmaßt werden könne.*[296] Neben der Beschaffung von Medikamenten, seiner Belesenheit und der darüber hinaus empirisch begründeten Erfahrung in Sachen Heil- und Arzneikunst wurde Willibald über sein symbolisches Kapital auch ein besonderer Status und somit Autorität zugeschrieben. Im letzten Fall ging die Zuschreibung von Autorität über den bloßen Titel hinaus, denn zusätzlich wurde Willibald die Fähigkeit zugeschrieben, die im Mittelalter allein studierten Medizinern vorbehalten war: die Harnschau.[297]

6.4 Synthese

Während der 33-jährige Eck 1519 bei der Leipziger Disputation Protagonist in *dem* Medienereignis schlechthin im gelehrten Feld war, verdingte King sich mit einer mäßig bezahlten Institutionen-Lektur an der kleinen Tübinger Universität, hatte jedoch fünf hungrige Mäuler zu stopfen. Willibald nahm derweil nicht nur eine machtvolle Position im gelehrten Feld ein, sondern fungierte als erfahrener Gesandter in bedeutenden diplomatischen Verhandlungen für seine Heimatstadt, advozierte und saß als *Jüngerer Bürgermeister* zugleich im Rat zu Gericht, darüber hinaus baten ihn verschiedene Personen um seine Expertise in medizinischen Angelegenheiten.

Eck ging nicht in seiner Rolle als Verteidiger der Papstkirche auf, was im letzten Kapitel zu zeigen sein wird. Auch er trat in verschiedenen Rollen auf, so zum Beispiel als Pfarrer oder Lehrer. Mit seinem in diesem Kapitel beschriebenen Handeln und seiner Selbstinszenierung bezog er im gelehrten Feld jedoch eine umstrittene Position. Einige seiner gelehrten Zeitgenossen, insbesondere die Anhänger der Reformation und einige besonders artikulationsfähige Humanisten, goutierten weder seine übergroße Nähe zum ökonomischen Feld noch, dass er sich so stark bei der Papstkirche anbiederte und die Regeln des gelehrten Feldes verletzte. Spätestens die Aufnahme von prominenten Gelehrten in die Bulle *Exsurge Domine*, allen voran Willibald Pirckheimer, besiegelte Ecks Schicksal im gelehrten Feld. Nach diesem Regelverstoß wurde ihm von vielen Humanisten und den Anhängern Luthers unwiderruflich der Status des Dunkelmannes zugeschrieben, während er selbst bis

[296] WP, BW, Bd. VII, Nr. sd-3 (Nachträge), S. 510: *Clarissime domine doctor, mitto urinam meam ad dominationem vestram. Et quae est in vitro superius rupto, est prima, tamen mincta hora tertia noctis, altera, cum hoc mane surrexeram. Et doleo iam remissius in renibus quam heri. Sed tamen videtur michi, quod stomachus aliqualiter egrotet, cum continuas mane habeo eructationes et quasi cum difficultate secessum capio. Tamen non dubito, quin d. v. certius haec et alia iudicio suo cognoscat ex urina, quam ego ex inditiis coniectari valeam. Wolffgangus de Thurn doctor etc.*

[297] Vgl. grundsätzlich Stolberg, *Harnschau* (2009) und Stolberg, »Harnschau« (2010).

zuletzt seine humanistische Bildung betonte. Der Papst hatte ihm mit der Rolle des Protonotars eine Position auf der Grenze vom gelehrten Feld zum klerikalen Feld, dicht am Zentrum der Macht zugewiesen. Diese Subjektivierung führte Eck in einen inneren Konflikt, der sich in der Re-Konstruktion seines Lebens und seiner Identität deutlich spiegeln sollte.

King hatte zunächst Schwierigkeiten, sich in seine neue Rolle als Professor zu finden. Er konnte den Rollenwechsel vom Jurastudenten zum Juraprofessor aufgrund der hohen Arbeitsbelastung nicht so problemlos vollziehen wie zum Beispiel Willibald seinen Wechsel zum *Jüngeren Bürgermeister* – zumindest ihren eigenen Aussagen zufolge. Während Willibalds Rolle als Ratsmitglied erst später für Schwierigkeiten sorgte, gefiel King sich nach anfänglichen Schwierigkeiten immer besser in seiner neuen Rolle. Er verortete sich entsprechend seiner Position im sozialen Raum auch im physischen Raum – in direkter Nachbarschaft zu Seinesgleichen. Als er neben seinen universitären Anstellungen auch außerhalb der Universität als Experte angefragt wurde, bot sich ihm die Gelegenheit, in eine andere Rolle zu schlüpfen – die des Anwalts, die sich auch in seiner Bibliothek spiegelt. Seine Rolle als Familienvater und -oberhaupt darf an dieser Stelle nicht vergessen werden, wie im letzten Kapitel nochmals hervorzuheben sein wird.

Hatten King und Eck vermeintlich eine oder zwei klare Rollen zugewiesen bekommen und sie angenommen, agierte Willibald in vielen verschiedenen.[298] Er darf trotz seines umfassenden Wissens nicht als Weltweiser verstanden werden, der aufgrund seiner „allumfassenden Deutungskompetenz […] als Träger eines prinzipiell unbegrenzten Wissenspotentials“ um Orientierung gebeten wurde.[299] Er verfügte zwar über umfassendes Wissen, wurde jedoch immer um spezifisches angefragt. In seiner Rolle als Experte war sein Wissen dabei nicht auf ein „beschränktes Gebiet begrenzt“, vielmehr wusste Willibald die Anfragen mit gesicherten Behauptungen und fundierten Urteilen zu erwidern.[300] Seine Kommunikationspartner und -partnerinnen wussten um die Distribution des Wissens in ihrer Gesellschaft, sie wussten um Willibalds Kompetenzen und fragten ihn so gezielt um Rat und machten ihn je nach Kommunikationszusammenhang zum Experten für juristische, medizinische, rhetorische oder diplomatische Belange. In Schützscher Diktion stellten sie den Idealtypen des „gut informierten Bürgers“ dar, der zwar nicht über Expertenwissen an

[298] Dass Willibald nicht zuletzt aufgrund seiner umfangreichen Bibliothek und seiner außerordentlichen humanistischen Bildung ein gefragter Experte war, wurde hier nicht ausgeführt. Vgl. dazu grundsätzlich Holzberg, *Willibald* (1981) und zum Beispiel den Brief von Christoph Scheurl vom 25. März 1511 (Bd. II, Nr. 189), der ihn als Mäzen der Nürnberger und Behüter der Musen beschrieb, bei dem alle einkehrten, um seine umfangreiche Bibliothek zu bewundern und zu nutzen; oder den Brief von Jakob Montanus vom 31. Juli 1530, der sich aufgrund der Türkengefahr und Willibalds Unfähigkeit zur Flucht vor allem um dessen Bibliothek sorgte (Bd. VII, Nr. 1308). Vgl. zu Willibalds Beteiligung an der Erstellung von Maximilians I. Triumphwagen WP, BW, Bd. III, Nr. 523, 530.

[299] Vgl. Rexroth, »Systemvertrauen« (2012), S. 22f.

[300] Vgl. Schütz, »Bürger« (1972), S. 87.

sich verfügt, jedoch beurteilen kann, wer die kompetenteste Hilfe für sein Problem bereitstellen kann, wer der wahre Experte für ihr Problem ist.[301] Mit welcher Rolle sich die Protagonisten letztlich am stärksten identifizierten, welches Interessenobjekt ihrer eigenen Einschätzung nach das primäre in ihrem Leben war, wird das letzte Kapitel zeigen.

[301] Vgl. ebd., S. 87f. und Berger/Luckmann, *Konstruktion* (2009), S. 47f.

7. Selbstverständnis und Selbstbildung

7.1 VIVITVR INGENIO CAETERA MORTIS ERVNT (WP)

Gelebt wird durch den Geist, die übrigen Dinge werden des Todes sein. Diese antikisierende Inschrift ließ Willibald 1524 von seinem Freund Albrecht Dürer unter seinen bekannten Kupferstich setzen und schrieb sich damit in einen humanistischen Diskurs ein.[1] 1507 hatte kein Geringerer als Conrad Celtis diesen angestoßen, indem er bei Hans Burgkmaier ein Sterbebild bestellt hatte, dessen Inschriften betonten, dass sein Geist dank seiner Werke im Gegensatz zu seinem Körper nicht dem Tode zum Opfer fallen werde. Zwei Jahre nachdem Dürer Willibalds Kupferstich angefertigt hatte, gravierte er für Erasmus eine griechische Inschrift in dessen Stich, der zufolge Erasmus' Werke ein besseres Bild von ihm zeigten – durch ihre Werke erlangten ihr Geist und somit ihr sozialer Körper Unsterblichkeit.[2] Erasmus hängte sich Willibalds Kupferstich gemeinsam mit dessen Porträtmedaille in sein Schlafzimmer, so dass er Willibald, in welche Richtung er sich auch wendete, immer vor Augen hatte

[1] *VIVITVR INGENIO CAETERA MORTIS/ERVNT/MDXXIV*. Vgl. Satzinger, »Bildnisse« (2007), S. 241f.; Schuster, »Ewigkeit« (1983) und Kirchhoff, »Thafell« (2009).

[2] Vgl. Schuster, » Ewigkeit« (1983), S. 122f. und Satzinger, »Bildnisse« (2007), S. 242 mit Anm. 72 und Abb. 179: THN.KPEITTΩ.TA.ΣΥΓΓΡΑΜ/MATA.ΔΕΙΞΕΙ.

– er vergegenwärtigte auf diese Weise seinen abwesenden Freund.[3] Dabei dürfte Erasmus gewusst haben, dass Willibalds Inschrift dem *Appendix Vergiliana*, einem antiken Gedichtcorpus, entstammte und Willibald seine humanistische Bildung in Szene setzte.[4] Während die pelzbesetzte Schaube Willibald als wohlhabenden Bürger auszeichnete, schrieb er sich mit der antiken Inschrift eindeutig eine überzeitliche gelehrte Identität zu.

Obwohl Willibald während seines Lebens in verschiedenen Rollen zu glänzen wusste und er diese Erfolge in seiner *Vita* zur Genüge betonte, stellte er letztlich vor allem die Wissenschaften als sein primäres Interessenobjekt heraus: *Trotz seiner hohen Arbeitsbelastung unterbrach er seine wissenschaftlichen Studien nicht, sondern widmete sich ihnen in jeder freien Minute; er zog das Studium sogar den ausgelassenen Zusammenkünften mit seinen Freunden vor, die ihn deswegen tadelten und auslachten*.[5] Seinem eigenen Erinnern zufolge hatte Willibalds Herz immer für die Wissenschaften geschlagen. Wie Niklas Holzberg betont, dürfte er sich in den ersten Jahren seiner Ratstätigkeit jedoch kaum den Studien zugewandt haben können; die Arbeitsbelastung als *Jüngerer Bürgermeister* war enorm und folgsam tat er, wozu sein Vater ihn auserkoren hatte.[6] In seiner *Vita* führte Willibald wiederholt aus, dass er in Konflikt mit anderen Ratsmitgliedern geriet, 1500 zunächst mit Paul Volckamer, den er wie seine anderen Widersacher jedoch nicht beim Namen nannte. Sein Verdruss über die Ratsgeschäfte wurde so groß, dass ihm der Tod seines Vaters am 3. Mai 1501 wie eine Erlösung vorkam: *Gleichzeitig hatte sein Vater Johannes das Leben mit dem Tod vertauscht, nachdem er sich schon früher von den weltlichen Dingen zurückgezogen hatte und in den geistlichen Stand getreten war. Unter diesen Umständen konnte Willibald mit Rücksicht auf seine Familienangelegenheiten auf geziemende Weise um seine Entlassung aus dem Rat bitten*.[7]

Kaum war sein Vater gestorben, schied Willibald aus dem Nürnberger Rat aus. Mit seinem Vater starb auch das SUBJEKT, das in zum Ratsherrn bestimmt hatte, und mit diesem Willibalds Verpflichtung auf das Amt des Ratsherrn. Darüber hinaus konnte er durch die als Oberhaupt der Familie nun auf ihn zukommenden Aufgaben einen legitimen Grund vorweisen, um von den öffentlichen Aufgaben

---

[3] WP, BW, Bd. V, Nr. 900, S. 308: *Anulum et fusilem Bilibaldum, mox et pictum foelicissima Dureri manu accepi. His utrumque cubiculi mei parietem ornavi, ut, quocunque me vertam, obversetur oculis Bilibaldus*. S. o. Kapitel 6.1.

[4] Vgl. zuerst Wuttke, »Portrait« (1982).

[5] WP, Vita, S. 143: *Proinde etsi multis degravaretur negotiis, nequaquam tamen literarum studia intermisit, sed quantum prae occupationibus licebat, neglectis aliis oblectationibus frequenter illis incumbebat, ita ut ab amicis nonnumquam corriperetur, nonnumquam vero rideretur, quod studia sua comissationibus et aliis cunctis anteponeret voluptatibus*.

[6] Vgl. Holzberg, *Willibald* (1981), S. 56; zur Arbeitsbelastung der Nürnberger Bürgermeister vgl. Scheurl, »Epistel« (1874), S. 790: *Denen aber, so Burgermaister sein, ist aufs ernstlichst eingepunten, das sie die Zeit ihres Amptes dem gemainen Nutz zupringen sollen. Darumb müssen sie wenig schlafen sonder den merern Thail auf und vor dem Rathhaus stehen* […].

[7] WP, Vita, S. 145: *Accidit tum, ut pater eius Johannes vitam cum morte permutaret, qui iam pridem rebus relictis mundanis sacerdotali se subdiderat ordini. Unde ob domesticorum negotiorum curam honestam occasionem petendae missionis est nactus* […].

befreit zu werden. Ähnlich der Wahl zum Universitätsrektor konnte die Wahl zum Ratsherrn nicht ohne triftigen Grund abgelehnt werden. Der Wunsch wurde Willibald bei der Osterwahl 1502 gewährt und in seiner *Vita* betonte er, welchen Gegenständen er sich sogleich zuwandte: *Von den öffentlichen Pflichten befreit, zog Willibald sich zur verdienten Muße zurück und widmete sich den Wissenschaften, insbesondere den griechischen Studien, ohne dabei die Rechtswissenschaften zu vernachlässigen.*[8] Nicht etwa die Familiengeschäfte nahmen all seine Kräfte in Anspruch, sie waren offenbar nur ein Vorwand, um sich den Wissenschaften zu widmen. Der Verdruss über die politischen Geschäfte und seine Tätigkeit im Rat stellte jedoch nicht bloß eine Verklärung in seiner *Vita* aufgrund der rückwärtsgewandten Perspektive dar. Bereits am 19. Dezember 1501 hatte er dem mittlerweile in Pavia weilenden Anton Kreß geschrieben: *Von mir aber sollst du wissen, dass ich beschlossen habe, mich so schnell wie möglich von den öffentlichen Aufgaben zurückzuziehen. Es gibt viele und rechtmäßige Gründe dafür, von denen ich dir an dieser Stelle jedoch nicht schreiben kann. Der Hauptgrund besteht jedoch darin, dass es um meine Vermögensverhältnisse – Gott sei Dank – gut bestellt ist und da ich unabhängig leben möchte, werde ich mich so wenig Aufgaben und Knechtschaft wie möglich unterwerfen.*[9] Im Sommer 1502 schrieb Willibald an Thomas von Thierstein nach Italien, dass er, sobald die Hitze vorbei sei, nach Italien reisen werde, um den Doktorgrad zu erwerben. Die Regierungsgeschäfte belasteten ihn schwer und sie hielten ihn von den Wissenschaften ab. Daher habe er sich bei den Ratsfreunden dafür eingesetzt, ihn in diesem Jahr von den Regierungsgeschäften zu befreien. Unterdessen werde er den Doktorgrad annehmen, damit er im nächsten Jahr nicht erneut gezwungen werde, die schwere Last eines Ratsmitglieds auf sich zu nehmen.[10] Von den Ratsgeschäften befreit sollte er den Doktorgrad jedoch nicht, wie angekündigt, im Herbst 1502 erwerben. Er blieb in Nürnberg, wie die wenigen überlieferten Briefe der Jahre 1502 und 1503 zeigen.[11]

Zu dieser Zeit verlor er seine Gattin, die ihm fünf Töchter geboren hatte; als sie jedoch als letzten einen Sohn zur Welt brachte, starb sie an der Geburt. Davon wurde er von einem schweren Schmerz erfasst; um ihrer Aufrichtigkeit und Ehrbarkeit willen verband ihn eine einzigartige Liebe mit ihr. Trotz eindringlicher Bitten seiner Freunde konnte er nicht dazu gebracht werden, eine andere zu heiraten. Mit vielen Gründen legte er ihnen dar, dass er seinen Nacken nicht erneut

[8] WP, Vita, S. 145: *Bilibaldus igitur a rebus feriatus publicis in honestum otium se recepit ac literis frequenter incubuit praecipue Graecis, quamvis interim nec legum studia intermitteret.*

[9] WP, BW, Bd. I, Nr. 44, S. 141: *De me vero scias constituisse, me subtrahere a negotiis publicis, quantum potero, ex magnis et iustis rationibus, quas scribere non licet. Principalis tamen est, quod Dei gratia res meae bene (ut nosti) se habent, et cum liber vivere valeam, minime me laboribus et servituti subiciam.*

[10] WP, BW, Bd. I, Nr. 51, S. 166: *Praeterea finitis caloribus, Deo dante, in Italiam ibo, ut ibi gradum doctoratus accipiam. Nam, ut antea tibi scripsi, labores reipublicae nostrae multum me gravant ac a litteris, quibus unice delector, abstrahunt. Idcirco tantum per amicos egi, ut hoc anno immunis sim a republica. Interim gradum, Dea dante, accipiam, ne rursus anno futuro cogar subire onus illud gravissimum*. Ähnlich formulierte Willibald sein Anliegen in einem zeitgleich verfassten Brief an Kilian Leib (Nr. 53, S. 176).

[11] Vgl. WP, BW, Bd. I, S. 588: Inhaltsübersicht.

unter das Ehejoch beugen wollte.[12] Neben der Bemerkung, dass Willibald gezwungen worden war, eine Frau zu heiraten, um in den Nürnberger Rat gewählt zu werden, ist dies die einzige Erwähnung seiner Frau – ebenso die einzige seiner Kinder – in seiner *Vita*. Im Vergleich zu Kings empathischer Beschreibung der Leidenszeit seiner Frau, liest sich Willibalds Satz über den Tod seiner Frau geradezu emotionslos und topisch. Der Zusatz, er habe sich niemals wieder unter das Ehejoch beugen wollen, verstärkt diesen Eindruck.[13] Dass seine fünf Töchter nur in einem Halbsatz Erwähnung finden, zeugt ebenso deutlich von der unterschiedlichen Anlage der Autobiographien, der in dieser Studie behandelten Ehemänner und Familienväter: Während Kings Notizen die Aufnahme eines Familienbuches nahelegen, ist Willibalds Vita weit von dieser Gattung entfernt.

Willibalds Ärger über die Verpflichtungen im Rat zieht sich durch seine gesamte Autobiographie. Nach dem Tod Volckamers (1505) wurde Willibald erneut in den Rat gewählt. Widerstrebend und unwillig stand er dieser Aufgabe gegenüber, denn er wusste um die politischen Auseinandersetzungen, die ihn erwarteten. *Er beschloss, sich von der Politik fernzuhalten und, wenn es nicht anders ginge, zu diesem Zweck den Doktorgrad zu erwerben. Durch Bitten oder eher Vorwürfe seiner Freunde umgestimmt, gab er schließlich widerstrebend nach und übernahm die Last der politischen Ämter.*[14] King musste heiraten und enorme Kraftanstrengungen leisten, um zum Doktorgrad zu gelangen; Eck hatte ein nicht weniger großes Arbeitspensum auf sich genommen, um sich zum Doktor der Theologie promovieren zu lassen; Willibald schilderte die Promotion hingegen als die letzte Möglichkeit, sich aus dem Nürnberger Rat freizukaufen, als wäre sie mit keinerlei Mühen verbunden.

Wie oben geschildert, bot Willibald im August 1514 wegen der Anschuldigungen von Hans Schütz erneut seinen Rückzug aus dem Rat an. Er blieb, doch bereits 1513 hatte er Graf Hermann von Neuenahr geschrieben, wie gerne er aus dem Rat ausscheiden würde: Die Geschäfte seien gegen seine Natur, er wisse nur nicht, wie er sich ihrer entledigen könne.[15] Obgleich Anton Tetzel, sein größter Widersacher im Rat 1514 und Willibald zufolge Komplize von Hans Schütz, für seine Vergehen

---

[12] WP, Vita, S. 145: *Eo tempore uxorem amisit, cum ei quinque iam filias peperisset; verum eum novissime filium genuisset, in partu defecit. Quamobrem magno affectus est dolore; unice enim illam ob probitatem et morum honestatem diligebat nec umquam postea ab amicis multum illi instantibus induci potuit, ut aliam duceret, sed quam plurimis eis rationibus ostendit, nequaquam illi convenire, ut iterum coniugali iugo collum subderet.*

[13] Selbst in Dürers kleiner Pergamentmalerei ist Willibald nur bedingt präsent: Er duckt sich hinter das Kopfteil des Totenbettes; vgl. Satzinger, »Bildnisse« (2007), S. 238ff. und Anzelewsky, *Dürer* (1991), S. 185–188.

[14] Vgl. WP, Vita, S. 145f.: *Confestim igitur magno hominum studio iterum in senatum lectus est, multum reluctans et indignans.* […] *Statuerat igitur vel doctoratus, ut vocant, susceptione, si aliter nequiret, se a rebus publicis liberare. Verumtamen amicorum precibus, immo conviciis etiam victus tandem, licet invitus, cessit ac iterum publicarum curarum onus suscepit.*

[15] Vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 292, S. 323: *Nam rebus publicis huc usque contra naturam meam immiscere me coactus sum, sed, cum rem publicam nostram a perditissimis quibusdam hominibus non dicam occupatam, sed penitus oppressam cernam, omnino a curis publicis me absolvere vellem, sed quonam pacto id facere possim, haut satis scio.*

eingekerkert wurde und seine Faktion nicht länger intrigieren konnte, bat Willibald 1514 erneut um seine Entlassung aus dem Rat. Wieder konnte er sie nicht erreichen, wie er schrieb. Dass der Rat ihm ein außergewöhnlich großes Honorar versprach und ihn von den beschwerlichen Gesandtschaftsreisen befreien wollte, half sicher, ihn von seinem Verbleib zu überzeugen.[16] In seiner *Vita* erinnerte er sich des Angebots jedoch als Zwang: *Von alledem gleichsam gezwungen, gab er nach und opferte sich der Amtsgewalt*.[17] Eingedenk der anderen Lebensläufe dieser Arbeit ist der Leser versucht, Willibald Klagen auf besonders hohem Niveau vorzuwerfen. Sein Interessenkonflikt scheint jedoch auch in diesem Fall nicht erst *ex post* von ihm konstruiert, sondern bereits 1514 akut und gravierend gewesen zu sein, denn bereits zu diesem Zeitpunkt teilte er seinem Freund Bernhard Adelmann seine Rückzugsgedanken mit.[18] Von den Gesandtschaftsreisen befreit, blieb Willibald vorerst im Rat, doch ein weiteres Mal waren es die *schmutzigen Geschäfte* eines anderen Ratsmitglieds, Kaspar Nützel, die Willibald über die Niederlegung seines Amtes nachdenken ließen. 1523 schied er endgültig aus dem Rat aus. Erneut bedurfte er eines ehrenhafteren Grundes als der üblen Nachrede und der Anfeindungen von Seiten der gegnerischen Partei. Die Inkorporierung von Gelehrsamkeit in Form der Gicht bescherte ihm diesen.

Er hatte seit längerem, so schrieb er in seiner *Vita*, nur mehr zu Pferd zum wenige Meter entfernten Rathaus gelangen können, da ihm Füße und Knie unerträgliche Schmerzen bereiteten.[19] Auf Empfehlung seiner Ärzte hatte er sieben Jahre lang auf Wein und Bier verzichtet. Da dieser Verzicht jedoch nicht half, fand er die Ursache für die Krankheit in einem anderen Umstand begründet: *Er hatte sich dieses Leiden eher durch Gemütserregung als durch übermäßigen Weingenuss zugezogen. Wenn er auch Beleidigungen, Beschimpfungen und Anfeindungen seiner Gegner gefasst ertrug, konnte er sie dennoch nicht verwinden, so dass solche unablässigen und verbitternden Ehrverletzungen bis in seine innersten Eingeweide drangen*.[20] Endlich (*tandem*) wurde es ihm unmöglich, seinen ratsmäßigen Aufgaben nachzukommen, und er schied aus dem Rat aus, wurde jedoch auf seine Treue zur Nürnberger Republik verpflichtet.[21]

---

[16] WP, Vita, S. 148: *Senatus praeterea ultra alia commoda senatoria extraordinarium et immensum ei decrevit salarium, promittens obiter legationum immunitatem et a longioribus peregrinationibus vacationem*.

[17] WP, Vita, S. 148: *Quibus omnibus quasi coactus cessit et se potestati senatus permisit*.

[18] Vgl. WP, BW, Bd. II, Nr. 346.

[19] WP, Vita, S. 148: *Verum cum se quieti dedisset, articularis morbus illum durius vexare coepit, ita ut raro pedibus, plerumque vero equo vectus in senatum itaret*. Vgl. auch die Paraphrasen aus Willibalds verlorenem medizinischen Tagebuch bei Reicke, »Podagra« (1971).

[20] WP, Vita, S. 148: *Et profecto morbum illum potius animi passione quam crapula aliqua contraxit. Licet enim inimicorum iniurias, contumelias et insidias magnanimiter ferret, nequaquam tamen ita superare potuit, ut aculei tam assidui et amari haud intima penetrarent viscera*.

[21] WP, Vita, S. 149f.: *Nam praeterquam quod vehementer a contentionibus abhorreret civilibus, podagrae quoque morbo ita angebatur, ut honestissimam missionis causam haberet, quam etiam bona tandem senatus venia impetravit*. […] *Ex senatus igitur consulto Bilibaldo ob operam tam diu rei publicae navatam gratiae sunt habitae precibusque apud illum actum est, ut, si deinde res publica consiliis suis indigeret, ne illa denegaret, sed lubens ac volens impartiretur*.

Wie Willibald zur Gicht kam, beschrieb er in einem Brief im März 1517 an seinen Freund Bernhard Adelmann, der selbst schwer an dieser Krankheit und den ätiologisch verwandten Nierensteinen litt, jedoch auf andere Weise als in seiner *Vita*: *Die Ärzte behaupten, dass die Leidenschaftlichkeit meiner Studien der Grund für meine Erkrankung sei. Und tatsächlich habe ich mich in diesem Jahr über das übliche Maß hinaus den Wissenschaften gewidmet, insbesondere aber mit Platons Büchern habe ich mich besonders gewissenhaft auseinandergesetzt*.[22] Ausgerechnet Platon, der den Körper als Gefängnis der Seele und der geistigen Fähigkeiten betrachtete.[23] Erasmus fand etwa zur selben Zeit in seinem *arbeitsintensiven Studieren*, insbesondere in der Tatsache, dass er beim Lesen und Schreiben stand, die Ursache für seine Nierensteine – die Gelehrsamkeit schlich sich in ihre Körper ein.[24]

Trotz der Schmerzen, die die Gicht Willibald bereitete, war er nicht unglücklich über seine Erkrankung. In seinem Enkomion *Apologia seu podagrae laus* aus dem Jahr 1522 ließ er die Gicht vor Gericht auftreten.[25] Um sich vor ihren Richtern zu rechtfertigen, zählt sie auf, inwiefern sie den Menschen helfe und argumentiert in Bezug auf die Gelehrten: *Denn während ich für ihren Körper Sorge trage, vernachlässige ich unterdessen keineswegs ihren Geist, vorzüglich aber bilde ich ihre Anlagen aus. Denn keiner von Euch* [Adresse an die Richter, IT] *zweifelt, dass die Kenntnis der Wissenschaften und der schönen Künste Ehrenstellen, Würde und großen Reichtum bei weitem übertrifft. Nun aber lehre ich diese ganz vorzüglich und könnte sehr viele aufzählen, die durch meine Bemühung Kenntnis von Sprachen und große Gelehrsamkeit erlangten; denn während sie nichts zu tun haben, hören sie nicht auf, sich auf die Wissenschaften zu legen und suchen, damit die Zeit nicht ungenutzt verstreiche, täglich gelehrter zu werden*.[26]

Willibald stilisierte die Wissenschaften nicht nur in der *Vita* zu seinem primären Interessenobjekt. Es war ihm während seines Lebens jedoch nicht gelungen, sich seinen anderen Verpflichtungen zu entziehen. Selbst nach des Vaters Tod legte er jenes *passionate attachment* zu diesem und die damit verbundene Position im Nürnberger Rat nur vorübergehend ab. Erst die Inkorporierung von Gelehrsamkeit in

[22] WP; BW, Bd. III, Nr. 425: *Medici studiorum vehementiam causam morbi esse contendunt. Et profecto hoc anno ultra solitum litteris operam dedi, precipue vero in Platonicis diligenter versatus sum libris*.

[23] Vgl. grundsätzlich Brinker, »Seele« (2007).

[24] Vgl. Benedek, »Gout« (1983), S. 535: *I surmise that I know the cause of the illness. For more than twenty years I have been in the habit of standing when I do my writing and hardly ever sit down.* [...] *As it is inevitable that the stomach of one who writes standing is somewhat bent, I surmise that the stomach has begun to remove half digested food because the gastric juices had been led somewhere else and that is the cause that the stone does not keep enlarging.*

[25] Vgl. grundsätzlich Holzberg, *Willibald* (1981), S. 269–271 und zuletzt Holzberg, »Intertextualität« (2006).

[26] Vgl. Pirckheimer, *Apologia – Kommentar* (2002), S. 23, § 55: *Etenim dum corporis gero curam, minime interim animum negligo precipue vero ingenium excolo etenim nulli vestrum dubium est, literarum, ac bonarum artium scientiam, longe honoribus, et multis antestare divitiis atqui ego illas egregie doceo ac plurimos enumerare possem, qui mea beneficio, ad linguarum cognitionem, et doctrinam pervenerunt summam dum enim non habent quod agant, literis bonis non desinunt incumbere, et ne tempus frustra / labatur, quotidie eruditiores evadere contendunt.*

Form der Gicht befreite ihn von dieser Bürde und ermöglichte es ihm, sich ganz dem Studium, der Übersetzung und Edition griechischer Texte zu widmen. Eingedenk anderer berühmter Gelehrter um 1500, die an Gicht und Stein litten und sich über diese Krankheiten in ihren Briefen austauschten und Satiren über diese schrieben, leisteten diese ätiologisch ähnlichen Krankheiten keinen geringen Beitrag zur Bildung einer persönlichen und sozialen Identität und einer der Dispositionen, die verkörperlicht und somit Teil des gelehrten Habitus wurden.[27] 250 Jahre später stellten in Samuel Auguste Tissots Werk *Von der Gesundheit der Gelehrten* Podagra und Stein typische Krankheiten dar, die durch übermäßiges Studieren erworben oder verschlimmert wurden: *Auch der Stein und die Krankheiten der Blase sind eine Frucht der Liebe zu den Wissenschaften*.[28]

7.2 Ordinarius, advocatus et pater terquinque puerorum (JK)

King schrieb nichts von Krankheiten; aus diesem Grund allein war er jedoch nicht weniger Gelehrter als Willibald, worüber sein Gedächtnismal in der Tübinger Stiftskirche Aufschluss gibt. Dieses Gedächtnismal und den Grabstein, der ihm zu kostbar erschien, um ihn in die Erde des Friedhofs zu setzen, als Selbstzeugnisse zu betrachten, ist insofern angezeigt, als King sie in seiner Autobiographie eigenhändig beschrieb. Er hatte den Künstlern sicher Anweisungen gegeben, was auf der Holztafel dargestellt sein sollte. Im Fall des Grabsteins für seine Frau war der Steinmetz zwar über das Ziel hinausgeschossen, doch mit den Grabmonumenten setzte King auch sich selbst ein Denkmal, so dass er die ostentative Zurschaustellung seines Wohlstandes letztlich in Kauf nahm. Die Inschrift beschreibt Agnes nicht bloß als *Ehefrau des Doktors Johannes Kingsattler, genannt King, aus Oettingen, der im Jahr 1534 starb*.[29] Sie hebt vielmehr mit lobenden Worten über Agnes an: *1530 verstarb die ehrenwerte Dame Agnes Stoeffler*, wobei das lateinische *matrona* die Konnotation einer Frau aus gehobenem Stand mit sich führt.

Mehr als die Hälfte des Grabsteins wurde vom Allianzwappen und der Helmzier der Kingsattlers eingenommen, die beredt Auskunft geben über Kings Selbstverständnis. Zunächst spiegelt das Wappen den sozialen Aufstieg, den King auch in seiner Autobiographie so deutlich hervorhob.[30] Dem weißen Schild der Familie

[27] Vgl. zum Verhältnis von Körper, Krankheit und Humanismus Kiening, »Körper« (1998), der Pirckheimer, Hutten und Erasmus in den Blick nimmt. Vgl. für Luther Neumann, *Leiden* (1995) und Roper, »Body« (2010).

[28] Vgl. Tissot, *Gesundheit* (1768), S. 37 und hier 79.

[29] Vgl. Knöll, *Grabmonumente* (2007), S. 90: *MDXXX/Obiit honesta matrona Agnes Stoefflerin uxor doctoris Ioannis Kingsattler dicti King Oettingensis qui postea obiit anno domini M.D. 34. Quiescant in pace*. Offensichtlich reichte der Platz nicht aus, um auch die 34 in römischen Ziffern darzustellen.

[30] Abbildungen des Allianzwappens finden sich in der Tübinger Stiftskirche auf Kings Gedächtnismal und dem Grabstein, den er für seine Frau anfertigen ließ. Vgl. ebd., S. 85 und 90.

Stoffel, ein schwarzes Jagdhorn in blauem Kreis tragend, wurde im Laufe ihrer Ehe derjenige von King zur Seite gestellt. Dieser zeigt auf Gold ein schrägliegendes weißes Zepter, flankiert von zwei roten Pflugscharen.[31] Auf ihm ruht ein silberner Stechhelm mit rot-weißen Decken und die Helmzier: ein wachsender, rot gekleideter Mann, der in seiner rechten Hand das Zepter des Schildes und auf dem Kopf einen roten Hut trägt. Der Zeitpunkt für die Annahme des Wappens war genau wie Kings Hauskauf im August 1518 mit Bedacht gewählt. Sein juristischer Doktorgrad hatte ihn 1518 entsprechend dem zeitgenössischen Motto *scientia nobilitat* geadelt.[32] Nicht bloß sein ökonomisches Kapital, sondern auch das symbolische war durch sein Sich-Umgeben mit Adligen und der bürgerlichen Führungsschicht erheblich gestiegen. Dies wurde im Wappen demonstriert. Der Notar verzeichnete im Inventar einen in Archiven nicht mehr auffindbaren Wappenbrief wie folgt: *item ain pergamenter Brieff Doctor Hans seeligen erlanngt Wappen von Kaysser Karolo dem fünfften betreffennd*.[33] Aus diesem Eintrag geht der *terminus post quem* hervor: Kingsattler muss sein Wappen nach dem 23. Oktober 1520 erhalten haben, denn erst nach seiner Krönung im Aachener Dom ernannte Karl V. sich zum „Erwählten Kaiser“ und urkundete entsprechend. Ein weiteres Detail aus Kingsattlers Inventar lässt auf den *terminus ante quem* schließen: *Ein hoher silberner Becher mit ainem ausgestochen Teckell, ist der Teckell unnd Fuss* […] *vergillt unnd uff dem Teckell Doctor Hannsen seeligen, unnd seiner Hausfrowen Wappen geschmelltzt unnd am Boden mit der Jarzall 1523 verzaichnet*.[34] Wenn – und davon ist auszugehen – die Jahreszahl und das Allianzwappen gleichzeitig auf den Deckel des Bechers graviert wurden, muss Johannes den Wappenbrief zwischen Oktober 1520 und 1523 erhalten haben. Er dürfte das Wappen also spätestens Ende des Jahres 1522 beantragt haben – seine Anstellung auf Lebenszeit vom 1. März 1522 könnte einen Anlass dafür dargestellt haben.

Die Inszenierung seines neu erlangten Status wurde durch ein weiteres Moment einer Wappenverleihung unterstützt. Da ein kaiserlicher Wappenbrief teuer war, handelte es sich auch hierbei um die demonstrative Zurschaustellung ökonomischen Kapitals. In der Gebührenordnung Ferdinands I. von 1545 wurde ein einfacher Wappenbrief mit zwanzig Gulden veranschlagt – weniger dürfte auch Kingsattler nicht bezahlt haben.[35] Dabei spricht aus dem Wappen selbst Kingsattlers Aufstieg. Die Pflugscharen symbolisieren möglicherweise seine Herkunft aus armen, bäuerlichen Verhältnissen.[36] Kingsattler hatte sie aus eigener Kraft überwunden und demonstrierte diesen Aufstieg, verhehlte also keineswegs seine Herkunft. Hansmartin Decker-Hauff vermutet, dass es sich bei den Zeichen in Kingsattlers

[31] Die Farben der Schilde sind im Grabstein nicht erhalten, dafür im Gedächtnismal.
[32] Vgl. hierzu Lange, »Adel« (1980).
[33] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 19v.
[34] Ebd., Bl. 11r.
[35] Vgl. Pfeifer, »Wappenbriefe« (2004), S. 298.
[36] Selbst wenn Kingsattler kein Bauern-, sondern ein Sattlersohn war, scheint auch dies eine gelehrte Praxis gewesen zu sein. Vgl. zum Bauernsohntopos, der von der Forschung (z. B. Ranke) für Johannes Eck und Martin Luther gerne aufgenommen wurde, Burkhardt, »Bild« (1988), S. 26f.

Wappen auf der einen Seite um Symbole für seinen sozialen Aufstieg, auf der anderen für seine Nähe zur Universität handelt. In der Figur der Helmzier ist ohne größere Zweifel ein Pedell der Universität zu erkennen. „Die sehr genaue, auf mehreren Darstellungen weitgehend übereinstimmende Wiedergabe des Szepters legt den Gedanken nahe, ob hier etwa ein eigenes Rektorenszepter abgebildet ist, das uns verloren ging?“[37] Decker-Hauffs These, dass es sich bei dem Zepter um das des Rektors handelt, erscheint zunächst zweifelhaft, weil Kingsattler zum Zeitpunkt des Wappenerwerbs noch nicht Rektor gewesen war. Er wurde erst 1530 zum Rektor der Tübinger Universität gewählt. Aus diesem Grund scheint es vermessen, dass er sich das Rektoratszepter als Schildzeichen und in die Helmzier wählte. Näher läge es, in dem Zepter das der juristischen Fakultät zu vermuten, denn an dieser war Kingsattler 1518 zum Dekan gewählt und 1522 auf Lebenszeit angestellt worden. Doch in diesem Fall müsste die Bekrönung des Zepters den heiligen Ivo, den Schutzpatron der juristischen Fakultät darstellen. Die Bekrönungen von den mit dem Brand der *Sapienz* verlorenen Rektoratszepter kommen denen in Kingsattlers Wappen dagegen sehr nahe: Sie hatten die Form von je einer Lilie.[38] Besonders deutlich sind diese Bekrönungen in späteren Darstellungen der Wappen zu erkennen.[39] Eine mögliche Erklärung für das Rektoratszepter in Kings Schild könnte das höhere Identifikationspotential mit der Universität als Korporation gegenüber dem Zepter der juristischen Fakultät darstellen. Unter Umständen hatte Kingsattler Schildzeichen und Helmzier aber auch gar nicht selbst gewählt, sondern sie waren ihm zugewiesen worden. Da weder der Wappenbrief noch die ursprünglichen Tübinger Universitätszepter noch die der Juristenfakultät überliefert sind, wird die Frage letztgültig wohl nicht beantwortet werden können.[40]

Dass es sich nichtsdestoweniger um eine eindeutige Inszenierung Kingsattlers – sei es durch andere, sei es initiativ – als Universitätsangehöriger handelt, steht außer Frage. Wie stark diese Zeichen in die gelehrte Praxis Tübingens eingebunden waren, offenbart ein Blick in die Professorengalerie im Senat der Universität und in Jacob Ramslers Palmenzweig aus dem Jahr 1628.[41] In diesem Werk verzeichnete der Maler viele für die Universität Tübingen wichtige Personen (die Herzöge von Württemberg, alle Professoren des Jahres 1628, alle Rektoren und viele Standesstudenten), wo immer möglich mit Wappen. Es ist auffällig, dass einige Helmzierden derjenigen Kingsattlers ausgesprochen ähnlich sehen und insbesondere das Zepter verhältnismäßig häufig in ihnen aufscheint.

[37] Vgl. Decker-Hauff, *Universität* (1977), S. 42.
[38] Vgl. Vorbrodt/Vorbrodt/Paatz, *Corpus* (1971), S. 244.
[39] Vgl. die Abbildungen bei Decker-Hauff, *Universität* (1977), S. 43–45, 51, 53.
[40] Vgl. auch Richter, *Insignien* (1963), S. 37–40. In Wappenbriefen wurden häufig die Gründe für die Motivwahl gegeben, wenigstens aber die Zeichen eindeutig benannt; vgl. Pfeifer, »Wappenbriefe« (2007), S. 655.
[41] Ramsler, *Palmenzweig* (1628).

Die pessimistische Einschätzung sämtlicher Einführungswerke und Lexika zur Heraldik, dass es „fast immer vergebene Mühe“[42] sei, dem Grund für eine bestimmte Wappenwahl nachzuspüren, dürfte in Kingsattlers Wappen widerlegt worden sein. Selbst wenn bestimmte Motive nicht mehr eindeutig zu identifizieren sind, dürfte es sich unzweifelhaft um ein sprechendes Wappen handeln, wobei ihm in diesem Fall elaboriertere Motive zu Grunde liegen als die schlichte Verbildlichung des Nachnamen. Michel Pastoureau deutete bereits 1979 in der ersten Auflage seiner *Traité d'Héraldique* auf die Möglichkeiten hin, die Wappen hinsichtlich einer Geschichte der Mentalitäten böten.[43] Daran kann heute, nach dem Iconic turn, angeknüpft werden.[44] Da ein Wappen als „Zweitkörper“[45] diente, der die eigentliche Person vollständig vertrat, ist Kingsattlers Identifizierung mit der Universität als Verkörperlichung zu verstehen und im Wappen vollständig vollzogen. Dass es sich bei dieser Identifizierung nicht um eine eigenwillige Absonderlichkeit Kingsattlers handelte, sondern um gängige professorale Praxis, bewies spätestens Nikolaus Varnbühler, der pünktlich zum Tübinger Universitätsjubiläum (1578) und seinem dritten Rektorat die Kleestängel seines Familienwappens in zwei Universitätszepter umwandelte.[46] Deutlicher als im Wappen konnte der soziale Körper der Eheleute Kingsattler und Stoffel nicht weiterleben. In dieser Hinsicht war Kings Wappen stärker als sein physischer Körper – unsterblich gar, denn es stellte den sozialen Körper bis heute auf Dauer.[47] Mit der ostentativen, weil übergroßen Darstellung seines Wappens auf seinem und seiner Frau Grabstein exteriorisierte King, was er jahrelang interiorisiert hatte: die Universität.

In unmittelbarer Nähe zum Grabstein seiner Frau ließ King anlässlich ihres Todes zwei weitere Tafeln anbringen: King selbst bezeugte eine, die schon früh verloren ging. Sie zeigte Kings Aufzeichnungen zufolge die Geburt Jesu Christi und darunter ihn und seine Familie, offenbar in derselben Bildaufteilung wie im heute noch vorhandenen Gedächtnismal: Unterhalb der männlichen Kingsattlers auf der linken Seite des Gedächtnismals wurde das Tetrastichon angebracht, das ausschließlich in Kings Notizen überliefert ist: *Hier liegt die Gattin des Johannes King. Die Himmelsbewohner und die Gegenfüßler wissen vielleicht um ihre Redlichkeit. Sie gebar 15 Kinder in etwa genauso vielen Jahren. Schließlich raubte sie der Tod. Sprich du ihr ein Requiem*.[48] Diese Verse enthalten eine gelehrte Anspielung auf die Grabinschrift Giovanni Picos della Mirandola durch Ercole Strozzi: *Ioannes iacet hic mirandola. Caetera norunt/Et tagus et ganges/forsan & Antipodes*, heißt es auf dessen Grabstein in Florenz. King hatte die

[42] Zappe, *Grundriss* (1968), S. 19.
[43] Pastoureau, *Traité* (1993), S. 246–262.
[44] Vgl. Belting, *Bild-Anthropologie* (2001), S. 115–142.
[45] Seitter, »Wappen« (1982).
[46] Vgl. Richter, *Insignien* (1963), S. 43f.
[47] Vgl. auch zum Folgenden Seitter, »Wappen« (1982), S. 302–304.
[48] King, AB, S. 222*: *Joannis Kinnig iacet hic coniunx. Probitatem/Caelicolae norunt forsan et antipodes/Terquinque enixam pueros totidem fere et annis./Tandem mors rapuit Tu cui dic requiem.*

Inschrift der 1504 durch Picos Neffen herausgegebenen Ausgabe von Picos Werken entnommen, die sich unter seinen Büchern im Nachlassinventar findet.[49] Auf Picos *Vita* folgte in dieser Ausgabe das Cyprian von Karthago zugeschriebene *Carmen de ligno crucis*, unter das die Inschriften von Picos Epitaphien gesetzt wurden.[50]

Unterhalb der weiblichen Familienmitglieder muss eine Inschrift angebracht gewesen sein, die aus der Sicht von Agnes die Sorge um die Kinder und die Familie nach ihrem Tod zum Ausdruck brachte: *Ich bin deine geliebte Ehefrau und machte dich zum Vater von vielen Sprösslingen. Doch Gottes Wille riss mich fort, dem sich zu entziehen unmöglich ist. Ich lasse dich als Witwer mit unseren Sprösslingen zurück, möge Gott dir helfen, dass du sie in guten und ehrenvollen Sitten erziehst.*[51] Direkt daneben muss die Tafel angebracht worden sein, die noch heute, allerdings an anderer Stelle, das Jüngste Gericht sowie Kings Familie zeigt.[52] In der Inschrift, die King *auf eigene Kosten* unter das Gedächtnismal setzen ließ, pries er Agnes und überhöhte sie zur Heiligen: *Epitaphium der Agnes Stöffler, der Gattin des trefflichen Mannes Johannes King von Oettingen, Doktor beider Rechte und Tübinger Ordinarius, welche am 22. August 1530 nach Christi Geburt starb. Unter diesem Stein ruht Agnes, mit dem Beinamen Stöfflerin, ihre Seele aber ist eingegangen zur ewigen Ruhe. Nur Treue, Redlichkeit und ein Sinn, der von nichts Gemeinem weiß, können eine so hervorragende Frau besingen. Als solche zeigte Agnes sich durch Liebe zur Tugend, es offenbarte das schon ihr Antlitz, des Guten klarer Verkünder. Ja schon aus ihren Mienen leuchtete die Tugend, so dass sie mit Recht jeder eine Heilige nennen mochte. Möge sie nun leben in hohen Gnaden bei den Himmlischen und möge ihr der Lohn ewigen Lebens zu teil werden.*[53] Nicht zuletzt diese untypisch lange und emotionale Inschrift zeugt von Kings Liebe zu seiner Frau. Im Vergleich zu der, die Willibald seiner Crescentia setzen ließ, ist sie ungleich persönlicher, weniger topisch und sticht auch aus den anderen Tübinger Gedächtnismalen hervor.[54]

---

[49] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 15r.

[50] Vgl. Pico Della Mirandola, *Opera* (1504), o. P. [Bl. 12v].

[51] King, AB, S. 223*: *Epitaphium Agnetis Stöfflerin, coniugis celeberrimi viri/Joannis Kingsattler Öttingensis J. U. doctoris et ordinarii/Tubingensis, quae fatalem vitae clausit diem xxiii die/mensis Augusti anno virginei partus M. D. xxx./Sum tua, Joannes Künnig, charissima coniunx, Quae feci quoque te chara patrem soboli./At me subripuit fatum, cui cedere nulli/Fas est. Nunc viduus tu superes soboli./Hanc deus omnipotens faciat te regere prolem,/O utinam dignis moribus atque bonis.*

[52] King, AB, S. 222*: *Apud sepulchrum uxoris meae et puerorum est parieti affixa tabula, in qua extremum iudicium est depictum et epitaphium subscriptum meis expensis.*

[53] Übersetzung folgt Westermayer, *Grabdenkmäler* (1912), S. 163, dort auch das Lateinische nach Baumhauwer: *Epitaphium Agnetis Stöfflerin, uxoris egregii viri Joannis King Oettingensis J.U.D. et Ordinarii Tubingensis, quae obiit X. Kal. Sept. Anno post Chr. n. MDXXX. Hoc sita sub saxo est Agnes, cognomine vero/Stoeffllerin, ast animam continet alta quies/Namque fides, probitas, nullius conscia foedi/Mens talem et tantam dicere sola queunt. Exhibuit talem se Agnes virtutis amore,/Monstravit facies nuntia aperta boni./Immo etiam vultu virtus pelluxit ab ipso,/Ut merito sanctam dixerit omnis homo. /Nunc igitur vivat Superis gratissima et ipsa/Vitae perpetuae praemia sind utinam.* Vgl. auch King, AB, S. 222*f., in dessen Autobiographie es allerdings Kingsattler, nicht bloß King heißt.

[54] Vgl. die Inschrift auf Crescentia Pirckheimer bei Pirckheimer, *Schweizerkrieg* (1998), S. 155 mit Anm. 22: *Mulieri Incomparabili Coniugique Carissimae Crescentiae Mestus Billibaldus Pirckheimer Maritus*

Der Bildteil des Gedächtnismals zeigt Kings anderes Selbstverständnis am Ende seines Lebens.[55] Im unteren Viertel der Bildtafel ist er mit seiner Frau und den 15 Kindern aufgereiht: die männlichen Familienmitglieder links, die weiblichen rechts, getrennt durch das Allianzwappen. Die Darstellung des jüngsten Gerichts deutet Stefanie Knöll als doppelte Anspielung auf Kingsattlers Person: sie fände sich zum einen in der Offenbarung des Johannes und sei auf diese Weise mit Johannes' Namen verbunden, zum anderen habe er als Jura-Professor im Leben auf der Seite der Richtenden gestanden, „nach dem Tod jedoch würde er der Gerichtete sein".[56] Knöll betont Kings Status als „Professor" meines Erachtens jedoch zu stark. Im Gedächtnismal wird in erster Linie eine andere Rolle in Szene gesetzt, die auch in der nach seinem Tod angefügten Inschrift zum Ausdruck kommt: *Hier hat der gottergebene Johannes Kunig seine Gebeine zur letzten Ruhe niedergelegt, nach wohlvollbrachtem Lebenslauf. Sein Leben war der Rechtsgelehrsamkeit und jeder Tugend geweiht, er war für gerichtliche Beratungen geschickt und gewandt, ein tüchtiger Redner, dazu von der aufrichtigen Frömmigkeit des Glaubens – nun hat er schon teil an den von den Frommen erhofften Ehren.*[57] Seine Rolle als Lektor wird nicht erwähnt; es ist keine Rede vom Hörsaal oder seinen Studenten und er wählte auch keine Darstellung seiner Vorlesung wie der Ingolstädter Johann Permetter.[58] Stattdessen werden Kings praktische Fertigkeiten betont, seine Beratertätigkeit vor Gericht und seine rhetorischen Fähigkeiten und erinnern darin stark an Willibalds rühmende Worte über dessen Verhandlungsgeschick.[59] Diese Deutung harmoniert mit der Gerichtsszene im Bildteil der Tafel und nicht zuletzt mit Kings Kleidung. Hätte er sich in erster Linie als Lektor an der juristischen Fakultät darstellen lassen wollen, so trüge er ein rotes Birett, wahrscheinlich auch einen entsprechend gefärbten Rock.[60]

Quem Numquam Nisi Morte Sua Turbaverit Monumentum Posuit. Migravit Ex Aerumnis In Dominum XVI Kal. Iunii Anno Salutis Nostrae MDIIII.

[55] Vgl. im Folgenden die Beschreibung bei Knöll, *Grabmonumente* (2007), S. 84–87 sowie Baumhauwer, *Inscriptiones* (1624), S. 33 und Westermayer, *Grabdenkmäler* (1912), S. 163f.

[56] Knöll, *Grabmonumente* (2007), S. 86.

[57] Übersetzung folgt Westermayer, *Grabdenkmäler* (1912), S. 164, dort auch das Lateinische nach Baumhauwer: *Anno Domini MDXXX. in vigilia St. Bartholomaei Apostoli, obiit honesta matrona Agnes Stöfflerin uxor egregii Ioannis King Oettingensis JU Doctoris & ordinarii Tubingensis: Et post eam obiit praenominatus Doctor Anno Dni. M.D.XXXIV in Vigilia S. Mariae Magdalenae; animae requiescant in pace. Hic sua devote sopivit membra Iohannes/Kynig post vitae fata peracta probe/Doctrina Juris virtuteque vixit in omni/Consilisque, fori promptus, et eloquio/Firmus, ad haec certa fidei pietate, – proinde/jam sperata piis praemia participat.*

[58] Vgl. Pölnitz, *Denkmale* (1942), S. 52f. mit Abb. 2. Es ist nicht nachzuweisen, dass King die Inschrift selbst verfasste, liegt aufgrund der Gepflogenheiten jedoch nahe.

[59] S. o. Kapitel 6.3.

[60] Vgl. Roth, *Urkunden* (1877), S. 103 und Teufel, *Universitas* (1977), S. 62. Die neue Redaktion der Universitätsstatuten von 1500 verbot den Doktoren und Lizentiaten der höheren Fakultäten zwar das Tragen von roten Biretten, konnte aber offenbar nicht durchgesetzt werden, denn sowohl in Kings als auch in Heinrich Ebingers Inventaren (vier Monate nach Kings angefertigt, am 16. August 1536) wurden getragene rote, runde Birette vermerkt, vgl. UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 20v; UAT, *285/5: Inventar Heinrich Ebinger*, Bl. 10r.

Er wurde jedoch ohne Birett, in schwarzem, pelzverbrämten Rock dargestellt, ähnlich dem Kleidungsstück, das Willibald auf dem erwähnten Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Jahr 1524 zeigt.[61] In Willibalds Inventar wurde ein solcher Rock auf 80 Gulden geschätzt, in Kingsattlers Nachlassinventar taucht ebenfalls ein solcher auf: *item ain schwartz Schamlot mit Marder unnderfiettert*.[62] Die Kleider von Kings Frau wurden ebenso detailliert vermerkt. War bisher nur vom Johannes' Aufstieg die Rede, fällt der Blick an dieser Stelle auf seine Frau Agnes. Ihr und ihrer Familie verdankte Johannes seinen Erfolg, denn ohne ihre Mitgift keine Graduierung zum Doktor beider Rechte und keine lukrativen Anstellungen. Agnes hatte ihren Status wenigstens gehalten. Dieser zeigt sich nicht nur an den vergänglichen Kleidern wie der *routen schamlot, Frouwen Schuben mit Linen gefiettert, Samat verbremppt unnd zwaien silberin Schlossenn* oder den mit goldenen Borten versehenen Schleiern.[63] Darüber hinaus zeugen Geschirr (Silber, Zinn etc.), Kleidung, Betten, und Gülten vom Wohlstand der Kingsattlers und dies nicht nur im Vergleich zu Inventaren von Angehörigen der städtischen Unterschicht.[64] Mit dem Grabmal in der Tübinger Stiftskirche garantierte King seiner Agnes bis heute die *Memoria*.

Auf der Suche nach typisch gelehrtem Habitus, typisch gelehrten Praktiken, stellt sich die Frage nach der häuslichen Arbeitsweise der Gelehrten.[65] Hatte King sich in seinem Haus in der Münzgasse ein Studierzimmer eingerichtet, von denen so viele stereotype Darstellungen wie literarische Beschreibungen aus der Renaissance überliefert sind?[66] Er muss sich bei zehn kleinen Kindern im Haus einen Raum der Stille und Zurückgezogenheit eingerichtet haben, sonst wäre er wohl gar nicht zum Arbeiten gekommen.[67] Da sein Inventar nicht nach Räumen angeordnet ist, fällt es schwer, ein *studiolo* auszumachen, und es scheint unmöglich, dieses genau zu lokalisieren. Ein Umstand hilft jedoch dabei, denn die Rechnungen der Pfleger zeigen, dass aus Kings Hinterlassenschaft durch Verkauf Kapital geschlagen wurde.[68] Um zu wissen, was verkauft werden konnte, mussten die Dinge jedoch

---

[61] Vgl. Pohl, *Willibald* (1992), S. 20.
[62] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 20r.
[63] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 21v.
[64] Vgl. Simon-Muscheid, *Dinge* (2004).
[65] So schon Algazi, »Geistesabwesenheit« (2005), S. 334, jedoch ohne der Arbeitsweise außerhalb von Selbstzeugnissen nachzuspüren.
[66] Vgl. grundsätzlich Thornton, *Scholar* (1997). Werner Fleischhauer hätte die „Ausstattung und Einrichtung des Bürgerhauses" konkreter als Mobiliar Tübinger Universitätsprofessoren ausweisen können, um Missverständnissen vorzubeugen. Er entnimmt seine Informationen nämlich nicht „bürgerlichen Inventaren", sondern ausschließlich solchen von Universitätsangehörigen, die zu großen Teilen oben benannt wurden: Fleischhauer, *Renaissance* (1971), S. 92f.
[67] Vgl. zur häuslichen Ordnung der Gelehrten und dem Motiv der Abgeschiedenheit Algazi, Scholars (2003); ders., Study (2012), der hier aber vor allem der Reformation nahestehende Humanisten in den Blick nimmt. Für die frühe Neuzeit kommen hinsichtlich der Raumaufteilung der Gelehrtenhaushalte zu anderen Ergebnissen Kühn, Wissen (2011), insbesondere S. 88–91; und Harding, Gelehrte (2014), S. 85–117.
[68] UAT, *285/2: Pflegschaftsrechnungen King.*

inventarisiert werden, was 1536 erneut geschah.[69] Eine Form der Aneignung war die Miete, wie am Ende des Inventars deutlich wird: 1535 übernahm Bartholomäus Amantius nicht nur Bücher aus Kings Nachlass, sondern auch Möbelstücke.[70] In der Aufzählung dieser Möbel sind Räume angegeben, über die sich Kings Haus wenigstens in Teilen rekonstruieren lässt. In der *undern Stube* befand sich den folgenden Gegenständen nach Kings Arbeitszimmer: *Item ain grossen Sessell mit Leuder/uberzogenn/item ain lanngen Tisch zum Biechern, studiern Tisch/item ain umbgends Pulpret balde groß/item ain lanng anlainents Pulprett vast lanng.*[71] Unter dem großen mit Leder bezogenen Sessel ist unschwer ein bequemes Sitzmöbel zu erkennen. Ein ausdrücklich dem Studieren vorbehaltener Tisch sowie zwei Lese- oder Schreibpulte vervollständigen das Bild, das an idealisierte Darstellungen des Heiligen Hieronymus im Gehäuse erinnert.[72] Allein Amantius übernahm sechs von Kingsattlers Pulten; darunter ein *uffstanndigs Pullprett*, ein Stehpult.[73] Das Lese- und Schreibpult war zusammen mit Buch, Feder und Tintenfass das typischste gelehrte Arbeitsutensil – „ein unentbehrliches Requisit der Gelehrten und Schreiber“.[74] Viele zeitgenössische Abbildung wiesen einem Gelehrten dieses Attribut zu – am bekanntesten aus diesen Jahren ist der oben erwähnte Kupferstich des vor einem einfachen Tischpult stehenden Erasmus von Rotterdam durch Albrecht Dürer aus dem Jahr 1526.[75] Es ist zu vermuten, dass nicht nur King selbst, sondern auch seine Kinder oder Tischgänger wenigstens zum Teil an diesen Pulten lernten und arbeiteten, anders ist die große Zahl von insgesamt zehn im Inventar aufgeführten Pulten kaum zu erklären.[76]

Doch nicht nur Bücher und Möbel wurden von anderen Professoren übernommen und angeeignet. Wie Petrarca hatte auch King unter einer Sehschwäche gelitten, denn der Jurist und spätere Advokat beim Reichskammergericht Doktor Jacob Kalt übernahm zwei *augn spiegell* aus Kings Hinterlassenschaft.[77] Ein weiteres Indiz dafür, dass es leichter war die Schrift zu wechseln als die Brille, wenn diese so teuer und schwierig zu beschaffen war, dass selbst der gut betuchte Kalt sie von seinem Vorgänger übernahm. Darüber hinaus scheint die Sehhilfe schon in dieser Zeit zu einem typisch gelehrten Attribut zu werden. Die Sehschwäche schleicht sich

[69] UAT, 285/3: *Inventar King*, Bl. 3r: Den Pflegern von Kings Kindern wurde von Seiten der Universität aufgetragen, Rechnung abzulegen über Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1534 und 1535 sowie Hab und Gut *uff ain Neues zu inventieren*. Ein erstes, nicht überliefertes Inventar dürfte bald nach Kings Tod 1534 angefertigt worden sein.

[70] Vgl. Ludwig, »Bartholomäus« (2002).

[71] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 33v.

[72] Vgl. grundsätzlich den Katalog von Hanebutt-Benz, *Kunst* (1985).

[73] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 33r.

[74] Hanebutt-Benz, *Kunst* (1985), S. 27.

[75] Vgl. ebd., S. 83.

[76] Unter Holzwerk sind an einer Stelle allein vier Pulte aufgeführt; UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 30v.

[77] Ebd., Bl. 29r; vgl. für Kalt Finke, *Juristenfakultät* (1972), S. 212f.

genauso in den Körper ein wie Gicht oder Stein und wird somit zum Habitus. Gelehrte waren im Gegensatz zu den meisten ihrer Zeitgenossen jedoch in besonderem Maße auf ihr Augenlicht angewiesen, es handelte sich wohl um ihren wichtigsten Sinn, denn ohne Augenlicht, keine gelehrte Praxis, weder Lesen noch Schreiben, wie schon Zeno Reichart in seiner Examensprüfung mit King disputierte.[78]

Im Gegensatz zu den anderen beiden Protagonisten dieser Studie hatte King Söhne, die seinen Namen und somit das Geschlecht weiterführen konnten. Er schickte sie alle frühzeitig auf die Schule am Österberg in Tübingen und bis auf Jakob ließen sich seine Söhne nachweislich an der Tübinger Universität immatrikulieren: Bernhard (* 1520), der älteste, ließ sich am 15. Januar 1537 immatrikulieren.[79] Heinrich (* 1528), der jüngste, wurde am 2. Dezember 1543 im Rektorat von Gebhard Brastberger ausdrücklich als *Sohn des Herrn Doktor Johannes König seligen Gedenkens* immatrikuliert.[80] Wiederum zeugt die Matrikel durch diesen Zusatz von ihrem besonderen Wert in Hinblick auf die *Memoria* ihrer Mitglieder. Johannes (* 1521), Kings zweiter, nach ihm benannter Sohn, wurde am 16. Juli 1539 als *pauper* immatrikuliert und bat darüber hinaus um ein Stipendium, zahlte aber wenigstens dem Pedell zwei Schillinge.[81] Dass der Sohn des ehemaligen Universitätsrektors als *pauper* immatrikuliert wurde, ist bemerkenswert. Ein Eintrag mit dem Zusatz *nihil quia filius* wäre verständlich; dass Johannes König junior als *pauper* firmierte, lässt diese Statusanzeige jedoch problematisch erscheinen. Johannes stammte aus Tübingen, seine Paten gehörten zu den Honoratioren der Stadt und er verfügte über kein geringes Vermögen. Wer kaufte ihm ab, dass er arm an Geld und Beziehungen von den Gebühren befreit werden musste? Im August 1544 ließ er sich zum Magister promovieren und wurde schließlich Syndikus der Universität. Als solcher wurde er im Jahr 1590, kurz vor seinem Tod, auf einem noch heute in der Professorengalerie im Senatssaal der Tübinger Universität befindlichen Gemälde abgebildet, in dem symbolisch auch sein Vater anwesend ist. Wie einige andere Professoren ließ sich auch der Syndikus mit seinem Wappen abbilden: Dem Zepter zwischen den Pflugscharen im Schild, geziert von dem zepterhaltenden Pedell.

Kings Wappen wurde noch eine Generation weitergetragen, denn sein Sohn Johannes hatte wiederum zwei Söhne: Johannes Ludwig und Johann Philipp. Sie wurden am 12. April 1572 als *König fratres Tubingenses* in die Matrikel eingeschrieben und wenigstens Johannes Ludwig trat in die Fußstapfen seines Großvaters.[82] Er ließ sich zum Doktor beider Rechte promovieren und führte das Wappen weiter. Im Jahr 1607 malte er das seinem Großvater 80 Jahre zuvor durch Karl V. bestätige

[78] Vgl. grundsätzlich Pfeiffer, »Brille« (1983) und Bergdolt, »Erfindung« (1994); s. o. in Kapitel 4.3 die Disputation von Zeno Reichart über den wertvolleren Sinn: Sehen oder Hören.

[79] Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 285: *Bernardus König Tubingensis.*

[80] Ebd., S. 314: *Henricus König Tubingensis filius domini Doctor Joannis König foelicis memoriae.* Leider teilt die Matrikel nichts über die Gebühren mit.

[81] Ebd., S. 296: *Joannes Kung de Tubingensis, quia pauper et petiit assumi in stipendiatum, solvit pedello 2 solidi.*

[82] Hermelink, *Matrikeln I* (1906), S. 516.

Wappen in das Stammbuch Johann Michael Weckherlins [Abb. 10].[83] 70 Jahre nach seinem Tod vertrat Kings Wappen noch immer seinen gelehrten sozialen Körper, mittlerweile sogar mit einem gebesserten Spangenhelm.



Abb. 10: Wappen des Johannes Ludwig König, 1607, WLB, Cod. hist. 8° 218: Stammbuch Weckherlin*, Bl. 253r.*

[83] Vgl. Krekler, *Stammbücher* (1999), S. 110.

7.3 Alles amor scientiae? (JE)

Eck hatte keine Kinder, die er auf eine Schule hätte schicken und die sein Erbe hätten antreten können. Im Zeichen seines Selbstverständnisses als Lehrer und Gelehrter suchte er sich jedoch Stellvertreter: seine Studenten. Obgleich er ähnlich wie Willibald in zahlreichen Rollen agierte, verstand er sich am Ende seines Lebens in erster Linie als Professor und wollte als solcher verstanden werden: *Mir wurde einmal ein Kanonikat in Augsburg angeboten, ebenso ein solches in Lüttich durch die Munifizenz des Kardinals Erhard von der Mark; ich hätte auch das Suffraganbistum zu Trient und andere sehr gute Benefizien haben und mit den Faulen müßiggehen können. Aber durch die Liebe zu den Wissenschaften entflammt, konnte ich von der Universität nicht gehen und vom Schweiß des Schulmeisters nicht lassen.*[84] In seiner *Schutzred*, in der er auf die Vorwürfe Osianders antwortete, beschrieb er seine Rolle als Professor ebenfalls als das eigentliche Objekt seiner Begierde *Ich will mein Lebtag ain Schulmayster bleyben, sunst seynd mir wol zuogestan den Thumherren Canonicat zuo Cöln, Augsburg, Trient, Lütich, und Regenspurg; ich bin aber willkhurlich in studio bliben.*[85] Er stilisierte sich als Professor durch und durch.

Herbert Grundmann hätte ihn als ideales Beispiel für seine These in Stellung bringen können, dass der Ursprung und die Bestimmung der Universitäten in der Liebe zum Wissen, dem *amor sciendi*, wurzelten, nicht im Streben nach passgenauer Ausbildung und Profit.[86] Ecks Phrase, aus Liebe zu den Wissenschaften nicht von der Universität scheiden zu können, war jedoch nicht ausschließlich intrinsisch motiviert. Er hatte sich nicht nur gegen den Vorwurf der Arroganz, sondern auch gegen den des Ehrgeizes wehren müssen. Ein schwerwiegender Vorwurf, der besonders deutlich von Bucer gegen Eck vorgebracht wurde, war der des Pfründenpluralismus, der Pfründenjagd.[87] In seiner *Replica* erwiderte Eck diese Vorwürfe, zählte seine Einkommen auf und überschrieb die zwei Seiten ausdrücklich mit *Eckius non pluralis*.[88] Es liegt nahe, dass seine Gegner ihn mit Stylpho, einem der Protagonisten in der gleichnamigen Komödie von Jakob Wimpfeling, verglichen hatten. Der Geistliche Stylpho – aus Rom zurückgekehrt und guter Dinge, durch sein dort geknüpftes soziales Kapital bald in mehrere Ämter und Würden zu gelangen – trifft auf seinen Jugendfreund Vincentius, der fleißig studiert und sich gründlich auf seine

[84] Eck, Epistola, S. 73–75: *Adeptus sum aliquando canonicatum Augustensem, canonicatum item Leodinensem cardinalis Erhardi de Marcka munificentia; suffraganeatum item Tridentinum et alia optima beneficia potui habere et cum pigris otiari. Verum amore literarum fascinatus a gymnasio non potui avelli et a scholasticis sudoribus.*

[85] Eck: *Schutzr*ed (1540), Bl. Liiv. Vgl. auch Eck, Replica, Bl. 55v: *Potuissem in Canonicatu residere ecclesiae Cathedralis, Coloniae, Leodij, Augustae Constantiae & Ratisponae, ultro recusaui: potui apud plures Episcopos esse suffraganeus, nolui: sed malui perpetuo humilem uitam laboriose agere in academijs: quam vacare otio in magnis ecclesiis.*

[86] Vgl. zu dieser Diskussion Wieland, »Idealisten« (2002).

[87] Vgl. grundsätzlich zu Ecks Einkünften Greving, »Pfründen« (1917); Stadtarchiv Ingolstadt, *Eck* (1986), S. 124f. und das problematische, weil apologetische Kapitel: „Eck, ein Pfründenjäger?“, in Ziegelbauer, *Eck* (1987), S. 141–145.

[88] Eck, Replica, Bl. 51r/v.

Tätigkeit als Seelsorger vorbereitet hat. Stylpho verspottet sein Gegenüber, doch während Vincentius bald zum Bischof ernannt wird, endet Stylpho als Schweinehirt.[89] Dabei war der „Pfründenpluralismus […] selbstverständlich" und auch Universitätslehrer und Universitätstheologen scheuten sich nicht vor dem Genuss mehrerer Pfründen.[90] In seiner *Replica* führte Eck aus, dass er am Ende seines Lebens zwar dreimal nach Rom zu den Päpsten gereist war, von diesen Reisen jedoch kein einziges Benefizium mit nach Hause gebracht habe.[91] Er schrieb weiter, dass er über ein Eichstätter Kanonikat finanziell versorgt wurde und Herzog Wilhelm ihm erst später (seit 1536) zusätzlich ein Jahresgehalt von 200 Gulden und einen Hirsch bis ans Ende seines Lebens zusicherte, um ihn an sich zu binden.[92]

Er benannte weitere Pfründen, andere verschwieg er: zum Beispiel die Ingolstädter Pfarrei St. Moritz, die Eck von 1519 bis 1525 besetzte.[93] Von dem Benefizium *Trium Regum*, das er von 1530 bis zu seinem Tod innehatte, schwieg er genauso wie von der Pfarrei in Günzburg und einem Kanonikat in Regensburg.[94] Hatte Geld in Ecks Lebenslauf und seinen Selbstzeugnissen bisher keine Rolle gespielt, gewann es seit Mitte der Dreißiger Jahre an Bedeutung.[95] Er hoffte, dass der seit 1534 amtierende Papst Paul III. seine Leistungen für die Papstkirche endlich angemessen entlohnen würde, hatten dessen Vorgänger dies doch versäumt.[96] Eck wurde zunächst nicht enttäuscht, denn der neue Papst stellte ihm zwei Pfründenexspektanzen in den Bistümern Würzburg, Bamberg und Freising aus. Er löste seine Versprechen jedoch nicht ein, was Eck außerordentlich enttäuschte. Der Papst verlieh die Würzburger Dompropstei – eine der reichsten Pfründen im Reich – seinem gerade einmal 16 Jahre alten Enkel, Alessandro Farnese. Eck mobilisierte all sein soziales Kapital im Umkreis der Kurie: Er schrieb in dieser Angelegenheit Briefe an den Erzbischof von Brindisi, Hieronymus Aleander, den Kardinal Girolamo Ghinucci und den päpstlichen Sekretär Blosio Palladio – vergebens.[97] Nach langen und zähen Verhandlungen, die sich bis in den Spätsommer des Jahres 1537 zogen, erhielt Eck seinen Anteil an der Würzburger Dompropstei und verbesserte sein

[89] Vgl. Wimpfeling, *Stylpho* (1971).

[90] Miethke, »Karrierechancen« (1996), S. 188.

[91] Eck, Replica, Bl. 51r: *Ter fui in urbe, liberum accessum habens ad pontifices, nullum unquam ab eis beneficium reportavi pro me.*

[92] Eck, Replica, Bl. 51r: *Ad haec illustrissimus princeps, attentis meis magnis laboribus, ne moveam pedem et in negocio fidei fideliter serviam, cervo et ducentis florenis annuis ex camera sua mihi providit ad vitam.*

[93] Vgl. Greving, »Pfründen« (1917), S. 145.

[94] Vgl. Greving, *Pfarrbuch* (1908), S. 43f. mit Anm. 4.

[95] Vgl. grundsätzlich Flogaus, »Confestim« (2009).

[96] Vgl. Ecks Brief an Hieronymus Aleander vom 15. Dezember 1536 (Eck, BW, Nr. 322): *Nosti in primis nihil me sub Adriano et Clemente pontificibus assecutum pro laboribus* […]. Vgl. bereits Ecks Begehr auf eine Augsburger Domherrenstelle in seinem Briefwechsel mit Bischof Christoph von Stadion im November 1520: Eck, BW, Nr 124–126.

[97] Vgl. Flogaus, »Confestim« (2009) und Eck, BW, Nr. 324, 326, 329.

Einkommen, das zu diesem Zeitpunkt bereits bei insgesamt etwa 450 bis 500 Gulden lag, nochmals um weitere 300 Gulden.[98] Der Brief an Nikolaus Ellenbog vom 8. September 1534 gibt Auskunft darüber, wie wichtig es Johannes Eck zeit seines Lebens war, dass seine Leistungen angemessen anerkannt wurden.[99] In diesem Brief an Ellenbog beschrieb Eck, dass er bei Papst, Kardinälen, Bischöfen und Prälaten sehr beliebt sei und zählte nicht nur die Personen auf, sondern auch dass diese ihm ihre Zuneigung in Form von kostbaren Geschenken bezeugten: In den vergangenen acht Monaten hätten ihm der Kardinal von Mainz 100 Gulden, der sächsische Herzog Georg 30, der Erzbischof von Trier 60 und der Bischof von Bamberg einen goldenen Pokal im Wert von 50 Gulden geschenkt. Die Liste geht weiter und endet mit einem Geschenk von *Raymundus Fucker*: ein kleines Gefäß, das in der Volkssprache Lagena genannt wird, mit süßem Wein.

Spätestens seit 1536 lebte Eck nicht mehr von Luft und Hoffnung, wie er während seines Studiums in Freiburg in seinen Büchern vermerkt hatte.[100] Im Juni 1531 hatte er ein Haus *gegenüber der Kirche Unserer Lieben Frau* in Ingolstadt von Hans Temel gekauft.[101] Vier Jahre zuvor hatte er nördlich des Münsters bereits einen umfangreichen Garten für sage und schreibe 215 Gulden erworben, in dem er der Leichenrede Georg Flachs zufolge Kräuter anpflanzte und Ruhe fand.[102] Ein Brief von Nikolaus Ellenbog bestätigt Ecks Freizeitbeschäftigung. Am 16. Oktober 1535 schickte ihm dieser Rhabarbersamen, da Eck diese Heilpflanze in Ottobeuren im Klostergarten gesehen habe.[103] Eck solle die Samen in seinem Garten aussäen und sie an seine Freunde weitergeben.[104] Rhabarber war noch im späten Mittelalter keine alltägliche und gewöhnliche Nutzpflanze, sondern eine seltene und teure Arzneidroge, die als blut-, magen- und leberreinigendes Mittel galt.[105] Dass Ellenbog die unterschiedlichen Bezeichnungen thematisierte, *Reubarbari* oder *Rabarbari*, ist insofern bemerkenswert, als die Pflanze somit zu einem gelehrten Gegenstand wurde, denn mit dem Verweis auf Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim brachte Ellenbog

[98] Vgl. Flogaus, »Confestim« (2009), S. 210 mit Anm. 218.
[99] Ellenbog, *Briefwechsel* (1938), S. 337f.
[100] S. o. Kapitel 4.2.
[101] Vgl. Greving, »Pfründen« (1917), mit Beilage 4, S. 155.
[102] Vgl. ebd., mit Beilage 1, S. 152f. und Metzler, *Orationes* (1930), S. 33: *Non doluit acernas aedes in aromaticis et viniferis hortis sitas et altera Tempe relinquere.*
[103] Vgl. Ellenbog, *Briefwechsel* (1938), S. 361f.
[104] Ebd., S. 361: *Non me caepit oblivio (alias obliviosus nimis), praeceptor observande, quemadmodum, dum hic ageres, in horto nostro semen Reubarbari aut, si mavis, iuxta Henricum Cornelium Agrippam Rabarbari colligeres necdum maturum. Sciens itaque ipsum nil prorsus valere, quippe quod ad perfectionem suam nondum pervenit, mitto tibi semen bonum et maturum, quod in horto tuo partim seminare, partim amicis seminandum communicare poteris.*
[105] Vgl. Müller, »Rhabarber« (1995).

seine aktuelle Belesenheit zum Ausdruck: Agrippa bezeichnete die Pflanze in seinem 1533 erschienenen Werk *De occulta philosophia libri tres* offenbar im Unterschied zu früher als *rabarbarum*.[106]

Ruhe scheint Eck sehr wichtig gewesen zu sein, was mehr als verständlich ist für einen Gelehrten. Vor lärmenden Kindern brauchte Eck sich in seinem Haus zwar nicht zu schützen, doch als ein Schmied direkt in seiner Nachbarschaft ein Haus erwarb und zu befürchten stand, dass dieser dort eine Schmiede errichten würde, machte Eck eine Eingabe beim Rat, in der er sich ausdrücklich auf die Privilegien der Universität berief, nach denen neben den Häusern von Professoren *kain neue Ess oder Schmidstat* errichtet werden dürfte.[107] Die Suche nach Ruhe und Konzentration mitten in einer spätmittelalterlichen Stadt, wenn auch klein wie Ingolstadt, stellte sich problematisch dar. In Ecks Briefwechsel begegnet einige Male die für Gelehrte topisch anmutende Nachtarbeit.[108] Doch nur, weil etwas von Gelehrten häufig gesagt und geschrieben wurde, muss es nicht bloß eine leere Floskel sein. Tagsüber musste Eck Vorlesungen und Übungen halten und an Feiertagen seinen Verpflichtungen als Pfarrer nachkommen.[109] So blieb ihm nur die Nacht, um dem Verfassen wissenschaftlicher Werke nachzugehen. Vor dem Hintergrund, dass die Geräuschkulisse einer spätmittelalterlichen Stadt tagsüber nicht gering gewesen sein dürfte, leuchtet die nächtliche Produktivität Ecks und so vieler anderer Gelehrter unmittelbar ein. Die Ruhe betraf jedoch nicht bloß die Geräuschkulisse, Eck versuchte darüber hinaus Ablenkungspotentiale und im wahrsten Sinne des Wortes andere Baustellen von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fernzuhalten. 1525 vertauschte er seine Pfründe zu St. Moritz mit der an Unserer Lieben Frau nicht etwa, weil diese höher dotiert gewesen wäre, das Gegenteil war der Fall; sondern weil das Pfarrhaus zu St. Moritz baufällig war und durch ein neues ersetzt werden sollte. Eck wollte sich den Beeinträchtigungen, die mit dem Neubau verknüpft waren, nicht

[106] Vgl. z. B. Agrippa von Nettesheim, *Philosophia* (1533), 1. Buch, S. XXIIII: *Eiusmodi inclinationes habet rabarbarum in choleram, theriaca in venenum* […].

[107] SAI, Ratsprotokolle 1541/1542, Bl. 74v. *Als Veit Andres Schlosser der Kelerin Haus neben Doctor Egkhen kaufft etc., des sich Doctor Egkh beschwart und anzaigt. wie di von der Universitet Gefreit kain neue Ess oder Schmidstat aufzurichten neben iren Heusern etc. Darauf ist der Abschid, daz dem Schlosser gesagt, daz im daz Haus zubesitzen nit gewerd soll werden, aber ain Schmidstat und Ess aufzurichten wider der Universitet Privilegium, daz ain Rath woll sich deshalben gegen der Universitet nit abwerffen etc.*

[108] So zum Beispiel in der Widmung seines Chrysopassus' an die Herzöge Wilhelm, Ludwig und Ernst von Bayern vom 18.04.1514, Eck, BW, Nr. 13: *Quorum ego secutus exemplum, quicquid vigiliarum est et sudorum, sicut pro meritis debeo, ita ultro volo, et vestris inclytissimis excellentijs nuncupo et dedico sub quarum tutamine, uti sub Palladis Aegide latitans, Meduseos etiam vultus intueri ausim.* oder in dem Brief an Sebastian Ilsung und Leonhard von Eck am 19. Februar 1516 (Nr. 28): *Quare quam celerrimee potui, sex septimanis continuis (quibus vix »quantum Luscinia dormiverim«) Hispani explanationem a vertice ad calcem usque absolvi, et edendo scripsi, et scribendo edidi.*

[109] Vgl. zu seiner Predigttätigkeit Greving, *Pfarrbuch* (1908), S. 69–77, hier 73: Während der 6 ½ Jahre als Frauenpfarrer predigte Eck 456 Mal. Er selbst rühmte sich seiner vielen gehaltenen Predigten; Eck, Epistola, S. 71: […] *declamationes ad populum plus minus octingentas*; Eck, Replica, Bl. 54r: *Ordinatus confestim declamavi ad populum anno primo 48 sermones*.

aussetzen und tauschte die Pfründe trotz der erheblich schlechteren Einnahmen mit seinem Kollegen und Freund Georg Hauer.[110]

Bei aller Rechtfertigung über sein Verlangen nach einer angemessenen Entlohnung seiner Mühen für die Papstkirche, schaffte er es sogar im Zusammenhang mit dem Vorwurf der Pfründenjagd seine Leidenschaft für die Theologie und seine Studenten zu betonen. In seiner *Replica* nannte er eine Pfründe, deren gesamte Einkünfte er einem Hörer der Theologie überließ.[111] Es handelt sich um das mit 32 Gulden dotierte Benefizium in der St. Katharinen-Kapelle im Alten Kolleg, zu dem er 1530 eigenhändig ein Urbar anfertigte.[112] Die Förderung seiner Studenten bedeutete ihm viel und spiegelte sich in weiteren pragmatischen Aspekten. Kurz nachdem er 1510 nach Ingolstadt gerufen worden war, holte er einige seiner Studenten nach. Sein *famulus* Johannes Cesar wurde am 23. November 1510 gratis immatrikuliert.[113] Am 10. Mai 1512 wurde Urbanus Rhegius, einer von Ecks treuesten Anhängern in Freiburg, gratis unter dessen erstem Rektorat in Ingolstadt eingeschrieben.[114] Rhegius hatte anlässlich Ecks Weggang aus Freiburg Gedichte auf ihn verfasst.[115] Eck sollte Rhegius bald einen noch größeren Dienst erweisen, wie die durch dessen Sohn Ernestus Rhegius verfasste *Vita* beschreibt:[116] Rhegius befand sich in finanziellen Schwierigkeiten. Er unterrichtete die Söhne Adliger, doch diese kamen den Zahlungen nicht nach, so dass Rhegius sich verschuldete. Als er seine Gläubiger nicht mehr anders zufrieden zu stellen wusste, ließ er sich von einem kaiserlichen Offizier, der durch Fügung (*forte fortuna*) nach Ingolstadt gekommen war, als Soldat gegen die Türken anwerben. Rhegius verkaufte schnell seinen Hausrat, ließ sich einkleiden und exerzierte kurze Zeit später vor der Ingolstädter Stadtmauer. Just in diesem Moment ging Eck dort spazieren, umgeben von seinen Kollegen. Als sie sich den Soldaten näherten und diese betrachteten, traute Eck seinen Augen nicht, als er seinen Schüler und Freund unter ihnen erkannte. Er befreite Rhegius umgehend von dessen Verpflichtung gegenüber dem Offizier und schickte Briefe an die Eltern der säumigen Studenten, in denen er sie zum Begleichen der Schulden antrieb.[117]

---

[110] Vgl. Greving, »Pfründen« (1917), S. 145.

[111] Eck, Replica, Bl. 51r: *Aliud etiam beneficium exile collegii est lecturae incorporatum, cuius tamen omnes fructus auditori relinquit Theologiae.*

[112] Vgl. SAI, *B 82: Zalbuech über die Messe des hailigen Gaist in S. Catharina Capell im alten Collegium, durch Doctor Johan Ecken mit Flaiß gemacht* .

[113] Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), Sp. 341: *Ioannes Cesar Augustensis famulus doctoris Iohannis Eckius, nihil.*

[114] Ebd., Sp. 352: *Urbanus Rieger de Lindaw nichil.*

[115] S. o. Kapitel 5.3.

[116] Vgl. Regius, *Opera* (1562), Bl. 6r/v und Wiedemann, *Eck* (1865), S. 346f.

[117] Regius, *Opera* (1562), Bl. 6v: *Ea cognita, hastam precibus impetrat, hanc puero domum deferendam tradit, ipse Urbanum secum abducit, eumque sacramento militari apud Capitaneos liberat, tabellarum confestim ad Nobilium parente dimittit, addit litteras, quibus et iniquitatem accusat, et ni promissis stetur, Principis inclementiam minatur.*

Wie bitter es für Eck war, dass sein Freund bald nach den Anfängen der Reformation in das gegnerische Lager überlief, zeigt sein Brief vom 21. März 1528: Urbanus' Bosheit sei mittlerweile so groß, dass er nicht nur die Heilige Messe, sondern sogar seinen ehemaligen Lehrer bekämpfe. Für Eck sei er nunmehr ein Häretiker, für dessen Besserung er nicht einmal mehr beten könne. *Ich wollte, dein Leib werde zerstört, um deine Seele zu retten. Das habe ich auch für meinen einstigen Freund Balthasar Hubmaier erbeten, von dem ich aber befürchte, dass er mit Leib und Seele ewige Qualen erleidet.*[118]

Von seinen Verwandten wurde Eck weniger enttäuscht. Hatte er einst von seinem geistlichen Onkel Martin profitiert, ließ er nun seine Verwandten an seinem Kapitalvolumen teilhaben und sah darin keineswegs Nepotismus, wie ihm Bucer vorwarf, sondern einen Dienst an Gott.[119] *Ich habe nämlich einen Bruder, nicht gleichen Bluts, den ich den Studien förderte bis zu den Insignien beiderlei Rechts, so dass er am Eichstätter Hof und im Wiener Offizialat diente und Assessor in Salzburg ist.* Sein Halbbruder Simon Thaddaeus (Judas) Eck (1514–1574) sollte es ihm danken und gab nach Johannes' Tod 1543 die *Epistola de ratione studiorum* zusammen mit Erasmus Wolphs *Epistola de obitu Eckii* heraus.[120] Seinen Neffen Michael Knab, der einst die Dokumente der Wiener Disputation für seinen Onkel zum Druck gebracht hatte, habe er zum Magister und Bakkalar der Theologie gefördert und ihm zu einem Kanonikat von St. Andreas in Freising verholfen.[121] Sogar die Matrikel zeugt von der Unterstützung des Onkels, denn *Michael Knabius Eckius* wurde am 21. Februar 1513 im Rektorat seines Onkels ebenfalls gratis immatrikuliert.[122] Zwei weitere Neffen seien angeführt, die Eck zwar nur kurz in seiner *Replica* erwähnte, deren Einträge in die Ingolstädter Matrikel jedoch ausgesprochen aussagekräftig sind. Michael und Severin Harer wurden im Wintersemester 1521/22 auf besondere Weise eingeschrieben. Am 6. April 1522 wurde *Severinus de Egk amicus doctoris Eckii* aufgenommen, wobei später sein Familienname Harer hinzugefügt wurde. Genauso geschah es am 11. April mit *Michael Egkius de Egk amicus doctoris Eckii*. Beide wurden aufgrund ihrer Verwandtschaft zum Prokanzler der Universität gratis immatrikuliert. Jedoch nicht etwa als *pauper* wie Kings Sohn; sie zahlten nichts (*nihil*), und mussten nicht mit jenem Makel wie die Kings leben – im Gegenteil, die Ecks alias

---

[118] Eck, BW, Nr. 220: *Paterer te tradi in interitum carnis, ut spiritus salvus fieret, quod Baldasari olim meo precatus sum, sed timeo et corpus et animam eius una interiisse aeternis cruciatibus*. Vgl. zu Rhegius allgemein Liebmann, *Rhegius* (1980); vgl. zum Verhältnis von Eck und Hubmaier Moore, »Teacher« (1981).

[119] Vgl. Eck, Replica, Bl. 51v: *Nam frater est mihi, non Germanus: hunc tamen in studiis fovi usque ad U. J. insignia, ut serviverit in aula Eistettensi, in officialatu Vienae et assessor extitit Salisburgi*.

[120] Vgl. Metzler, »Einleitung« (1921).

[121] Vgl. Eck, Replica, Bl. 51v: *Nepotem Michaelem magistrum artium et collegiatum studii nostri ac baccalaureum theologiae ad canonicatum S. Andreae Frisingae promovi*.

[122] Vgl. Pölnitz/Wolff, *Matrikel I* (1939), Sp. 357.

Harers profitierten für alle zukünftigen Rektoren sichtbar von dem symbolischen Kapital ihres berühmten Onkels.[123]

Am Ende seiner Lebensbeschreibung in der *Replica*, wenige Wochen vor seinem Tod im Februar 1543, schrieb Eck, dass ihm viele Möglichkeiten offen gestanden hätten. Nun unterrichte er seit 34 Jahren Theologie und sei Gott dafür dankbar. Er hätte sich den einträglicheren Rechtswissenschaften widmen, auf Kanonikaten zur Ruhe setzen können. *Gegen all das entschied ich mich, denn ich möchte nichts anderes und nichts anderes wünschte ich mir bis an das Ende meines Lebens, als an der Universität zu leben und zu sterben* […]. *Lieber möchte ich mein gesamtes Leben arbeitsam an der Universität verbringen, als an den größten Kirchen müßig zu gehen.*[124] Sprach aus diesen Zeilen lediglich die Frustration über die misslungenen Pfründenverhandlungen? Oder war diese Betonung des *amor sciendi* und *docendi* die übertriebene Antwort auf die schwerwiegenden Vorwürfe Bucers, es sei Eck nur um die eigene Bereicherung gegangen?

7.4 Synthese

Sicher spielten die Vorwürfe seiner Gegner eine gewichtige Rolle in Ecks Inszenierung. Mit Sicherheit war Eck auch vom Verhalten der verschiedenen Päpste ihm gegenüber enttäuscht und inszenierte sich aus diesem Grund in diesem Moment nicht in erster Linie als Kontroverstheologe, sondern als Theologieprofessor. Allein dass er sich so stark mit seiner Rolle als Lehrer und den damit verbundenen Tätigkeiten identifizierte und sich auf diese berief, zeugt von den unterschiedlichen Interessensobjekten im gelehrten und klerikalen Feld. Dabei ist fraglich, wie und als wer Eck letztlich in Erinnerung bleiben wollte. Auf der einen Seite betonte er seine Liebe zur Wissenschaft und zur Universität, auf der anderen seine Leistungen als Kontroverstheologe für die Papstkirche.

Willibald verstand sich zeit seines Lebens, nicht nur rückblickend in seiner *Vita*, als Gelehrter. Selbst wenn er seine militärischen Erfolge und sein diplomatisches Geschick heraushob, galt sein primäres Interesse den Wissenschaften, der antiken

[123] In der *Replica* vermerkte Eck, dass er Michael zu einem Kanonikat in Vilshofen verholfen habe, über Severin wusste er lediglich zu berichten, dass er sich während seines Aufenthaltes beim Bischof von Rochester, den Eck selbst besucht hatte, mit der Pest angesteckt habe; vgl. Eck, Replica, Bl. 51v.

[124] Eck, Replica, Bl. 55r/v: *Et quamvis iam emeritus habendus essem, qui Friburgi et hic 34 annos publice legendo theologiam fuerim professus et divus imp. iurisperitos, qui xx. annos professi sunt digne in urbe Constantinopolitano, ea dignitate honorandos decrevit sicut vicarios, ego aliud non cupio nec aliud per dies vitae mee quaesivi, nisi vivere in gymnasio literario et mori. Dum eram in bivio Pythagorico, potuissem iuris civilis prudentiam sectari in qua adeo sub Zasio profeceram, ut collegium iureconsu1torum. Non minus benevole mihi insignia doctorea dedisset, quam fecerunt theologi. Novit hoc vir integer et doctus Hieronymus Vehus, tunc Symathites, tamen ante me doctor promotus. Potuissem in canonicatu residere ecclesiae cathedralis, Coloniae, Leodii, Augustae, Constantiae et Ratisponae, ultro recusavi. Potui apud plures episcopos esse suffraganeus, nolui. Sed malui perpetuo humilem vitam laboriose agere in academiis, quam vacare ocio in magnis ecclesiis.*

Literatur. Die Wissenschaften waren das einzige, was ihn erfreute, hatte er bereits 1502 geschrieben und in seiner *Vita* strich er seine Sehnsucht nach dem Austritt aus dem Nürnberger Rat mehrfach heraus. Mit dem antiken Zitat als Inschrift in seinem Kupferstich, den er seinen Freund Albrecht Dürer anfertigen ließ, stilisierte er sich auf besonders deutliche Weise als Gelehrter und stellte seinen sozialen Körper durch seine Werke auf Dauer. Nur wenige kamen zwar zu Lebzeiten zum Druck, doch sein Name und sein Wappen zierten wenigstens die Titelseite seiner Plutarch-Übersetzungen.

Kings berufliches Selbstverständnis ruhte auf zwei Säulen: Er verstand sich sowohl als Lektor der Rechte an der Tübinger Universität als auch als Anwalt vor Gericht, was neben seiner Autobiographie sein Gedächtnismal mit den heute verlorenen Inschriften verdeutlicht. Er war offensichtlich stolz auf seinen sozialen Aufstieg und stellte ihn sogar in seinem Wappenschild dar, indem er diesen das Tübinger Universitätszepter und zwei Pflugscharen tragen ließ. Auf diese Weise überlebte auch Kings gelehrter sozialer Körper seinen physischen, selbst wenn sein Name im Gegensatz zu Eck und Willibald auf keinem einzigen zeitgenössischen Titelblatt erschien.

8. Revue und Ausblick

8.1 Revue

Am Beispiel von Johannes Eck, Johannes Kingsattler und Willibald Pirckheimer wurde aufgezeigt, mit welchen Mitteln man um 1500 im Heiligen Römischen Reich zu einem Gelehrten wurde. Von der Wiege bis über die Bahre hinaus wurden die Lebensläufe der drei Männer während der Zeitenwende um 1500 nachvollzogen. Sie kamen mit höchst unterschiedlichem Startkapital auf die Welt. Aufgrund der familiären Hintergründe waren bei Willibald die größten Handlungsspielräume, bei Eck und King hingegen durchaus weniger erfolgreiche Verläufe ihrer *trajectoires*, ihrer Flugbahnen durch den sozialen Raum, zu erwarten gewesen. Doch auch sie häuften im Lauf ihres Lebens kulturelles Kapital in seinen verschiedenen Ausprägungen an und tauschten dieses strategisch geschickt gegen andere Kapitalsorten ein. Diese Tauschgeschäfte fanden anlässlich verschiedener Übergangs- und Einsetzungsriten ihren Niederschlag in den Quellen. Anhand der akademischen Promotionen konnte die „soziale Magie"[1] dieser *rites d'institution* besonders deutlich nachvollzogen werden – selbst bei Willibald, der ihre Vorteile so häufig thematisierte, ohne letztlich in ihren Genuss zu kommen. Allen drei Protagonisten wurden – Eck und King nicht zuletzt wegen ihrer Graduierungen – spezifische Wissensbestände zugeschrieben, aufgrund derer sie als Experten angerufen wurden. Sie

[1] Vgl. Füssel, *Gelehrtenkultur* (2006), insbesondere S. 164.

nahmen diese Rollen unterschiedlich wahr und an und narrativierten sie entsprechend in ihren Selbstzeugnissen. Vor diesem Hintergrund konnten letztlich die Fragen beantwortet werden, wo sie sich im gelehrten Feld positionierten oder zu positionieren versuchten, wer sie waren, wer sie sein wollten und – wenigstens genauso spannend – wer sie nicht sein wollten.

Identität

Das semantische Feld, das Willibald am Ende seines Lebens in seiner *Vita* aufspannte, wimmelt von Verben, die Unterwerfungsmomente und seine Passivität zum Ausdruck bringen: Er wurde gezwungen, Padua zu verlassen, die Familiengeschäfte zu übernehmen, eine Frau zu heiraten und im Rat zu verbleiben (*coactus*). Sein Vater beschloss, ihn nach Italien zu schicken (*pater decrevit*), und er wurde von ihm nach München zurückgerufen (*revocatus*); Willibald gehorchte (*obtemperavit*), tat Dinge widerwillig (*reluctans et indignans*) oder fügte und opferte sich (*cessit et se permisit*). Dabei war es nicht ausschließlich sein Vater, der ihn im doppelten Sinne subjektivierte: der ihn zu dem bestimmte, was er war, und zugleich unterwarf. Nach Johanns Tod waren es Willibalds Freunde, die Nürnberger Ratsherren und Gepflogenheiten oder der patrizische Habitus, die Willibald bestimmte Optionen verwehrten. So häufig er den Wunsch in Briefen und seiner *Vita* auch äußerte, er konnte sich nicht aus dem Rat und den politischen Angelegenheiten Nürnbergs zurückziehen, da er sich nicht von seinem *passionate attachment* zu seiner spezifischen Subjektivierung lösen konnte. Auf der anderen Seite provozierte Willibalds Liebe zu den ihn subjektivierenden SUBJEKTEN – sein idealisierter Vater und der Nürnberger Rat – Abwehrreaktionen, die sich in seiner *Vita* permanent ausmachen ließen, manchmal mehr, manchmal weniger explizit. Der Blick in das Manuskript hat gezeigt, dass sich dieser Identitätskonflikt – insbesondere in Hinblick auf die Rolle seines Vaters – sogar im Redaktionsprozess niederschlug. Diese psychisch-affektiven Effekte[2] hinderten Willibald daran, in letzter Konsequenz das Risiko einzugehen, in Italien den Doktorgrad zu erwerben und somit frühzeitig und endgültig aus dem Rat auszuscheiden. Dabei identifizierte Willibald sich am Ende seines Lebens wohl am stärksten und glaubwürdigsten von allen drei Protagonisten mit den Wissenschaften und seiner Rolle als Gelehrter.

Johannes Eck haderte in seinen Selbstzeugnissen zum Teil auf ähnlich Weise mit Entscheidungen, die er getroffen hatte, oder solchen, die ihm aufgezwungen worden waren – zumindest in seiner Wahrnehmung. Spätestens seit er im Jahr 1518 mit Luther und Erasmus in Korrespondenz trat, verstand und inszenierte er sich zunehmend als Theologe, zunächst noch vorwiegend in seiner Rolle als Professor und Gelehrter. Er selbst beteuerte in seinen Autobiographien seine Liebe zu den Wissenschaften, zur Universität und seinen Studenten. Der ihm durch den Papst zugewiesenen Rolle als Experte im Kampf gegen die ketzerischen Lehren Luthers

[2] Vgl. Reckwitz, *Subjekt* (2008), S. 92–94.

konnte er sich niemals entledigen. Obgleich er das diese Rolle verkörpernde Wappenexlibris wieder aufgab, konnte auch er selbst sich scheinbar nie völlig von ihr lösen: Noch im Jahr 1530 unterschrieb Eck die erste Seite im von ihm angelegten Urbar der Katharinenkapelle mit *Johannes Eckius protonotarius apostolicus et haereticae pravitatis inquisitor*.[3] Selbst in seinen Autobiographien war er unentschlossen, welche Rolle er hervorheben sollte, welches sein eigentliches Interessenobjekt war: die Kirche oder die Wissenschaften. So betonte er je nach Kontext stärker die eine – wenn es um eine erstrebte Pfründe ging – oder die andere Rolle – wenn er sich im Diskursraum des gelehrten Feldes gegen den Vorwurf des Pfründenpluralismus' wehren musste. Das Bronzeepitaph, das sein Halbbruder Simon Thaddäus Eck ihm im Ingolstädter Liebfrauenmünster errichten ließ, weist Johannes ebenfalls in den verschiedenen Rollen aus, die er während seines Lebens einnahm: In der linken oberen Ecke ist sein Wappenschild mit dem Hut des Protonotars abgebildet, als promovierter Priester trägt er ein Birett auf dem Kopf und den Kelch zentral vor der Brust; die für einen Gelehrten obligatorischen Bücher befinden sich in den Pilastern des Epitaphs.[4]

Bemerkenswert ist, dass Eck niemals selbstkritische Töne anstimmte. Immer wieder wurde er der Arroganz und des übersteigerten Selbstbewusstseins geziehen, nicht nur von seinen gegnerischen Zeitgenossen. Sein besonderer Hang zur Selbstdarstellung – wer unterschreibt einen Nachtrag in der Ingolstädter Rektoratsmatrikel schon mit seinem latinisierten Namen?! – soll nicht in Abrede gestellt werden, doch Eck handelte und schrieb nicht kontextfrei: Er musste Stärke zeigen, denn jede artikulierte Schwäche oder vermeintliche Blöße, ja selbst eine zunächst harmlos wirkende Bemerkung über die Leipziger Damenwelt und das sächsische Starkbier in einem Brief an seine Ingolstädter Kollegen und Freunde konnte ihm in dieser aufgeheizten Stimmung zum Verhängnis werden. Aus diesem Grund musste er am Ende seines Lebens überdeutlich betonen, wie bescheiden er gelebt habe und dass er ausschließlich seiner Liebe zur Wissenschaft und zur Lehre habe nachgehen wollen; zu diesem Zweck musste er auch einige Dinge verschweigen.

King konnte am selbstbewusstesten von allen drei Protagonisten auf sein Leben zurückblicken. Sein sozialer Aufstieg erscheint deshalb so beträchtlich, da er in seinen Familiennotizen immer wieder betont hatte, welch großes Elend er phasenweise zu überstehen hatte. King hatte sein kulturelles Kapital strategisch geschickt eingesetzt, mutige Entscheidungen getroffen und war nicht geringe Risiken eingegangen; zum Beispiel während seiner langen *ambulatio* oder als er sich gegen das Studium der Theologie für das der Rechte entschied. Bis zu seiner Promotion zum Doktor beider Rechte musste King flexibel auf die sich ihm stellenden Herausforderungen reagieren und aus dem Bauch heraus, jedoch nicht unbegründet, Entscheidungen treffen und Alternativen finden. Die kontrafaktische Frage, was

[3] SAI, *B 82. Zalbuech*, Bl. 1r.
[4] Vgl. Metzler, *Orationes* (1930), S. XXVI.

geschehen wäre, wenn King das Studium der Theologie weiterverfolgt hätte, bleibt letztgültig unbeantwortet – Familiennotizen hätte er, so er auch in dieser Variante seines Lebens der Papstkirche treu geblieben wäre, sicher nicht angelegt.

Ein in Kingsattlers Inventar verzeichneter Bewilligungsbrief verdeutlicht, wie stark die verschiedenen Kapitalien am Ende seines Lebens als symbolisches wirkten: Am 11. März 1532 stundete der Reichsgraf Wilhelm von Stotzingen King eine Schuld von 200 Gulden bis ins Jahr 1536.[5] Ähnlich wie Agnes' Vater auf Kings weitere Erfolge vertraut hatte, als er diesem seine Tochter zur Frau gab, vertraute auch Wilhelm von Stotzingen auf Kings materielle und symbolische Sicherheiten. Sein symbolisches Kapital verschaffte King Kredit und die Zurschaustellung seiner Kapitalien in Form seines Doktorgrades, seines Wappens, seiner Häuser, seiner Familie und seines Amtes als Rektor der Universität sorgte dafür, dass Kapital zu Kapital kam.[6] Wer hätte King zwanzig Jahre zuvor, als er sich als Magister an der Tübinger Artistenfakultät und *coadiutor* zweier adliger Studenten verdingte, die beachtliche Summe von 200 Gulden geliehen?

Wie sehr Kingsattler sich zeit seines Lebens als Universitätsangehöriger fühlte, zeigt der Umstand, dass er am 11. April 1534 seine 29 Jahre zuvor aufgenommene Schuld an der Freiburger Universität beglich oder begleichen ließ: *Johannes Kung aus Oettingen, Ordinarius der Universität Tübingen in beiden Rechten und für den Liber Sextus und die Clementinen, erstattete im Jahr 1534 im Dekanat des Magisters Nikolaus Freigius aus Schalbach, am Samstag, dem 11. April, treu seine Gebühr*.[7] Drei Monate später, am 21. Juli, starb Kingsattler. Die Frage, ob er den Akt seiner Entschuldung gegenüber der Freiburger Universität und ihren Magistern in seine Notizen aufgenommen hätte, wenn er dazu noch in der Lage gewesen wäre, ist überaus spannend: Was wäre ihm wohl wichtiger gewesen: den Makel zu verschweigen oder durch die Rückzahlung der Gebühren seinem sozialen Aufstieg nochmals Nachdruck zu verleihen? So offensiv, wie King in seiner Autobiographie und in seinem Wappen mit seiner Herkunft aus armen Verhältnissen umging, diese betonte und stellenweise wohl sogar überzeichnete, hätte er diesen Akt sicher symbolisch besonders stark aufgeladen und gleich einem Höhepunkt in seinem Lebenslauf inszeniert.

Alle drei Protagonisten arbeiteten auf diese Weise intensiv an ihrer Identität. Mit Hilfe der Inszenierungen in ihren Selbstzeugnissen versuchten sie, sich im Sinne des Greenblatt'schen *self-fashioning* eine kohärente personale Identität zu erschaffen und partizipierten an einer kollektiven. Doch welche Auswirkungen hatte ihr Selbstverständnis auf die Form ihrer Texte? Welche Leser waren impliziert und welche

[5] UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 19v: *Item Bewilligunsbrieff Jungker Wihelm von Stotzingen, das er der zwei hundert Gulden Doctor Hans seeligen gelihenn, stillstan, unnd nit fordern well bis inn das sechs, unnd dryssigste Jar, anfahent: Ich Wihalm von Stotzingen, der Ellter, laut ain Datum uff Montag nach Mitvastenn, funffzehenhundert, unnd darnach/in dem zwain unnd dryssigstenn Jar.*

[6] Vgl. Bourdieu, *Entwurf* (2009), S. 352.

[7] Fletcher, *Liber* (1969), S. 31: *Ioannes Kung de Oettingen, iuris utriusque et in universitate Tubingen sexti libri Clementinarum ordinarius, fideliter taxam suam redemit sub decanatu magistri Nicolai Freigii ex Schalbach de anno domini millesimoquingentisimotrigesimoquarto, sabato undecima die Aprilis, quae fuit vigilia Quasi Modo.*

Wirkung zeitigten die Schriften bei ihren Zeitgenossen und der Nachwelt? Dass es sich bei Willibalds *Vita* um eine antikisierende Biographie im Stile von Plutarchs Doppelbiographien, nicht um ein geplantes Familienbuch handelt, dürfte deutlich geworden sein: Die vielen antiken Anspielungen und die verschwindend geringe Bedeutung der eigenen Kernfamilie in seinem Konzept zeigen, dass er ein anderes Ziel verfolgte. Es bleibt mehr als fraglich, ob er selbst diese zum Teil verbitterten Zeilen voll von Brüchen und Widrigkeiten tatsächlich zu Lebzeiten zum Druck bringen wollte.[8]

Die These, dass King ein Familienbuch anlegen wollte, hat sich hingegen erhärtet. Bei zehn Kindern, die ihn überlebten, war es wichtig, dass sie über das soziale Kapital der Familie, über die Position ihres Vaters und ihrer Mutter – und damit ihre eigene – im sozialen Raum Tübingens informiert waren. Ob sie die Familien-Notizen ihres Vaters je lasen? Hätte nicht wenigstens eine andere Hand die Notizen ergänzen müssen, wie zum Beispiel in Cuspinians Tagebuch, wenn schon kein zwischen zwei lederbezogene Holzdeckel gebundenes Familienbuch wie das der Overstolz oder Hans Voglers entstand?[9] Selbst, wenn Kings Blattsammlung nicht dasselbe Identifikationspotential, nicht dieselbe Nachhaltigkeit wie ein schwerer Foliant hatte, das hinter der Anlage stehende Motiv ist dasselbe: das Selbstverständnis der Verfasser als Familienoberhäupter und die Notwendigkeit, der Nachwelt die Familienverhältnisse zu übermitteln.

Ecks autobiographische Texte trugen ihre Absichten bereits im Titel: Zum einen schilderte er seinem Freund Moritz von Hutten sein Leben und erklärte ihm auf diese Weise, wie er sein eigenes Studium anlegen sollte, in seiner *Replica* antwortete er auf die Anschuldigungen des Martin Bucer. In beiden Fällen, schließlich auch in der *Schutzred kindlicher Unschuld*, musste Eck sich jedoch mit seiner umstrittenen Position im gelehrten Feld und seiner Rolle im Zusammenhang der Bulle *Exsurge domine* auseinandersetzen und für sein Verhalten rechtfertigen. Dabei zeitigte Ecks *self-fashioning* am meisten Wirkung: Zum einen, weil seine Zeitgenossen unmittelbar auf die im Druck erscheinenden Texte reagierten, zum anderen, weil er als polarisierende Figur auch über seinen Tod hinaus Aufmerksamkeit erhielt. Wie unreflektiert sich seine Biographen seiner Schriften bedienten, zeigte nicht nur Pantaleons Heldenbuch, sondern auch die wenigstens unkritische Biographie Theodor Wiedemanns.

Identitätsarbeit und damit verbunden der Kampf um die besten Positionen im gelehrten Feld fand auch in anderen Quellen ihren Niederschlag. Selbst die Universitätsmatrikel wurde von Eck und Kingsattler dazu genutzt, sich zu inszenieren und

[8] Das völlige Fehlen seiner Töchter bleibt unerklärlich, denn ihre Nähe zeigt sich überaus deutlich in ihren Briefen, denen zufolge Willibald ein hilfsbereiter Ratgeber in allen möglichen Angelegenheiten und großzügiger Vater war. Vgl. nicht nur die medizinischen Ratschläge, die er ihnen erteilte, sondern auch die Apologie der Nonnen von St. Klara vor dem Nürnberger Rat, die er für sie verfasste; vgl. Scheible, »Jurist« (2010), S. 363–367 und Scheible, »Willibald« (2006).

[9] Vgl. Cuspinian, »Tagebuch« (1909), S. 287. Vgl. zum Familienbuch der Overstolz Höh, »Memoria« (2007), zu dem Hans Voglers Renggli, »Familienbuch« (2007).

ihre wahre Identität auszuweisen. So konnten selbst dieser vermeintlich spröden Quellengattung kulturgeschichtlich ausgesprochen interessante Informationen entnommen werden: Eck führte die Einträge in den Matrikelbüchern der Universitäten als Beweis dafür ins Feld, dass er sich seines Geburtsnamens nicht schämte, und King ergänzte als Rektor der Tübinger Universität eigenhändig seinen Immatrikulationseintrag. Sie wussten um den offiziellen und rechtlichen Charakter der Matrikel und ihre damit verbundenen Privilegien. Dass Ecks Neffen als seine *amici* gratis, Kings Sohn Johannes, der spätere Universitätssyndikus, hingegen als *pauper* immatrikuliert wurden, wirft Fragen an diese Quelle auf, die es in Zukunft auf Grundlage der sozialgeschichtlichen Forschungen kulturgeschichtlich zu beantworten gilt.[10]

Habitus

Darüber hinaus inszenierten die drei Protagonisten sich mit Hilfe verschiedener bildlicher Darstellungen. Dabei nahmen die Wappen eine besondere Stellung innerhalb der Untersuchung ein, denn ihre Bedeutung weist über die gezielte Identitätsbildung hinaus. Zunächst handelte es sich bei der Wahl der Motive häufig um eine bewusste Entscheidung. Kingsattlers Wahl des Tübinger Universitätszepters ist somit als Identifizierung mit der Universität und Ecks Wahl des Kardinalshutes in seinem Wappenexlibris als Identifizierung mit seiner Rolle als Protonotar zu verstehen. In beiden Fällen ist die Inkorporierung ihrer persönlichen Identität im Wappen vollständig vollzogen und stellt den sozialen Körper ihrer Inhaber in besonders konkreter Form auf Dauer, so dass die Wappen ihre Inhaber gleichsam als „Zweitkörper“ stellvertraten. Die Tatsache, dass Eck mehrere Wappenexlibris führte, zeugt von seiner Zerrissenheit, von seinen Identitätskonflikten, die er in seinen Autobiographien zu harmonisieren versuchte.

Ein gelehrter Habitus im bourdieu’schen Sinn ist nicht oder höchstens sehr bedingt aus reflektierten und durchkomponierten Selbstzeugnissen abzuleiten, da die „körperlich-leibliche Mobilisierbarkeit von Wissen häufig gar nicht mit einer „Explizierungsfähigkeit“ dieses Wissens einhergeht.[11] Bestenfalls auf einer Metaebene kann das Verfassen von Selbstzeugnissen und darüber der Aufbau von Beziehungen als vorbewusste Praxis im gelehrten Feld analysiert werden.[12] Ohne eigentlichen Zugriff durch direkte Beobachtungen auf die Praktiken der Untersuchungsobjekte zu haben, ist es äußerst schwierig, ihres Habitus’ habhaft zu werden. Einige neue Untersuchungsgegenstände konnten den bisher in der Mittelalter- und Frühneuzeitforschung existierenden jedoch zur Seite gestellt werden. Neben den Wappen

[10] Eine gezielte Untersuchung der als *pauperes* Immatrikulierten wäre zum Beispiel wünschenswert, um auch in diesem Bereich eine Geschichte von unten zu betreiben. Im RAG sind sie erwartungsgemäß unterrepräsentiert, da sich die wenigsten promovieren ließen.
[11] Vgl. Reckwitz, »Grundelemente« (2003), S. 291.
[12] Vgl. Jancke, Autobiographie (2002).

wurden die Handschriften und Krankheiten der Protagonisten in den Blick genommen:[13] Willibald inkorporierte die humanistische Gelehrsamkeit, was anhand seiner Handschrift besonders gut verdeutlicht werden konnte: Sobald er ein lateinisches Wort schrieb, wechselte er in eine humanistische Kursive. Johannes Eck hingegen sollte die Handschrift zur Inszenierung seiner humanistischen Bildung dienen. Bis zum Schluss arbeitete er auf diese Weise an seiner Identität, versuchte sich mit der humanistischen Kursive im gelehrten Feld auf Seiten der Humanisten zu verorten. In Fleisch und Blut ging ihm die Schrift jedoch niemals über. Er konnte seine in frühester Kindheit habitualisierte Schrift nur unter großer Anstrengung umstellen, egal wie sehr er sich darum zeit seines Lebens bemühte. Eck kann auch in dieser Hinsicht ein Aufsteigerhabitus attestiert werden, ein durchweg spürbares Bemühen, sich den herrschenden Protagonisten im gelehrten Feld durch Kopieren ihrer Praktiken anzunähern, ohne diese ausreichend inkorporieren zu können.

Auch die typisch gelehrten Krankheiten der Vormoderne, wie die Gicht oder der Nierenstein, sind aus dieser doppelten Perspektive heraus zu bewerten: Sie schlichen sich in den Körper ein und das – so zumindest die Bewertung mancher Zeitgenossen – aufgrund des (zu) intensiven Studiums. Darüber hinaus wurden Krankheiten insbesondere unter Humanisten zum Gegenstand der Kommunikation und letztlich zum Mittel ihres *self-fashioning*. Machte Willibald mal seine Studien für seine Erkrankung an der Gicht verantwortlich, ließ er in seinem Enkomion Fräulein *podagra* umgekehrt argumentieren: Die Gicht ermögliche einem Gelehrten überhaupt erst, sich ganz und gar den Wissenschaften zu widmen. Willibald hatte die Wissenschaften durch die Gicht schließlich so weit verkörperlicht, dass er den Ratsgeschäften nicht mehr nachgehen konnte. Mit der *Apologia seu podagrae laus* setzte er ihr und sich ein Denkmal.

Selbst die Wohnsituation der Protagonisten gab Auskunft über ihre partizipative Identität und darüber hinaus über den Habitus im gelehrten Milieu einer Stadt: Wo wohnte King in Tübingen und – insbesondere nach seinem Umzug in die Münzgasse – wem wollte er nahe sein? Mit wem identifizierte er sich? Wessen Nähe suchte Willibald in Padua und Pavia und wo fand er sich in Nürnberg wieder? Die Wohnsituation prägte den geographischen und somit auch den sozialen Raum einer Stadt, genauso wie das Habitat den Habitus seiner Bewohner beeinflusste. Lange Zeit nicht ausreichend in historische Untersuchungen mit einbezogen, erhalten Artefakte über die Praxistheorie nun immer stärker Einzug in kulturhistorische Studien.[14] Kleidungsstücke, Gebäude oder Möbel werden als Teilelemente sozialer Praktiken begriffen; ihr sinnhafter Gebrauch stellt dabei die soziale Praxis selbst dar.[15] Die Tübinger Nachlassinventare ermöglichten einen fast unmittelbaren Zugang zu den gelehrten Praktiken, zum Alltag eines Gelehrten, so zum Beispiel zur

[13] Vgl. zuletzt die Studien von Rexroth, »Habitus« (2014); und Füssel, »Studentenkultur« (2016); ders., »Grenzen« (2014); sowie die Aufsätze von Algazi.
[14] Vgl. Füssel, »Materialität«, (2015); und Samida, *Handbuch* (2014).
[15] Vgl. Füssel, »Studentenkultur« (2016), S. 196.

Kleidung oder den für dieses Feld so wichtigen Praktiken des Lesens und Schreibens. Nachlassinventare sollten daher in Zukunft stärker in die Studien zu vormodernen Gelehrten einbezogen werden, damit über die reflektierte Inszenierung in bildlichen, den erstrebten Zustand in statutarischen und die Überzeichnung in satirischen Quellen hinaus ein besserer Zugriff sowohl auf das gelehrte Arbeitszimmer als Imaginarium wie möglicherweise auf darin tatsächlich vorhandene Gegenstände und damit auf die Alltagspraktiken ermöglicht wird.[16]

Wissen

Im Vergleich zu Eck und Pirckheimer verfügte Kingsattler über das beschränkteste oder besser gesagt: spezifischste Sonderwissen. Das spiegelte nicht zuletzt seine im Nachlassinventar verzeichnete Bibliothek wider, die nahezu ausschließlich aus juristischen Werken bestand. Kingsattler bewegte sich somit auf der Grenze zwischen ‚Studiertem' und ‚Gelehrtem'.[17] Er verblieb zwar an der Universität, eine besondere Begeisterung für die Rechtswissenschaft an sich – geschweige denn das Interesse an einem dauerhaften Mitwirken an der weiteren Elaboration dieses Wissens[18] – kann seinen Notizen jedoch nicht entnommen werden. Eher im Gegenteil, konnte er sich doch während seines Jurastudiums aufgrund der vielen anderen Verpflichtungen nur unzureichend auf seine spätere Tätigkeit als Lektor vorbereiten. Warum stellte King sein Sonderwissen dann nicht gänzlich in den Dienst eines Fürsten, einer Stadt oder der Kurie, wie es so viele andere studierte Juristen dieser Generation taten?[19] Diese Option thematisierte King in seinen Notizen nicht. Und so kann nur gemutmaßt werden, ob er vielleicht einem wahrscheinlich unstetigeren Leben als gelehrter Rat – man erinnere sich der Ausführungen des Johann Pirckheimer – das verhältnismäßig ruhigere Leben mit seiner Familie im beschaulichen Tübingen und das sichere Auskommen an der Universität vorzog. Sicher fehlten ihm aber auch die personalen Kontakte zum Hof, die immer stärker gefragten humanistischen Fähigkeiten und nicht zuletzt der Habitus, um sich im höfischen Feld angemessen zu bewegen.

Das gelehrte und zertifizierte Wissen wurde bei der Besetzung von Funktionsstellen immer wichtiger und bot nicht selten Anlass zum Streit, wie Ecks Aussagen über seine ungebildeten Kollegen im Eichstätter Domkapitel zeigten. Auch in diesem höfisch-klerikal geprägten Milieu wurde ein Universitätsstudium immer wichtiger, so dass zunehmend auch der niedere Adel und das städtische Patriziat eine Universität besuchte.[20] Doch Ecks forsches Auftreten wurde von den überwiegend adligen Domkapitularen – allen voran Bernhard Adelmann – nicht goutiert.

---

[16] Vgl. Algazi, »Study« (2012); und Thornton, *Scholar* (1997).
[17] Vgl. Rexroth, »Expertenweisheit« (2008), S. 25.
[18] Vgl. Rexroth, »Kodifizieren« (2009), S. 395.
[19] Vgl. zum Beispiel Gramsch, *Juristen* (2003); Noflatscher, »Funktionseliten« (2002); und Wetzstein, »Jurist« (2010).
[20] Vgl. für Frankfurt Hansert »Adel« (2002).

Eck verfügte aufgrund seines umfänglichen Studiums über zertifiziertes theologisches Wissen. Als Sohn eines Bauern spielte er jedoch nicht nach den hier herrschenden Regeln, sondern nach denen des gelehrten Feldes. Eck war ein *homo novus*, ein Aufsteiger. Er brachte nicht die nötigen Wissensbestände, das inkorporierte kulturelle Kapital, den Habitus mit, um in diesem Umfeld als sozial satisfaktionsfähig anerkannt zu werden.

Anhand von Ecks Konflikt mit Ulrich Zasius im Zusammenhang mit dem Zinsstreit konnte gezeigt werden, wie stark die Wissensbestände im gelehrten Feld um 1500 differenziert und wie ausgeprägt der Anspruch auf Deutungshoheit der Akteure in ihren Wissensgebieten war. Trotz nachgewiesenen Rechtsstudiums und – so die moderne Analyse – juristisch stichhaltiger Argumentation hatte Zasius Eck vorgeworfen, mit dem Zinsgutachten in seiner Disziplin, dem römischen Recht, dilettiert zu haben.[21] Ähnlich Erasmus, der bis zum Erwerb eines – wenn auch wenig prestigeträchtigen – theologischen Doktorgrades von den Theologen nicht anerkannt wurde, war es wohl auch bei Johannes Eck die fehlende juristische Graduierung, die Zasius zu dieser harschen Kritik an seinem ehemaligen Schüler veranlasste.

Eingedenk der Entwicklung, dass Graduierungen auf dem Markt des Wissens immer größere Bedeutung erlangten, scheint es umso erstaunlicher, dass Willibald in so verschiedenen Bereichen als Experte angerufen wurde, hatte er sein kulturelles Kapital doch niemals institutionalisieren können. Offenbar brachten die Ratsuchendem ihm aufgrund seiner prominenten Position im Humanistenmilieu und im Nürnberger Patriziat sowie der über Generationen hinweg ausgewiesenen Gelehrsamkeit, objektiviert in der umfangreichen Bibliothek, auch ohne Graduierung großes Vertrauen in seine Expertisen entgegen. Willibald fand die meiste Anerkennung im humanistischen Milieu, in dem die Graduierungen, wie oben gezeigt, bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts ohnehin eine untergeordnete Rolle spielten. Er war ein Träger spezifischen Sonderwissens, selbst wenn sich dieses nicht lediglich auf einen Wissensbereich beschränkte. Während es in der Regel tatsächlich wenig sinnvoll ist, bei seinem Anwalt Rat bezüglich seines Magengeschwürs oder bei seinem Arzt zu einem anhängigen Rechtsstreit einzuholen, traf dies bei Willibald so nicht zu.[22] Vor diesem Hintergrund ist Loriots Entscheidung extrem scharfsinnig, dass die Klöckners in *Pappa Ante Portas* (1991) ausgerechnet „Professor Pirckheimer“ ins Feld führen, um Herrn Lohse vom Kauf von Wurzelbürsten und natürlichem Badezusatz zu überzeugen. Bereits Willibalds Zeitgenossen vertrauten auf seine Expertisen: Sie finanzierten ein kostspieliges juristisches Editionsprojekt, sprachen ihm für ihre Verhandlungen mit dem König Vollmachten aus, übertrugen ihm den Oberbefehl über ihre Truppen und benutzten auf seine Empfehlung hin Badezusatz, um die Nebenwirkungen der Quecksilberkuren zu lindern.

[21] Vgl. Rowan, »Zasius« (1971).

[22] Vgl. Berger/Luckmann, Konstruktion (2009) S. 47.

8.2 Ausblick

Anhand der drei Protagonisten konnte gezeigt werden, welche Regeln und Praktiken sich im gelehrten Feld um 1500 etabliert hatten. Seit der *Authentica habita* hatte sich dieses zunehmend autonomisiert, eigene Praktiken und Regeln entwickelt. Dabei blieb die lateinische Sprache über die Zeitenwende hinaus ein wesentliches Merkmal. Auch die in der *authentica habita* bemühte Liebe zur Wissenschaft blieb als *illusio*, als eigentliches Interessenobjekt des Feldes, bestehen – zumindest in der offiziellen Außendarstellung. Während in Willibalds *Vita* kein Nützlichkeitsdenken zu erkennen ist, wie es später zum Beispiel Hermann Weinsberg in seinen autobiographischen Aufzeichnungen explizierte, machte Kingsattler keinen Hehl daraus, dass er – wie viele andere Studierte – das Studium und die Promotion als Mittel für sozialen Aufstieg, die Jura als Karrierewissenschaft verstand.[23] Die Universitäten mit ihren Praktiken der Disputation und der Vorlesung sowie der Möglichkeit, Wissen in Form akademischer Grade zu zertifizieren, bildeten weiterhin den Kern des gelehrten Feldes, selbst wenn ihr klerikaler Charakter in Form der zölibatär lebenden Angehörigen auch für die vorreformatorische Zeit zu überprüfen ist. Weder die stark frequentierten Lateinschulen noch die im 16. Jahrhundert auftretenden Akademien konnten daran Wesentliches ändern. Einzig die humanistischen *sodalitates* mit der neuen Institution des Dichterlorbeers stellten in dieser Zeit ein gewisses Gegengewicht zu den Universitäten dar. In allen Bereichen wurde Beziehungsarbeit geleistet, um Karriere zu machen – daran hat sich bis heute nichts geändert.[24]

Besonders deutlich herauszuarbeiten waren die Praktiken des gelehrten Feldes, wenn Konflikte auftraten, die soziale Energie nicht erhalten blieb, gegen Spielregeln verstoßen wurde oder diese mit Regeln aus anderen Feldern kollidierten. Dann fanden die als selbstverständlich geltenden ungeschriebenen Gesetze Niederschlag in den Quellen. So zum Beispiel, als Johannes Cuspinian vom kaiserlichen Kanzler ermahnt wurde, auf Deutsch und nicht auf Latein Bericht an den Hof zu erstatten. Kämpfe um die besten Positionen im Feld und um die höher besoldeten Lekturen an den Universitäten gehörten ebenso zur Tagesordnung wie inhaltliche Auseinandersetzungen, die in der Regel im Rahmen von gelehrten Disputationen oder Briefwechseln ausgetragen wurden. Auch Konflikte zwischen den Disziplinen waren Gang und Gäbe, nicht nur in Bezug auf Lozierungsvorschriften, sondern auch inhaltlicher Art – zum Beispiel zwischen Theologie und kanonischem Recht hinsichtlich der Deutungshoheit über bestimmte Gegenstände.[25] Dass die Energie des in Form von Patronage investierten sozialen Kapitals nicht immer erhalten blieb, weil Schüler sich anderen Lehrern zuwandten, wie bei Eck, Hubmaier und Rhegius

[23] Vgl. zuletzt Walther, »Rechte« (2016).

[24] Vgl. Shapin, *Life* (2008).

[25] Vgl. zum Beispiel Rexroth, »Normenkonflikte« (1994); Füssel, »Streit« (2007); oder Wetzstein, »Jurist« (2010).

beobachtet, dürfte auch nichts Außergewöhnliches gewesen sein. Selbst die Dispositionen der Weltvergessenheit und bestimmter Krankheiten wurden über diese Generation hinaus weiter inkorporiert – je nach Disziplin mehr oder weniger stark.[26]

Das Besondere an dieser gelehrten Generation besteht darin, dass die Konflikte – zumindest im Zentrum des gelehrten Feldes – besonders heftig ausfielen und die etablierten Regeln teilweise außer Kraft gesetzt wurden. Vielen Gelehrten dieser Generation ging es nicht um feine Unterscheidungen innerhalb des gelehrten Feldes, sondern um eine grundsätzliche Umstrukturierung desselben und die Infragestellung seiner existierenden Regeln und Praktiken. Zugrunde lag den vielen Konflikten im Kleinen eine grundsätzliche „Grenzpolitik", mit der die Humanisten die vermeintlichen Anhänger der Scholastik aus dem Feld zu schlagen versuchten und einen „Antagonismus" zwischen den beiden Lagern konstruierten.[27]

Einen ersten Kristallisationspunkt stellte dabei der Konflikt um Reuchlin und seinen Augenspiegel (1511) dar, der in den Dunkelmännerbriefen (1515) seinen literarischen Höhepunkt fand. Doch auch im Zinsstreit (1515) ging es letztlich um mehr als die Frage, ob die längst etablierte Praxis des Zinsnehmens vertretbar oder welche Disziplin zuständig sei. Auch dort wurden klare Positionen nach jenen Lagern bezogen. Pirckheimer und Eck bewegten sich im Zentrum des gelehrten Feldes und waren so selbst an der Konstitution dieses Antagonismus' beteiligt. Eck versuchte, bei beiden Ordnungen anschlussfähig zu bleiben, „emphatische Humanisten"[28] wie Erasmus von Rotterdam, Ulrich Zasius oder Willibald Pirckheimer verwehrten ihm dieses Anliegen jedoch mit Nachdruck. Mit seiner Kritik an Erasmus und dessen öffentlichkeitswirksamer Antwort hatte Eck sich einen Mächtigen im Feld zum Feind gemacht. Dass Zasius bereits im März 1519 seine *Apologetica Defensio contra Johannem Eckium* in Druck gab und in der ersten Ausgabe ausdrücklich für Erasmus Partei ergriff, zeigt, dass sich die beiden Lager der Humanisten und vermeintlichen Scholastiker absolut unversöhnlich gegenüberstanden.[29]

Luthers 95 Thesen gegen den Ablass im Jahr 1517 und die Leipziger Disputation im Juli 1519, die nur noch formal entsprechend den universitären Regeln ausgetragen wurde, zwangen die Akteure im gelehrten Feld erneut sich für eine der antagonistischen Positionen zu entscheiden – diesmal unter nochmals veränderten Vorzeichen. Die umfängliche Nutzung des Buchdrucks führte dazu, dass das, was zuvor im kleinen Kreis verhandelt worden war, nun einer gelehrten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Der Buchdruck wurde gezielt eingesetzt, um die eigenen Positionen zu verbreiten und auf diese Weise Anhänger zu gewinnen, gleichzeitig sollten die Aussagen der Gegenseite widerlegt und ihre Akteure selbst diffamiert

[26] Vgl. zuletzt Rexroth, »Ordnung« (2016).
[27] Vgl. jetzt de Boer, *Absichten* (2016); ders. »Agon« (2016).
[28] de Boer, *Absichten* (2016).
[29] Vgl. Zasius, *Defensio* (1519). So lauten die Untertitel der Erstausgabe 1519 bei Froben in Basel: *Videbis lector Eckium Iura civilia non perspecte intellexisse. Defensa magni Erasmi […].*

werden.[30] So trug auch Willibald mit dem *Eckius dedolatus* dazu bei, dass Eck 1520 endgültig zur Karikatur des Obskurantisten stilisiert wurde. Ecks Gegenschlag, Pirckheimer in die *Bulle Exsurge* mit aufzunehmen, macht deutlich, zu welch extremen Mitteln die Gegner griffen. Willibalds Reaktion auf die Bulle in einem Brief an Reuchlin, er sei doch gar kein Anhänger Luthers, zeigt, dass es sich nicht um identische Konfliktlinien handelte, diese aber in Bezug auf die Positionierung und die Handlungsmöglichkeiten unmittelbar zusammenhingen. Dass Eck nun die Rolle des Anklägers einnahm, kann aufgrund seiner Erfahrungen nicht verwundern.

Die Masse an Publikationen und die zum Teil sehr aktuellen Veröffentlichungen führten gleichzeitig zu einer Verdichtung und Erweiterung des Kommunikationsraumes, die auch von den Zeitgenossen als Beschleunigung wahrgenommen wurden. Dabei waren sich die Beteiligten – ähnlich heutigen Nutzern der sozialen Medien im Internet – nicht immer der Tragweite und der extrem verlängerten Halbwertzeit ihrer Ausführungen bewusst, was schließlich auch zum gewollten Misslingen von Kommunikation zwischen den Lagern beitrug.

Diese in der gelehrten Öffentlichkeit ausgetragenen Konflikte forderten die Akteure im Zentrum immer wieder in besonderem Maße zur Positionierung heraus. Dass die Akteure in der Peripherie des gelehrten Feldes nicht im gleichen Maße von den Konflikten aufgeregt wurden, verdeutlichen die Aufzeichnungen von Johannes Kingsattler. In seinen autobiographischen Notizen erwähnte er weder den Reuchlinkonflikt noch die Diskussionen über das Zinsverbot noch die Auseinandersetzung zwischen Humanismus und Scholastik; selbst die Reformation fand keinen Niederschlag. Und doch nahm er wenigstens passiv an all diesen Prozessen teil: In seinem Besitz befanden sich nicht nur verschiedene, unterschiedlich stark humanistisch geprägte Grammatiken, sondern auch *etliche Bücher Reuchlins* und die Dunkelmännerbriefe; darüber hinaus Zasius' *Defensio contra Eckium* und Ecks *De supremo dominio* aus dem Jahr 1532.[31] Durch das Fehlen jeglicher Schriften Luthers kann ex negativo auf seine klare und unproblematische konfessionelle Positionierung geschlossen werden.

Die Handlungsmöglichkeiten der Akteure haben sich als Realisierung der Regeln des gelehrten Feldes erwiesen, so dass der mikrohistorische Zugriff es erlaubte, Strukturen zu erfassen, die zu Lebzeiten der drei untersuchten Gelehrten gravierenden Veränderungen unterworfen waren. Der jeweilige Lebensweg reproduzierte nicht allein die etablierten Regeln des Feldes, sondern hatte Anteil an den die Einzelleben übergreifenden großflächigen Transformationsprozessen. Dabei hat es sich als zielführend erwiesen, drei Protagonisten genau dieser Generation in den Blick zu nehmen, da sie selbst die Veränderungen ihrer Zeit als beschleunigten Wandel wahrnahmen und sich zu diesem verhalten mussten. Durch die Verschränkungen der Lebensläufe von Johannes Eck, Johannes Kingsattler und Willibald Pirckheimer konnte gezeigt werden, wie vielfältig die Impulse waren, auf die sie und

[30] Vgl. Kaufmann, »Buchdruck« (2015).
[31] Vgl. UAT, *285/3: Inventar King*, Bl. 16v.

ihre Mit- und Gegenspieler reagieren mussten, wie unterschiedlich ihre Strategien ausfielen, um ihre Positionen im gelehrten Feld allererst zu erwerben, zu halten und zu verbessern und wie nah sie sich dabei oft waren, obgleich sie sich doch so fernstanden.

9. Quellen- und Literaturverzeichnis

9.1 Quellen

9.1.1 Ungedruckte Quellen

Universitätsbibliothek Basel (UBB)
G I 25, Epistolae autographae virorum doctorum Variorum ad Varios, 1502–1580

Stadtarchiv Erfurt (SAE)
1-1/10 B 13–46, Matricula universitatis studii generalis Erffurdensis Maguntine dioecesis, 1392–1497

Stadtarchiv Ingolsadt (SAI)
B 1/VII, Ratsbuch 1541/1542
B 82, Zalbuech über die Mess des hailigen gaist

British Library London (BL)
Arundel 175
Arundel 193

Bayerische Staatsbibliothek München (BSB)
4 L.impr.c.n.mss. 56
Polem 818

Universitätsarchiv München (UAM)
D-V-2, Universitätsmatrikel Bd. I, 1472–1547

Universitätsbibliothek der LMU München (UBM)
2° Cod. ms 254
4° Cod. ms 18
4° Cod. ms 800

Stadtarchiv Nürnberg (SAN)
Datenbank GSI 175 (Häuserbuch)

Stadtbibliothek Nürnberg (SBN)
Pirckheimer Papiere, 1491–1530 (PP)

Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStA)
A 275, Inventuren, Teilungen Tübinger Universitätsangehöriger, 1472–1831

Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (WLB)
Cod. hist. 8° 218, Stammbuch des Johann Michael Weckherlin, 1594–1625

Universitätsarchiv Tübingen (UAT)
2/1a, Acta Senatus, 1524–1541
5/15, Contractenbücher, Liber insinuationis contractuum, 1561–1603
5/24, Matricula Universitatis, Bd. I, 1477–1519
5/25, Matricula Universitatis, Bd. II, 1520–1545
285 Freiwillige Gerichtsbarkeit, 1520–1800

Universitätsbibliothek Tübingen (UBT)
Mh 819, Familien-Notizen Kingsattler, 1531–1534

Österreichisches Staatsarchiv Wien (ÖSTA)
AVA FA Harrach Fam. in spec 778.44

9.1.2 Gedruckte Quellen

Agrippa von Nettesheim, Henricus Cornelius, *De occulta Philosophia libri tres*, Köln 1533.

Aristoteles, *Physikvorlesung. Übersetzt von Hans Wagner* (Aristoteles Werke in deutscher Übersetzung, 11), Berlin 1967.

Aristoteles, *Politik*. Nach der Übersetzung von Franz Susemihl, bearbeitet, mit Nummerierung, Gliederung und Anmerkungen, hrsg. v. Ernesto Grassi/Nelly Tsouyopoulos (Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft Griechische Literatur, 8), 3. Auflage, Reinbek bei Hamburg 2009.

Augustinus, Aurelius, *Opera*. Teil 2, 2: *Sancti Aurelii Augustini contra academicos. De beata vita. De ordine. De magistro. De libero arbitrio* (Corpvs Christianorvm Series Latina, 29), Turnhout 1970.

Aventinus, Johannes, »Haus-Kalender«, in: Johannes Aventinus, *Kleinere Schriften. Nachträge*, hrsg. v. Georg Leidinger (Johannes Turmair's genannt Aventinus Sämmtliche Werke, 6), München 1908, S. 1–51.

Baumhauwer, Johann F., *Inscriptiones monumentorum quae sunt Tubingae in conditorio Wurtembergiae principum, in templo Georgii et Jacobi, in caemeterio*, Tübingen 1624.

Berlichingen, Götz von, *Mein Fehd und Handlungen*, hrsg. v. Helgard Ulmschneider (Forschungen aus Württembergisch-Franken, 17), Sigmaringen 1981.

Bertalot, Ludwig, *Humanistisches Studienheft eines Nürnberger Scholaren aus Pavia (1460)*, Berlin 1910.

Biblia sacra. Iuxta Vulgatam versionem, hrsg. v. Bonifatius Fischer/Robert Weber/Roger Gryson et al. 5. Auflage, Stuttgart 2007.

Blarer, Gerwig, *Briefe und Akten*, bearbeitet von Heinrich Günter (Württembergische Geschichtsquellen, 16), Stuttgart 1914.

Bömer, Aloys, *Epistolae obscurorum virorum*. 2 Bde., hier Bd. 2: *Text* (Stachelschriften, Ältere Reihe, 1, 2), Heidelberg 1924.

Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff,* hrsg. v. Manfred Lemmer (Neudrucke deutscher Literaturwerke, Neue Folge, 5), Tübingen 1968.

Bucer, Martin, *De vera ecclesiarum in doctrina, ceremoniis, et disciplina reconciliatione & compositione*, Straßburg 1542.

Butzbach, Johannes, *Odeporicon*. Zweisprachige Ausgabe. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von Andreas Beriger, Weinheim 1991.

Celtis, Konrad, »De origine. Situ. Moribus & Institutis Norimbergae libellus incipit foeliciter«, in: Ders., *Quatuor Libri Amorum Secundum Quatuor Latera Germanie Feliciter Incipiunt*, Nürnberg 1502, Bl. 78v–107v.

Celtis, Konrad, *„Norimberga". Ein Büchlein über Ursprung, Lage, Einrichtungen und Gesittung Nürnbergs, vollendet um das Jahr 1500, gedruckt vorgelegt 1502,* hrsg. v. Gerhard Fink, Nürnberg 2000.

Die Chroniken der fränkischen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 10: Nürnberg, Bd. 4, hrsg. v. der Historischen Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Leipzig 1872.

Cicero, Marcus Tullius, *Ausgewählte Reden.* Hier Bd. 4*: Die Rede für Publius Sestius*. Erklärt von Karl Felix Halm, 2. Auflage, Berlin 1856.

Cochläus, Johannes, *Tetrachordum musices*. *Pro iuventutis Laurentiane eruditione imprimis*, Nürnberg 1511.

Cochläus, Johannes, *Brevis Germaniae descriptio (1512).* Mit der Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub von 1512, hrsg. v. Karl Langosch (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, 1), Darmstadt 1960.

Cuspinian, Johannes, *Briefwechsel,* hrsg. v. Hans von Ankwicz-Kleehoven (Veröffentlichungen der Kommission für Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation: Humanistenbriefe, 2), München 1933.

Cuspinian, Johannes, »Tagebuch (1502–1527)«, in: *Johannes Tichtel's Tagebuch (1477–1495). Sigmunds von Herberstein Selbstbiographie (1486–1553). Johannes Cuspinian's Tagebuch (1502–1527). Georg Kirchmaier's Denkwürdigkeiten (1519–1553). MCCCCLXXVII bis MCCCCXCV*, hrsg. v. Theodor Georg von Karajan (Fontes rerum Austriacarum, Abth. 1, Scriptores, 1), Wien 1855, S. 397–416.

Cuspinian, Johannes, »Das Tagebuch Cuspinians. Nach dem Original herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Hans Ankwicz«, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* (1909), S. 280–326.

Denifle, Heinrich, »Die Statuten der Juristen-Universität Padua vom Jahre 1331«, in: *Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters* 6 (1892), S. 309–560.

Die Matrikel der Universität Wien. Bisher 7 Bde., hier Bd. 2: *1451–1518*. Mit Register der Personen- und Ortsnamen (Publikationen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Reihe 6, Quellen zur Geschichte der Universität Wien, Abteilung 1, 2), Graz 1967.

Eck, Johannes, *Chrysopassus a Ioanne Maioris Eckio procancellario Auripoli et canonico Eistetensis. Lecta est subtilis illa praedestinationis materia Wilhelmo illustrissimi principe Baioariam gubernante*, Augsburg 1514.

Eck, Johannes, *In summulas Petri Hispani extemporaria et succincta*, Augsburg 1516.

Eck, Johannes, *Aristotelis Stragyrite Dialectica: cum quinque vocibus Porphyrii Phenicis. Argyropilo traductore: a Joanne Eckio Theologo facili explanatione declarata: adnotationibus compendiarijs illustrata: ac scholastico exercitio explicata*, Augsburg 1517.

Eck, Johannes, *Aristotelis Stagyritae Acroases Physicae Libri VIII*, Augsburg 1518.

Eck, Johannes, *De materia Iuramenti acutiss. decisio ad Georgium Kungspergium Augustanum,* Augsburg 1518.

Eck, Johannes, *Aristotelis Stagiritae Libri De Coelo IIII. Argiropilo interprete*, Augsburg 1519.

Eck, Johannes, *Doctor Martin ludders Underricht an Kurfursten von Sachssen. Disputation zu Leypszig belangent vnnd D. Eckius brive von der selbigen*, Augsburg 1519.

Eck, Johannes, *Aristotelis Stagiritae Philosophi De anima Libri III*, Augsburg 1520.

Eck, Johannes, *De supremo dominio, et subditorum ac servorum subiectione, ex iure divino decisio,* o. O. [Augsburg] 1532.

Eck, Johannes, *Schutzred Kindtlicher vnschuld wider den Catechisten Andre Hosander, vnnd sein schmach büchlin*, Ingolstadt 1540.

Eck, Johannes, *Epistola de ratione studiorum suorum, scripta Anno M. D. XXXVIII. Nunc vero primum aedita. Alia epistola. De obitu Ioan. Eckii Theologi, adversus calumniam Viti Theodorici Ecclesiastae Nornbergensis. Autore Erasmo Wolphio*, Ingolstadt 1543.

Eck, Johannes, *Replica adversus scripta secunda Buceri apostatae super actis Ratisponae. Accusatur contumatia Buceri nihil respondentis ad obiecta in Apologia. Expurgatio Eckij à mendaci infamatione, quia adhuc vivit Eckius. Oblatio Eckij*, Ingolstadt 1543.

Eck, Johannes, »Epistola de ratione studiorum suorum (1538)«, in: Ders., *Epistola de ratione studiorum suorum (1538). Erasmus Wolph, De obitu Ioan. Eckii adversus calumniam viti Theoderici (1543)*, hrsg. v. Johannes Metzler (Corpus catholicorum, 2), Münster 1921, S. 35–75.

Eck, Johannes, *Disputatio Viennae Pannoniae habita (1517),* hrsg. v. Therese Virnich (Corpus catholicorum, 6), Münster 1923.

Ellenbog, Nikolaus, *Briefwechsel,* hrsg. v. Andreas Bigelmair/Friedrich Zoepfl (Corpus catholicorum, 19/21), Münster 1938.

Erasmus, Desiderius, *Auctarium selectarum aliquot epistolarum Erasmi Roterodami ad eruditos et horum ad illum*, Straßburg 1519.

Erasmus, Desiderius, *De conscribendis epistolis. Anleitung zum Briefschreiben (Auswahl),* hrsg. v. Kurt Smolak (Ausgewählte Schriften, 8), Darmstadt 1980.

Erasmus, Desiderius, *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami. Denuo recognitum et auctum*. 12 Bde., hrsg. v. P. S. Allen, Oxford 1906–1958.

Fletcher, John M., *The Liber Taxatorum of Poor Students at the University of Freiburg im Breisgau* (Texts and Studies in the History of medieval Education, 12), Notre Dame, Ind. 1969.

Ghezzo, Michele Pietro, *Acta graduum academicorum Gymnasii Patavini (1406–1806). Ab anno 1451 ad annum 1460* (Fonti per la storia dell'Università di Padova, 12), Padua 1990.

Ghezzo, Michele Pietro, *Acta graduum academicorum Gymnasii Patavini (1406–1806). Ab anno 1461 ad annum 1470* (Fonti per la storia dell'Università di Padova, 13), Padua 1990.

Goldast, Melchior, *Svevicarum rerum scriptores aliquot veteres. Partim primum editi, partim emendatius atq[ue] auctius, In quibus Svevorum origo, migratio, regna, principes, bella, foedera, religiones, monasteria, Civitates, Comitatus … memoriae mandantur*, Frankfurt am Main 1605.

Herberstein, Siegmund von, »Selbstbiographie (1486–1553)«, in: *Johannes Tichtel's Tagebuch (1477–1495). Sigmunds von Herberstein Selbstbiographie (1486–1553). Johannes Cuspinian's Tagebuch (1502–1527). Georg Kirchmaier's Denkwürdigkeiten (1519–1553). MCCCCLXXVII bis MCCCCXCV*, hrsg. v. Theodor Georg von Karajan (Fontes rerum Austriacarum, Abth. 1, Scriptores, 1), Wien 1855, S. 67–396.

Hermelink, Heinrich, *Die Matrikeln der Universität Tübingen.* 3 Bde., hier Bd. 1: *Die Matrikeln von 1477–1600*, Stuttgart 1906.

Huge, Alexander, *Rethorica vnnd Formularium Teütsch*, Basel 1528.

Hutten, Ulrich von, *Deutsche Schriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Peter Ukena* (Die Fundgrube, 50), München 1970.

Im Hof, Johann, *Theatrum Virtutis & Honoris. Oder Tugend Büchlein. Auß etlichen fürtrefflichen Griechischen und Lateinischen Scribenten ins Teutsch gebracht*, Nürnberg 1606.

Juvenal, *Satiren.* Lateinisch – deutsch, hrsg. v. Joachim Adamietz (Sammlung Tusculum), München 1993.

Keussen, Hermann, *Die Matrikel der Universität Köln.* 7 Bde. Hier Bd. 1: *1389–1475,* 2. vermehrte und erweiterte Auflage, Bonn 1928.

Keussen, Hermann, *Die Matrikel der Universität Köln.* 7 Bde. Hier Bd. 3: *Nachträge 1389–1559 und Register zu Band I und II* (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 8), Bonn 1936.

Kink, Rudolf, *Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien.* 2. Bde. Hier Bd. 2: *Statutenbuch der Universität*, Wien 1854.

König, Joseph, »Die ältesten Statuten der theologischen Facultät in Freiburg«, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 21 (1890), S. 1–23.

Lucianus, *Luciani Rhetor a Bilibaldo Pirckaimero in Latinum versus*, Hagenau 1520.

Luther, Martin, *Werke. Kritische Gesamtausgabe* (Weimarer Ausgabe), Weimar 1883–2009.

Martellozzo Forin, Elda (Hrsg.), *Acta graduum academicorum Gymnasii Patavini (1406–1806). Ab anno 1471 ad annum 1500.* 4 Bde. (Fonti per la storia dell'Università di Padova, 17, 1-4), Padua 1990.

Metzler, Johannes (Hrsg.), *Tres orationes funebres in exequiis Ioannis Eckii habitae. Accesserunt aliquot Epitaphia in Eckii obitum scripta et catalogus lucubrationum eiusdem (1543). Nach den Originaldrucken mit bio-bibliographischer Einleitung, einer Untersuchung der Berichte über Ecks Tod und einem Verzeichnis seiner Schriften* (Corpus catholicorum, 16), Münster 1930.

Osiander, Andreas, Gesamtausgabe, 10 Bde., hrsg. v. Gerhard Müller/Gottfried Seebaß, Gütersloh, 1975–1997.

— Bd. 7, Schriften und Briefe 1539 bis März 1543: »Verantwortung des Nürmbergischen Katechismi (1539), bearbeitet von Rudolf Keller. Beilage: Predigt Johannes Ecks über das neunte und zehnte Gebot (1538)«, S. 76–175.

— Bd. 8, Schriften und Briefe April 1543 bis Ende 1548: »Apologia Andreae Osiandri (1544), bearbeitet von Hans Schulz. Beilage: Speculum Andreae Osiandri«, S. 281–318.

Ott, Hugo/Fletcher, John M., *The Mediaeval Statutes of the Faculty of Arts of the University of Freiburg im Breisgau* (Texts and Studies in the History of mediaeval Education, 10), Notre Dame, Ind. 1964.

Pantaleon, Heinrich, *Prosopographiae heroum atque illustrium virorum totius Germaniae*. 3 Bde., hier Bd. 3, Basel 1566.

Pantaleon, Heinrich, *Teutscher Nation Heldenbuch*. 3. Bde., hier Bd. 3: *Der dritte vnd letste Theil. Teutscher Nation Waren Helden*, Basel 1570.

Paracelsus, *Durch den Hochgelerten Herrn Theophrastum von Hochenheim, beyder Artzney Doctorem, von der Frantzoesischen Kranckheit*, Nürnberg 1530.

Pellikan, Konrad, *Das Chronikon des Konrad Pellikan*. Zur vierten Säkularfeier der Universität Tübingen, hrsg. v. Bernhard Riggenbach, Basel 1877.

Pico Della Mirandola, Giovanni, *Opera. Novissime accurate revisa*, Straßburg 1504.

Pirckheimer, Willibald, *Plutarchi Chaeronei Stoici ac viri clarissimi de his qui tarde a numine corripiuntur libellus*, Nürnberg 1513.

Pirckheimer, Willibald, *Plutarchus, De Vitanda Usura*, Nürnberg 1515.

Pirckheimer, Willibald, *Apologia seu podagrae laus*, Nürnberg 1522.

Pirckheimer, Willibald, *Opera politica, historica, philologica et epistolica. Omnia nunc primum edita ex bibl. Pirckheimerana, collecta, recensita ac digesta a Melchiore Goldasto Haiminsfeldio,* Frankfurt am Main 1610.

Pirckheimer, Willibald, »Cl. Viri, D. Bilibaldi Pirckeymheri, Senatoris quondam Nurenbergensis, Vita«, in: Ders., *Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg*, hrsg. v. Karl Rück, München 1895, S. 137–152.

Pirckheimer, Willibald, *Wilibald Pirckheimers Schweizerkrieg, hrsg. v.* Karl Rück, München 1895.

Pirckheimer, Willibald, *Briefwechsel*, 7 Bde., hrsg. v. Emil Reicke/Dieter Wuttke/ Helga Scheible, München 1940–2009.

Pirckheimer, Willibald, *Eckius dedolatus. Der Enteckte Eck*. Lateinisch/deutsch, hrsg. v. Niklas Holzberg (Universal-Bibliothek, 7993), Stuttgart 1983.

Pirckheimer, Willibald, *Der Schweizerkrieg – De bello Suitense sive Elvetico*. In lateinischer und deutscher Sprache. Neu übersetzt und kommentiert von Fritz Wille, Baden 1998.

Pirckheimer, Willibald, *Apologia seu podagrae laus*. Ein Kommentar, hrsg. v. Ulrich Winter (Beihefte zum Euphorion, 43), Heidelberg 2002.

Plutarch, *Moralia,* hrsg. und übersetzt von Frank Cole Babbitt. 16 Bde., hier Bd. 4: 263 D – 351 B (The Loeb Classical Library, 305), Reprint, Cambridge Mass. 1962.

Pölnitz, Götz Freiherr von/Wolff, Georg, *Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München.* 5 Bde. (1937–1986), hier Bd. 1,1: 1472–1600, München 1939.

Ramsler, Jacob, *Palmenzweig, das ist summarische Relation, welcher Gestalten von den hochgebornen Fürsten zu Wirtemberg die löbliche Academie zu Tübingen fundirt, propagirt und bis auff gegen wertige Zeit hoch miltfürstlich erhalten worden, deren Regenten und Mitglieder. Auch ein Catalogus aller Fürsten Graven Herren etc*, Tübingen 1628.

Regius, Urbanus, *Opera Urbani Regii. Latine Edita. Cum eius Vita, ac Praefatione Ernesti Regii, F[ilius]*. 3 Teile. Hier Teil 1., Nürnberg 1562.

Reuchlin, Johannes, *Clarorum Virorum Epistolae latinae, graecae et hebraicae variis temporibus missae ad Ioannem Reuchlin Phorcensem LL. doctorem*, S.l, Tübingen 1514.

Reuchlin, Johannes, *Sämtliche Werke.* Hier Bd. 4: Schriften zum Bücherstreit, Teil 1, hrsg. v. Widu-Wolfgang Ehlers (Berliner Ausgaben Sektion Philologische Wissenschaften, 1), Stuttgart/Bad Cannstatt 1999.

Roth, Rudolph von, *Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen aus den Jahren 1476 bis 1550*, Tübingen 1877.

Sallustius Crispus, Gaius, *Catilina, Iugurtha, historiarum fragmenta selecta, appendix Sallustiana, hrsg. von L. D. Reynolds* (Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis), Reprint, Oxford 1991.

Scheurl, Christoph, *Briefbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit.* Bd. 2: Briefe von 1517–1540, hrsg. v. Franz L. von Soden/Joachim K. F. Knaake, Potsdam 1872.

Scheurl, Christoph, »Epistel über die Verfassung der Reichsstadt Nürnberg, 1516«, in: *Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, 11: Die Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg, Bd. 5*, hrsg. v. der Historischen Commission bei der Königl. Academie der Wissenschaften, Leipzig 1874, S. 781–804.

Schwinges, Rainer C./Wriedt, Klaus/Gerber, Roland (Hrsg.), *Das Bakkalarenregister der Artistenfakultät der Universität Erfurt 1392–1521* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen Große Reihe, 3), Jena 1995.

Seifert, Arno, *Die Universität Ingolstadt im 15. und 16. Jahrhundert. Texte und Regesten* (Ludovico Maximilianea, Quellen, 1), Berlin 1973.

Stoeffler, Johannes/Pflaumen, Jacobum, *Almanach nova plurimis annis venturis inservientia (1499–1531)*, [Ulm] 1499.

Sturm, Joannes, *Quarti Antipappi tres partes priores. 1. Commonitio. 2. Antiproömium. 3. Anthosiander*, Neapoli Palatinorum i.e. Neustadt 1580.

Thiele, Georg, *Der Lateinische Äsop des Romulus und die Prosa-Fassungen des Phädrus. Kritischer Text mit Kommentar und einleitenden Untersuchungen*, Heidelberg 1910.

Tissot, Samuel Auguste David, *Von der Gesundheit der Gelehrten.* Aus dem Französischen übersetzt von Johann Andreas Füeßlin, Zürich 1768.

Toepke, Gustav, *Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662.* 7 Teile, hier Teil 1: *Von 1386 bis 1553.* Nebst einem Anhange, enthaltend: *I. Calendarium Academicum vom Jahre 1387.; II. Juramenta Intitulandorum; III. Vermögensverzeichniss der Universität vom Jahre 1396; IV. Accessionskatalog der Universitätsbibliothek von 1396 bis 1432*, Heidelberg 1884.

Toepke, Gustav, *Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662.* 7 Teile, hier Teil 2: *Von 1554 bis 1662. Nebst einem Anhange, enthaltend: I. Matricula universitatis 1663–1668; II. Album magistrorum artium 1391–1620; III. Matricula alumnorum juris 1527–1581; VI. Catalogus promotorum in jure 1386–1581; V. Matricula studiosorum theologiae 1556–1685; VI. Promotiones factae in facultate theologica 1404–1686; VII. Syllabus rectorum universitatis 1386–1668*, Heidelberg 1886.

Wimpfeling, Jakob, *Stylpho* – lateinisch/deutsch, übers. und hrsg. von Harry C. Schnur (Universal-Bibliothek, 7952), Stuttgart 1971.

Wimpfeling, Jakob, *Opera selecta.* 3 Bde., hier Bd. 3,2: *Briefwechsel*, hrsg. v. Otto Herding und Dieter Merstens, München 1990.

Zarncke, Friedrich, *Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens* (Abhandlungen der Philologisch-Historischen Classe der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 2,7), Leipzig 1857.

Zasius, Ulrich, A*pologetica defensio contra Ioannem Eckium Theologum, super eo quod olim tractaverat, quo loco fides non esset hosti servanda. Videbis lector Eckium Iura civilia non perspecte intellexisse; Defensa Magni Erasmi assertio, quàm in elegantiss. Scholiis super septimo Matthei capite docuit …*, Basileae, Basel 1519.

Zeitler, Elisabeth, *Der „Liber conductionum“. Das älteste Anstellungsbuch der Universität Tübingen 1503–1588* (Werkschriften des Universitätsarchivs Tübingen, Reihe 1, Quellen und Studien, 5), Tübingen 1978.

9.2 Literatur

Adam, Paul, *Der Humanismus zu Schlettstadt.* Die Schule, die Humanisten, die Bibliothek, Obernai o. J.

Aertsen, Johannes Adrianus/Speer, Andreas (Hrsg.), *Individuum und Individualität im Mittelalter* (Miscellanea mediaevalia, 24), Berlin 1996.

Aign, Theodor, *Die Ketzel. Ein Nürnberger Handelsherren- und Jerusalempilgergeschlecht* (Freie Schriftenfolge der Gesellschaft für Familienforschung in Franken, 12), Neustadt/Aisch 1961.

Algazi, Gadi, »Gelehrte Zerstreutheit und gelernte Vergeßlichkeit. Bemerkungen zu ihrer Rolle in der Herausbildung des Gelehrtenhabitus«, in: *Der Fehltritt. Vergehen und Versehen in der Vormoderne*, hrsg. v. Peter von Moos (Norm und Struktur, 15), Köln 2001, S. 235–250.

Algazi, Gadi, »Food for Thought. Hieronymus Wolf Grapples with the Scholarly Habitus«, in: *Egodocuments and History. Autobiographical Writing in its Social Context since the Middle Ages*, hrsg. v. Rudolf Dekker (Publicaties van de Faculteit der Historische en Kunstwetenschappen, 38), Hilversum 2002, S. 21–43.

Algazi, Gadi, »Scholars in Households. Refiguring the Learned Habitus, 1480-1550«, in: *Science in Context* 16 (2003), S. 9–42.

Algazi, Gadi, »„Geistesabwesenheit“. Gelehrte zu Hause um 1500«, in: *Historische Anthropologie* 13 (2005), S. 323–342.

Algazi, Gadi, »Habitus, familia und forma vitae. Die Lebensweisen mittelalterlicher Gelehrter in muslimischen, jüdischen und christlichen Gemeinden – vergleichend betrachtet«, in: *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter*, hrsg. v. Frank Rexroth (Vorträge und Forschungen, 73), Ostfildern 2010, S. 185–217.

Algazi, Gadi, »At the Study. Notes on the Production of the Scholarly Self«, in: *Space and Self in Early Modern European Cultures*, hrsg. v. David Warren Sabean/ Malina Stefanovska (UCLA Clark Memorial Library Series), Toronto 2012, S. 17–50.

Althusser, Louis, *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie* (Positionen, 3), Hamburg 1977.

Amelang, James F., »Saving the Self from Autobiography«, in: *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive*, hrsg. v. Kaspar von Greyerz (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien, 68), München 2007, S. 129–140.

Ankwicz-Kleehoven, Hans von, »Johannes Ecks Bücherzeichen vom Jahre 1522«, in: *Österreichisches Jahrbuch für Exlibris und Gebrauchsgraphik* (1947/48), S. 7–9.

Ankwicz-Kleehoven, Hans von, *Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter und Diplomat zur Zeit Kaiser Maximilians I*, Graz/Köln 1959.

Anzelewsky, Fedja, *Albrecht Dürer. Das malerische Werk,* 2., neu bearbeitete Auflage, Berlin 1991.

Apel, Hans Jürgen, »Rezension zu Frenken, Ralph: Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert. Psychohistorische Forschungen, 2 Bde., Kiel 1999«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 85 (2003), S. 372f.

Arnold, Klaus/Schmolinsky, Sabine/Zahnd, Urs Martin (Hrsg.), *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit. Arbeitsgespräch „Autobiographien und autobiographische Zeugnisse im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit“* (Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, 1), Bochum 1999.

Arnold, Klaus, »„Da ich het die gestalt“. Bildliche Selbstzeugnisse in Mittelalter und Renaissance«, in: Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit. Arbeitsgespräch „Autobiographien und autobiographische Zeugnisse im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit“, hrsg. v. Klaus Arnold/Sabine Schmolinsky/Urs Martin Zahnd (Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, 1), Bochum 1999, S. 201–221.

Asche, Matthias, »Über den Nutzen von Landesuniversitäten in der Frühen Neuzeit. Leistung und Grenzen der protestantischen „Familienuniversität“«, in: *Universität Würzburg und Wissenschaft in der Neuzeit. Beiträge zur Bildungsgeschichte, gewidmet Peter Baumgart anläßlich seines 65. Geburtstages*, hrsg. v. Peter Herde (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, 53), Würzburg 1998, S. 133–149.

Asche, Matthias, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit, 1500–1800* (Contubernium, 70), 2. Auflage, Stuttgart 2010.

Asche, Matthias/Häcker, Susanne, »Matrikeln«, in: *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven*, hrsg. v. Ulrich Rasche (Wolfenbütteler Forschungen, 128), Wiesbaden 2011, S. 243–267.

Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (Beck’sche Reihe, 1307), 6. Auflage, München 2000.

Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (Hrsg.), *Erinnerung, Geschichte, Identität.* 4. Bde., hier Bd. 3: *Identitäten* (stw, 1404), Frankfurt am Main 1998.

Asztalos, Monika, »Die theologische Fakultät«, in: *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 359–385.

Auge, Oliver/Kühnle, Nina, »Zwischen „Ehrbarkeit“ und Landesherrschaft. Städtische Entwicklung im spätmittelalterlichen Württemberg«, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 71 (2012), S. 107–128.

Bachmann-Medick, Doris, *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften* (Rowohlts Enzyklopädie, 55675), 2. Auflage, Reinbek bei Hamburg 2007.

Bachorski, Hans-Jürgen, »Der selektive Blick. Zur Reflexion von Liebe und Ehe in Autobiographien des Spätmittelalters«, in: *Eheglück und Liebesjoch. Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Maria E. Müller (Ergebnisse der Frauenforschung, 14), Weinheim und Basel 1988, S. 23–46.

Backmann, Sibylle/Künast, Hans J./Tlusty, B. Ann et al. (Hrsg.), *Ehrkonzepte in der Frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen* (Colloquia Augustana, 8), Berlin 1998.

Bahls, Georg, »Die Gattin des Tübinger Professors Dr. Johann König genannt Kingsattler von Oettingen (etwa 1470–1534)«, in: Blätter für württembergische Familienkunde (1929), S. 127–129.

Bärsch, Jürgen/Maier, Konstantin (Hrsg.), *Johannes Eck (1486 – 1543). Scholastiker – Humanist – Kontroverstheologe* (Eichstätter Studien, N.F., 70), Regensburg 2014.

Bartels, Karl Heinz, *Drogenhandel und apothekenrechtliche Beziehungen zwischen Venedig und Nürnberg. Das Eindringen italienischer Elemente in die deutsche Apothekengesetzgebung als Folge des Drogenhandels und anderer Verbindungen zwischen Venedig und Nürnberg* (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 8), Frankfurt am Main 1966.

Baster, Marcin, »Students' Everyday Lives in the Colleges of the University of Cracow in the Sixteenth Century«, in: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hrsg. v. Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 65), Köln/Weimar/Wien 2009, S. 109–118.

Bataillon, Louis J. (Hrsg.), *La production du livre universitaire au Moyen Âge. Exemplar et pecia*, Paris 1988.

Bauch, Gustav, »Die Nürnberger Poetenschule (1496-1509)«, in: *MVNG* 14 (1901), S. 1–64.

Bauer, Johannes J., *Zur Frühgeschichte der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau, 1460–1620* (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 14), Freiburg im Breisgau 1957.

Baulant, Micheline, »Typologie des inventaires après décès«, in: *Probate Inventories. A New Source for the Historical Study of Wealth, Material Culture and Agricultural Developments*, hrsg. v. Ad van der Woude/Anton Schuurman, Utrecht 1980, S. 33–42.

Bäumer, Remigius, »Die Juden im Urteil von Johannes Eck und Martin Luther«, in: *Münchener Theologische Zeitschrift* 34 (1983), S. 253–278.

Bäumer, Remigius, »Johannes Eck und Freiburg. Zum 500. Geburtstag des einflußreichsten Theologen der Freiburger Universität«, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* (1986), S. 21–41.

Becker, Hans-Jürgen, »Art. Infamie«, in: *HRG,* Bd. 2, Berlin 2012, Sp. 1212–1214.

Beer, Mathias, *Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs 1400–1550* (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte, 44), Nürnberg 1990.

Beer, Mathias, »Migration, Kommunikation und Jugend. Studenten und Kaufmannslehrlinge der Frühen Neuzeit in ihren Briefen«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 88 (2006).

Belloni, Annalisa, *Professori giuristi a Padova nel secolo XV. Profili bio-bibliografici e cattedre* (Ius commune Sonderhefte, Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 28), Frankfurt am Main 1986.

Belting, Hans, *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*, (Bild und Text), München 2001.

Belting, Hans/Kruse, Christiane, *Die Erfindung des Gemäldes. Das erste Jahrhundert der niederländischen Malerei*, München 1994.

Benedek, Thomas G., »The Gout of Desiderius Erasmus and Willibald Pirckheimer. Medical Autobiography and its Literary Reflections«, in: *Bulletin of the History of Medicine* (4/1983), S. 526–544.

Bergdolt, Klaus, »Art. Pietro d'Argelata«, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 2142.

Bergdolt, Klaus, »Die Erfindung und Verbreitung der Brille im Spätmittelalter«, in: *Medizinhistorisches Journal* 29 (1994), S. 111–120.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (Fischer, 6623), 22. Auflage, Frankfurt am Main 2009.

Bergstaesser, Dorothea, »Art. Herberstein, Sigmund Freiherr von«, in: *NDB*, Bd. 8 (1969), S. 579f.

Bernstein, Eckhard, »Der Erfurter Humanistenkreis am Schnittpunkt von Humanismus und Reformation. Das Rektoratsblatt des Crotus Rubianus«, in: *Der polnische Humanismus und die europäischen Sodalitäten*, hrsg. v. Stephan Füssel (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 12), Wiesbaden 1997, S. 138–165.

Bernstein, Eckhard, »Group Identity Formation in the German Renaissance Humanists. The Function of Latin«, in: *Germania latina – latinitas teutonica. Politik, Wissenschaft, humanistische Kultur vom späten Mittelalter bis in unsere Zeit.* 2 Bde., hier Bd. 1, hrsg. v. Eckhard Keßler (Humanistische Bibliothek, Reihe 1, Abhandlungen, 54), München 2003, S. 375–386.

Bernstein, Eckhard, »Humanistische Standeskultur«, in: *Die Literatur im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit*, hrsg. v. Werner Röcke/Marina Münkler/Rolf Grimminger, et al. (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, 1), München 2004, S. 97–129.

Bernt, Günther, »Art. Disticha Catonis: Mittellateinische Literatur«, in: *LexMA*, Bd. 3 (1984), Sp. 1123.

Bertini, Ferruccio, »Art. Wilhelm von Blois«, in: *LexMA*, Bd. 9 (1998), Sp. 164–165.

Betsch, Gerhard, »Die Anfänge der mathematischen Wissenschaften an der Universität Tübingen. Johannes Stöffler und Philipp Imsser«, in: *Tübingen in Lehre und Forschung um 1500. Zur Geschichte der Eberhard Karls Universität*, hrsg. v. Sönke Lorenz/Dieter R. Bauer/Oliver Auge (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 9), Ostfildern 2008, S. 127–158.

Beyer-Fröhlich, Marianne, *Aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation* (Deutsche Literatur, Reihe 25: Deutsche Selbstzeugnisse, 4), Leipzig 1931.

Bietenholz, Peter Gerard, »Art. Fattlin, Melchior«, in: *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation.* 3 Bde., hier Bd. 2: F–M, hrsg. v. Peter Gerard Bietenholz/Thomas Brian Deutscher, Toronto 1986, S. 13f.

Bietenholz, Peter Gerard, »Art. Limperger, Tilmann«, in: *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation.* 3 Bde., hier Bd. 2: F–M, hrsg. v. Peter Gerard Bietenholz/Thomas Brian Deutscher, Toronto 1986, S. 330f.

Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Bisher 33 Bde., hrsg. v. Friedrich Wilhelm Bautz/Traugott Bautz, Hamm 1975–2012.

Bischoff, Bernhard, *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters,* 4., durchgesehene und erweiterte Auflage, Berlin 2009.

Black, Robert, »Humanism«, in: *The New Cambridge Medieval History.* Vol. VII C. 1415 – C. 1500, hrsg. v. Christopher Allmand/David Abulafia, Cambridge 1998, S. 243–277.

Blum, Bertram, »Wilhelm von Reichenau (1426–1496). Reformbischof – Landesherr – Reichspolitiker«, in: *12 Männerprofile aus dem Bistum Eichstätt*, hrsg. v. Barbara Bagorski/Ludwig Brandl/Michael Heberling, Regensberg, Eichstätt 2010, S. 54–71.

Bödeker, Hans Erich, »Biographie. Annäherung an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand«, in: *Biographie schreiben*, hrsg. v. Hans Erich Bödeker, Göttingen 2003, S. 9–63.

Bodemann, Ulrike, »Cedulae actuum. Zum Quellenwert studentischer Belegzettel des Spätmittelalters«, in: *Schulliteratur im späten Mittelalter*, hrsg. v. Klaus Grubmüller (Münstersche Mittelalter-Schriften, 69), München 2000, S. 433–499.

Boehm, Laetitia, »Konservatismus und Modernität in der Regentenerziehung an deutschen Höfen im 15. und 16. Jahrhundert«, in: *Geschichtsdenken, Bildungsgeschichte, Wissenschaftsorganisation*, hrsg. v. Gert Melville/Rainer A. Müller/Winfried Müller (Historische Forschungen, 56), Berlin 1996, S. 406–432.

Boer, Jan-Hendryk de, *Unerwartete Absichten. Genealogie des Reuchlinkonflikts* (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, 94), Tübingen (2016).

Boer, Jan-Hendryk de, »Wie aus Agon Antagonismus wird. Scholastisch-humanistische Grenzpolitik um 1500«, in: *Historische Zeitschrift* 303 (2016), S. 643-670.

Boer, Jan-Hendryk de/Füssel, Marian/Schütte, Jana Madlen (Hrsg.), *Zwischen Konflikt und Kooperation. Praktiken der europäischen Gelehrtenkultur*. 12.–17. Jahrhundert (Historische Forschungen, Band 114), Berlin 2016.

Böhme, Ernst, »Das Kollegium der Schwäbischen Reichsprälaten im 16. und 17. Jahrhundert. Untersuchungen zur korporativen Verfassung und Organisation mindermächtiger geistlicher Reichsstände«, in: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte* 8 (1987), S. 267–300.

Bongaerts, Gregor, *Verdrängungen des Ökonomischen. Bourdieus Theorie der Moderne*, Bielefeld 2008.

Boockmann, Hartmut, *Laurentius Blumenau. Fürstlicher Rat, Jurist, Humanist (ca. 1415–1484)* (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, 37), Göttingen 1965.

Boockmann, Hartmut, »Ikonographie der Universitäten. Bemerkungen über bildliche und gegenständliche Zeugnisse der spätmittelalterlichen deutschen Universitäten-Geschichte«, in: *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*, hrsg. v. Johannes Fried (Vorträge und Forschungen, 30), Sigmaringen 1986, S. 565–599.

Borscheid, Peter, »Les inventaires wurtembergeois: une chance pour l'histoire sociale. Programme et premiers résultats«, in: *Les Actes notariés. Source de l'histoire sociale XVI–XIX siècles*, hrsg. v. Bernard Vogler, Straßburg 1979, S. 205–230.

Bossert, Gustav, »Aus Eck's Kindheitsjahren«, in: *Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft* (10/1885), S. 529–537.

Bourdieu, Pierre, »Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis«, in: Ders., *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt am Main 1970, S. 125–158.

Bourdieu, Pierre, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1987.

Bourdieu, Pierre, »Die Illusion der Biographie. Über die Herstellung von Lebensgeschichten«, in: *Neue Rundschau* (1991), S. 109–115.

Bourdieu, Pierre, »Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum«, in: *Stadt-Räume*, hrsg. v. Martin Wentz, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 25–34.

Bourdieu, Pierre, »Über einige Eigenschaften von Feldern«, in: Ders., *Soziologische Fragen* (edition suhrkamp, 1872 = N.F., 872), Frankfurt am Main 1993, S. 107–114.

Bourdieu, Pierre, *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns* (edition suhrkamp, 1985 = N.F., 985), Frankfurt am Main 1998.

Bourdieu, Pierre, *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz 1998.

Bourdieu, Pierre, *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft* (stw, 1695), Frankfurt am Main 2001.

Bourdieu, Pierre, *Ein soziologischer Selbstversuch* (edition suhrkamp, 2311), Frankfurt am Main 2002.

Bourdieu, Pierre, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (stw, 658), Frankfurt am Main 2003.

Bourdieu, Pierre, *Der Staatsadel* (Klassische und zeitgenössische Texte der französischsprachigen Humanwissenschaften, 31), Konstanz 2004.

Bourdieu, Pierre, »Die feinen Unterschiede«, in: Ders., *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, hrsg. v. Margareta Steinrücke (Schriften zu Politik und Kultur, 1), Hamburg 2005, S. 31–47.

Bourdieu, Pierre, »Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital«, in: Ders., *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, hrsg. v. Margareta Steinrücke (Schriften zu Politik und Kultur, 1), Hamburg 2005, S. 49–79.

Bourdieu, Pierre, *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches.* Mit einer Einführung von John B. Thompson, Wien 2005.

Bourdieu, Pierre, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes* (stw, 1539), Frankfurt am Main 2008.

Bourdieu, Pierre, *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft* (stw, 291), 2. Auflage, Frankfurt am Main 2009.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude, *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*, Stuttgart 1971.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude, *Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur* (Edition discours, 41), Konstanz 2007.

Braun, Tina, »Musik und Tanz in der studentischen Freizeitkultur der Frühen Neuzeit. Die Universität Freiburg im 16. und frühen 17. Jahrhundert«, in: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hrsg. v. Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 65), Köln/Weimar/Wien 2009, S. 119–134.

Brinker, Wolfram, »Art. Seele«, in: *Platon-Lexikon. Begriffswörterbuch zu Platon und der platonischen Tradition*, hrsg. v. Christian Schäfer, Darmstadt 2007, S. 253–258.

Brinkhus, Gerd/Mentzel-Reuters, Arno/Röckelein, Hedwig et al., *Signaturen Mc 151 bis Mc 379 sowie die lateinischen Handschriften bis 1600 aus den Signaturgruppen Mh, Mk und aus dem Druckschriftenbestand* (Die lateinischen Handschriften der Universitätsbibliothek Tübingen, 1), Wiesbaden 2001.

Brosseder, Claudia, »Art. Astrologie«, in: *EdNZ*, Bd. 1 (2005), Sp. 724–729.

Brüning, Jochen (Hrsg.), *Die Bibliothek und der handschriftliche Nachlaß Konrad Peutingers.* 2 Bde. (Studia Augustana, 11, 14), Tübingen 2003/2005.

Burckhardt, Leonhard Alexander, *Politische Strategien der Optimaten in der späten römischen Republik*, (Historia Einzelschriften, 57), Stuttgart 1988.

Burckhardt, Jacob, *Die Kultur der Renaissance in Italien,* hrsg. v. Horst Günther (Insel-Taschenbuch, 1982), Frankfurt am Main/Leipzig 1997.

Burke, Peter, »Representations of the Self from Petrarch to Descartes«, in: *Rewriting the Self. Histories from the Renessaince to the Present*, hrsg. v. Roy Porter, London/New York 1997, S. 17–28.

Burke, Peter, »Humanism and Friendship in Sixteenth-Century Europe«, in: *Friendship in medieval Europe*, hrsg. v. Julian Haseldine, Stroud 1999, S. 262–274.

Burke, Peter, *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft,* Berlin 2001.

Burke, Peter, *Was ist Kulturgeschichte? Aus dem Englischen von Michael Bischoff* (Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung, 532), Bonn 2005.

Burkhardt, Johannes, »Das Bild des Johannes Eck in der Geschichtsschreibung«, in: *Johannes Eck (1486–1543) im Streit der Jahrhunderte*, hrsg. v. Erwin Iserloh (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 127), Münster 1988, S. 8–36.

Burkhardt, Johannes, *Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617*, Stuttgart 2002.

Burmeister, Karl Heinz, *Das Studium der Rechte im Zeitalter des Humanismus im deutschen Rechtsbereich*, Wiesbaden 1974.

Burrow, John A., *The Ages of Man. A Study in Medieval Writing and Thought*, Oxford 1986.

Buscher, Hans, *Heinrich Pantaleon und sein Heldenbuch* (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, 26), Basel 1946.

Butler, Judith, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung* (edition suhrkamp, Gender Studies, 1744 = N.F. 744), Frankfurt am Main 2001.

Butler, Judith, *Das Unbehagen der Geschlechter* (edition suhrkamp, Gender Studies, 1722 = N.F., 722), Frankfurt am Main 2007.

Carl, Horst, *Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 24), Leinfelden-Echterdingen 2000.

Chartier, Roger, »Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken. Einleitung«, in: Ders., *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung*, Berlin 1989, S. 7–21.

Chrisman, Miriam U., »Art. Wilhelm von Honstein«, in: *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation. 3 Bde., hier Bd. 1: A–E*, hrsg. v. Peter Gerard Bietenholz/Thomas Brian Deutscher, Toronto 1985, S. 200.

Christin, Olivier, »Geschichtswissenschaften und Bourdieu«, in: *Pierre Bourdieu. Deutsch-französische Perspektiven*, hrsg. v. Catherine Colliot-Thélène/Etienne François/Gunter Gebauer (stw, 1752), Frankfurt am Main 2005, S. 195–207.

Clark, William, *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago/ London 2006.

Classen, Albrecht, »Philippe Ariès and the Consequences. History of Childhood, Family Relations, and Personal Emotions ; Where Do We Stand Today?«, in: *Childhood in the Middle Ages and the Renaissance. The Results of a Paradigm Shift in the History of Mentality*, hrsg. v. Albrecht Classen, Berlin 2005, S. 1–65.

Coleman, James S., »Art. Rational Choice Perspective on Economic Sociology«, in: *The Handbook of Economic Sociology*, hrsg. v. Neil J. Smelser/Richard Swedberg, 2. Auflage, Princeton, NY 2005, S. 166–180.

Contamine, Philippe, »Art. Page«, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 1624–1625.

Corbin, Alain, *Le monde retrouvé de Louis-François Pinagot. Sur les traces d'un inconnu (1798–1876)*, Paris 2008.

Corsten, Michael, »Biographie, Lebensverlauf und das „Problem der Generation"«, in: *BIOS* (2/2001), S. 32–59.

Cowan, Edward J./Henderson, Lizanne/Whatley, Christopher Allan et al. (Hrsg.), *A History of Everyday Life in Medieval Scotland, 1000 to 1600* (A history of everyday life in Scotland, 1), Edinburgh 2011.

Daniel, Ute, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter* (stw, 1523), 5., durchgesehene und ergänzte Auflage, Frankfurt am Main 2006.

Daniel, Natalia/Kornrumpf, Gisela/Schott, Gerhard et al., *Die Handschriften der Universitätsbibliothek München*. Bd. 3: *Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek München*, Wiesbaden 1974.

Decker-Hauff, Hansmartin, *Die Entstehung der Altwürttembergischen Ehrbarkeit*, [Wien] 1946.

Decker-Hauff, Hansmartin, *Die Universität Tübingen von 1477 bis 1977 in Bildern und Dokumenten* (500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen, 3), Tübingen 1977.

Demmer, Marianne, »Vom PISA-Schock zur PISA-Show. „Wie hältst du's mit der Selektion?" bleibt die Gretchenfrage des deutschen Schulsystems«, in: *Die Deutsche Schule* 99 (2007), S. 390–399.

Denifle, Heinrich, *Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400* (Die Universitäten des Mittelalters bis 1400, 1), Berlin 1885.

Depkat, Volker, »Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit.«, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), S. 441–476.

Derolez, Albert, »Art. Pecia, petia«, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 1847–1848.

Deutsch, Andreas, »Art. Ehre«, in: *HRG*, Bd. 1 (2010), Sp. 1224–1231.

Deutschländer, Gerrit, *Dienen lernen, um zu herrschen. Höfische Erziehung im ausgehenden Mittelalter, 1450–1550* (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, 6), Berlin 2012.

Dilg, Peter, »Art. Theriak«, in: *LexMA*, Bd. 8 (1997), Sp. 677–679.

Dirlmeier, Ulf, *Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters, Mitte 14. bis Anfang 16. Jahrhundert* (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, 1978,1), Heidelberg 1978.

Dohrn-van Rossum, Gerhard, *Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnung*, München 1992.

Drews, Paul, *Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Ein Beitrag zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Humanismus und Reformation*, Leipzig 1887.

Dülmen, Richard van (Hrsg.), *Die Entdeckung des Individuums. 1500–1800* (Fischer, Europäische Geschichte, 60122), Frankfurt am Main 1997.

Dülmen, Richard van (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln/Weimar/Wien 2001.

Duntze, Oliver, *Ein Verleger sucht sein Publikum. Die Straßburger Offizin des Matthias Hupfuff, 1497/98–1520* (Archiv für Geschichte des Buchwesens Studien, 4), München 2007.

Eberlein, Miriam/Lang, Stefan (Hrsg.), *Die Matrikel der Magister und Bakkalare der Artistenfakultät 1477–1535* (Tübinger Professorenkatalog, 1,1), Ostfildern 2006.

Eckert, Willehad Paul/Imhoff, Christoph von (Hrsg.), *Willibald Pirckheimer. Dürers Freund im Spiegel seines Lebens, seiner Werke und seiner Umwelt* (Zeugnisse der Buchkunst, 5), Köln 1971.

Ehmke, Timo/Jude, Nina, »Kapitel 7.2: Soziale Herkunft und Kompetenzerwerb«, in: *PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt*, hrsg. v. Eckhard Klieme/Cordula Artelt/Johannes Hartig, et al., Münster 2010, S. 231–254.

Eis, Gerhard, »Zwei Rezepte von Willibald Pirckheimer«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 47 (1965), S. 351–354.

Endres, Rudolf, »Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter«, in: *Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Ludger Grenzmann/Bernd Moeller (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philosophisch-Historische Klasse. Dritte Folge, 137), Göttingen 1983, S. 173–214.

Enenkel, Karl A. E., *Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius*, Berlin und New York 2008.

Engammare, Max, »Tägliche Zeit und recapitulatio bei Heinrich Bullinger. Von der *Studiorum ratio* zum *Diarium*«, in: *Heinrich Bullinger. Life, Thougth, Influence.* 2 Bde., hier Bd. 1, hrsg. v. Emidio Campi/Peter Opitz (Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte), Zürich 2007, S. 57–68.

Entner, Heinz, »Was steckt hinter dem Wort „sodalitas litteraria“? Ein Diskussionsbeitrag zu Conrad Celtis und seinen Freunden«, in: *Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung.* 2. Bde., hier Bd. 2, hrsg. v. Klaus Garber/Heinz Wismann/Winfried Siebers (Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext, 27), Tübingen 1996, S. 1069–1101.

Enzyklopädie der Neuzeit. 16 Bde., hrsg. v. Friedrich Jaeger, Stuttgart/Weimar 2005–2012.

Erikson, Erik H., *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze* (stw, 16), Frankfurt am Main 1973.

Erikson, Erik H., *Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie* (stw, 117), Frankfurt am Main 1975.

Esch, Arnold, »Überlieferungschance und Überlieferungszufall als methodisches Problem des Historikers«, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), S. 529–570.

Esser, Hartmut, »Sinn, Kultur und „Rational Choice“«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften.* 3 Bde., hier Bd. 2: *Paradigmen und Disziplinen*, hrsg. v. Friedrich Jaeger/Jürgen Straub, Stuttgart/Weimar 2004, S. 249–265.

Etzemüller, Thomas, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen* (Historische Einführungen, 12), Frankfurt am Main/New York 2012.

Eulenburg, Franz, *Die Frequenz der deutschen Universitäten. Von ihrer Gründung bis zur Gegenwart* (Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 53,[2]), Leipzig 1904.

Fabisch, Peter/Iserloh, Erwin, *Dokumente zur Causa Lutheri.* 2 Bde., hier Bd. 2: *Vom Augsburger Reichstag 1518 bis zum Wormser Edikt 1521* (Corpus catholicorum, 42), Münster 1991.

Fankhauser, Andreas (Hrsg.), *Gedenkschrift 500 Jahre Schlacht bei Dornach. 1499–1999* (Jahrbuch für solothurnische Geschichte, 72), Solothurn 1999.

Feenstra, Robert, »La diffusion du „Modus legendi abbreviaturas in utroque iure“. Éditions des XVIe et XVIIe siècles«, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte: Kanonistische Abteilung* 84 (1998), S. 345–385.

Feld, Helmut, »Art. Steinbach, Wendelin«, in: *VL*, Bd. 9 (1995), Sp. 249–255.

Feld, Helmut, »Konrad Summenhart (um 1458–1502). Der Phönix unter Deutschlands Gelehrten«, in: *Tubingensia. Impulse zur Stadt- und Universitätsgeschichte.* Festschrift für Wilfried Setzler zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Sönke Lorenz (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 10), Ostfildern 2008, S. 151–164.

Fenske, Lutz, »Der Knappe. Erziehung und Funktion«, in: *Curialitas. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur*, hrsg. v. Josef Fleckenstein (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 100), Göttingen 1990, S. 55–127.

Ferrari, Giovanna, *L'esperienza del passato. Alessandro Benedetti filologo e medico umanista* (Biblioteca di Nuncius), Firenze 1996.

Finke, Karl Konrad, *Die Tübinger Juristenfakultät 1477–1534. Rechtslehrer und Rechtsunterricht von der Gründung der Universität bis zur Einführung der Reformation* (Contubernium, 2), Tübingen 1972.

Finke, Karl Konrad, *Die Professoren der Tübinger Juristenfakultät 1477–1535* (Tübinger Professorenkatalog, 2,1), Ostfildern 2011.

Flachenecker, Helmut, »Die Familien Pirckheimer in Eichstätt«, in: *Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt* 80 (1987), S. 138–146.

Flaig, Egon, »Habitus, Mentalitäten und die Frage des Subjekts. Kulturelle Orientierungen sozialen Handelns«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften.* 3 Bde., hier Bd. 3: *Themen und Tendenzen*, hrsg. v. Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen, Stuttgart und Weimar 2004, S. 356–371.

Fleischhauer, Werner, *Renaissance im Herzogtum Württemberg* (Veröffentlichung der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg), Stuttgart 1971.

Fleischmann, Peter, »Professionalisierung oder Ausschluß von Führungseliten in der Reichsstadt Nürnberg.«, in: *Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Günther Schulz (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte, 25), München 2002, S. 49–71.

Fleischmann, Peter, *Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert.* 4 Bde. (Nürnberger Forschungen, 31,1–4), Nürnberg 2008.

–, Bd. 1: *Der Kleinere Rat* (Nürnberger Forschungen, 31,1).

–, Bd. 2: *Ratsherren und Ratsgeschlechter* (Nürnberger Forschungen, 31,2).

Flogaus, Reinhard, »Confestim adverti pontificem et aliquos omnem lapidem movere, quo me excluderent. Ein unbekannter Brief von Johannes Eck an Hieronymus Aleander aus dem römischen Inquisitionsarchiv«, in: *Römische Historische Mitteilungen* 51 (2009), S. 157–230.

Forderer, Josef, »Konrad Breuning. Ein Beitrag zur württembergischen Geschichte unter Herzog Ulrich«, in: Tübinger Blätter 22 (1931), S. 1–9.

Foucault, Michel, *Sexualität und Wahrheit,* 3 Bde., hier Bd. 3: *Die Sorge um sich* (stw, 718), Frankfurt am Main 1989.

Fouquet, Gerhard, »„begehr nit doctor zu werden, und habs Gott seys gedanckht, nit im Sünn". Bemerkungen zu Erziehungsprogrammen ritterschaftlicher Adliger in Südwestdeutschland (14.–17. Jahrhundert)«, in: *Wirtschaft – Gesellschaft – Städte*. Festschrift für Bernhard Kirchgässner zum 75. Geburtstag, hrsg. v. Hans-Peter Becht, Ubstadt-Weiher 1998, S. 95–127.

Frenken, Ralph, *Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert. Psychohistorische Rekonstruktionen.* 2 Bde. (Psychohistorische Forschungen, I, 1, 2), Kiel 1999.

Frenken, Ralph, „D*a fing ich an zu erinnern …". Die Psychohistorie der Eltern-Kind-Beziehungen in den frühesten deutsche Autobiographien 1200–1700* (Reihe Psyche und Gesellschaft), Gießen 2003.

Frenz, Thomas, »Das Eindringen humanistischer Schriftformen in die Urkunden und Akten der päpstlichen Kurie im 15. Jahrhundert«, in: *Archiv für Diplomatik* 19 (1973), S. 287–418.

Frenz, Thomas, »Das Eindringen humanistischer Schriftformen in die Urkunden und Akten der päpstlichen Kurie im 15. Jahrhundert«, in: *Archiv für Diplomatik* 20 (1974), S. 384–506.

Frevert, Ute (Hrsg.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003.

Friedensburg, Walter, »Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands in der Reformationszeit. Aus italienischen Archiven und Bibliotheken: V. Dr. Johann Eck«, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* (2, 4/1899), S. 211-264 und 473-485.

Frijhoff, Willem, »Der Lebensweg der Studenten«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 2: *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1996, S. 287-334.

Frommer, Hartmut, »Nürnberger Recht um 1500«, in: *Medizin, Jurisprudenz und Humanismus in Nürnberg um 1500*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 24), Wiesbaden 2010, S. 199–239.

Fuchs, Christoph, *Dives, pauper, nobilis, magister, frater, clericus. Sozialgeschichtliche Untersuchungen über Heidelberger Universitätsbesucher des Spätmittelalters 1386–1450* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 5), Leiden 1995.

Fuchs, Franz (Hrsg.), *Humanismus in Ingolstadt* (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 27), Wiesbaden 2013.

Fuchs, Franz (Hrsg.), *Willibald Pirckheimer und sein Umfeld* (Pirckheimer Jahrbuch zur Renaissance- und Humanismusforschung, 28), Wiesbaden 2014.

Fuchs, Franz, »Hans Pirckheimer (gest. 1492), Ratsherr und Humanist«, in: *Die Pirckheimer. Humanismus in einer Nürnberger Patrizierfamilie*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 21), Wiesbaden 2006, S. 9–44.

Fuchs, Franz, »Nachruf. Helga Scheible (1935-2011)«, in: *Der frühe Melanchthon und der Humanismus*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 25), Wiesbaden 2011, S. 161–163.

Fuchs-Heinritz, Werner/König, Alexandra, *Pierre Bourdieu. Eine Einführung*, Konstanz 2005.

Füssel, Marian, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit* (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2006.

Füssel, Marian, »Umstrittene Grenzen. Zur symbolischen Konstitution sozialer Ordnung in einer frühneuzeitlichen Universitätsstadt am Beispiel Helmstedt«, in: *Machträume der frühneuzeitlichen Stadt*, hrsg. v. Christian Hochmuth/Susanne Rau (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven, 13), Konstanz 2006, S. 171–191.

Füssel, Marian, »Akademische Lebenswelt und gelehrter Habitus. Zur Alltagsgeschichte des deutschen Professors im 17. und 18. Jahrhundert«, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 10 (2007), S. 35–51.

Füssel, Marian, »Auf dem Weg zur Wissensgesellschaft. Neue Forschungen zur Kultur des Wissens in der Frühen Neuzeit«, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 34 (2007), S. 273–289.

Füssel, Marian, »Ritus Promotionis. Zeremoniell und Ritual akademischer Graduierungen in der frühen Neuzeit«, in: *Examen, Titel, Promotionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 7), Basel 2007, S. 411–450.

Füssel, Marian, »Die zwei Körper des Professors. Zur Geschichte des akademischen Habitus in der Frühen Neuzeit«, in: *Universalität in der Provinz – die vormoderne Landesuniversität zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten*, hrsg. v. Horst Carl/Friedrich Lenger, Darmstadt 2009, S. 209–232.

Füssel, Marian, »Talar und Doktorhut. Die akademische Kleiderordnung als Medium sozialer Distinktion«, in: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hrsg. v. Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 65), Köln/Weimar/Wien 2009, S. 245–271.

Füssel, Marian, »Rang, Ritual und Wissen. Zur Rolle symbolischer Kommunikation für die Formierung des Gelehrtenhabitus an der spätmittelalterlichen Universität«, in: *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter*, hrsg. v. Frank Rexroth (Vorträge und Forschungen, 73), Ostfildern 2010, S. 219–241.

Füssel, Marian, »Art. Universitätsverwandte«, in: *EdNZ,* Bd. 13 (2011), Sp. 1048–1050.

Füssel, Marian, »Selbstzeugnisse«, in: *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Typen, Bestände, Forschungsperspektiven*, hrsg. v. Ulrich Rasche (Wolfenbütteler Forschungen, 128), Wiesbaden 2011, S. 399–419.

Füssel, Marian, »Die Experten, die Verkehrten? Gelehrtensatire als Expertenkritik in der Frühen Neuzeit«, in: *Wissen maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, hrsg. v. Björn Reich/Frank Rexroth/Matthias Roick (Beihefte der Historischen Zeitschrift, 57), München 2012, S. 269–288.

Füssel, Marian/Trüter, Ingo, »Das gelehrte Feld der Vormoderne. Möglichkeiten und Grenzen von Feldanalysen in der Geschichtswissenschaft«, in: *Feldanalyse als Forschungsprogramm.* 2 Bde., hier Bd. 1: *Der programmatische Kern*, hrsg. v. Stefan Bernhard/Christian Schmidt-Wellenburg, Wiesbaden 2012, S. 321–344.

Füssel, Marian, »Die symbolischen Grenzen der Gelehrtenrepublik. Gelehrter Habitus und moralische Ökonomie des Wissens im 18. Jahrhundert«, in: *Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne*, hrsg. v. Martin Mulsow/Frank Rexroth, 1. Aufl., Frankfurt am Main 2014, S. 413–437.

Füssel, Marian, »Die Materialität der Frühen Neuzeit. Neuere Forschungen zur Geschichte der materiellen Kultur«, in: Zeitschrift für historische Forschung 42 (2015), S. 433–463.

Füssel, Marian, »Studentenkultur in der Frühen Neuzeit. Praktiken – Lebensstile – Konflikte«, in: *Wissenschaft mit Zukunft. Die ‚alte' Kölner Universität im Kontext der europäischen Universitätsgeschichte*, hrsg. v. Andreas Speer/Andreas Berger (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, Band 19), Köln, Weimar, Wien 2016, S. 173–204.

Gabriel, Astrik Ladislas, »„Via antiqua" and „via moderna" and the Migration of Paris Students and Masters to the German Universities in the Fifteenth Century«, in: *Antiqui und moderni. Traditionsbewußtsein und Fortschrittsbewußtsein im späten Mittelalter*, hrsg. v. Albert Zimmermann/Gudrun Vuillemin-Diem (Miscellanea mediaevalia, 9), Berlin 1974, S. 439–483.

Geldner, Ferdinand, »Eingemalte und eingepreßte Wappen-Exlibris. Ein Beitrag zur Geschichte der Bibliophilie im 15. und 16. Jahrhundert«, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 8 (1966), S. 1–24.

Gennep, Arnold van, *Übergangsriten*, Frankfurt am Main/New York 1986.

Gerste, Hans-Jörg/Wurm, Johann Peter, »„Non me praeterit, candide lector, multum energiae habere historiam". Johannes Eck und sein Interesse an der Historie«, in: *Sammelblatt des Historischen Vereins Ingolstadt* (1997), S. 145–161.

Gerste, Hans-Jörg/Wurm, Johann Peter, »Die Barbarossa-Vita des Johannes Eck und der oberdeutsche Zinsstreit«, in: *Manipulus Florum. Aus Mittelalter, Landesgeschichte, Literatur und Historiographie.* Festschrift für Peter Johanek zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ellen Widder/Merk Mersiowsky/Maria-Theresia Leuker, München 2000, S. 43–62.

Gestrich, Andreas, »Art. Heirat«, in: *EdNZ,* Bd. 5 (2007), Sp. 345–350.

Ginzburg, Carlo, »Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß«, in: *Historische Anthropologie* 1 (1993), S. 169–192.

Glauche, Günter, »Art. Schullektüre«, in: *LexMA*, Bd. 7 (1995), Sp. 1589–1591.

Goetz, Hans-Werner, »Art. Familienstruktur«, in: *LexMA*, Bd. 4 (1989), Sp. 270–271.

Goffman, Erving, *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*, München 2007.

Graf, Klaus, »Das „Land" Schwaben im späten Mittelalter«, in: *Regionale Identität und soziale Gruppen im deutschen Mittelalter*, hrsg. v. Peter Moraw (Zeitschrift für historische Forschung Beiheft, 14), Berlin 1992, S. 127–164.

Graf, Klaus, »Heinrich Bebel (1472–1518). Wider ein barbarisches Latein«, in: *Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile*, hrsg. v. Paul Gerhard Schmidt, Stuttgart 2000, S. 179–194.

Gramsch, Robert, *Erfurter Juristen im Spätmittelalter. Die Karrieremuster und Tätigkeitsfelder einer gelehrten Elite des 14. und 15. Jahrhunderts* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 17), Leiden 2003.

Greenblatt, Stephen, »Selbstbildung in der Renaissance. Von More bis Shakespeare (Einleitung)«, in: Moritz Baßler, *New historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur.* (Fischer Wissenschaft, 11589), Frankfurt am Main 1995, S. 35–47.

Greenblatt, Stephen, *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare. With a new Preface*, Chicago/London 2005.

Greenblatt, Stephen, *Die Wende. Wie die Renaissance begann,* 7. Auflage, München 2012.

Greiner, Kurt, *Medizin-Historisches um Willibald Pirckheimer*, o.O. [Erlangen] 1953.

Grendler, Paul F., *The Universities of the Italian Renaissance*, Baltimore, Md 2002.

Greving, Joseph, *Johann Eck als junger Gelehrter. Eine literar- und dogmengeschichtliche Untersuchung über seinen Chrysopassus praedestinationis aus dem Jahre 1514* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 1), Münster 1906.

Greving, Joseph, *Johann Ecks Pfarrbuch für U. L. Frau in Ingolstadt. Ein Beitrag zur Kenntnis der pfarrkirchlichen Verhältnisse im sechzehnten Jahrhundert* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 4/5), Münster 1908.

Greving, Joseph, »Ecks Pfründen und Wohnung in Ingolstadt«, in: *Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation.* Joseph Schlecht zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Clemens Baeumker/Andreas Bigelmair/Ludwig Fischer, et al., München 1917, S. 141–156.

Greyerz, Kaspar von, »Erfahrung und Konstruktion. Selbstrepräsentation in autobiographischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts«, in: *Berichten, Erzählen, Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas*, hrsg. v. Susanna Burghartz/Maike Christadler/Dorothea Nolde (Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit, 7), Frankfurt am Main 2003, S. 220–239.

Greyerz, Kaspar von, »Ego-Documents. The Last Word?«, in: *German History* 28 (2010), S. 273–282.

Greyerz, Kaspar von, *Passagen und Stationen. Lebensstufen zwischen Mittelalter und Moderne*, Göttingen 2010.

Greyerz, Kaspar von/Medick, Hans/Veit, Patrice (Hrsg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen 1500–1850* (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 9), Köln/Weimar/Wien 2001.

Grimm, Gunter E., *Letternkultur. Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang*, Tübingen 1998.

Groebner, Valentin, *Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 108), Göttingen 1993.

Gruber, Karl, *Vom Oettinger Kleinstadtbuben zum Rektor der Universität Tübingen. Johannes Kingsattler, genannt König von Oettingen 1486–1534* (Oettinger Blätter, 4), Oettingen 1990.

Grubmüller, Klaus, »Jahreszeiten, Blütezeiten: Meistererzählungen für die Literaturgeschichte?«, in: *Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen*, hrsg. v. Frank Rexroth (Beihefte der Historischen Zeitschrift, 46), München 2007, S. 57–68.

Günther, Siegmund, »Johann Eck als Geograph«, in: *Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns* (1893), S. 140–162.

Haebler, Konrad, »Der Rollstempel und seine Initialen. Ein Beitrag zur Geschichte des Bucheinbandes im XVI. Jahrhundert«, in: *Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen* (1924), S. 26–52.

Hahn, Hans Peter, *Materielle Kultur. Eine Einführung* (Ethnologische Paperbacks), Berlin 2005.

Haller, Johannes, *Die Anfänge der Universität Tübingen 1477–1537*. 2 Bde., hier Bd. 2: Nachweise und Erläuterungen, Stuttgart 1927.

Hamling, Tara/Richardson, Catherine (Hrsg.), *Everyday Objects. Medieval and Early Modern Material Cultue and its Meanings*, Farnham 2010.

Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, begründet von Wolfgang Friedrich Stammler, hrsg. v. Albrecht Cordes, 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, bisher 2 Bde., Berlin 2008–2012.

Hanebutt-Benz, Eva-Maria, *Die Kunst des Lesens. Lesemöbel und Leseverhalten vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 1985.

Harding, Elizabeth, *Der Gelehrte im Haus. Ehe, Familie und Haushalt in der Standeskultur der frühneuzeitlichen Universität Helmstedt* (Wolfenbütteler Forschungen, 139), Wiesbaden 2014.

Hargreaves-Mawdsley, William Norman, *A History of Academical Dress in Europe. Until the End of the Eighteenth Century*, Oxford 1963.

Hartfelder, Karl, »Werner von Themar, ein Heidelberger Humanist«, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 33 (1880), S. 1–100.

Harth, Helene, »Überlegungen zur Öffentlichkeit des humanistischen Briefs am Beispiel der Poggio-Korrespondenz«, in: *Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance*, hrsg. v. Heinz-Dieter Heimann/ Ivan Hlavácek, Paderborn/München/Wien/Zürich 1998, S. 127–137.

Hauer, Wolfram, *Lokale Schulentwicklung und städtische Lebenswelt. Das Schulwesen in Tübingen von seinen Anfängen im Spätmittelalter bis 1806* (Contubernium, 57), Stuttgart 2003.

Haug-Moritz, Gabriele, *Die württembergische Ehrbarkeit. Annäherung an eine bürgerliche Machtelite der Frühen Neuzeit* (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 13), Ostfildern 2009.

Heerwagen, Heinrich Wilhelm, *Zur Geschichte der Nürnberger Gelehrtenschulen in dem Zeitraume von 1485 bis 1535. Einladungsschrift zu den Schlußfeierlichkeiten des Jahres 1859/60 an der königlichen Studienanstalt zu Nürnberg*, Nürnberg 1860–1868.

Heil, Dietmar/Angermeier, Heinz (Hrsg.), *Der Reichstag zu Köln 1505*. 2 Bde. (Deutsche Reichstagsakten, Mittlere Reihe, 8), München 2008.

Hein, Markus/Kohnle, Armin (Hrsg.), *Die Leipziger Disputation 1519. 1. Leipziger Arbeitsgespräch zur Reformation* (Herbergen der Christenheit, Sonderband, 18), Leipzig 2011.

Heinrich, Horst-Alfred, »Zeithistorische Ereignisse als Kristallisationspunkte von Generationen. Replikation eines Meßinstrumentes«, in: *ZUMA-Nachrichten* (1996), S. 69–94.

Held, Jutta (Hrsg.), *Intellektuelle in der Frühen Neuzeit*, München 2002.

Henkel, Nikolaus, »Art. Seneca«, in: *VL*, Bd. 8 (1992), Sp. 1080–1099.

Henning, Eckart, »Selbstzeugnisse«, in: *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*, hrsg. v. Friedrich Beck/Eckart Henning, 4. durchgesehene Auflage, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 119–127.

Hermelink, Heinrich, *Die theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477–1534*, Leipzig 1906.

Hesse, Christian, *Amtsträger der Fürsten im spätmittelalterlichen Reich. Die Funktionseliten der lokalen Verwaltung in Bayern-Landshut, Hessen, Sachsen und Württemberg 1350–1515*. Mit 8 Tabellen (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 70), Göttingen 2005.

Hesse, Christian/Maurer, Tina, »Von Bologna zu ‚Bologna'. Akademische Mobilität und ihre Grenzen«, in: *Von Bologna zu ‚Bologna'. Akademische Mobilität und ihre Grenzen*, hrsg. v. Christian Hesse/Tina Maurer (Itinera, 31), Basel 2011, S. 5–22.

Hildebrandt, Adolf Matthias, *Handbuch der Heraldik,* 19. Auflage, Hamburg 2007.

Hoenen, Maarten J. F. M., »Philosophie und Theologie im 15. Jahrhundert. Die Universität Freiburg und der Wegestreit«, in: *550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg*. 5 Bde., hier Bd. 2: *Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit*, hrsg. v. Dieter Mertens/Heribert Smolinsky, Freiburg 2007, S. 67–91.

Hoenen, Maarten J. F. M., »„Via antiqua“ and „via moderna“ in the Fifteenth Century. Doctrinal, Institutional and Political Factors in the „Wegestreit“«, in: *The medieval Heritage in Early Modern Metaphysics and Modal Theory, 1400–1700*, hrsg. v. Russell L. Friedman/Lauge Olaf Nielsen (The new synthese historical library, 53), Dordrecht 2008, S. 9–36.

Hoenen, Maarten J. F. M., »Der Wegestreit in Ingolstadt. Hintergründe und Auseinandersetzungen zwischen Realisten und Nominalisten um 1500«, in: *Humanismus in Ingolstadt*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 27), Wiesbaden 2013, S. 29–51.

Hofmann, Siegfried, *Geschichte der Stadt Ingolstadt. 1506–1600*, Ingolstadt 2006.

Höh, Marc von der, »Zwischen religiöser Memoria und Familiengeschichte. Das Familienbuch des Werner Overstolz«, in: *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Birgit Studt (Städteforschung, Reihe A, Darstellungen, 69), Köln/Weimar/Wien 2007, S. 33–60.

Holbach, Rudolf, »Inventar und Testament des Scholasters Arnold von Hohenecken (gest. 1422). Mobilbesitz und materielle Kultur, Mentalität und persönliche Bindungen eines Trierer Prälaten im Spätmittelalter«, in: *Kurtrierisches Jahrbuch* 19 (1979), S. 111–150.

Holeczek, Heinz, »Art. Pantaleon, Heinrich«, in: *Literaturlexikon - Autoren und Werke deutscher Sprache. 15 Bde., hier Bd. 9*, hrsg. v. Walther Killy, Gütersloh 1991,
S. 70f.

Hollegger, Manfred, *Maximilian I. (1459–1519). Herrscher und Mensch einer Zeitenwende* (Urban-Taschenbücher, 442), Stuttgart 2005.

Holzberg, Niklas, *Willibald Pirckheimer. Griechischer Humanismus in Deutschland* (Humanistische Bibliothek, Reihe 1, Abhandlungen, 41), München 1981.

Holzberg, Niklas, »Zwischen biographischer und literarischer Intertextualität. Willibald Pirckheimers Apologia seu Podagrae Laus«, in: *Die Pirckheimer. Humanismus in einer Nürnberger Patrizierfamilie*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 21), Wiesbaden 2006, S. 45–61.

Hossfeld, Frank-Lothar/Zenger, Erich, *Psalmen 51–100* (Herders theologischer Kommentar zum Alten Testament), Freiburg im Breisgau 2000.

Houdt, Toon van /Papy, Jan, »Introduction«, in: *Self-presentation and Social Identification. The Rhetoric and Pragmatics of Letter Writing in Early Modern Times*, hrsg. v. Toon van Houdt (Supplementa humanistica Lovaniensia, 18), Leuven 2002, S. 1–13.

Hülsen-Esch, Andrea von, »Kleider machen Leute. Zur Gruppenrepräsentation von Gelehrten im Spätmittelalter«, in: *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte*, hrsg. v. Andrea von Hülsen-Esch/Otto Gerhard Oexle (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 141), Göttingen 1998, S. 225–257.

Hülsen-Esch, Andrea von, *Gelehrte im Bild. Repräsentation, Darstellung und Wahrnehmung einer sozialen Gruppe im Mittelalter* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 201), Göttingen 2006.

Igel, Karsten, *Zwischen Bürgerhaus und Frauenhaus. Stadtgestalt, Grundbesitz und Sozialstruktur im spätmittelalterlichen Greifswald* (Städteforschung Reihe A, Darstellungen, 71), Köln 2010.

Ijsewijn, Josef/Sacré, Dirk, *Companion to Neo-Latin Studies*. 2 Bde., hier Bd. 2: *Literary, Linguistic, Philological and Editorial Questions* (Supplementa humanistica Lovaniensia, 14), 2. Auflage, entirely rewritten, Leuven 1998.

Immenhauser, Beat, »Universitätsbesuch zur Reformationszeit«, in: *Universität im Mittelalter*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Jahrbuch für Universitätsgeschichte, 6), Stuttgart 2003, S. 69–88.

Immenhauser, Beat, *Bildungswege – Lebenswege. Universitätsbesucher aus dem Bistum Konstanz im 15. und 16. Jahrhundert* (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 8), Basel 2007.

Isenmann, Eberhard, »Reichsrecht und Reichsverfassung in den Konsilien reichsstädtischer Juristen (15.–17. Jahrhundert)«, in: *Die Rolle der Juristen bei der Entstehung des modernen Staates*, hrsg. v. Roman Schnur, Berlin 1986, S. 545–628.

Iserloh, Erwin, *Johannes Eck (1486–1543). Scholastiker, Humanist, Kontroverstheologe* (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 41), Münster 1981.

Jähnig, Bernhart, »Junge Edelleute am Hof des Hochmeisters in Marienburg um 1400«, in: *Erziehung und Bildung bei Hofe*, hrsg. v. Werner Paravicini (Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 7), Stuttgart 2002, S. 21–42.

Jakob, Reinhard, *Schulen in Franken und in der Kuroberpfalz 1250–1520. Verbreitung – Organisation – gesellschaftliche Bedeutung* (Wissensliteratur im Mittelalter, 16), Wiesbaden 1994.

Jancke, Gabriele, *Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum* (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 10), Köln/Weimar/Wien 2002.

Jancke, Gabriele, »Rezension zu van Dülmen, Richard (Hg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien 2001«, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 13 (2002), S. 297–300.

Jancke, Gabriele, »Patronage, Freundschaft, Verwandtschaft: Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit«, in: *Freundschaft und Verwandtschaft. Zur Unterscheidung und Verflechtung zweier Beziehungssysteme*, hrsg. v. Johannes F. K. Schmidt/Martine Guichard/Peter Schuster, et al. (Theorie und Methode, 42), Konstanz 2007, S. 181–200.

Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia, »Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung«, in: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, hrsg. v. Gabriele Jancke/Claudia Ulbrich (Querelles, 10), Göttingen 2005, S. 7–27.

Jaumann, Herbert, »Art. Hutten, Ulrich von«, in: *VL – Humanismus* (2008), Sp. 1185–1237.

Joachimsen, Paul, »Peutingeriana«, in: *Festgabe Karl Theodor von Heigel zur Vollendung seines 60. Lebensjahres*, hrsg. v. Theodor Bitterauf, München 1903, S. 266–289.

Jude, Nina/Hertel, Silke/Naumann, Johannes, »Kapitel 7.3: Leseförderung im Elternhaus«, in: *PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt*, hrsg. v. Eckhard Klieme/Cordula Artelt/Johannes Hartig, et al., Münster 2010, S. 255–275.

Jussen, Bernhard, »Art. Patenschaft«, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 1779–1780.

Jussen, Bernhard, »Künstliche und natürliche Verwandtschaft? Biologismen in den kulturwissenschaftlichen Konzepten von Verwandtschaft«, in: *Das Individuum und die Seinen. Individualität in der okzidentalen und in der russischen Kultur in Mittelalter und früher Neuzeit*, hrsg. v. Yuri L. Bessmertny/Otto Gerhard Oexle (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 163), Göttingen 2001, S. 39–58.

Kändler, Wolfram C./Wagner, Frank, »Das Repertorium Academicum Germanicum (RAG). Grundlagenforschung für eine Geschichte des Wissens«, in: *Spiegel der Forschung. Wissenschaftsmagazin der Justus-Liebig-Universität Gießen* 25 (2008), S. 88–93.

Kaufmann, Thomas, *Reformatoren* (Kleine Reihe V & R, 4004), Göttingen 1998.

Kaufmann, Thomas, *Martin Luther* (Beck'sche Reihe, C.-H.-Beck-Wissen, 2388), München 2006.

Kaufmann, Thomas, *Geschichte der Reformation*, Frankfurt am Main/Leipzig 2009.

Kaufmann, Thomas, »„Ohne Buchdruck keine Reformation?"«, in: *Buchdruck und Buchkultur im Wittenberg der Reformationszeit*, hrsg. v. Stefan Oehmig (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, Bd. 21), Leipzig 2015, S. 13–34.

Kauppi, Niilo, *The Politics of Embodiment. Habits, Power, and Pierre Bourdieu's Theory*, Frankfurt am Main 2000.

Kesting, Peter, »Art. Cato«, in: *VL*, Bd. 1 (1978), Sp. 1192–1196.

Keupp, Jan Ulrich, *Die Wahl des Gewandes. Mode, Macht und Möglichkeitssinn in Gesellschaft und Politik des Mittelalters* (Mittelalter-Forschungen, 33), Ostfildern 2010.

Kholi, Susann El/Worstbrock, Franz Josef, »Art. Gallinarius, Johannes«, in: *VL – Humanismus*, Bd. 1 (2008), Sp. 855–862.

Kiening, Christian, »Der Körper der Humanisten«, in: *Zeitschrift für Germanistik* (1998), S. 302–316.

Killinger, Wolfgang, »Eine Osiander-Genealogie. Die frühen Osiander«, in: *Blätter für fränkische Familienkunde* 30 (2007), S. 81–116.

Kinder, Hermann/Hilgemann, Werner/Hergt, Manfred et al., *dtv-Atlas Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (dtv, Sachbuch, 8598), München 2006.

Kintzinger, Martin, »Licentia. Institutionalität „akademischer Grade“ an der mittelalterlichen Universität«, in: *Examen, Titel, Promotionen. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 7), Basel 2007, S. 55–88.

Kintzinger, Martin, »Experientia lucrativa? Erfahrungswissen und Wissenserfahrung im europäischen Mittelalter«, in: Das Mittelalter 17 (2012), S. 95–117.

Kipf, Johannes Klaus, »Art. Aucuparius, Thomas«, in: *VL – Humanismus*, Bd. 1 (2008), Sp. 57–62.

Kipf, Johannes Klaus, »Humanistische Freundschaft im Brief. Zur Bedeutung von amicus, amicitia und verwandter Begriffe in Briefcorpora deutscher Humanisten von 1480–1520«, in: *Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter*, hrsg. v. Gerhard Krieger, Berlin 2009, S. 491–509.

Kirchhoff, Matthias, »Jch mit meyner thafell vnd jr cum woster weisheit… Konkurrenz, Freundschaft und Memoria bei Albrecht Dürer und Willibald Pirckheimer«, in: *„Texte zum Sprechen bringen“. Philologie und Interpretation.* Festschrift für Paul Sappler, hrsg. v. Christiane Ackermann/Ulrich Barton, Tübingen 2009, S. 421–435.

Kirwan, Richard, »Scholarly Reputations and Institutional Prestige. The Fashioning of the Public Image of the University of Helmstedt, 1576-1680«, in: *History of Universities* 25 (2011), S. 51–79.

Kisch, Guido, »Haloander-Studien«, in: *Gestalten und Probleme aus Humanismus und Jurisprudenz*, hrsg. v. Guido Kisch, Berlin 1969, S. 201–234.

Kivistö, Sari, *Creating Anti-Eloquence. Epistolae Obscurorum Virorum and the Humanist Polemics on Style* (Commentationes humanarum litterarum, 118), Helsinki 2002.

Klausmann, Hubert/Kunze, Konrad/Schrambke, Renate, *Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg* (Themen der Landeskunde, 6), 2. Auflage, Bühl/Baden 1994.

Klein, Christian, »Einleitung. Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme«, in: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, hrsg. v. Christian Klein, Stuttgart 2002, S. 1–22.

Klieme, Eckhard/Artelt, Cordula/Hartig, Johannes et al. (Hrsg.), *PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt*, Münster 2010.

Knape, Joachim, *Dichtung, Recht und Freiheit. Studien zu Leben und Werk Sebastian Brants 1457–1521*. 1988 (Saecula spiritalia, 23), Baden-Baden 1992.

Knape, Joachim, »Der Medien-Narr. Zum ersten Kapitel von Sebastian Brants Narrenschiff«, in: *Sebastian Brant und die Kommunikationskultur um 1500*, hrsg. v. Klaus Bergdolt (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 26), Wiesbaden 2010, S. 253–271.

Knöll, Stefanie, *Die Grabmonumente der Stiftskirche in Tübingen* (Beiträge zur Tübinger Geschichte, 13), Stuttgart 2007.

Knöll, Stefanie, »Vom Ruhm des Geistesadels. Professorengrabmäler in Oxford, Leiden und Tübingen«, in: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hrsg. v. Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 65), Köln/Weimar/Wien 2009, S. 273–284.

König, Joseph, »Zur Geschichte der theologischen Promotion an der Universität Freiburg«, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 27 (1899), S. 5–15.

König, Werner/Renn, Manfred, *Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. KSBS* (Materialien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben, 30), 2. Auflage, Augsburg 2007.

Könneker, Barbara, *Satire im 16. Jahrhundert. Epoche – Werke – Wirkung* (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte), München 1991.

Köpf, Ulrich, »Aus den Anfängen der Tübinger Theologischen Fakultät«, in: *Tübingen in Lehre und Forschung um 1500. Zur Geschichte der Eberhard Karls Universität*, hrsg. v. Sönke Lorenz/Dieter R. Bauer/Oliver Auge (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 9), Ostfildern 2008, S. 223–239.

Kopp-Schmidt, Gabriele, *Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung*, Köln 2004.

Korom, Philipp, »Der Aufstieg der Expertenintellektuellen. Eine kritische Auseinandersetzung mit Bourdieus Soziologie der Intellektuellen«, in: *SWS-Rundschau* 52 (2012), S. 69–91.

Košenina, Alexander, *Der gelehrte Narr. Gelehrtensatire seit der Aufklärung*, Göttingen 2004.

Kötz, Stefan, »Die vorreformatorischen Matrikeln der Theologischen Fakultät 1480–1534 und der Medizinischen Fakultät 1497–1535 der Universität Tübingen«, in: *Tübingen in Lehre und Forschung um 1500. Zur Geschichte der Eberhard Karls Universität*, hrsg. v. Sönke Lorenz/Dieter R. Bauer/Oliver Auge (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 9), Ostfildern 2008, S. 254–294.

Krais, Beate/Gebauer, Gunter, *Habitus*, (Einsichten.) Bielefeld 2002.

Krekler, Ingeborg, *Stammbücher bis 1625* (Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, 3), Wiesbaden 1999.

Kremer, Hans-Jürgen, *„Lesen, exercieren und examinieren". Die Geschichte der Pforzheimer Lateinschule, höhere Bildung in Südwestdeutschland vom Mittelalter zur Neuzeit*, Ubstadt-Weiher 1997.

Kress Kressenstein, Georg von, »Die Berufung des Johannes Cochläus an die Schule bei St. Lorenz in Nürnberg im Jahre 1510«, in: *MVGN* 7 (1888), S. 19–38.

Krieg, Walter, *Materialien zu einer Entwicklungsgeschichte der Bücher-Preise und des Autoren-Honorars vom 15. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien 1953.

Kristeller, Paul Oskar, »Scholastik und Humanismus an der Universität Heidelberg«, in: *Der Humanismus und die oberen Fakultäten*, hrsg. v. Gundolf Keil (Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung, 14), Weinheim 1987, S. 1–20.

Krug-Richter, Barbara, »Kulturhistorische Perspektiven auf die frühneuzeitlichen Universitäten Europas. Eine Einleitung«, in: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hrsg. v. Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 65), Köln/Weimar/Wien 2009. S. 1–16.

Kruse, Britta-Juliane, »Art. Kirchheimer, Johannes«, in: *Enzyklopädie Medizingeschichte*, hrsg. v. Werner E. Gerabek/Bernhard D. Haage/Gundolf Keil, et al., Berlin 2005, S. 751–752.

Krusenstjern, Benigna von, »Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert«, in: *Historische Anthropologie* 2 (1994), S. 462–471.

Krusenstjern, Benigna von, »Die Tränen des Jungen über ein vertrunkenes Pferd. Ausdrucksformen von Emotionalität in Selbstzeugnissen des späten 16. und des 17. Jahrhunderts«, in: *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen 1500–1850*, hrsg. v. Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 9), Köln/Weimar/Wien 2001, S. 157–168.

Kühlmann, Wilhelm (Hrsg.), *Reuchlins Freunde und Gegner. Kommunikative Konstellationen eines frühneuzeitlichen Medienereignisses* (Pforzheimer Reuchlinschriften, 12), Ostfildern 2010.

Kühn, Sebastian, *Wissen, Arbeit, Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700* (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, 10), Göttingen 2011.

Kümmerle, Julian, *Luthertum, humanistische Bildung und württembergischer Territorialstaat. Die Gelehrtenfamilie Bidembach vom 16. bis zum 18. Jahrhundert* (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B, 170), Stuttgart 2008.

Kurras, Lotte, »Gutachten zum Prozeß um das Eheversprechen der Barbara Löffelholz mit Sigmund Stromer«, in: *Caritas Pirckheimer. 1467–1532. Eine Ausstellung der Katholischen Stadtkirche Nürnberg*, hrsg. v. Lotte Kurras/Franz Machilek, München 1982, S. 51.

Landois, Antonia, *Gelehrtentum und Patrizierstand. Wirkungskreise des Nürnberger Humanisten Sixtus Tucher (1459–1507)* (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, 77), Tübingen 2014.

Lange, Hermann, »Vom Adel des doctor«, in: *Das Profil des Juristen in der europäischen Tradition.* Symposion aus Anlaß des 70. Geburtstages von Franz Wieacker, hrsg. v. Klaus Luig, Ebelsbach 1980, S. 279–294.

Le Goff, Jacques, *Die Intellektuellen im Mittelalter*, München 1993.

Leff, Gordon, »Das trivium und die drei Philosophien«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 1: Mittelalter, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 281–302.

Lejeune, Philippe, *Der autobiographische Pakt* (edition suhrkamp, 1896 = N.F., 896: Aesthetica), Frankfurt am Main 1994.

Lenckner, Georg, »Miszellen zur Kirchengeschichte«, in: *Württembergisch Franken* 46 (1962), S. 52–62.

Lentz, Matthias, *Konflikt, Ehre, Ordnung. Untersuchungen zu den Schmähbriefen und Schandbildern des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (ca. 1350 bis 1600), mit einem illustrierten Katalog der Überlieferung* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 217), Hannover 2004.

Lexikon des Mittelalters. 10 Bde., hrsg. v. Norbert Angermann/Robert-Henri Bautier/Robert Auty, München 1980–1999.

Liebau, Eckart, *Gesellschaftliches Subjekt und Erziehung. Zur pädagogischen Bedeutung der Sozialisationstheorien von Pierre Bourdieu und Ulrich Oevermann* (Materialien), Weinheim 1987.

Lieberwirth, Rolf, »Art. Beleidigung«, in: *HRG*, Bd. 1 (2008), Sp. 514–516.

Liebmann, Maximilian, *Urbanus Rhegius und die Anfänge der Reformation. Beiträge zu seinem Leben, seiner Lehre und seinem Wirken bis zum Augsburger Reichstag von 1530. Mit einer Bibliographie seiner Schriften* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 117), Münster 1980.

Löffelholz Kolberg, Eugen von, »Dr. Christoph II. Scheurls Hochzeit mit Katharina Füttererin am 29. August 1519«, in: *MVGN* 3 (1881), S. 155–168.

Lorenz, Sönke, »Libri ordinarii legendi. Eine Skizze zum Lehrplan der mitteleuropäischen Artistenfakultät um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert«, in: *Argumente und Zeugnisse*, hrsg. v. Wolfram Hogrebe (Studia philosophica et historica, 5), Frankfurt am Main 1985.

Lorenz, Sönke, »Einleitung. Zwischen Regenz- und Ordinarien-Fakultät«, in: *Die Matrikel der Magister und Bakkalare der Artistenfakultät (1477–1535)*, hrsg. v. Miriam Eberlein/Stefan Lang (Tübinger Professorenkatalog, 1,1), Ostfildern 2006, S. 15–24.

Lorenz, Sönke, »Logik im Tübinger Curriculum«, in: *Tübingen in Lehre und Forschung um 1500. Zur Geschichte der Eberhard Karls Universität*, hrsg. v. Sönke Lorenz/ Dieter R. Bauer/Oliver Auge (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 9), Ostfildern 2008, S. 177–206.

Lorenz, Sönke, »Der Aufbau der via antiqua an der Freiburger Artistenfakultät durch Tübinger Skotisten in den Jahren nach 1486«, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 159 (2011), S. 249–284.

Lorenz, Sönke, »Heinrich Bebel, die Tübinger Artistenfakultät, die Bursa modernorum und die Sodales Necarani«, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 70 (2011), S. 139–192.

Löw, Martina/Sturm, Gabriele, »Art. Raumsoziologie«, in: *Handbuch Sozialraum*, hrsg. v. Fabian Kessl, Wiesbaden 2005, S. 31–48.

Lüdtke, Alf, »Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie«, in: *Geschichte: Ein Grundkurs*, hrsg. v. Hans-Jürgen Goertz, 3., revidierte und erweiterte Auflage, 2007, S. 628–649.

Lüdtke, Alf, »Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?«, in: *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*, hrsg. v. Bettina Hitzer/Thomas Welskopp, Bielefeld 2010, S. 303–336.

Ludwig, Gernot, »Bartholomäus Amantius (1505-1555) ein gelernter Jurist des 16. Jahrhunderts«, in: *Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen an der Donau* 103 (2002), S. 127–135.

Ludwig, Walther (Hrsg.), *Vater und Sohn im 16. Jahrhundert. Der Briefwechsel des Wolfgang Reichart genannt Rychardus mit seinem Sohn Zeno (1520–1543)*, Hildesheim 1999.

Ludwig, Walther, »Eine Tübinger Magisterprüfung im Jahr 1509«, in: *Ut granum sinapis. Essays on neo-latin literature in honour of Jozef Ijsewijn*, hrsg. v. Gilbert Tournoy/Dirk Sacré (Supplementa humanistica Lovaniensia, 12), Leuven 1997, S. 192–214.

Ludwig, Walther, »Der Humanist Ortwin Gratius, Heinrich Bebel und der Stil der Dunkelmännerbriefe«, in: *Humanismus in Erfurt*, hrsg. v. Gerlinde Huber-Rebenich/Walther Ludwig (Humanismusstudien, Acta Academiae Scientiarum, Hain-Wissenschaft, 7), Rudolstadt/Jena 2002, S. 131–160.

Luhmann, Niklas, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität,* 2., erweiterte Auflage, Stuttgart 1973.

Lutz, Heinrich, *Conrad Peutinger. Beiträge zu einer politischen Biographie* (Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Augsburg, 9), Augsburg 1958.

Lutz, Heinrich, »Die Sodalitäten im oberdeutschen Humanismus des späten 15. und 16. Jahrhunderts«, in: *Humanismus im Bildungswesen des 15. und 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Wolfgang Reinhard (Mitteilung der Kommission für Humanismusforschung, 12), Weinheim 1984, S. 45–60.

Maaser, Michael, »Studium und Doktorpromotion an der Universität Helmstedt im späten 16. Jahrhundert.«, in: *Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Rainer A. Müller, Stuttgart 2007, S. 120–125.

Mahrholz, Werner, »Der Wert der Selbstbiographie als geschichtliche Quelle [zuerst 1919]«, in: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*, hrsg. v. Günter Niggl, 2., um ein Nachwort zur Neuausgabe und einen bibliographischen Nachtrag ergänzte Auflage, Studienausgabe, Darmstadt 1998, S. 72–74.

Maier, Helmuth, »Der Humanist Mathias Garbitius Illyricus«, in: *Blätter für württembergische Familienkunde* (1934), S. 105–106.

Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hrsg.), *Identität* (Poetik und Hermeneutik, 8), 2. Auflage, München 1996.

Märtl, Claudia, *Kardinal Jean Jouffroy († 1473). Leben und Werk.* (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, 18), Sigmaringen 1996.

Matschinegg, Ingrid, »Aspekte der Alltagsorganisation in studentischen Lebensumgebungen am Beginn der frühen Neuzeit«, in: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen. Kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa*, hrsg. v. Barbara Krug-Richter/Ruth-Elisabeth Mohrmann (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, 65), Köln/Weimar/Wien 2009, S. 97–108.

Mauelshagen, Franz, »Netzwerke des Vertrauens. Gelehrtenkorrespondenzen und wissenschaftlicher Austausch in der Frühen Neuzeit«, in: *Vertrauen. Historische Annäherungen*, hrsg. v. Ute Frevert, Göttingen 2003, S. 119–151.

Mayer, Hermann, *Die Matrikel der Universität Freiburg im Breisgau von 1460 - 1656. 2 Bde., hier Bd. 1: Einleitung und Text*, Freiburg 1907.

Mayer, Hermann, »Johannes Eck in Freiburg«, in: *Schau-ins-Land. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins* (1908), S. 1–31.

Mayer, Hermann, *Die alten Freiburger Studentenbursen. Beiheft zur Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg und den angrenzenden Landschaften*, Freiburg 1926.

Mazal, Otto, *Paläographie und Paläotypie. Zur Geschichte der Schrift im Zeitalter der Inkunabeln* (Bibliothek des Buchwesens, 8), Stuttgart 1984.

Mazzacane, Aldo, »Campeggi, Giovanni Zaccaria«, in: *Dizionario biografico degli italiani*. Bisher 76 Bde., hier Bd. 17: *Calvart - Canefri*, hrsg. v. Alberto M. Ghisalberti/Margherita Abbruzzese/Mario Caravale, et al., Roma 1974, S. 449–453.

Medick, Hans, »Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie«, in: *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*, hrsg. v. Joachim Matthes (Soziale Welt, Sonderband, 8), Göttingen 1992, S. 167–178.

Medick, Hans, »Mikro-Historie«, in: *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, hrsg. v. Winfried Schulze (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 1569), Göttingen 1994, S. 40–53.

Medick, Hans/Sabean, David, »Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft. Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung«, in: *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Fünfzehn Beiträge*, hrsg. v. Hans Medick/David Sabean, Göttingen 1984, S. 27–54.

Mehler, Alexander/Schwandt, Silke/Gleim, Rüdiger et al., »Der eHumanities Desktop als Werkzeug in der historischen Semantik. Funktionsspektrum und Einsatzszenarien«, in: *Journal for Language Technology and Computational Linguistics* 26 (2011), S. 97–117.

Mentz, Georg, *Handschriften der Reformationszeit* (Tabulae in usum scholarum, 5), Bonn 1912.

Mentzel-Reuters, Arno, »Das Nebeneinander von Handschrift und Buchdruck im 15. und 16. Jahrhundert«, in: *Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch*. 2 Bde., hier Bd. 1: *Theorie und Forschung*, hrsg. v. Ursula Rautenberg, Berlin 2010, S. 411–442.

Mertens, Dieter, »Johannes Hiltebrant, ein Humanist aus dem Umkreis Reuchlins. Ein Beitrag zur Personen- und Bildungsgeschichte des südwestdeutschen Humanismus«, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 120 = N.F., 81 (1972), S. 247–268.

Mertens, Dieter, »„Bebelius … patriam sueviam . restituit." Der poeta laureatus zwischen Reich und Territorium«, in: *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 42 (1983), S. 145–173.

Mertens, Dieter, »Jakob Wimpfeling (1450–1528). Pädagogischer Humanismus«, in: *Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile*, hrsg. v. Paul Gerhard Schmidt, Stuttgart 2000, S. 35–57.

Mertens, Dieter, »Alltag an Schulen und Universitäten am Oberrhein um 1500«, in: *Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel, 1350–1525.* Große Landesausstellung Baden-Württemberg, hrsg. vom Badischen Landesmuseum und der Staatlichen Kunsthalle. 2 Bde., hier Bd. 2: Aufsatzband, hrsg. v. Sönke Lorenz/Thomas Zotz, Stuttgart 2001, S. 473–480.

Mertens, Dieter, »Art. Bebel, Heinrich«, in: *VL – Humanismus*, Bd. 1 (2008), Sp. 142–163.

Mertens, Dieter, »Art. Gebwiler, Johannes«, in: *VL – Humanismus*, Bd. 1 (2008), Sp. 870–889.

Mertens, Dieter, »Heiko A. Obermann und der „Mythos des Tübinger Humanismus"«, in: *Tübingen in Lehre und Forschung um 1500. Zur Geschichte der Eberhard Karls Universität*, hrsg. v. Sönke Lorenz/Dieter R. Bauer/Oliver Auge (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 9), Ostfildern 2008, S. 241–254.

Merzbacher, Friedrich, »Dr. Anton Kreß, Propst von St. Lorenz (1478-1513)«, in: *MVGN* 58 (1971).

Metzler, Johannes, »Einleitung«, in: Johannes Eck, *Epistola de ratione studiorum suorum (1538). Erasmus Wolph, De obitu Ioan. Eckii adversus calumniam viti Theoderici (1543)*, hrsg. v. Johannes Metzler (Corpus catholicorum, 2), Münster 1921, S. 15–34.

Miethke, Jürgen, »Karrierechancen eines Theologiestudiums im späten Mittelalter«, in: *Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft, 18), Berlin 1996, S. 181–209.

Miller, Daniel, »Art. Breuning, Konrad von«, in: *NDB*, Bd. 2 (1955), S. 608.

Misch, Georg, *Geschichte der Autobiographie.* 4 Bde., hier Bd. 4, 2: *Von der Renaissance bis zu den autobiographischen Hauptwerken des 18. und 19. Jahrhunderts, bearbeitet von Bernd Neumann*, Frankfurt am Main 1969.

Mohrmann, Ruth-Elisabeth, »Art. Schmähen und Schelten«, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte,* hrsg. v. Adalbert Erler/Ekkehard Kaufmann/Wolfgang Friedrich Stammler. 5 Bde., hier Bd. 4, Berlin 1990, Sp. 1451–1454.

Monnet, Pierre, *Les Rohrbach de Francfort. Pouvoirs, affaires et parenté à l'aube de la Renaissance allemande* (Travaux d'humanisme et renaissance, 317), Genève 1997.

Moore, Walter L., »Catholic Teacher and Anabaptist Pupil. The Relationship Between John Eck and Balthasar Hubmaier«, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 72 (1981), S. 68–97.

Moos, Peter von, »Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus«, in: *Das Öffentliche und Private in der Vormoderne*, hrsg. v. Gert Melville/Peter von Moos (Norm und Struktur, 10), Köln 1998, S. 3–83.

Moos, Peter von, »Das mittelalterliche Kleid als Identitätssymbol und Identifikationsmittel«, in: *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft*, hrsg. v. Peter von Moos, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 123–146.

Moos, Peter von, »Einleitung. Persönliche Identität und Identifikation vor der Moderne. Zum Wechselspiel von sozialer Zuschreibung und Selbstbeschreibung«, in: *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft*, hrsg. v. Peter von Moos, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 1–42.

Moraw, Peter, »Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte«, in: *Academia Gissensis*, hrsg. v. Peter Moraw/Volker Press, Marburg 1982, S. 1–43.

Moraw, Peter, *Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490* (Propyläen-Studienausgabe), Frankfurt am Main 1989.

Moraw, Peter, *Gesammelte Beiträge zur deutschen und europäischen Universitätsgeschichte. Strukturen, Personen, Entwicklungen* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 31), Leiden/Boston 2008.

Müller, Harald, *Habit und Habitus. Mönche und Humanisten im Dialog* (Spätmittelalter und Reformation, N.R., 32), Tübingen 2006.

Müller, Harald, »Specimen eruditionis. Zum Habitus der Renaissance-Humanisten und seiner sozialen Bedeutung«, in: *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter*, hrsg. v. Frank Rexroth (Vorträge und Forschungen, 73), Ostfildern 2010, S. 117–151.

Müller, Irmgard, »Art. Rhabarber«, in: *LexMA*, Bd. 7 (1995), Sp. 780.

Müller, Jan-Dirk, »‚Alt' und ‚neu' in der Epochenerfahrung um 1500. Ansätze zur kulturgeschichtlichen Periodisierung in frühneuhochdeutschen Texten«, in: *Traditionswandel und Traditionsverhalten*, hrsg. v. Walter Haug/Burghart Wachinger (Fortuna vitrea, 5), Tübingen 1991, S. 121–144.

Müller, Rainer A. (Hrsg.), *Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit*, Stuttgart 2007.

Müller, Rainer A., *Universität und Adel. Eine soziostrukturelle Studie zur Geschichte der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt, 1472–1648* (Ludovico Maximilianea, Forschungen, 7), Berlin 1974.

Müller, Rainer A., »Zur Akademisierung des Hofrates. Beamtenkarrieren im Herzogtum Bayern 1450–1650«, in: *Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft, 18), Berlin 1996, S. 291–307.

Müller, Wolfgang, *Fünfhundert Jahre theologische Promotion an der Universität Freiburg im Breisgau* (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 19), Freiburg im Breisgau 1957.

Neddermeyer, Uwe, »Juristische Werke auf dem spätmittelalterlichen Buchmarkt. Marktanteil, Buchhandel, Preise und Auflagen«, in: *Juristische Buchproduktion im Mittelalter*, hrsg. v. Vincenzo Colli (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 155), Frankfurt am Main 2002, S. 633–673.

Neue Deutsche Biographie. Bisher 24 Bde., hrsg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1935–2010.

Neumann, Hans-Joachim, *Luthers Leiden. Die Krankheitsgeschichte des Reformators*, Berlin 1995.

Nickl, Peter, *Ordnung der Gefühle. Studien zum Begriff des habitus* (Paradeigmata, 24), Hamburg 2001.

Niederhäuser, Peter (Hrsg.), *Vom „Freiheitskrieg" zum Geschichtsmythos. 500 Jahre Schweizer- oder Schwabenkrieg*, Zürich 2000.

Niethammer, Lutz, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur* (Rororo, Rowohlts Enzyklopädie, 55594), Reinbek bei Hamburg 2000.

North, John David, »Das quadrivium«, in: *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 303–320.

Oberman, Heiko A., »Via moderna – Devotio moderna. Tendenzen im Tübinger Geistesleben 1477–1516. Ecclesiastici atque catholici gymnasii fundamenta«, in: *Theologen und Theologie an der Universität Tübingen. Beiträge zur Geschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät*, hrsg. v. Martin Brecht (Contubernium, 15), Tübingen 1977, S. 1–64.

Oberman, Heiko Augustinus, *Wurzeln des Antisemitismus. Christenangst und Judenplage im Zeitalter von Humanismus und Reformation*, Berlin 1981.

Oestmann, Günther, *Schicksalsdeutung und Astronomie. Der Himmelsglobus des Johannes Stoeffler von 1493*, Stuttgart 1993.

Ohler, Norbert, »Art. Reisen, Reisebeschreibungen. A. Westen. I. Allgemein, Formen, Verkehrsmittel«, in: *LexMA*, Bd. 7 (1995), Sp. 672–675.

Opitz, Claudia, »Neue Wege in der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des „Ganzen Hauses"«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1994), S. 88–98.

Orme, Nicholas, *Medieval Children*, New Haven, Conn 2001.

Paisey, David, »Searching for Pirckheimer's Books in the Remains of the Arundel Library in the Royal Society«, in: *Enea Silvio Piccolomini nördlich der Alpen*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 22), Wiesbaden 2007 (erschienen 2008), S. 159–218.

Paniagua, Juan P./Manselli, Raoul/Jüttner, Guido, »Art. Arnald von Villanova. Medizinische und pharmazeutische Leistung«, in: *LexMA*, Bd. 1 (1980), Sp. 995–996.

Panofsky, Erwin, *Studies in Iconology. Humanistic Themes in the Art of the Renaissance* (Harper Torchbooks, Art and History, 1077), New York 1962.

Paquet, Jacques, *Les Matricules universitaires* (Typologie des sources du Moyen Âge occidental, 65), Turnhout 1992.

Paravicini, Werner, »Gruppe und Person. Repräsentation durch Wappen im späteren Mittelalter«, in: *Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte*, hrsg. v. Andrea von Hülsen-Esch/Otto Gerhard Oexle (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 141), Göttingen 1998, S. 327–389.

Paravicini, Werner, »Zur Einführung. Formen, Funktionen, Inhalte von Erziehung und Wissen bei Hofe«, in: *Erziehung und Bildung bei Hofe*, hrsg. v. Werner Paravicini (Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 7), Stuttgart 2002, S. 11–18.

Pastoureau, Michel, *Traité d'héraldique* (Grands manuels Picard), 2. Auflage, Paris 1993.

Pfadenhauer, Michaela, »Der Experte«, in: *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*, hrsg. v. Stephan Moebius/Markus Schroer (edition suhrkamp, 2573) 2010, S. 98–107.

Pfeifer, Gustav, »Wappenbriefe (unter besonderer Berücksichtigung der Troler Verhältnisse)«, in: *Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch*, hrsg. v. Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer, Wien/München 2004, S. 291–302.

Pfeifer, Gustav, »Wappenbriefe«, in: *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich.* 3 Bde., hier Bd. 3: *Hof und Schrift*, hrsg. v. Werner Paravicini/Jan Hirschbiegel/Jörg Wettlaufer (Residenzenforschung, Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 15, III), Ostfildern 2007, S. 645–673.

Pfeiffer, Wolfgang, »Art. Brille«, in: *LexMA*, Bd. 2 (1983), Sp. 689–692.

Pfrommer, Jochem, »Zwischen Identifikation und Distinktion. Die Interaktion von Habitus und materieller Kultur am Beispiel der Reformationszeit«, in: *Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Barbara Scholkmann/Sören Frommer/Christina Vossler 2009, S. 343–352.

Pohl, Horst, *Willibald Imhoff, Enkel und Erbe Willibald Pirckheimers* (Quellen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, 24), Nürnberg 1992.

Pölnitz, Götz von, *Denkmale und Dokumente zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München*, München 1942.

Pörksen, Bernhard/Detel, Hanne, »Kollaps der Kontexte. In der Digital-Ära wird der Kontrollverlust zur Alltagserfahrung – und der Skandal allgegenwärtig«, in: DER SPIEGEL (02.04.2012), S. 140–141.

Pöttler, Burkhard, »Konfigurationen des Lebensstils? Städtische Nachlassinventare als Quelle für materielle Kultur und städtische Identität«, in: *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz* 41 (2011), S. 165–187.

Prahl, Hans-Werner, »Doktor Schmaus und seine Gäste. Prüfungszeremonien und Doktorfeiern im späten Mittelalter«, in: *Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart*, hrsg. v. Uwe Schultz, München 1988, S. 105–115.

Prantl, Carl von, *Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München.* Zur Festfeier ihres vierhundertjährigen Bestehens im Auftrage des Akademischen Senats verfaßt. 2 Bde. München 1872.

Press, Volker, *Calvinismus und Territorialstaat* (Kieler historische Studien, 7), Stuttgart 1970.

Prevenier, Walter/Hemptinne, Thérèse de, »Art. Ehe in der Gesellschaft des Mittelalters«, in: *LexMA*, Bd. 3 (1984), Sp. 1635–1640.

Prietzel, Malte, *Guillaume Fillastre der Jüngere (1400/07–1473). Kirchenfürst und herzoglich-burgundischer Rat*, (Beihefte der Francia, 51), Stuttgart 2001.

Pröll, Franz Xaver (Hrsg.), *Willibald Pirckheimer 1470–1970. Eine Dokumentation in der Stadtbibliothek Nürnberg* (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, 17), Nürnberg 1970.

Prühlen, Sünje, *„alse sunst hir gebruchlich is". Eine Annäherung an das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Alltags- und Familienleben anhand der Selbstzeugnisse der Familien Brandis in Hildesheim und Moller in Hamburg* (Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, 3), Bochum 2005.

Pyta, Wolfram, »Biographisches Arbeiten als Methode: Geschichtswissenschaft«, in: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, hrsg. v. Christian Klein, Stuttgart 2009, S. 331–338.

Rädle, Fidel/Worstbrock, Franz Josef, »Art. Boethius«, in: *VL*, Bd. 1 (1978), Sp. 908–927.

Rando, Daniela, *Johannes Hinderbach (1418–1486). Eine „Selbst"-Biographie* (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient, 21), Berlin 2008.

Raphael, Lutz, »Habitus und sozialer Sinn: Der Ansatz der Praxistheorie Pierre Bourdieus«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften*. 3 Bde., hier Bd. 2: *Paradigmen und Disziplinen*, hrsg. v. Friedrich Jaeger/Jürgen Straub, Stuttgart und Weimar 2004, S. 266–276.

Rapp, Francis, »Die Lateinschule von Schlettstadt – eine große Schule für eine Kleinstadt«, in: *Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Ludger Grenzmann/Bernd Moeller (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philosophisch-Historische Klasse. Dritte Folge, 137), Göttingen 1983, S. 215–234.

Rau, Reinhold, »Die Burgsteige in früheren Zeiten«, in: *Der Sülchgau* 11 (1967), S. 29–33.

Rau, Reinhold, *Die ältesten Tübinger Steuerlisten* (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen, 4), Tübingen 1970.

Raulff, Ulrich, »Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft«, in: *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, hrsg. v. Christian Klein, Stuttgart 2002, S. 55–68.

Rauner, Erwin, »Art. Elementarunterricht«, in: *LexMA*, Bd. 3 (1984), Sp. 1799–1800.

Rauner, Erwin, »Art. Fabel: Lateinische Literatur«, in: *LexMA*, Bd. 4 (1989), Sp. 201–203.

Rebinger, Eberhard E., »Ahnen und Kinder Johann Kingsattlers gen. König und seiner Frau Agnes geb. Stöfflerin«, in: *Blätter für württembergische Familienkunde* (1933), S. 73–75.

Rechter, Gerhard, *Die Seckendorff. Quellen und Studien zur Genealogie und Besitzgeschichte.* 2 Bde., Neustadt a.d. Aisch 1987/1990.

Reckwitz, Andreas, »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282–301.

Reckwitz, Andreas, *Subjekt* (Einsichten), Bielefeld 2008.

Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot, »Art. Habitus«, in: *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. v. Gerhard Fröhlich/Boike Rehbein, Stuttgart/Weimar 2009, S. 110–118.

Reich, Björn/Rexroth, Frank/Roick, Matthias (Hrsg.), *Wissen maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne* (Beihefte der Historischen Zeitschrift, 57), München 2012.

Reicke, Emil, »Der Liebes- und Ehehandel der Barbara Loeffelholz, der Mutter Willibald Pirckheimers, mit Sigmund Stromer zur goldenen Rose«, in: *MVGN* 18 (1908), S. 134–196.

Reicke, Emil, *Willibald Pirckheimer. Leben, Familie und Persönlichkeit*, Jena 1930.

Reicke, Emil, »Willibald Pirckheimer und sein Podagra«, in: *Willibald Pirckheimer. Dürers Freund im Spiegel seines Lebens, seiner Werke und seiner Umwelt*, hrsg. v. Wilhelad Paul Eckert/Christoph von Imhoff (Zeugnisse der Buchkunst, 5), Köln 1971, S. 184–202.

Reimann, Arnold, *Die älteren Pirckheimer. Geschichte eines Nürnberger Patriziergeschlechtes im Zeitalter des Frühhumanismus (bis 1501)*, Leipzig 1944.

Rein, Adolf, »Über die Entwicklung der Selbstbiographie im ausgehenden deutschen Mittelalter [zuerst 1919]«, in: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung.*, hrsg. v. Günter Niggl, 2., um ein Nachwort zur Neuausgabe und einen bibliographischen Nachtrag ergänzte Auflage, Studienausgabe, Darmstadt 1998, S. 321–342.

Reinle, Christine, *Ulrich Riederer, ca. 1406–1462. Gelehrter Rat im Dienste Kaiser Friedrichs III* (Mannheimer historische Forschungen, 2), Mannheim 1993.

Reitemeier, Arndt, »Adels- und Prinzenerziehung im England des 14. und 15. Jahrhunderts«, in: *Erziehung und Bildung bei Hofe*, hrsg. v. Werner Paravicini (Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 7), Stuttgart 2002, S. 55–69.

Renggli, Alexa, »Das Familienbuch Hans Voglers des Älteren und des Jüngeren. Entstehung und praktische Bedeutung«, in: *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Birgit Studt (Städteforschung, Reihe A, Darstellungen, 69), Köln/Weimar/Wien 2007, S. 61–86.

Resch, Christine, *Schöner Wohnen. Zur Kritik von Bourdieus „feinen Unterschieden“*, Münster, Westf. 2012.

Reuter, Marianne/Schott, Gerhard, *Die Handschriften der Universitätsbibliothek München. Bd. 5: Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek München, die Handschriften aus der Quartreihe*, Wiesbaden 2000.

Rexroth, Frank (Hrsg.), *Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen* (Beihefte der Historischen Zeitschrift, 46), München 2007.

Rexroth, Frank (Hrsg.), *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter* (Vorträge und Forschungen, 73), Ostfildern 2010.

Rexroth, Frank, »Karriere bei Hof oder Karriere an der Universität? Der Freiburger Gründungsrektor Matthäus Hummel zwischen Selbst- und Fremdbestimmung«, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* (1993), S. 155–183.

Rexroth, Frank, »Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung«, in: *Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen*, hrsg. v. Frank Rexroth (Beihefte der Historischen Zeitschrift, 46), München 2007, S. 1–22.

Rexroth, Frank, »Kodifizieren und Auslegen. Symbolische Grenzziehungen zwischen päpstlich-gesetzgeberischer und gelehrter Praxis im späteren Mittelalter (1209/10–1317)«, in: *Frühmittelalterliche Studien* 41 (2007, erschien 2009), S. 395–414.

Rexroth, Frank, *Expertenweisheit. Die Kritik an den Studierten und die Utopie einer geheilten Gesellschaft im späten Mittelalter* (Freiburger Mediävistische Vorträge, 1), Basel 2008.

Rexroth, Frank, »Die Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter - zur Einführung.«, in: *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter*, hrsg. v. Frank Rexroth (Vorträge und Forschungen, 73), Ostfildern 2010, S. 7–14.

Rexroth, Frank, »Wie einmal zusammenwuchs, was nicht zusammengehörte. Ein Blick auf die Entstehung der europäischen Universitäten«, in: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (2010), S. 85–98.

Rexroth, Frank, »Warum Nichtwissen unzufrieden und Spezialwissen unbeliebt macht. Vormoderne Spuren moderner Expertenkritik«, in: Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 66 (2012), S. 896–906.

Rexroth, Frank, »Systemvertrauen und Expertenskepsis. Die Utopie vom maßgeschneiderten Wissen in den Kulturen des 12. bis 16. Jahrhunderts«, in: *Wissen maßgeschneidert. Experten und Expertenkulturen im Europa der Vormoderne*, hrsg. v. Björn Reich/Frank Rexroth/Matthias Roick (Beihefte der Historischen Zeitschrift, 57), München 2012, S. 12–44.

Rexroth, Frank, »Die scholastische Wissenschaft in den Meistererzählungen von der europäischen Geschichte«, in: *Die Aktualität der Vormoderne*, hrsg. v. Klaus Ridder/Steffen Patzold (Europa im Mittelalter, 23), Berlin 2013, S. 111–134.

Rexroth, Frank, »Monastischer und scholastischer Habitus. Beobachtungen zum Verhältnis zwischen zwei Lebensformen des 12. Jahrhunderts«, in: *Innovationen durch Deuten und Gestalten. Klöster im Mittelalter zwischen Jenseits und Welt*, hrsg. v. Gert Melville/Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Klöster als Innovationslabore, 1), Regensburg 2014, S. 317–333.

Rexroth, Frank, »Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne. Einige einleitende Bemerkungen«, in: *Was als wissenschaftlich gelten darf. Praktiken der Grenzziehung in Gelehrtenmilieus der Vormoderne*, hrsg. v. Martin Mulsow/Frank Rexroth, 1. Aufl., Frankfurt am Main 2014, S. 11–37.

Rexroth, Frank, »Wahr oder nützlich? Epistemische Ordnung und institutionelle Praxis an den Universitäten des 13. und 14. Jahrhunderts«, in: *Wissenschaft mit Zukunft. Die ‚alte' Kölner Universität im Kontext der europäischen Universitätsgeschichte*, hrsg. v. Andreas Speer/Andreas Berger (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, Band 19), Köln, Weimar, Wien 2016, S. 87–114.

Richter, Gisela, *Die Insignien der Universität Tübingen*, Tübingen 1963.

Ricoeur, Paul, *Das Selbst als ein Anderer* (Übergänge, 26), 2. Auflage, München 2005.

Ridder-Symoens, Hilde de, »Mobilität«, in: *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 255–275.

Ridder-Symoens, Hilde de, »Rich Men, Poor Men. Social Stratification and Social Representation at the University (13th–16th Centuries)«, in: *Showing Status. Representation of Social Positions in the Late Middle Ages*, hrsg. v. Wim Blockmans (Medieval texts and cultures of Northern Europe, 2), Turnhout 1999, S. 159–175.

Rischar, Klaus, »Professor Dr. Johannes Eck als akademischer Lehrer in Ingolstadt«, in: *Zeitschrift für bayrische Kirchengeschichte* (1968), S. 193–212.

Ritter, Gerhard, *Die Heidelberger Universität im Mittelalter (1386–1508),* 2. Auflage, Heidelberg 1936.

Roberg, Burkhard, »Art. Johannes XXI., Papst (1276–1277)«, in: *LexMA*, Bd. 5 (1991), Sp. 544.

Robert, Jörg, »Art. Celtis, Konrad«, in: *VL – Humanismus*, Bd. 1 (2008), Sp. 375–427.

Röckelein, Hedwig, »Der Beitrag der psychohistorischen Methode zur „neuen historischen Biographie“«, in: *Biographie als Geschichte*, hrsg. v. Hedwig Röckelein (Forum Psychohistorie, 1), Tübingen 1993, S. 17–38.

Röckelein, Hedwig, »Einleitung. Experten zwischen *scientia* und *experientia*«, in: Das Mittelalter 17 (2012), S. 3–7.

Röcker, Bernd, »Die Heilbronner Lateinschule und ihre Rektoren vor der Reformation«, in: *Heilbronnica. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte* 1 (2000), S. 30–58.

Rohmann, Gregor, »„Mit seer grosser muhe vnd schreiben an ferre Ort“. Wissensproduktion und Wissensvernetzung in der deutschsprachigen Familienbuchschreibung des 16. Jahrhunderts«, in: *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Birgit Studt (Städteforschung, Reihe A, Darstellungen, 69), Köln/Weimar/Wien 2007, S. 87–120.

Roper, Lyndal, »Martin Luther's Body. The „Stout Doctor“ and His Biographers«, in: *American Historical Review* 115 (2010), S. 351–384.

Rost, Dietmar, »In der Geisterbahn kollektiver Identität. Lutz Niethammers Kritik einer Begriffskonjunktur. Review Essay zu Lutz Niethammer: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek 2000«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 4 (2/2003).

Roth, Klaus, »Zur Auswertung von Nachlassinventaren«, in: *Probate Inventories. A New Source for the Historical Study of Wealth, Material Culture and Agricultural Developments*, hrsg. v. A. M. van der Woude/Anton Schuurman, Utrecht 1980, S. 43–51.

Rowan, Steven W., »Ulrich Zasius and John Eck. „Faith Need Not Be Kept With an Enemy“«, in: *The Sixteenth Century Journal* (1977), S. 79–95.

Rublack, Ulinka, »Anschläge auf die Ehre. Schmähschriften und -zeichen in der städtischen Kultur des Ancien Régime«, in: *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Klaus Schreiner/Gerd Schwerhoff (Norm und Struktur, 5), Köln 1995, S. 381–411.

Rublack, Ulinka, *Dressing up. Cultural Identity in Renaissance Europe*, Oxford/New York 2010.

Rüegg, Walter (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, München 1993.

Rüegg, Walter, »Themen, Probleme, Erkenntnisse«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 2: *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1996.

Rummel, Erika, *The Humanist-Scholastic Debate in the Renaissance and Reformation*, Cambridge/London 1995.

Rupprich, Hans, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart.* 12 Bde., hier Bd. 4: *Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock,* Teil 1: *Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance (1370–1520),* 2., neubearbeitete Auflage, München 1994.

Ruth, Horst, *Das Personen- und Ämtergefüge der Universität Freiburg (1520–1620)*, o. O. 2001.

Ruth, Horst, »Statuten und Gefüge der Artistenfakultät im 16. Jahrhundert«, in: *550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.* 5 Bde., hier Bd. 2: *Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit*, hrsg. v. Dieter Mertens/Heribert Smolinsky, Freiburg 2007, S. 46–66.

Rüther, Andreas, »Art. Tonsur«, in: *LexMA*, Bd. 8 (1997), Sp. 861–862.

Saggiori, Giovanni, *Padova nella storia delle sue strade. Con 10 piante della città e 16 tavole di raffronto del centro storico*, Padua 1972.

Samida, Stefanie (Hrsg.), *Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen,* Stuttgart 2014.

Sarasin, Philipp, »Autobiographische Ver-Sprecher. Diskursanalyse und Psychoanalyse in alltagsgeschichtlicher Perspektive«, in: *Werkstatt Geschichte* (1994), S. 31–41.

Satzinger, Georg, »Dürers Bildnisse von Willibald Pirckheimer«, in: *Autorbilder. Zur Medialität literarischer Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit*, hrsg. v. Gerald Kapfhammer/Wolf-Dietrich Löhr/Barbara Nitsche (Tholos, 2), Münster 2007, S. 229–243.

Schäfers, Bernhard/Scherr, Albert, *Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien*, Wiesbaden 2005.

Schalk, Fritz, »Art. Barzizza, Gasparino«, in: *LexMA*, Bd. 1 (1980), Sp. 1502.

Scheibelreiter, Georg (Hrsg.), *Wappenbild und Verwandtschaftsgeflecht. Kultur- und mentalitätsgeschichtliche Forschungen zu Heraldik und Genealogie* (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband, 53), Wien 2009.

Scheibelreiter, Georg, »Heraldik als Geschichtsquelle. Einige grundsätzliche Überlegungen«, in: Ders., *Wappenbild und Verwandtschaftsgeflecht. Kultur- und mentalitätsgeschichtliche Forschungen zu Heraldik und Genealogie* (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband, 53), Wien 2009, S. 9–16.

Scheible, Helga, »Willibald Pirckheimers Persönlichkeit im Spiegel seines Briefwechsels am Beispiel seines Verhältnisses zum Klosterwesen«, in: *Die Pirckheimer. Humanismus in einer Nürnberger Patrizierfamilie*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 21), Wiesbaden 2006, S. 73–88.

Scheible, Helga, »Willibald Pirckheimer als praktizierender Jurist«, in: *Medizin, Jurisprudenz und Humanismus in Nürnberg um 1500*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 24), Wiesbaden 2010, S. 339–367.

Schiewe, Jürgen, *Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch* (Reihe germanistische Linguistik, 167), Tübingen 1996.

Schirrmeister, Albert, *Triumph des Dichters. Gekrönte Intellektuelle im 16. Jahrhundert* (Frühneuzeitstudien, N. F, 4), Köln/Weimar/Wien 2003.

Schlecht, Joseph, »Aus der Korrespondenz Dr. Johann Ecks«, in: *Briefmappe. Erstes Stück*, hrsg. v. Gottfried Buschbell/Ferdinand Doelle/Joseph Greving, et al. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 21/22), Münster 1912, S. 142–168 und 222–236.

Schlecht, Joseph, »Dr. Johann Ecks Anfänge«, in: *Historisches Jahrbuch* (1915), S. 1–36.

Schlecht, Joseph, »Briefe aus der Zeit von 1509 bis 1526«, in: *Briefmappe. Zweites Stück*, hrsg. v. Andreas Bigelmair/Stephan Ehses/Joseph Schlecht, et al. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 40), Münster 1922, S. 23–116.

Schlotheuber, Eva, »Der Mensch am Scheideweg. Personkonzeptionen des Mittelalters«, in: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, hrsg. v. Gabriele Jancke/Claudia Ulbrich (Querelles, 10), Göttingen 2005, S. 71–96.

Schlotheuber, Eva, »Die Bewertung von Kindheit und die Rolle von Erziehung in den biographischen und autobiographischen Quellen des Spätmittelalters«, in: *Das Kind in der Renaissance*, hrsg. v. Klaus Bergdolt (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 25), Wiesbaden 2008, S. 43–69.

Schmauder, Andreas, *Württemberg im Aufstand. Der Arme Konrad 1514. Ein Beitrag zum bäuerlichen und städtischen Widerstand im Alten Reich und zum Territorialisierungsprozeß im Herzogtum Württemberg an der Wende zur frühen Neuzeit* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 21), Leinfelden-Echterdingen 1998.

Schmidt, Günter, *Libelli famosi. Zur Bedeutung der Schmähschriften, Scheltbriefe, Schandgemälde und Pasquille in der deutschen Rechtsgeschichte*, Köln 1985.

Schmidt, Georg, »Art. Protestation von Speyer«, in: *Theologische Realenzyklopädie.* 36 Bde., hier Bd. 27: *Politik, Politologie – Publizistik, Presse*, hrsg. v. Gerhard Müller, Berlin/New York 1997, S. 580–582.

Schmidt, Robert, *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen* (stw, 2030), Frankfurt am Main 2012.

Schmitz, Rudolf, »Art. Manlius de Bosco, Johannes Jacobus«, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 196–197.

Schmitz, Rudolf/Kuhlen, Franz-Josef, *Geschichte der Pharmazie.* 2 Bde., hier Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters*, Eschborn 1998.

Schmolinsky, Sabine, »Selbstzeugnisse im Mittelalter«, in: *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit. Arbeitsgespräch „Autobiographien und autobiographische Zeugnisse im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit“*, hrsg. v. Klaus Arnold/Sabine Schmolinsky/Urs Martin Zahnd (Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, 1), Bochum 1999, S. 19–28.

Schmolinsky, Sabine, Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffe und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung. (Selbstzeugnisse des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, 4), Bochum 2012.

Schneid, Joseph, »Dr. Johannes Eck und das kirchliche Zinsverbot«, in: *Historisch-politische Blätter* 108 (1891), S. 241–259, 321–335, 473–496, 570–589, 659–681, 789–810.

Schnell, Rüdiger, *Sexualität und Emotionalität in der vormodernen Ehe*, Köln/Weimar/Wien 2002.

Scholz, Hartmut, *Corpus vitrearum medii aevi: Deutschland.* Bisher 22 Bde. Hier Bd. 10, Teil 1: *Die mittelalterlichen Glasmalereien in Mittelfranken und Nürnberg, extra muros*, Berlin 2002.

Schottenloher, Karl, *Die Widmungsvorrede im Buch des 16. Jahrhunderts* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 76/77), Münster 1953.

Schreiner, Klaus, »„Diversitas Temporum“. Zeiterfahrung und Epochengliederung im späten Mittelalter«, in: *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*, hrsg. v. Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Poetik und Hermeneutik, 12), München 1987, S. 381–428.

Schreiner, Klaus/Schwerhoff, Gerd (Hrsg.), *Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Norm und Struktur, 5), Köln 1995.

Schrötter, Friedrich von/Bauer, N./Regling, Kurt et al. (Hrsg.), *Wörterbuch der Münzkunde*, Berlin 1930.

Schubert, Anselm, »Libertas Disputandi. Luther und die Leipziger Disputation als akademisches Streitgespräch«, in: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* (2008), S. 411–442.

Schuh, Maximilian, »Rezension zu Willibald Pirckheimers Briefwechsel Bd. VII, hrsg. v. Helga Scheible, München 2009«, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 37 (2010), S. 684f.

Schuh, Maximilian, »Ingolstadt oder Italien? Möglichkeiten und Grenzen akademischer Mobilität im Reich des 15. Jahrhunderts«, in: *Von Bologna zu ‚Bologna'. Akademische Mobilität und ihre Grenzen*, hrsg. v. Christian Hesse/Tina Maurer (Itinera, 31), Basel 2011, S. 23–45.

Schuh, Maximilian, »Von alten Bürgern und jungen Studenten im spätmittelalterlichen Ingolstadt. Das Verhältnis von Stadt und Universität als Generationenkonflikt?«, in: *Generationen in spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten (ca. 1250–1750)*, hrsg. v. Mark Häberlein/Christian Kuhn/Lina Hörl (Konflikte und Kultur, 20), Konstanz 2011, S. 73–91.

Schuh, Maximilian, »Humanismus vor Celtis. Die studia humanitatis an der Ingolstädter Artistenfakultät«, in: *Humanismus in Ingolstadt*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 27), Wiesbaden 2013, S. 9–28.

Schuh, Maximilian, *Aneignung des Humanismus. Individuelle und institutionelle Praktiken an der Universität Ingolstadt im 15. Jahrhundert* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 47), Leiden/Boston 2013.

Schuh, Maximilian, »Zwischen Erfurt, Wien und Padua. Wege Wilhelms von Reichenau in der Bildungslandschaft des Spätmittelalters«, in: *Reform und früher Humanismus in Eichstätt. Bischof Johann von Eych (1445–1464)*, hrsg. v. Jürgen Dendorfer/Jessika Nowak (Eichstätter Studien, 69), Regensburg 2015, S. 163–179.

Schulz, Günther (Hrsg.), *Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit* (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte, 25), München 2002.

Schulz, Andreas/Grebner, Gundula, »Generation und Geschichte. Zur Renaissance eines umstrittenen Forschungskonzepts«, in: *Generationswechsel und historischer Wandel*, hrsg. v. Andreas Schulz/Gundula Grebner (Historische Zeitschrift, Beiheft, 34), München 2003, S. 1–23.

Schulze, Winfried, »Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente"«, in: *Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte*, hrsg. v. Winfried Schulze (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 2), Berlin 1996, S. 11–30.

Schuster, Peter-Klaus, »Individuelle Ewigkeit«, in: *Biographie und Autobiographie in der Renaissance*, hrsg. v. August Buck (Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, 4), Wiesbaden 1983, S. 121–173.

Schütz, Alfred, »Der gut informierte Bürger. Ein Versuch über die soziale Verteilung des Wissens«, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze.* 3 Bde., hier Bd. 2: *Studien zur soziologischen Theorie*, hrsg. v. Arvid Brodersen, Den Haag 1972, S. 85–101.

Schwinges, Rainer C. (Hrsg.), *Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts* (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft, 18), Berlin 1996.

Schwinges, Rainer C., »Pauperes an deutschen Universitäten des 15. Jahrhunderts«, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 8 (1981), S. 285–309.

Schwinges, Rainer C., »Studentische Kleingruppen im späten Mittelalter. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte deutscher Universitäten«, in: *Politik, Gesellschaft, Geschichtsschreibung.* Giessener Festgabe für Frantisek Graus zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Herbert Ludat/Rainer C. Schwinges (Archiv für Kulturgeschichte, Beihefte, 18), Köln/Wien 1982, S. 319–361.

Schwinges, Rainer C., *Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 123), Stuttgart 1986.

Schwinges, Rainer C., *Rektorwahlen. Ein Beitrag zur Verfassungs-, Sozial- und Universitätsgeschichte des alten Reiches im 15. Jahrhundert* (Vorträge und Forschungen, Sonderband, 38), Sigmaringen 1992.

Schwinges, Rainer C., »Der Student in der Universität«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 1*: Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 181–223.

Schwinges, Rainer C., »Die Zulassung zur Universität«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 161–180.

Schwinges, Rainer C., »Karrieremuster: Zur sozialen Rolle der Gelehrten im Reich des 14. bis 16. Jahrhunderts. Eine Einführung«, in: *Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft, 18), Berlin 1996, S. 11–22.

Schwinges, Rainer C., *Studenten und Gelehrte. Studien zur Sozial- und Kulturgeschichte deutscher Universitäten im Mittelalter = Students and Scholars* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 32), Leiden/Boston 2008.

Schwinges, Rainer C., »Stiefel, Wams und Studium oder: Wozu hat man einen geistlichen Onkel? Aus Notizen des Kölner Studenten Gerhard von Wieringen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts«, in: Rainer C. Schwinges, *Studenten und Gelehrte. Studien zur Sozial- und Kulturgeschichte deutscher Universitäten im Mittelalter = Students and Scholars* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 32), Leiden/Boston 2008, S. 529–551.

Schwinges, Rainer C., »Between Gown and Fashion. A Student's Clothing in the Late Fifteenth Century«, in: *Fashion and clothing in Late Medieval Europe*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges, Riggisberg/Basel 2010, S. 25–35.

Schwinges, Rainer C./Moraw, Peter, »Das Repertorium Academicum Germanicum (RAG). Die Erforschung der Lebenswege der deutschen Gelehrten zwischen 1250 und 1550 zeigt die mittelalterlichen Ursprünge der neuzeitlichen Wissensgesellschaft im Spiegel ihrer Träger«, in: *Akademie Aktuell* (1/2004), S. 38–40.

Seidel, Kerstin, *Freunde und Verwandte. Soziale Beziehungen in einer spätmittelalterlichen Stadt* (Campus Historische Studien, 49), Frankfurt am Main/New York 2009.

Seifert, Arno, Statuten- und Verfassungsgeschichte der Universität Ingolstadt (1472–1586) (Ludovico Maximilianea, Forschungen, 1), Berlin 1971.

Seifert, Arno, *Die Universität Ingolstadt im 15. und 16. Jahrhundert. Texte und Regesten* (Ludovico Maximilianea, Quellen, 1), Berlin 1973.

Seifert, Arno, *Logik zwischen Scholastik und Humanismus. Das Kommentarwerk Johann Ecks*, München 1978.

Seifert, Arno, »Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien«, in: *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. 1: *15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe*, hrsg. v. Notker Hammerstein, München 1996, S. 179–374.

Seigel, Rudolf, *Gericht und Rat in Tübingen. Von den Anfängen bis zur Einführung der Gemeindeverfassung 1818–1822* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, 13), Stuttgart 1960.

Seitter, Walter, »Das Wappen als Zweitkörper und Körperzeichen«, in: *Die Wiederkehr des Körpers*, hrsg. v. Dietmar Kamper (edition suhrkamp, 1132 = N.F., 132), Frankfurt am Main 1982, S. 299–312.

Shapin, Steven, *The Scientific Life. A Moral History of a Late Modern Vocation*, Chicago 2008.

Siebenhüner, Kim, *Zechen, Zücken, Lärmen. Studenten vor dem Freiburger Universitätsgericht 1561–1577* (Alltag und Provinz, 9), Freiburg 1999.

Simon-Muscheid, Katharina, *Die Dinge im Schnittpunkt sozialer Beziehungsnetze. Reden und Objekte im Alltag, Oberrhein, 14.–16. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 193), Göttingen 2004.

Siraisi, Nancy G., »Die medizinische Fakultät«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 321–342.

Smolak, Kurt, »Einleitung«, in: Desiderius Erasmus, *De conscribendis epistolis. Anleitung zum Briefschreiben (Auswahl)*, hrsg. v. Kurt Smolak (Ausgewählte Schriften, 8), Darmstadt 1980, S. IX–LXXXVI.

Soetermeer, Frank P. W., »Exemplar und Pecia. Zur Herstellung juristischer Bücher in Bologna im 13. und 14. Jahrhundert«, in: *Juristische Buchproduktion im Mittelalter*, hrsg. v. Vincenzo Colli (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 155), Frankfurt am Main 2002, S. 481–516.

Sommé, Monique, »Les jeunes nobles à la cour de Bourgogne sous Philippe le Bon«, in: *Erziehung und Bildung bei Hofe*, hrsg. v. Werner Paravicini (Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, 7), Stuttgart 2002, S. 71–88.

Sottili, Agostino, »I codici del Petrarca nella Germania occidentale«, in: *Italia medioevale e umanistica* 4 (1971).

Sottili, Agostino, »Nürnberger Studenten an italienischen Renaissance-Universitäten mit besonderer Berücksichtigung der Universität Pavia«, in: *Nürnberg und Italien. Begegnungen, Einflüsse und Ideen*, hrsg. v. Volker Kapp/Frank-Rutger Hausmann (Erlanger romanistische Dokumente und Arbeiten, 6), Tübingen 1991, S. 49–103.

Sottili, Agostino, »Ehemalige Studenten italienischer Renaissance-Universitäten: ihre Karrieren und ihre soziale Rolle«, in: *Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts*, hrsg. v. Rainer C. Schwinges (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft, 18), Berlin 1996, S. 41–74.

Sottili, Agostino, »„Sunt nobis Papie omnia iucunda“. Il carteggio tra Konrad Nutzel ed Anton Kress, prevosto di San Lorenzo a Norimberga«, in: *Filologia umanistica. Per Gianvito Resta.* 3 Bde., hier Bd. 3, hrsg. v. Vincenzo Fera/Giacomo Ferraú (Medioevo e umanesimo, 97), Padua 1997, S. 1729–1765.

Sottili, Agostino, »Juristen und Humanisten. Rudolf Agricola an der Universität Pavia«, in: *Northern Humanism in European Context, 1469–1625. From the „Adwert Academy“ to Ubbo Emmius*, hrsg. v. Fokke Akkerman (Brill's studies in intellectual history, 94), Leiden 1999, S. 206–221.

Sottili, Agostino, *Humanismus und Universitätsbesuch. Die Wirkung italienischer Universitäten auf die Studia Humanitatis nördlich der Alpen* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 26), Leiden 2006.

Spieß, Karl-Heinz, »Zur Einführung«, in: *Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters*, hrsg. v. Karl-Heinz Spieß (Vorträge und Forschungen, 71), Ostfildern 2009, S. 9–15.

Spilling, Herrad, »Handschriften des Augsburger Humanistenkreises«, in: *Renaissance- und Humanistenhandschriften*, hrsg. v. Johannes Autenrieth (Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien, 13), München 1988, S. 71–84, 188–193.

Spitz, Lewis W., »The Third Generation of German Renaissance Humanists«, in: *Aspects of the Renaissance – a Symposium*, hrsg. v. Archibald R. Lewis, Austin 1967, S. 105–121.

Spitz, Lewis W., »Humanism in Germany«, in: *The Impact of Humanism on Western Europe*, hrsg. v. Anthony Goodman/Angus MacKay, London/New York 1990, S. 202–219.

Spufford, Peter, *Money and its Use in Medieval Europe*, Cambridge 1988.

Staab, Philipp/Vogel, Berthold, »Art. Laufbahn (trajectoire)«, in: *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. v. Gerhard Fröhlich/Boike Rehbein, Stuttgart/Weimar 2009, S. 163–165.

Stachel, Peter, »Identität. Genese, Inflation und Probleme eines für die zeitgenössischen Sozial- und Kulturwissenschaften zentralen Begriffs«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 87 (2005), S. 395–425.

Stadtarchiv Ingolstadt, *Dr. Johannes Eck. Seelsorger, Gelehrter, Gegner Luthers.* Ausstellung über Doktor Eck aus Anlaß seines 500jährigen Geburtstages, Ingolstadt 1986.

Steiner, Arpad, »The Authorship of De Disciplina Scholarium«, in: *Speculum* 12 (1937), S. 81–84.

Steinmann, Martin, »Die humanistische Schrift und die Anfänge des Humanismus in Basel«, in: *Archiv für Diplomatik* 22 (1976), S. 376–437 und 32 Tafeln.

Stievermann, Dieter, »Sozialer Aufstieg um 1500. Hüttenmeister Hans Luther und sein Sohn Dr. Martin Luther«, in: *Martin Luther und der Bergbau im Mansfelder Land*, hrsg. v. Rosemarie Knape, Eisleben 2000, S. 43–62.

Stock, Ursula, *Die Bedeutung der Sakramente in Luthers Sermonen von 1519* (Studies in the History of Christian Thought, 27), Leiden 1982.

Stolberg, Michael, »Frühneuzeitliche Heilkunst und ärztliche Autorität«, in: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, hrsg. v. Richard van Dülmen/Sina Rauschenbach/Meinrad von Engelberg, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 111–130.

Stolberg, Michael, *Die Harnschau. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte*, Köln/Weimar/Wien 2009.

Stolberg, Michael, »Die Harnschau im 16. und frühen 17. Jahrhundert«, in: *Medizin, Jurisprudenz und Humanismus in Nürnberg um 1500*, hrsg. v. Franz Fuchs (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 24), Wiesbaden 2010, S. 129–143.

Stollberg-Rilinger, Barbara, »Von der sozialen Magie der Promotion. Ritual und Ritualkritik in der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit«, in: *Paragrana. Internationale Zeitschrift für historische Anthropologie* (2003), S. 273–296.

Stolz, Georg, *St. Lorenz. Wappen in Hülle und Fülle,* 2., verbesserte Auflage, Nürnberg 1998.

Strack, Georg, »De Germania parcissime locuti sunt… Die deutsche Universitätsnation und das „Lob der Deutschen" im späten Mittelalter«, in: *Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter*, hrsg. v. Gerhard Krieger, Berlin 2009, S. 472–490.

Strack, Georg, *Thomas Pirckheimer (1418–1473). Gelehrter Rat und Frühhumanist* (Historische Studien, 496), Husum 2010.

Straub, Jürgen, »Identität«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften.* 3 Bde., hier Bd. 1: *Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, hrsg. v. Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch, Stuttgart/Weimar 2004, S. 277–303.

Streckenbach, Gerhard, »Paulus Niavis, „Latinum ydeoma pro novellis studentibus". Ein Gesprächsbüchlein aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts«, in: *Mittellateinisches Jahrbuch* 6 (1970), S. 152–191.

Streckenbach, Gerhard, »Paulus Niavis, „Latinum ydeoma pro novellis studentibus". Ein Gesprächsbüchlein aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts«, in: *Mittellateinisches Jahrbuch* 7 (1972), S. 187–251.

Studt, Birgit (Hrsg.), *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit* (Städteforschung, Reihe A, Darstellungen, 69), Köln/Weimar/Wien 2007.

Studt, Birgit, »Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern«, in: *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Birgit Studt (Städteforschung, Reihe A, Darstellungen, 69), Köln/Weimar/Wien 2007, S. 1–31.

Sydow, Jürgen, *Geschichte der Stadt Tübingen.* Teil 1: *Von den Anfängen bis zum Übergang an Württemberg 1342*, Tübingen 1974.

Sydow, Jürgen/Maurer, Helmut, *Die Zisterzienserabtei Bebenhausen* (Germania Sacra Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz, N.F., 16), Berlin 1984.

Szabó, Thomas, »Art. Post I. Westlicher Bereich«, in: *LexMA*, Bd. 7 (1995), Sp. 126–127.

Telle, Joachim, »Medizinische und handwerkliche Aufzeichnungen von Willibald Pirckheimer und Nürnberger Zeitgenossen«, in: *MVGN* 57 (1970), S. 189–200.

Teufel, Waldemar, *Universitas studii Tuwingensis. Die Tübinger Universitätsverfassung in vorreformatorischer Zeit 1477–1534* (Contubernium, 12), Tübingen 1977.

Teuscher, Simon, *Bekannte, Klienten, Verwandte. Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500* (Norm und Struktur, 9), Köln/Weimar/Wien 1998.

Teuscher, Simon, »Familienerinnerungen, Beziehungsmanagement und politische Sprache in spätmittelalterlichen Städten«, in: *Traverse: Zeitschrift für Geschichte/ Revue d'histoire* 9 (2002), S. 53–64.

Tewes, Götz-Rüdiger, *Die Bursen der Kölner Artisten-Fakultät bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts* (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, 13), Köln/ Weimar/Wien 1993.

Thieme, Hans, »Willibald Pirckheimers Corpus Juris«, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 74 (1974), S. 259–270.

Thiessen, Hillard von, »Art. Klientel«, in: *EdNZ*, Bd. 6 (2007), Sp. 780–786.

Thornton, Dora, *The Scholar in his Study. Ownership and Experience in Renaissance Italy*, New Haven, Conn. 1997.

Thümmel, Hans-Wolf, »Universität und Stadt Tübingen«, in: *Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen – 1477–1977*, hrsg. v. Hansmartin Decker-Hauff/ Gerhard Fichtner/Klaus Schreiner (500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen, 1), Tübingen 1977, S. 33–84.

Tilly, Michael, »Art. Jakob von Jüterborg«, in: *BBKL*, Bd. 2 (1990), Sp. 1466–1468.

Toepfer, Regina, »Humanistische Lektüre an der Universität Leipzig. Zur Funktionalisierung von Basilius Magnus ‚Ad adolescentes' in der Auseinandersetzung um die ‚studia humanitatis'«, in: *Der Humanismus an der Universität Leipzig*, hrsg. v. Enno Bünz (Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung, 23), Wiesbaden 2009, S. 105–127.

Treml, Christine, *Humanistische Gemeinschaftsbildung. Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit* (Historische Texte und Studien, 12), Hildesheim/Zürich/New York 1989.

Trillitzsch, Winfried, *Der deutsche Renaissancehumanismus* (Reclams Universal-Bibliothek, 900), Leipzig 1981.

Trunz, Erich, »Der deutsche Späthumanismus als Standeskultur«, in: Ders., *Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock. Acht Studien*, München 1995, S. 7–82.

Trüter, Ingo, »Johannes Eck (1486–1543). Academic Career and Self-Fashioning around 1500«, in: *Scholarly Self-Fashioning and Community in the Early Modern University*, hrsg. v. Richard Kirwan, Farnham 2013, S. 59–77.

Ullman, Berthold Louis, *The Origin and Development of Humanistic Script* (Storia e letteratura, 79), Reprint, Rom 1974.

Ulmann, Heinrich, *Fünf Jahre Würtembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich 1515–1519*, Leipzig 1867.

Ulmschneider, Helgard, *Götz von Berlichingen. Ein adeliges Leben der deutschen Renaissance*, Sigmaringen 1974.

Unold, Jakob Friedrich, *Geschichte der Stadt Memmingen. Vom Anfang der Stadt bis zum Tod Maximilian Josephs I. Königs von Bayern*, Memmingen 1826.

Vandermeersch, Peter A., »Die Universitätslehrer«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 2: *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1996, S. 181–212.

Velten, Hans Rudolf, *Das selbst geschriebene Leben. Eine Studie zur deutschen Autobiographie im 16. Jahrhundert* (Frankfurter Beiträge zur Germanistik, 29), Heidelberg 1995.

Velten, Hans Rudolf, »Selbstbildung und soziale Mobilität in der Autobiographie Thomas Platters«, in: *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen 1500–1850*, hrsg. v. Kaspar von Greyerz/Hans Medick/Patrice Veit (Selbstzeugnisse der Neuzeit, 9), Köln/Weimar/Wien 2001, S. 135–153.

Velten, Hans Rudolf, »Rezension zu Jancke, Gabriele: Autobiographie als soziale Praxis. Beziehungskonzepte in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum. Köln/Weimar/Wien 2002«, in: *Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen* 44 (2003), S. 155–156.

Velten, Hans Rudolf, »Die Konstruktion von Bildungswegen in frühen autobiografischen Texten (1450–1600). Methodische Überlegungen aus literaturwissenschaftlicher Perspektive«, in: *Vormoderne Bildungsgänge. Selbst- und Fremdbeschreibungen in der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Juliane Jacobi/Jean Luc Le-Cam/Hans-Ulrich Musolff (Beiträge zur historischen Bildungsforschung, 41), Köln 2010, S. 43–61.

Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Begründet von Wolfgang Stammler, fortgeführt von Karl Langosch, hrsg. v. Burghart Wachinger, Gundolf Keil, Kurt Ruh, Werner Schröder und Franz Josef Worstbrock. 14 Bde., 2. Auflage, Berlin/New York 1978–2008.

Verfasserlexikon – Deutscher Humanismus (1480–1520), hrsg. v. Franz Josef Worstbrock. 2 Bde., in je 4 Lfg., Bd. 3: Nachträge, Addenda und Corrigenda, Register, Berlin/New York 2008–2015.

Verger, Jacques, »Teachers«, in: *A History of the University in Europe.* 4 Bde., hier Bd. 1: *Universities in the Middle Ages*, hrsg. v. Hilde de Ridder-Symoens, Cambridge 1992, S. 144–168.

Verger, Jacques, »Die Universitätslehrer«, in: *Geschichte der Universität in Europa,* 4 Bde., hier Bd. 1: *Mittelalter*, hrsg. v. Walter Rüegg, München 1993, S. 139–157.

Verger, Jacques, »Examen privatum, examen publicum. Aux origines de la thèse«, in: *Mélanges de la Bibliothèque de la Sorbonne* 12 (1993), S. 15–43.

Verger, Jacques, *Les gens de savoir dans l'Europe de la fin du Moyen Age,* 2. Auflage, Paris 1998.

Verger, Jacques, »Les conflits „Town and Gown“ au Moyen Âge. Essai de typologie«, in: *Les universités et la ville au moyen âge. Cohabitation et tension*, hrsg. v. Patrick Gilli/Jacques Verger/Daniel Le Blévec (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 30), Boston/Leiden 2007, S. 237–256.

Vochezer, Joseph, *Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben*. Im Auftrage Seiner Durchlaucht des Fürsten Franz von Waldburg zu Wolfegg-Waldsee. 3 Bde., hier Bd. 2, Kempten 1900.

Völker-Rasor, Anette, *Bilderpaare – Paarbilder. Die Ehe in Autobiographien des 16. Jahrhunderts* (Rombach-Wissenschaften. Reihe Historiae, 2), Freiburg im Breisgau 1993.

Vorbrodt, Günter W./Vorbrodt, Ingeburg Lieselotte/Paatz, Walter, *Corpus Sceptrorum. Die akademischen Szepter und Stäbe in Europa* (Corpus Sceptrorum, 1), 2 Bde., Heidelberg 1971.

Wagendorfer, Martin, *Die Schrift des Eneas Silvius Piccolomini* (Studi e testi/Biblioteca Apostolica Vaticana, 441), Città del Vaticano 2008.

Wagner, Hans-Josef, »Kultur – Sozialität – Subjektivität. Konstitutionstheoretische Defizite im Werk Pierre Bourdieus«, in: *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*, hrsg. v. Hermann Schwengel/Boike Rehbein/Gernot Saalmann, Konstanz 2003, S. 203–230.

Wagner, Wolfgang Eric, »Eine „Bleibeverhandlung“ an der spätmittelalterlichen Universität Rostock. Helmold Lideren von Uelzen († 1482) als Medizinprofessor, Familienvater und Stadtarzt«, in: *Mecklenburgische Jahrbücher* 121 (2006), S. 93–114.

Wagner, Wolfgang Eric, »Verheiratete Magister und Scholaren an der spätmittelalterlichen Universität«, in: *Beiträge zur Kulturgeschichte der Gelehrten im späten Mittelalter*, hrsg. v. Frank Rexroth (Vorträge und Forschungen, 73), Ostfildern 2010, S. 71–100.

Wagner, Wolfgang Eric, »Wer hat im Mittelalter „gerufen“? Fürsten, Städte, Universitäten und ihre Interessen an gelehrten Personen«, in: *Professorinnen und Professoren gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesen an den Universitäten Mitteleuropas*, hrsg. v. Christian Hesse/Melanie Kellermüller (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 12), Basel 2012, S. 11–30.

Wagner, Frank/Kändler, Wolfram C., »Einzugsräume, Wanderungen, Ziele. Deutsche Universitätslandschaften im frühen 15. Jahrhundert«, in: *Über Mobilität von Studierenden und Gelehrten zwischen dem Reich und Italien (1400–1600). Della mobilità degli studiosi e eruditi fra il regno e l'Italia (1400–1600)*, hrsg. v. Suse Andresen/Rainer C. Schwinges (Repertorium Academicum Germanicum (RAG) – Forschungen, 1), Zürich 2011, S. 49–67.

Wagner-Egelhaaf, Martina, *Autobiographie* (Sammlung Metzler, 323), 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2005.

Walter, Peter, »Johannes Eck (1486-1543) und der Humanismus.«, in: *Johannes Eck (1486–1543). Scholastiker – Humanist – Kontroverstheologe*, hrsg. v. Jürgen Bärsch/ Konstantin Maier (Eichstätter Studien, N.F., 70), Regensburg 2014, S. 106–130.

Walther, Helmut G., »Italienisches gelehrtes Recht im Nürnberg des 15. Jahrhunderts«, in: *Recht und Verfassung im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit.* 2 Teile, hier Teil 1: *Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1994 bis 1995*, hrsg. v. Hartmut Boockmann/Ludger Grenzmann/Bernd Moeller, et al. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Folge 3, 228), Göttingen 1998, S. 215–229.

Walther, Helmut G., »Pavia und Padua im frühen 15. Jahrhundert. Zur Profilierung zweier Rechtsuniversitäten bei der Ausbildung für die politische Praxis«, in: *Science politique et droit public dans les facultés de droit européennes (XIIIe–XVIIIe siècle)*, hrsg. v. Jacques Krynen/Michael Stolleis (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, 229), Frankfurt am Main 2008, S. 263–282.

Walther, Helmut G., »Die Rechte - eine Karrierewissenschaft? «, in: *Wissenschaft mit Zukunft. Die ‚alte' Kölner Universität im Kontext der europäischen Universitätsgeschichte*, hrsg. v. Andreas Speer/Andreas Berger (Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, Band 19), Köln, Weimar, Wien 2016, S. 221–254.

Warnecke, Friedrich, *Die deutschen Bücherzeichen (Ex-libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart*, Berlin 1890.

Weber, Wolfgang E. J., »Art. Ehre«, in: *EdNZ*, Bd. 3 (2006), Sp. 77–83.

Weber, Wolfgang E. J., »Bilder (in) der Wissenschaft: Bemerkungen und Fragen zur Rolle des Bildes in der Universitätsgeschichte«, in: *Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Rainer A. Müller, Stuttgart 2007, S. 24–55.

Weckerlin, Hansjörg, »Der Mord an Georg Northofer, vormals Rektor der Universität Freiburg«, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 156 (2008), S. 147–165.

Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.), *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998.

Weimar, Peter, »Art. Corpus iuris civilis«, in: *LexMA*, Bd. 3 (1984), Sp. 270–277.

Wejwoda, Marek, *Spätmittelalterliche Jurisprudenz zwischen Rechtspraxis, Universität und kirchlicher Karriere. Der Leipziger Jurist und Naumburger Bischof Dietrich von Bocksdorf, ca. 1410–1466* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 42), Leiden/Boston.

Welzer, Harald, *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung,* 3. Auflage, München 2011.

Wendehorst, Alfred, *Das Bistum Eichstätt* (Germania Sacra, Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz, 45), Berlin 2006.

Werminghoff, Albert, *Conrad Celtis und sein Buch über Nürnberg*, Freiburg im Breisgau 1921.

Westermayer, Albert, *Die Grabdenkmäler der Stiftskirche zu St. Georg in Tübingen*, Tübingen 1912.

Wiedemann, Theodor, *Dr. Johann Eck. Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt. Eine Monographie*, Regensburg 1865.

Wieland, Christian, »Idealisten und Materialisten in der deutschen Universitätsgeschichtsforschung. Herbert Grundmann, Peter CIassen und die Frage nach dem Nutzen der mittelalterlichen Hochschule«, in: *Prudentia und Contemplatio. Ethik und Metaphysik im Mittelalter.* Festschrift für Georg Wieland zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Johannes Brachtendorf, Paderborn/München/Wien/Zürich 2002, S. 294–316.

Woelki, Thomas, *Lodovico Pontano, ca. 1409–1439. Eine Juristenkarriere an Universität, Fürstenhof, Kurie und Konzil* (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance, 38), Leiden/Boston 2011.

Wohlfeil, Rainer, »‚Reformatorische Öffentlichkeit'«, in: *Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit*, hrsg. v. Ludger Grenzmann/Karl Stackmann (Germanistische Symposien-Berichtsbände, 5), Stuttgart 1984, S. 41–52.

Worstbrock, Franz Josef, »Art. Schneevogel, Paul«, in: *VL*, Bd. 8 (1992), Sp. 777–785.

Worstbrock, Franz Josef, »Art. Ringmann, Matthias«, in: *VL – Humanismus*, Bd. 2 (2009), Sp. 725–740.

Wunder, Heide, »„Die Professorin" und die Professorentöchter. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Professorenstandes in der Frühen Neuzeit«, in: Universalität in der Provinz – die vormoderne Landesuniversität zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten, hrsg. v. Horst Carl/Friedrich Lenger, Darmstadt 2009, S. 233–271.

Wurm, Johann P., »Der ‚Eccius Philargyrus sive avarus' von 1523. Willibald Pirckheimers dritte Komödie gegen Johannes Eck«, in: MVGN 83 (1996), S. 33–55.

Wurm, Johann P., *Johannes Eck und der oberdeutsche Zinsstreit 1513–1515* (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 137), Münster 1997.

Wurm, Johann P., »Art. Eck, Johannes«, in: *VL – Humanismus*, hier Bd. 1 (2008), Sp. 576–585.

Wuttke, Dieter, *Aby M. Warburgs Methode als Anregung und Aufgabe* (Gratia, 2), 3. Auflage, Göttingen 1979.

Wuttke, Dieter, »Portrait des Willibald Pirckheimer«, in: *Caritas Pirckheimer. 1467–1532. Eine Ausstellung der Katholischen Stadtkirche Nürnberg*, hrsg. v. Lotte Kurras/Franz Machilek, München 1982, S. 57–58.

Zapp, Hartmut, »Art. Corpus iuris canonici: Liber Sextus«, in: *LexMA*, Bd. 3 (1984), Sp. 268.

Zapp, Hartmut, »Art. Nicolaus de Tudeschis (Panormitanus oder Abbas Siculus bzw. Abbas Modernus), Kardinal, Erzbischof von Palermo (1386–1445)«, in: *LexMA*, Bd. 6 (1993), Sp. 1135.

Zappe, Alfred, *Grundriss der Heraldik*, Limburg 1968.

Zarncke, Friedrich, *Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte und Charakteristik derselben*, Leipzig 1857.

Zeller, Wolfgang, *Der Jurist und Humanist Martin Prenninger gen. Uranius (1450–1501)* (Contubernium, 5), Tübingen 1973.

Ziegelbauer, Max, *Johannes Eck. Mann der Kirche im Zeitalter der Glaubensspaltung*, St. Ottilien 1987.

Ziegler, Konrat, »Art. Pyrrhias von Ithaka«, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften*. Neue Bearbeitung begonnen von Georg Wissowa, fortgeführt von Wilhelm Kroll und Karl Mittelhaus. 47. Halbband: *Pyramos bis Quosenus*, hrsg. v. Georg Wissowa, Stuttgart 1963, Sp. 1421.

Zingerle, Oswald von, *Mittelalterliche Inventare aus Tirol und Vorarlberg. Mit Sacherklärungen*, Innsbruck 1909.

9.3 Internetadressen

BL: Archives and Manuscripts, Catalogue: http://searcharchives.bl.uk/primo_library/libweb/action/search.do?vid=IAMS_VU2 <12.04.2017>.

Eck, Johannes, *Briefwechsel. Internet-Edition in vorläufigem Bearbeitungsstand*. Bearbeitungsstand 25. Januar 2011: http://ivv7srv15.uni-muenster.de/mnkg/pfnuer/Eck-Briefe.html <12.04.2017>.

Gesamtkatalog der Wiegendrucke: http://www.gesamtkatalogderwiegendrucke.de/ <12.04.2017>.

Kudorfer, Dieter, *Art. Oettingen, Grafen/Fürsten von,* in: Historisches Lexikon Bayerns: https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Oettingen,_Grafen/F%C3%BCrsten_von <12.04.2017>.

Nürnberger Hausbücher: http://www.nuernberger-hausbuecher.de/ <12.04.2017>.

Repertorium Academicum Germanicum (RAG). *Die graduierten Gelehrten des Alten Reiches zwischen 1250 und 1550*: http://www.rag-online.org/ <12.04.2017>.

Rous, Anne-Simone, *Tagungsbericht: Wie schreibt man eine intellektuelle Biographie aus dem Archiv?* 23.02.2012–24.02.2012, Gotha 2012: http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-4162 <12.04.2017>.

Weinsberg, Hermann von, *Liber Iuventutis*: http://www.weinsberg.uni-bonn.de/Edition/Liber_Iuventutis/Liber_Iuventutis.htm <12.04.2017>.

9.4 Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
BBKL	*Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon*
EdNZ	*Enzyklopädie der Neuzeit*
GW	Gesamtkatalog der Wiegendrucke
HRG	*Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*
LexMA	*Lexikon des Mittelalters*
MVGN	*Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg*
NDB	*Neue Deutsche Biographie*
o. J.	ohne Jahresangabe
o. O.	ohne Ortsangabe
UA	Universitätsarchiv
UB	Universitätsbibliothek
VL	*Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters*
VL – Humanismus	*Verfasserlexikon – Deutscher Humanismus*
WA	Martin Luther, *Werke. Kritische Gesamtausgabe* (Weimarer Ausgabe)

9.5 Abbildungsverzeichnis

Studieren? Heiraten? Promovieren? Bereits vor über 500 Jahren stellten junge Männer sich diese Fragen – verglichen mit heute jedoch vor höchst unterschiedlichem gesellschaftlichem Hintergrund. Johannes Eck (1486–1543), Johannes Kingsattler (1486–1534) und Willibald Pirckheimer (1470–1530) gehörten einer besonders prekären Generation an und mussten sich in einer Zeit beschleunigten Wandels immer wieder neu positionieren. Wie wurden sie zu dem (gemacht), als was sie sich in ihren Selbstzeugnissen repräsentierten und uns heute erscheinen? Ohne biographisches *telos* werden die jeweiligen Voraussetzungen untersucht, die es den Protagonisten ermöglichten, bestimmte Positionen im gelehrten Feld (Bourdieu) einzunehmen. Unter Einbeziehung unterschiedlicher Quellengattungen, einem mikrohistorischen Ansatz verpflichtet, zeichnet Ingo Trüter ein plastisches Bild gelehrter Lebenswelten um 1500, das vom Wegestreit bis hin zur Inneneinrichtung der gelehrten Helden reicht.



ISBN: 978-3-86395-311-9

Universitätsverlag Göttingen